BLICK IN DIE GESCHICHTE

Karlsruher stadthistorische Beiträge

1993 – 1998

BLICK IN DIE GESCHICHTE

eiträge Nr. 33 • 20. Dezember 1996

ne Erinnerungen

t zur deutschen Revolution 1848-49

bereitun- ution vor hl man- egsende h schon ie" kein die Kri- 871 und es Regi- fitte des 1998 in mancher h wieder isiert zu lie ande- ist es je- n immer

le Parole. Die revolutionäre Bewegung 1848 war für ihn eine „traurige Verwirrung, welche in diesem Frühling die deutschen Lande erfüllte ... Der Bürger ist geschaffen zur Arbeit, aber nicht zur Herrschaft ... Es ist einer der verderblichsten Irrtümer zu meinen, jeder tüchtige Gelehrte, Advokat, Kaufmann, Beamte, der Interesse habe an öffentlichen Dingen und fleißig die Zeitung lese, sei befähigt, aktiv in die Politik einzugreifen." Mit Baumgarten kapitulierten breite Schichten des Bürgertums vor der These, daß nur die traditionelle Oberschicht herrschen könne.

Im neuen Reich

Nachdem 1871 das neue deutsche Reich gegründet worden war, dachte 1873 kaum jemand daran, sich an die Revolution vor 25 Jahren zu erinnern. Zwar erschienen Autobiographien, Quellen und erste Darstellungen. Die Bewertung war aber durch tonangebende Historiker wie Heinrich v. Treitschke und Heinrich v. Sybel bestimmt. Letzterer sprach z. B. für den „rich-



Foto: Husler

Inge Stahlberg

1921–1985

Schon als sie siebzehn war, beschloß sie, mal „irgendwie mit Büchern zu tun zu hab Sie war die Tochter eines von den Nationalsozialisten amtsenthobenen Bürgermeisters einer kleinen Stadt im Hunsrück. Er sorgte für eine katholische Erziehung seiner beiden Kinder abseits der NS-Jugend-Erfassung. Im Abiturzeugnis – 1941 – stand als Berufsziel Bibliothekarin. Da war der Bruder bereits gefallen, und auf die Tochter konzentrierten sich alle Hoffnungen. Sie studierte erst Volkswirtschaft, hatte Statistik und Paragraphen aber bald satt und wechselte zu den Zeitungswissenschaften, den erträumten Beruf kannte sie schon ein Stück näher. Daneben

Blick in die Geschichte

Karlsruher stadthistorische Beiträge
Band 2

1993–1998

Stadt Karlsruhe
Forum für Stadtgeschichte und Kultur

Karlsruhe 1998

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Blick in die Geschichte: Karlsruher stadthistorische Beiträge / Stadt Karlsruhe, Forum für Stadtgeschichte und Kultur. (Red.: Leonhard Müller; Manfred Koch).- Karlsruhe: Badenia-Verl.

2. 1993 - 1998, - 1998
ISBN 3-7617-0091-1

„Blick in die Geschichte:"
Karlsruher stadthistorische Beiträge 1993-1998

Hrsg.: Stadt Karlsruhe
Forum für Stadtgeschichte und Kultur

Redaktion: Dr. Leonhard Müller (verantwortlich)
Dr. Manfred Koch

Textgestaltung: Katja Linder

Umschlaggestaltung: Dietmar Kup

Copyright 1998 by Stadt Karlsruhe
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Badenia Verlag und Druckerei GmbH, Karlsruhe

Kommissionsverlag: Badenia Verlag GmbH, Karlsruhe

ISBN 3-7617-0091-1

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort des Oberbürgermeisters XV

Einleitung XVI

Aufsätze

Die Aufsätze sind thematisch gegliedert.

17.12.1993 Städtebauliche Wettbewerbe in Karlsruhe
Teil 1: Von der Jahrhundertwende bis zum Ende des 2. Weltkriegs 1
Harald Ringler

18.3.1994 Städtebauliche Wettbewerbe in Karlsruhe
Teil 2: Von der Nachkriegszeit bis heute 4
Harald Ringler

17.3.1995 Parkstadt – Parkring – Rheinstadt. Ideen für neue Stadtteile in Karlsruhe nach dem Zweiten Weltkrieg 9
Harald Ringler

22.9.1995 Verkehrsprojekte in Karlsruhe: vergessen, verworfen, aufgegeben 14
Harald Ringler

15.3.1996 Stadtplätze in Karlsruhe – Entstehungsgeschichte und Überblick 19
Harald Ringler

21.3.1997 Siedlungen der 20er Jahre in Karlsruhe 25
Harald Ringler

19.12.1997 Siedlungen der 50er Jahre in Karlsruhe. Städtebau nach dem Krieg 29
Harald Ringler

17.6.1994 Vom Hofjagdrevier zum Parkwald. Zur Geschichte des Fasanengartens 34
Ulrich Kinzler

17.6.1994 Wiedereröffnung eines „Musentempels". Zur Sanierung des Konzerthauses 37
Leonhard Müller

21.3.1997 Geschichte der Karlsruher Straßenbahn 39
Dieter Ludwig

20.12.1996 Diskussion um die Straßenbahnen in Karlsruhe vor 100 Jahren 43
Leonhard Müller

20.6.1997 Schnakenstiche gegen Thingstätte. Die Pläne für einen NS-Kultplatz in Karlsruhe 45
Manfred Koch

19.9.1997 „...wird wegen dem Geburtstag des Großherzogs morgen die Fabrik um 12 Uhr geschlossen". Das Firmenarchiv der Parfümerie & Feinseifenfabrik Wolff & Sohn im Stadtarchiv Karlsruhe 47
Angelika Sauer

20.3.1998 Der Karlsruher Hafen: Ein langer Weg zum Rhein 51
Ernst Otto Bräunche

18.3.1994 Karlsruher Vereine: Die Gesellschaft Eintracht 55
Peter Pretsch

16.9.1994 Vom 1. Badischen Gesang-Fest 1844 in Karlsruhe zum Badischen Sängerbund 58
Albrecht Münch

16.6.1995 Die Anfänge des Fußballsports in Karlsruhe 60
Erich Beyer

19.9.1997 Politische Vereine in Karlsruhe während der Revolution 1848/49 I. 66
Jürgen Schuhladen-Krämer

20.3.1998 Politische Vereine in Karlsruhe während der Revolution 1848/49 II. 72
Jürgen Schuhladen-Krämer

21.6.1996 Der Streit um den Bürgernutzen. Konservative Durlacher in revolutionären Zeiten 78
Susanne Asche

20.12.1996 Umstrittene Erinnerungen I.
Das Urteil der Nachwelt zur deutschen Revolution 1848–49 83
Leonhard Müller

21.3.1997 Umstrittene Erinnerungen II.
Zum Umgang mit der Revolution 1848/49 nach 1918 86
Manfred Koch

20.6.1997 „Fremde" in der badischen Revolutionsarmee 90
Kurt Hochstuhl

19.12.1997 150 Jahre badische Revolution. Zur Landesausstellung 1998 in Karlsruhe 95
Jutta Dresch

19.6.1998 Petition des Vaterländischen Vereins Karlsruhe an die Deutsche Nationalversammlung vom 4. Juli 1848 98
Rainer Gutjahr

Ankäufe aus dem Besitz des Markgrafen von Baden

15.12.1995 I. Die markgräfliche Bibliothek aus dem Neuen Schloß in Baden-Baden 103
Peter Michael Ehrle, Armin Schlechter

15.12.1995 II. Archivgut aus der Schloßbibliothek des badischen Hauses 109
Hansmartin Schwarzmaier

15.3.1996 III. Die Ewerbungen des Badischen Landesmuseum 111
Harald Siebenmorgen

15.3.1996 IV. Die Erwerbungen der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe 117
Siegmar Holsten

15.3.1996 V. Erwerbungen für die Stadt Karlsruhe 121
Heinz Schmitt

18.3.1994 40 Jahre Bundesfachschule. Sanitär- und Heizungstechnik an der Heinrich-Meidinger-Schule Karlsruhe 124
Wolfgang Paech

16.12.1994 Straffälligenhilfe in Baden. Der Badische Landesverband für soziale Rechtspflege 128
Reiner Haehling von Lanzenauer

16.6.1995 Die Entwicklung des Volksschulwesens im Raum Karlsruhe 131
Amalie Heck

20.9.1996 Hofrat Johann Lorenz Boeckmann und das erste deutsche Telegramm. Ein Karlsruher Physiker fördert „Telegraphik“ 136
Heinz Straub

20.12.1996 Christian Thran. Markgräflich Badischer Hofgärtner und Afrikareisender 142
Peter Pretsch

21.3.1997 Der Karlsruher Theaterbrand 1847 und sein letztes Opfer 146
Heinz Schmitt

21.3.1997 Carl Friedrich Meerwein – ein vergessener Flugpionier 151
Heinz Straub

17.12.1993 Ein Zirkel zur Förderung der Kunst. Der Badische Kunstverein feiert 1993 sein 175. Gründungsjubiläum 156
Jutta Dresch

18.3.1994 Europäische Kulturtage 159
Michael Heck

17.3.1995 Heinrich Hübsch (1795–1863) Zum 200. Geburtstag des großen Architekten 160
Heinz Schmitt

17.3.1995 Begegnungen mit Max Reger 165
Andreas Schröder

15.3.1996 Der Hofkapellmeister Felix Mottl in Karlsruhe 168
Frithjof Haas

21.6.1996 100 Jahre Karlsruher Künstlerbund. Fortschrittliche Künstlervereinigung 1896 gegründet 173
Jutta Dresch

20.6.1997 Wie kommt das Bild in die Kaserne? 177
Ulrike Plate

20.3.1998 „Woher hat der Dompfaff seinen Namen“ oder: „Die Lust dagegen“. Zur Erinnerung an einen „Kunstskandal“ im Karlsruher Botanischen Garten 180
Wilfried Rößling

20.3.1998 Literarisches Nachkriegsleben in Karlsruhe. Anmerkungen zur Lyrik zwischen Gottsuche und Entfremdung 183
Jan Knopf

16.9.1994 Der schwarze September 1944. Karlsruhe im Bombenhagel 189
Erich Lacker

16.9.1994 Zum „Reichseinsatz" in Karlsruhe 193
Jürgen Schuhladen-Krämer

20.3.1998 Das Oberlandesgericht Karlsruhe im „Dritten Reich" 196
Christof Schiller

22.9.1995 Hintersassen, Bürger und Stadträte in der Frühzeit der Stadt 201
Ernst Otto Bräunche

18.3.1994 „So einen schönen Vikar kriegen wir nicht mehr..."
Nachlaß des Knielinger Vikars und Mühlburger Pfarrers
Wilibald Reichwein gelangte durch Schenkung ins Stadtarchiv Karlsruhe 206
Angelika Sauer

17.3.1995 Der Badische Rat Dr. Johannes Pistorius Niddanus d. J. (1546–1608) 209
Hans-Jürgen Günther

17.3.1995 Pfarrer D. Ernst Friedrich Fink – der 'badische' Wichern 213
Hermann Rückleben

19.6.1998 Alfred Maul und die Großherzogliche Badische
Turnlehrerbildungsanstalt in Karlsruhe 217
Erich Beyer

18.3.1994 Vom einfachen Schöpfbrunnen zum Qualitätsprodukt Trinkwasser.
Die Geschichte der Karlsruher Wasserversorgung 223
Jürgen Ulmer unter Mitwirkung von
Gerda Willig und Markus Schneider

17.6.1994 Über Steinkohledestillation zum Erdgas. Die Geschichte der Karlsruher Gasversorgung 228
Jürgen Ulmer unter Mitwirkung von Markus Schneider

16.12.1994 Geschichte der Karlsruher Stromversorgung 232
Jürgen Ulmer unter Mitwirkung von Gerda Willig und Markus Schneider

20.9.1996 Strom für Baden. Von den Anfängen der Elektrifizierung bis zum heutigen Energiedienstleister 237
Diana Stöcker

19.6.1998 Das Großherzogtum Baden und die Politik des Reichskanzlers Bismarck (1871–1890) 240
Hans-Jürgen Kremer

19.6.1998 300 Jahre Schloß Augustenburg in Grötzingen 248
Ute Grau

19.6.1998 Badener oder Badenser? 253
Leonhard Müller

Zeitzeugen berichten

17.12.1993 Professor Dr. Ernst Petrasch, ehem. Direktor des Badischen Landesmuseums 255

16.12.1994 Otto Dullenkopf, Oberbürgermeister a.D. 258

17.3.1995 Walther Wäldele, Erster Bürgermeister a.D. 260

Biographien

17.12.1993 Karoline von Günderrode (1780–1806) 265
Susanne Asche

18.3.1994	Helmuth Klotz (1894–1943) *Herbert Linder*	266
17.6.1994	Georg Bredig (1868–1944) *Klaus-Peter Hoepke*	267
16.9.1994	Wilhelm Nokk (1832–1902) *Leonhard Müller*	269
16.12.1994	Magdalena Neff geb. Meub (1881–1966) *Margarete Kraft*	270
17.3.1995	Ernst Wagner (1832–1920) *Leonhard Müller*	271
16.6.1995	Fridel Dethleffs-Edelmann (1899–1982) *Ursula Merkel*	273
22.9.1995	Hermann Levi (1839–1900) *Frithjof Haas*	274
15.12.1995	Großherzog Friedrich I. (1826–1907) *Manfred Koch*	276
15.3.1996	Luise Riegger (1887–1985) *Barbara Guttmann*	277
21.6.1996	Peter Treutlein (1845–1912) *Leonhard Müller*	279
20.9.1996	Kathinka Himmelheber (1898–1977) *Barbara Guttmann*	280
20.12.1996	Inge Stahlberg (1921–1985) *Heima Hasters*	282
21.3.1997	Hermann Billing (1867–1946) *Gerhard Kabierske*	283
20.6.1997	Franz Josef Lanzano *Alexander Mohr*	284
19.9.1997	Theodor Munz (1868–1947) *Ernst Otto Bräunche*	285

19.12.1997 Christian Friedrich Müller (1776–1821) 287
Christof Müller-Wirth

20.3.1998 Luise von Baden (1838–1923) 288
Leonhard Müller

19.6.1998 Leopold Rückert (1881–1942) 290
Frank Raberg

Carlsruher Blickpunkte

17.12.1993 Der Gutenbergplatz. Von der Richtstätte zum Marktplatz 293
Manfred Koch

18.3.1994 Der Wettbewerb um ein Denkmal für die Fliegeropfer des Ersten Weltkrieges 295
Ursula Merkel

17.6.1994 Ehemaliges Zeughaus beim Durlacher Tor 297
Gerhard Kabierske

16.9.1994 Bunkerreste auf dem Turmberg 299
Manfred Koch

16.12.1994 Das Durlacher Bismarck-Denkmal in der Kanzlerstraße 301
Brigitte Baumstark

17.3.1995 Überwundener Nationalsozialismus – Adler am Bunker bei der Appenmühle 303
Gerhard Kabierske

16.6.1995 Kleine Kirche bald in frischen Farben 304
Dorothea Schmitt-Hollstein

22.9.1995 Das Kriegerdenkmal vor der Friedrich-Realschule in Durlach 306
Brigitte Baumstark

15.12.1995 Von Karlsruhe nach Chicago. Ein schmiedeeisernes Tor im Stadtgarten 308
Brigitte Baumstark

15.3.1996 Ein Platz zur Zierde der Innenstadt 309
Wilfried Rößling

21.6.1996 Kaiserliche Präsenz: Die Hauptpost in Karlsruhe 311
Gerhard Kabierske

20.9.1996 Das Ende der Achsen 313
Wilfried Rößling

20.12.1996 „Eva im Glashaus" von Jürgen Goertz 315
Ursula Merkel

21.3.1997 Die Baischstraße 316
Gerhard Kabierske

20.6.1997 Der Heckerhut im Pfinzgaumuseum 318
Brigitte Baumstark

19.9.1997 Ein Wandkatalog in der Oststadt 319
Ulrike Plate

19.12.1997 Zwangsarbeit in Karlsruhe 1939–45 321
Leonhard Müller

20.3.1998 Der Narrenbrunnen 323
Peter Pretsch

19.6.1998 Hinter der Autobahn 325
Ulrike Plate

Bücher-Blick

17.12.1993 Bilder im Zirkel, 175 Jahre Badischer Kunstverein Karlsruhe 329
Leonhard Müller

17.12.1993 100 Jahre Mädchengymnasium in Deutschland 330
Leonhard Müller

17.12.1993 Karlsruher Stadtteile, Bulach, Ausstellung zur 800 Jahrfeier 330
Leonhard Müller

18.3.1994 Horst Schlesiger/Josef Werner: Die 50er Jahre. 330
Manfred Koch

18.3.1994	Alexander Mohr: Die Stadt Durlach in der Badischen Revolution von 1848/49. Ein Beitrag zur Revolution in der Provinz *Susanne Asche*	331
17.6.1994	Straßennamen in Karlsruhe. Karlsruher Beiträge Nr. 7 *Klaus Oesterle*	332
17.6.1994	Ulrike Grimm: Das Badische Landesmuseum in Karlsruhe *Leonhard Müller*	333
16.9.1994	900 Jahre Gottesaue. Spurensuche, Spurensicherung *Rainer Gutjahr*	334
16.9.1994	Josef Werner: Bauen und Wohnen. 75 Jahre Hardtwaldsiedlung *Ernst Otto Bräunche*	335
16.9.1994	Herbert Maisch: Bulacher Ortschronik *Manfred Koch*	335
16.12.1994	Horst Schlesiger/Josef Werner: Die 60er Jahre *Manfred Koch*	336
16.12.1994	Alexander Mohr/Martin Walter: Karlsruhe. Ein verlorenes Stadtbild *Manfred Koch*	336
16.12.1994	Roland Eichler: Die Weststadt im Spiegel der Geschichte *Manfred Koch*	337
17.3.1995	Renate Ehrismann: Der regierende Liberalismus in der Defensive, Verfassungspolitik im Großherzogtum Baden 1876–1905 *Leonhard Müller*	338
17.3.1995	Emma Wilderer: Numme net hudle. Geschichten aus meinem Leben *Manfred Koch*	339
16.6.1995	Erich Bauer/Josef Werner: Die 40er Jahre *Manfred Koch*	339
16.6.1995	Elga Roellecke: Die Munitionsfabrik – Das „Zündhütle" 1897–1972 *Barbara Guttmann*	341
22.9.1995	Karlsruhe in alten Ansichten *Leonhard Müller*	342

22.9.1995	Gerhard Söllner, Für Badens Ehre. Die Geschichte der Badischen Armee, Formation Feldzüge Uniformen Waffen Ausrüstung 1604–1832 *Leonhard Müller*	342
15.12.1995	Bräunche, Ernst Otto: Die Karlsruher Ratsprotokolle des 18. Jahrhunderts. Teil 1: 1725–1763 *Michael Martin*	343
15.12.1995	Peter Rückert (Hrsg.): Gottesaue – Kloster und Schloß *Ernst Otto Bräunche*	345
15.3.1996	Frithjof Haas: „Zwischen Brahms und Wagner – Der Dirigent Hermann Levi" *Paul Wehrle*	346
15.3.1996	Peter Pretsch, „Geöffnetes Narren-Turney". Geschichte der Karlsruher Fastnacht *Clemens Rehm*	347
21.6.1996	Hermann Ebeling, Karlsruhe – Ein Fächer der Möglichkeiten *Leonhard Müller*	348
21.6.1996	„Für Baden gerettet", Erwerbungen des Badischen Landesmuseums *Leonhard Müller*	348
21.6.1996	Dieter Vestner: Durlach im Wandel der Zeiten *Manfred Koch*	349
20.9.1996	Reiner Haehling von Lanzenauer: Düstere Nacht, hellichter Tag. Erinnerungen aus dem 20. Jahrhundert *Manfred Koch*	350
20.9.1996	Die elektrisierte Gesellschaft *Leonhard Müller*	351
20.12.1996	Erich Lacker: Zielort Karlsruhe. Die Luftangriffe im Zweiten Weltkrieg *Rainer Gutjahr*	352
20.12.1996	Susanne Asche, Olivia Hochstrasser: Durlach, Staufergründung, Fürstenresidenz, Bürgerstadt *Gerhard Kaller*	353

21.3.1997	Elga Roellecke: Wasser und Straßen, Quellen und Wege. Chronik Wolfartsweier *Ute Grau*	354
21.3.1997	Ernst Otto Bräunche/Thomas Schnabel (Hrsg.): Die Badische Verfassung von 1818 *Klaus Oesterle*	355
21.3.1997	Rolf-Heiner Behrends (Hrsg.): Faustkeil – Urne – Schwert. Archäologie in der Region Karlsruhe *Rainer Gutjahr*	356
21.3.1997	Rosemarie Stratmann-Döhler, Harald Siebenmorgen: Das Karlsruher Schloß *Leonhard Müller*	357
21.3.1997	100 Jahre Bürgerverein Oststadt. Jubiläumsbuch 1996 *Manfred Koch*	358
21.3.1997	Von der Hirschbrücke zum ZKM. Hundert Jahre Bürgerverein der Südweststadt Karlsruhe *Manfred Koch*	358
20.6.1997	Gerhard Kabierske: Der Architekt Hermann Billing (1867–1946). *Alexander Mohr*	360
20.6.1997	Gottfried Leiber: Friedrich Weinbrenners städtebauliches Schaffen für Karlsruhe, Teil 1: Die barocke Planung und die ersten klassizistischen Entwürfe Weinbrenners *Manfred Koch*	360
19.9.1997	Neues Bauen der 20er Jahre – Gropius, Haesler, Schwitters und die Dammerstock-Siedlung in Karlsruhe 1929 *Gottfried Leiber*	362
19.9.1997	Fritz Ehret: Sozial bauen – Gesund wohnen. *Josef Werner*	363
19.12.1997	Manfred Koch (Hrsg.): Auf dem Weg zur Großstadt, Karlsruhe in Plänen, Karten und Bildern, 1834–1915 *Klaus Oesterle*	364
19.12.1997	Karlsruhes neues Kulturzentrum, Bd. 1 Kunstfabrik im Hallenbau A *Leonhard Müller*	365

19.12.1997 Karlsruhes neues Kulturzentrum, Bd. 2 Jenseits der Brauerstraße 365
Leonhard Müller

20.3.1998 Amalie Heck: 200 Jahre Karlsruher Flug- und Luftfahrtgeschichte. Vom Gleit-Flug zum Verkehrs-Flug – vom Exerzierplatz zum Baden-Airport 366
Klaus Oesterle

20.3.1998 Revolution im Südwesten.
Stätten der Demokratiebewegung 1848/49 in Baden-Württemberg 367
Michael Martin

20.3.1998 Alfred Georg Frei; Kurt Hochstuhl: Wegbereiter der Demokratie.
Die badische Revolution 1848/49. Der Traum von der Freiheit 367
Michael Martin

20.3.1998 Martin Einsele; Andrea Kilian (Hrsg.): Stadtbausteine Karlsruhe.
Elemente der Stadtlandschaft 368
Harald Ringler

19.6.1998 Dieter Langewiesche (Hrsg.): Demokratiebewegung und Revolution 1847–1849 – Internationale Aspekte und europäische Verbindungen 368
Leonhard Müller

19.6.1998 1848/49 Revolution der deutschen Demokraten in Baden 369
Leonhard Müller

19.6.1998 Barbara Guttmann: „Zwischen Trümmern und Träumen".
Karlsruherinnen in Politik und Gesellschaft der Nachkriegszeit. 370
Manfred Koch

19.6.1998 Arno Lederer (Hrsg.): Architektur in Karlsruhe 1971 bis 1996 371
Harald Ringler

19.6.1998 Badische Synagogen aus der Zeit von Großherzog Friedrich in zeitgemäßen Photographien 372
Leonhard Müller

Personenregister 373

Bildnachweis 384

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 386

Geleitwort

Seitdem vor 10 Jahren zum erstenmal der „Blick in die Geschichte" im damaligen „Amtsblatt" erschienen ist, hat diese vierteljährige stadthistorische Beilage ein interessiertes Publikum gefunden.

Darum ist es gerechtfertigt, die Ausgaben der letzten fünf Jahren wiederum als Buch all jenen anzubieten, die Karlsruhe als ihren Lebensraum erfahren im Gestern wie im Heute, oder die anderswo an unserer Geschichte und Kultur interessiert sind.

Die Publikation ist einer der mannigfachen Wege, mit denen die Stadtverwaltung die kulturelle Vielfalt unserer Kommune ihren Bürgerinnen und Bürgern näher bringen will.

Ich selbst freue mich, daß ich am Ende meiner Amtszeit auch auf diesem Gebiet auf eine Publikation zurückblicken kann, die bei der Bürgerschaft angekommen ist. Und mein Wunsch ist es, daß in Zukunft noch so mancher es für wichtig hält, einen Blick in die Geschichte zu wagen.

Professor Dr. Gerhard Seiler
Oberbürgermeister

Einleitung

Der Plan hat sich bewährt: Um eine breite Leserschaft zu gewinnen, brauchte man keine aufwendige Publikationsform zu wählen, die in Zeiten schmaler Kassen an den Kosten scheitern könnte, was anderenorts zu beobachten ist.

Als Beilage des „Amtsblatts" der Stadt Karlsruhe, heute der „StadtZeitung", erscheint der „Blick in die Geschichte" vierteljährlich mit dem Annoncenblatt „Der Kurier" in einer Auflage von über 120 000 Exemplaren. Jeder Karlsruher Haushalt erhält somit kostenlos ein Exemplar des „Blick in die Geschichte", freilich auf Zeitungspapier, dessen Bestand stärker begrenzt ist. Aber auch um die Handlichkeit einer Aufsatzsammlung zu gewährleisten und mit klarer Gliederung und Register den Inhalt aufzuschließen, erscheint nun nach dem ersten Fünfjahresband dieser zweite Band der Ausgaben 1993 bis 1998.

Die Struktur des „Blick in die Geschichte" ist auch nach zehn Jahren unverändert: Neben den Aufsätzen finden sich auf der ersten Seite jeweils Biographien, „Carlsruher Blickpunkte" und der „Bücherblick" auf der letzten.

Beim Blickpunkt soll auf – für manchen – unbekannte Objekte aufmerksam gemacht werden, im „Bücherblick" wird auf Bucherscheinungen im Lokalen und Regionalen hingewiesen, die auch im Rückblick als Orientierung zur Erschließung unserer Kulturlandschaft hilfreich sein können.

Eine Reihe von Aufsätzen steht unter dem Motto „Auf dem Weg zur Revolution 1848-49". In diesen auf die Gedenkjahre 1997–99 hinführenden Beiträgen kann weit mehr als zu anderen Jubiläen Spezifisches für unsere Landeshistorie verdeutlicht werden. Der Erfolg vieler zu diesem Thema herausgegebenen Publikationen sowie der besonderen Ausstellungen zeigt, daß ein Blick in die Geschichte kein Rückzug in einen Elfenbeinturm ist, sondern Klarsicht für die Zukunft bei Selbstfindung im Vergangenen bringt.

Und mit diesem Konzept wollen wir auch weiterhin fortfahren.

Den vielen Autorinnen und Autoren sei für ihre Mitarbeit gedankt, weil sie – im Grunde ehrenamtlich bei nur geringem Spesenaufwand – mit ihrem Fachwissen zur Gestaltung des „Blicks" beigetragen haben.

Für diesen zweiten Band hat wie für den ersten Katja Linder die Druckvorlagen und Register mit Umsicht und Sorgfalt erstellt. Daß dadurch bei Nutzung der EDV-Einrichtungen im Stadtarchiv Karlsruhe eine kostengünstige Produktion möglich wurde, ist ihrem Einsatz zu verdanken, wofür ihr besonderer Dank und Anerkennung gilt. Zu danken ist Frau Rita Dahm, die gewissenhaft gründliche Korrektur gelesen hat.

Dank auch dem „Badendruck" und seinen aufgeschlossenen Mitarbeitern wie der Badenia-Druckerei, die die Buchfassung herstellte.

Die Redaktion „Blick in die Geschichte"
Dr. Leonhard Müller (verantwortlich), „Forum für Stadtgeschichte und Kultur"
Dr. Manfred Koch

Aufsätze

Städtebauliche Wettbewerbe in Karlsruhe

Teil 1: Von der Jahrhundertwende bis zum Ende des 2. Weltkriegs

Architektur- und Städtebauwettbewerb

In der zweiten Hälfte des 19 Jahrhunderts wurden in Deutschland und Österreich „öffentliche Konkurrenzen" zum festen Bestandteil des öffentlichen Baugeschehens. Anfangs konnten sich die Architekten auf diese Weise nur in den Großstädten um Bauaufgaben bemühen (Frankfurt 1840: Börse, Hamburg 1844: St. Nicolai-Kirche, Köln 1851: Kaufhaus Gürzenich, München 1854: Maximilianeum). Konkurrierende Verfahren ohne formales Reglement hatte es schon vorher gegeben. Die Vorteile von öffentlichen Wettbewerben sah man „in der Vielseitigkeit der Auffassung der gestellten Aufgabe; in der Ermittlung der hervorragenden Talente; in der Beschränkung des Nepotismus und im Ausschluß jeder Monopolisierung; in der stets erneuten Anregung des öffentlichen Interesses für Bauunternehmungen; in der durch den Wetteifer gesteigerten Anspannung der baukünstlerischen Kräfte" (1868). Die Industrialisierung rief einen ungeheueren Erweiterungsdruck auf die Städte und „Industriedörfer" hervor, der zu Bauflächenzuwächsen großen Ausmaßes und zu Verdrängung überflüssiger Befestigungsanlagen am Rande der Stadtkerne führte. Damit stellten sich auch große Aufgaben für Wettbewerbe in der Stadtplanung. Der erste städtebauliche Wettbewerb fand 1858 in Wien statt mit dem Ziel, Entwürfe für die Bebauung der Glacisgründe zwischen der Innenstadt und den Außenbezirken zu erhalten (Ringstraßenbebauung).

Karlsruhe zur Jahrhundertwende

In Karlsruhe beginnt das Wettbewerbswesen im Städtebau nach der Jahrhundertwende, nachdem die Stadt durch Überschreitung der 100 000 Einwohnergrenze statistisch „Großstadt" geworden war. Bis heute sind über 20 Ausschreibungen zu zählen. Sie betreffen im Gegensatz zu Architektur- bzw. Realisierungswettbewerben keine Einzelobjekte, sondern Siedlungen, innerstädtische Quartiere, Platzanlagen und deren Bebauung, Sanierungsgebiete und Brachflächen, Freiflächen von gesamtstädtischer Bedeutung, Fragen des Stadtbildes und neuerdings der Gewerbegebiete.

Der „Wettbewerb zur Erlangung eines zweckmäßigen Ortsbauplans für die wichtigsten Stadterweiterungsgebiete" – 1904 nur für in Karlsruhe ansässige Architekten und Ingenieure ausgeschrieben – brachte kein befriedigendes Ergebnis. Die Jury ließ dies auch ausdrücklich im Protokoll festhalten. Im Preisgericht saßen neben den in Karlsruher Planungsangelegenheiten einflußreichen, eher dem Ingenieurstädtebau des 19. Jhs. zugewandten Prof. Reinhard Baumeister zwei Vertreter der neuen Bewegung im Sinne des künstlerischen Städtebaus, Prof. Th. Fischer und Prof. C. Hocheder aus München. Die Wettbewerbsaufgabe bestand in der Ausarbeitung von Fluchtlinienplänen in den Maßstäben 1:5000 und 1:2000 mit Angaben zur beabsichtigten Bauweise für drei Stadterweiterungsgebiete, nämlich für den südlichen Teil der heutigen Südweststadt und Beiertheim einschließlich der alten Bauhofsflächen am Ettlinger Tor, für die Zone nordwestlich von Mühlburg und für die Gebiete östlich der Tullastraße. Diese Pläne waren Vorläufer der heutigen Bebauungspläne, enthielten aber auch noch Elemente der Flächen-

nutzungsplanung.

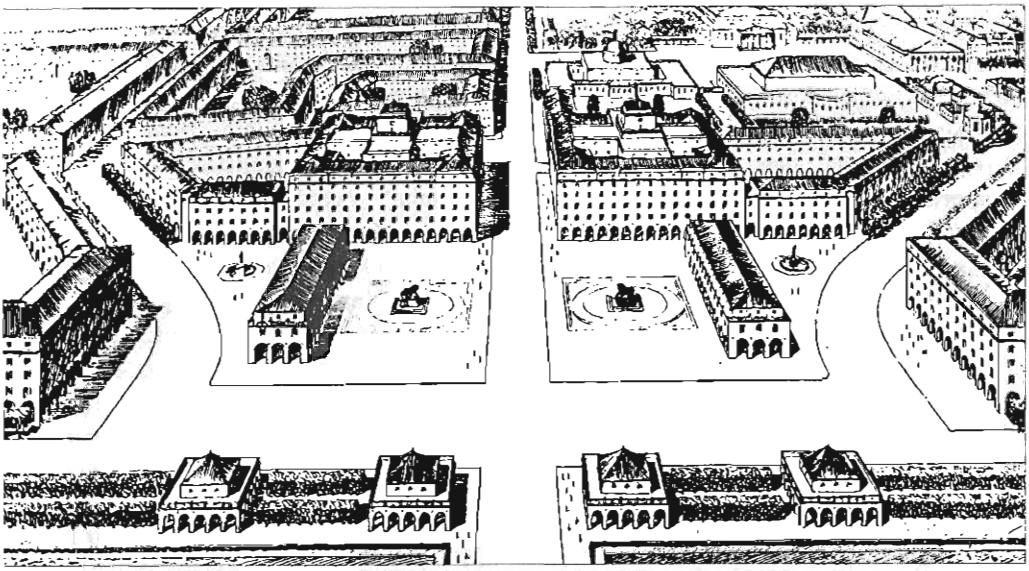
Die wesentlichen Forderungen im Wettbewerbsprogramm zielten auf die Verkehrserschließung der neuen Baugebiete zum neuen Hauptbahnhof. „In Straßenzüge s ist anzugeben, ob diese mit Gartenanlagen zu zieren oder als Spiel- oder Marktplätze oder sonstwie zu behandeln sind... In dem Plane sind geeignete Plätze für öffentliche Bauwerke anzugeben." Die Vorgaben waren ziemlich beliebig, die Vorschläge in den 12 Projekten mußten dieser Beliebigkeit folgen. Unmotivierte Straßenkrümmungen und Straßenaufweitungen als Platzanlagen prägten als falsch verstandene Gestaltungsmittel im weiterhin dominierenden Rasterstädtebau die meisten Entwürfe der Preisträger. Hermann Billing, der das Programm für den Wettbewerb ausgearbeitet hatte, errang zusammen mit Wilhelm Vittali den ersten Preis. Der Entwurf zeichnete sich durch ein verhältnismäßig ruhiges Straßenraster aus und enthielt Vorschläge für einen großzügigen Bahnhofplatz und für die Umgestaltung des Festplatzes. Die Arbeit des dritten Preisträgers Prof. A. Neumeister war insoweit zukunftsweisend, als er vorschlug, die beiden Albufer als Erholungsbereiche auszubauen. „Diese Anlagen müssen jedoch, um vollkommen zu sein und ihre Zwecke als große Erholungsstätten für die Bevölkerung und 'Lungen für die Stadt' zu erfüllen, mit den bestehenden Anlagen, dem Beiertheimer Walde, in Verbindung gebracht werden ... Spätere Generationen werden danken, wenn hier weitblickend großzügig verfahren wird."

Für die großflächige Stadterweiterung Karlsruhes blieb dieser Wettbewerb der erste und letzte. Anfang der zwanziger Jahre gab es Überlegungen für einen Wettbewerb zur Ausarbeitung eines Generalbebauungsplanes für das gesamte Stadtgebiet und die Nachbargemeinden. Der 1926 vorgelegte Entwurf war aber dann ein Werk der städtischen Planer.

Der 1911 ausgelobte Wettbewerb zur „Gestaltung des Bahnhofplatzes in Karlsruhe", ebenfalls nur für Karlsruher Architekten bestimmt, führte dann zu einem befriedigenden Ergebnis. Der Vorschlag eines der beiden Preisträger Oskar Seemann und Wilhelm Vittali bestimmt noch heute das Stadtbild am Hauptbahnhof. Vittali selbst konnte auch viele Bauten oder mindestens die Fassaden realisieren. Der Bahnhofplatz war 75 Jahre später neben dem Planungsgebiet südlich des Hauptbahnhofs nochmals Gegenstand im Rahmen des Wettbewerbs „Entwicklungsbereich Hauptbahnhof-Süd". Den Vorschlägen konnte nichts Substantielles bzw. Neues entnommen werden.

Ein 80 Jahre altes Problem

Die bis heute ungelöste „Ettlinger-Tor-Platz-Frage" führte seit 1902 zu zahlreichen behördeninternen Überlegungen, aber auch zu Gutachten und Wettbewerben. Ab 1913, nach der erfolgten Verlagerung des Hauptbahnhofs vom Standort des heutigen Badischen Staatstheaters nach Süden, zeigte sich die Notwendigkeit einer städtebaulichen Ordnung. Auf Drängen der Architektenschaft kam es 1912 zu einem Wettbewerb, bei dem kein erster Preis vergeben wurde. Der Vorschlag eines der drei zweiten Preisträger, Hans Schmidt, schien wegen seines Anknüpfens an die Tradition Weinbrenners ebenso viele Befürworter wie Gegner zu haben. Das Jurymitglied Theodor Fischer aus München legt anschließend einen eigenen Entwurf mit unsymmetrischer Baustruktur vor. Es kommt aber zu keiner Entscheidung. Erst nach dem Ersten Weltkrieg kommt durch den damaligen Baubürgermeister Schneider wieder Bewegung in diese Planungsfrage. Ende 1923 beauftragte er die Architekten Hermann Billing, Hans Großmann und Fritz Rößler, Vorschläge zu erarbeiten. Wie er-



Das Ettlinger Tor nach einem Entwurf von Hermann Billing 1924

wartet, erhält der Vorschlag Billings durch den künstlerischen Beirat der Stadt als Jury den Zuschlag. Aber nur ein Gebäude, die Oberpostdirektion, entsteht 1935 bis 1938 nach diesem Baufluchtenplan. Anläßlich des Wettbewerbs für einen Neubau der Städtischen Sparkasse auf dem Gelände des heutigen Postscheckamtes im Jahre 1950 wird das Billing'sche Konzept von der Jury als nicht mehr zweckmäßig und wünschenswert erachtet, „weil ein neuer repräsentativer Platz den vorhandenen Marktplatz oder Rondellplatz durch einen großen Maßstab zerstören würde ... Anstelle eines organischen Städtebaues würde die Verwirklichung der Billingschen Planung eine nach heutiger Auffassung unfreie Bebauung nach sich ziehen." Wahrscheinlich setzten Preisgerichtsmitglieder wie Egon Eiermann ihre Meinung einer „aufgelösten" Stadt durch. Inzwischen begegnen uns am Ettlinger Tor unterschiedliche Architekturauffassungen der letzten Jahrzehnte in scheinbar beliebiger Anordnung, aber weder Platz noch gestaltete Stadtlandschaft. Ein neuer Wettbewerb oder weiteres Gutachten werden nicht helfen, die Stadtverwaltung selbst ist gefragt, zu entscheiden, was sie will.

Zwei unterschiedliche Siedlungsprojekte

Der Wohnungsbau fand vor dem 2. Weltkrieg Berücksichtigung in zwei Wettbewerben, die aus ideologischer Sicht völlig gegensätzlich waren. 1928 beriet ein Preisgericht, dem unter anderem der Frankfurter Stadtbaurat Ernst May, Mies van der Rohe aus Berlin und der Stuttgarter Paul Schmitthenner angehörten, über 43 eingereichte Entwürfe für das Siedlungsprojekt „Dammerstock". Die prämiierten Arbeiten zeigten alle vorbehaltlos, daß das „neue Bauen" nun auch in Karlsruhe Einzug gehalten hatte. Sogar der städtische Mitarbeiter des Stadterweiterungsbüros Karl Pflästerer, der im Entwurf des Generalbebauungsplans 1926 die Blockrandbebauung konsequent verfolgt hatte, wußte mit seinem Wettbewerbsbeitrag, was er der strengen Nord-Süd-Zeilenbauweise schuldig war. Er wurde mit einem Ankauf belohnt. Die

Weichen waren schon mit der Festlegung des Preisgerichts und mit den von außerhalb Karlsruhe eingeladenen Architekten gestellt gewesen. Walter Gropius, der erste Bauhaus-Direktor, errang den ersten Preis und fungierte bei der Realisierung als künstlerischer Oberleiter. Otto Haesler aus Celle, W. Riphan und C. M. Grod aus Köln und der Karlsruher Detlef Rösiger als weitere Preisträger erhielten wie Gropius Bauaufträge. Ab 29. September 1929 konnte die Allgemeinheit die von der Landeshauptstadt Karlsruhe veranstaltete Ausstellung „Karlsruhe Dammerstocksiedlung – Die Gebrauchswohnung" mit 228 Wohnungen in 23 Wohnungstypen besichtigen. Die schon anfangs lauten Polemiken gegen die ungewohnte Architektur nahmen im „Dritten Reich" an Härte zu. Es bestand später sogar die Absicht, die „bolschewistische Architektur" durch aufgesetzte Satteldächer zu „verdeutschen".

Das 1936 ausgelobte Projekt „Daxlanden-Süd: Preisausschreiben zur Erlangung eines Aufteilungsplanes und von Entwürfen für Einfamilien-, Zweifamilien-, Ein- und Zweifamilien-Doppelhäuser, sowie Einfamilienreihenhäuser" kann als Gegenprogramm zum Dammerstock gesehen werden. „Die Siedlung soll einen städtischen Charakter erhalten und in städtebaulicher Hinsicht, sowie im gesamten Aufbau ein richtungsgebendes Vorbild nationalsozialistischen Gedankengutes sein". Zuladungen und Prominenz im Preisgericht wie Fritz Todt, Generalinspekteur der Deutschen Autobahnen, und Paul Schultze-Naumburg, seit langem Wortführer gegen den „Kulturbolschewismus", sollten für eine große Außenwirkung sorgen („Karlsruhe baut eine Adolf-Hitler-Siedlung. Ein neues Stadtviertel mit 600 Wohnhäusern"). Kein Karlsruher Architekt erhielt einen Preis. Der Mieter- und Bauverein zog für die Realisierung den zweiten Preisträger Prof. H. Mehrtens aus Aachen den ersten Preisträgern Wach und Roßkotten aus Düsseldorf vor. Der Entwurf versuchte an die ländliche Romantik früherer Gartenvorstadtsiedlungen anzuknüpfen, was auch durch Straßenbenennungen (Am Anger, Kleiner Anger) zum Ausdruck kommt. In der Rheinstrandsiedlung entstanden bis 1940 über 270 Wohnungen, deren teilweise notwendiger Wiederaufbau 1957 beendet war.

Harald Ringler

Städtebauliche Wettbewerbe in Karlsruhe

Teil 2: Von der Nachkriegszeit bis heute

Wiederaufbau

Nur 21 Prozent der vor dem Krieg in Karlsruhe errichteten Gebäude überdauerten die Bombenangriffe unbeschädigt. Die Innenstadt und hier wiederum die Kaiserstraße wiesen die schwersten Schäden auf. „Da der Wiederaufbau der zerstörten Städte wesentlich ein Problem des Stadtzentrums ist, so wird das seitherige Lebenszentrum der Stadt Karlsruhe zur Diskussion gestellt. Dieses Zentrum in seinem intensivsten Teil ist bestimmt durch die Kaiserstraße zwischen Marktplatz und Hauptpost. Die Neugestaltung dieses Teils der Kaiserstraße ... soll Gegenstand des Wettbewerbs sein." So die Einleitung des Ausschreibungstextes. Am 23. Juni 1948 beriet das Preisgericht über 91 Entwürfe, davon 48 aus Karlsruhe. Das Hauptproblem in der Stadtmitte sah die Jury

im Widerstreit zwischen alt und neu, im Denkmalschutzcharakter der Innenstadt mit den Weinbrennerbauten und im Ost-West-Verkehr. Eine Leistung, die allen Anforderungen genügte, bot sich nicht an, so daß vier gleiche Preise und acht Ankäufe vergeben wurden.

Die Stadtverwaltung ging nach diesem Wettbewerb ihren eigenen Weg, erarbeitete im Zusammenwirken mit dem dafür gegründeten Planungsbeirat einen Bebauungsplanentwurf. Erst 1954 erreichte das Bebauungsplanverfahren nach mehreren Rechtsstreiten den endgültigen Abschluß. Die meisten der 107 Einsprecher hatten sich gegen die Zurücksetzung der südlichen Bauflucht ab dem ersten Obergeschoß um sechs Meter und gegen die Arkaden beim Marktplatz und Europaplatz ausgesprochen. Eine Verbreiterung der Kaiserstraße, wie sie von 64 Prozent der Wettbewerbsteilnehmer vorgeschlagen worden war, erübrigte sich mit diesen Vorgaben wie auch durch die Verlegung des Anlieferverkehrs in die Erschließungshöfe wie Douglas-, Erbprinzenstraße, Passage- und Zentralhof etc. Die Ost- und Westseite des Marktplatzes sollten in alter Form wiederaufgebaut werden. Die Nordseite, die nie einheitlich bebaut gewesen war, erhielt einen gleichmäßigen Abschluß und eine Verbreiterung der Karl-Friedrich-Straße zum Schloßplatz. Mit der Zurücksetzung der südlichen Gebäude ab dem ersten Obergeschoß verfolgten die Planer damals das Ziel, Licht und Luft in die Stadt zu bringen und „steinerne Häuserschluchten" aufzulösen.

Die Kaiserstraße war noch zwei weitere Male Gegenstand gutachterlicher Wettbewerbe. 1973 legten die Architekten W. Förderer, G. Kramer und G. Martinsson Planungsvorschläge für die „Umgestaltung Marktplatz/Kaiserstraße/Hauptpost" vor. Im September 1974 war der Abschnitt der Kaiserstraße zwischen Herren- und Ritterstraße zur Fußgängerzone nach den Plänen von G. Kramer umgestaltet. 1991 bemühten sich sechs eingeladene Architekturbüros um Vorschläge für die „Aufwertung der Innenstadt".

Stadterweiterung

„Innerhalb der Gemarkungsgrenze der Stadt ist nur noch Platz für 52 000 Menschen." Diese Aussage machte der damalige Oberbürgermeister Klotz im Oktober 1954 und leitete damit ein Stadterweiterungsprojekt auf einem Gelände von 225 Hektar mit Wohnraum für 13 000 Menschen ein. 20 000 bis 25 000 Einwohner waren anfangs geplant gewesen in dieser neuen, zum größten Teil im östlichen Hardtwald konzipierten Nordoststadt. Die durch den jährlichen Zustrom von über 5 000 Menschen drastisch zunehmende Wohnungsnot konnte durch die bereits laufenden Projekte wie das Mühlburger Feld (Wettbewerb 1953), Rintheimer Feld und die Flugfeldbebauung (Nordweststadt) nicht behoben werden.

Am 11. Januar 1955 nahm der Karlsruher Stadtrat mit großer Mehrheit das Nord-Oststadt-Projekt an. Auf Drängen der Architektenschaft lobte die Stadt Ende August 1956 den „Städtebaulichen Ideenwettbewerb und Bauwettbewerb Waldstadt/Karlsruhe" aus, ließ aber den Planern nur bis Anfang November Zeit zum Arbeiten. Entweder übernahmen die Planer den städtischen Entwurf von 1955 und entwarfen zwei Nachbarschaften mit je 650 Wohnungen oder sie erstellten einen neuen Gesamtplan für eine Trabantenstadt für 25 000 Einwohner. Das Konzept Karl Selgs, des ersten Preisträgers, wich nicht grundsätzlich vom städtischen Vorschlag ab, schuf ein straffes Konzept mit fünf einheitlichen Wohnbereichen für 18 000 Einwohner und mit breiten Grünräumen. Im September 1957 erfolgte der erste Spatenstich

in der Königsberger Straße.

1974 lieferten fünf Architekten bzw. Planergruppen ihre Planungsgutachten „Karlsruhe-Nordoststadt" ab mit Entwürfen zur Waldstadt/Feldlage, die zwar von Anfang an geplant, aber bis dahin noch nicht realisiert war. Die Berliner Gruppe Freund/Oefelein/Schmock/Volkenborn erhielt dann den Planungsauftrag für die Fertigstellung des nun bald 20 Jahre alten Siedlungsprojekts.

Bereits vor der Waldstadtplanung galt das Beiertheimer Feld, d. h. der heute noch von Kleingärtnern genutzte Teil, als potentielles Baugebiet. Die kleinteilige Parzellierung des sich in privaten Händen befindlichen Areals galt aber als Haupthindernis. 1971 war das Gelände neben dem Albgrün Gegenstand eines städtebaulichen Ideenwettbewerbs. Der Entwurf für das Albgrün des damaligen ersten Preisträgers J. Jakubeit führte zur heutigen Günther-Klotz-Anlage.

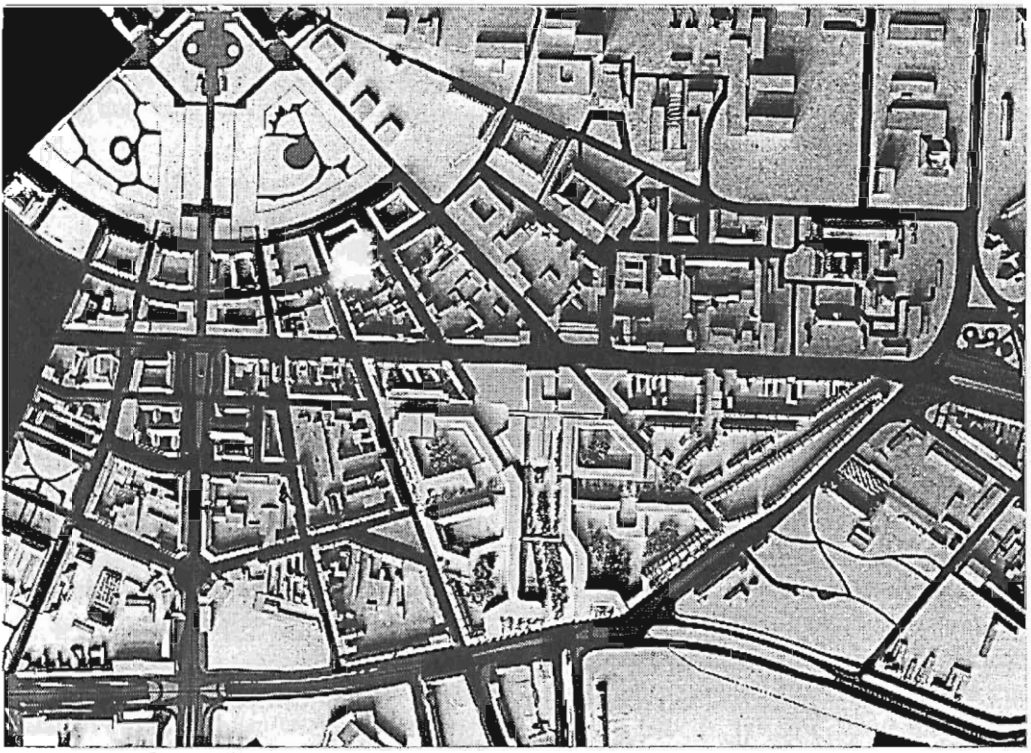
Als Stadterweiterung im Sinne der Bebauung größerer, meist landwirtschaftlich genutzter Flächen, kann auch der künftige 28 Hektar große „Technologiepark Vogelsand" zwischen Rintheim und der Waldstadt gesehen werden.

Der 1989 veranstaltete Ideenwettbewerb sollte die Entwurfsgrundlage für einen Bebauungsplan liefern, um ein Baugebiet für Forschung, Dienstleistungen und technologieorientiertes Gewerbe in der räumlichen Fortsetzung der Universität und der Technologiefabrik erschließen zu können.

Sanierung

Der „Internationale städtebauliche Ideenwettbewerb Karlsruhe 1970" beansprucht sowohl vom Umfang des Verfahrens als auch von der stadtentwicklungspolitischen Bedeutung in der bisherigen Historie der Karlsruher Wettbewerbe den ersten Platz. Ende der 60er Jahre drohte der bevorstehenden Altstadtsanierung eine Umsetzung der Vorstellungen der Architektengruppe Kraemer, Sieverts, Pfenning: Hochhäuser und Flachbauten auf einem vorher leergeräumten „Dörfle". Die hiesige Architekturfakultät drang daraufhin zusammen mit der Architektenkammer und dem Werkbund auf einen Wettbewerb, was von der Stadt schließlich akzeptiert wurde. Ende 1970 gingen aus 20 Ländern Europas 216 Arbeiten ein, die mit Abstand höchste Teilnehmerzahl eines Wettbewerbs in Karlsruhe.

Die Wettbewerbsbeiträge glichen einem Kaleidoskop der damals gängigen Architekturauffassungen: von pyramidenförmigen Baukörpern über den alles beinhaltenden Einzelriegel bis zur Blockrandbebauung. Zehn Arbeiten kamen in den Genuß der Preise; drei Sonderpreise und sieben Ankäufe wurden für besondere Einzelideen vergeben. Im Herbst 1971 beauftragte die Stadt Karlsruhe die „Neue Heimat" Baden-Württemberg als Treuhänder für die Sanierung des 16 Hektar großen Gebietes. Der Sanierungsträger beauftragte 1972 fünf der Preisträger mit der Überarbeitung ihrer Arbeiten. Nach dieser Phase erhielten zwei Büros, Hilmer/Sattler/Sattler aus München und Müller/Schmock/Volkenborn aus Berlin, nochmals die Gelegenheit der Überarbeitung. Der Münchner Entwurf" beruhte auf dem Prinzip der Blockrandbebauung in Anpassung an den Stadtgrundriß und beließ den Fußgänger- und Fahrverkehr auf derselben Ebene. Das „Berliner Konzept" beruhte auf dem System von doppelzeiligen Baukörpern in Nord-Süd-Richtung und wies den Fußgängern die zweite Ebene über dem Straßenniveau zu. Dazwischen sollte der Anliegerverkehr und die Parkierung stattfinden. In beiden Entwürfen blieb der Ostteil der Objektsanierung vorbehalten. Nach zähem Ringen in und zwischen den beteiligten Gremien und Institutionen wie Fachbeirat, Stadtplanungs-



Planung zur Altstadtsanierung (Das „Dörfle")

ausschuß, Stadtverwaltung sowie Sanierungsträger entschied sich der Gemeinderat am 19. Dezember 1972 für den „Münchner Entwurf", der Grundlage für die Bebauungspläne und damit das Konzept für die spätere Bebauung wurde.

Dieses beinahe drei Jahre dauernde Verfahren zeigt die Grenzen des Findungs- und Entscheidungsinstruments „Wettbewerb" deutlich auf. Denn, wie der damalige Berater Thomas Sieverts formulierte: es lassen sich Planungsabläufe dieser Größenordnung und Komplexität mit den üblichen Verfahren nicht mehr steuern. Ein Wettbewerbsprogramm für einen solchen Stadtteil kann mit einiger Verbindlichkeit nicht aufgestellt werden. Unbestritten ist die Bedeutung der Wettbewerbe als Anstoß der öffentlichen Meinung, als Vergleichsmaßstab, als Fortbildungsinstrument und Generator von Ideen.

Daß Wettbewerbe mit überschaubaren Aufgaben in Sanierungsgebieten ihre Funktion haben können, sofern eine Umsetzung der Ergebnisse erfolgt, zeigt die „Mehrfachbeauftragung Südstadt Grünzug" (1991/92). Dieser 1976 eingeweihte Stadtteilgrünzug erfordert Maßnahmen der „Stadtreparatur", einer Sanierung und Stadtbildverbesserung im kleinen Maßstab, wie Schließung von Lücken, sinnvolle Ergänzung der angrenzenden Bebauung und phantasievollen Grünraumgestaltung.

Ein Bauvorhaben auf einem der attraktivsten Standorte im Sanierungsgebiet sorgte 1988 für kommunalpolitische Unruhen, das L'Orèal-Projekt am Kronenplatz. Das bis dahin für ein Kaufhaus vorgesehene Gesamtgrundstück sollte nach einem Realisierungs-

wettbewerb in Teilen bebaut werden. Dagegen formierten sich Gegner einer Bebauung, um die Brachfläche als Freiraum zu erhalten. Der daraufhin durchgeführte Bürgerentscheid konnte wegen des verfehlten Quorums (19,5 Prozent anstatt 30 Prozent) keine neue Entscheidung des Gemeinderats herbeiführen. Den Ende 1988 entschiedenen Wettbewerb gewann das Büro Rossmann und Partner, den Bauauftrag erhielt einer der beiden Zweitplazierten, H. Rotermund.

Stadtreparatur

Ein Schwerpunkt der Stadtplanung der 80er Jahre lag in der Beschäftigung mit Industrie- und Gewerbebrachen und deren künftiger Nutzung. So wurde durch Stadtumbau- und Stadtreparaturprojekte auch für das Wettbewerbswesen ein zusätzliches Arbeitsgebiet erschlossen. Der 1981 jurierte städtebauliche Ideenwettbewerb für das ehemalige „Binding-Areal" zwischen Karlstraße und Beiertheimer Allee und die Umgestaltungsaufgabe des Dragonerkasernengeländes (1982) leiteten eine Reihe von Projekten ein. Mit dem dieses Gelände tangierenden 2,5 Kilometer langen Grünzug vom Mühlburger Tor bis zur Neureuter Straße beschäftigen sich Grünraumplaner als Wettbewerbsteilnehmer (1986).

Die Gewinner des Grünzugwettbewerbs, das Karlsruher Büro Klahn und Singer, hatte bereits 1984 den Ideenwettbewerb „Neuordnung des Bereichs um das Schloß Gottesaue" gewonnen. Eine Park- und Auelandschaft sollte der Oststadt die notwendigen Freiflächen mit dem Schloß im Mittelpunkt geben. Damit begann der Versuch der langsamen Umnutzung der 34 Hektar großen Fläche mit staatlichen Programmen. Die bisherigen Erfolge sind gering, da die Aufgabe der ZAST, die Verlagerung städtischer Dienststellen und des Schlachthofs noch nicht erfolgten. Die vorgesehene Fußgängerbrücke in Fortsetzung der Veilchenstraße (Wettbewerb 1986) scheiterte bisher an Anliegereinsprüchen. Die Hoffnung liegt nun auf der „Bundesgartenschau 2001", deren Kernbereich hier liegen soll. 1990 lieferten neun eingeladene Architekten für die nahe Fläche der ehemaligen Milchzentrale an der Durlacher Allee Wettbewerbsentwürfe für ein „Innovationszentrum" ab.

Auch für die Aufgabe Bundesgartenschau liefen bereits zwei Wettbewerbe: der „Städtebauliche Ideenwettbewerb Karlsruhe-Südost-Gottesaue" in den Jahren 1991/92 und der Folgewettbewerb „Ideen- und Realisierungswettbewerb Bundesgartenschau Karlsruhe 2001" (1993). War der 1962 veranstaltete Ideenwettbewerb für die Bundesgartenschau 1967 nur auf die Freiraumgestaltung des Stadtgartens und der Umgebung um das Schloß ausgerichtet gewesen, so liegt die eigentliche Zielsetzung des neuen Projekts in der großflächigen Stadtreparatur einschließlich der Umsetzung eines Verkehrskonzepts (Entlastung der Durlacher Allee durch die östliche Kriegsstraße und den verlängerten Ostring). Doch dies ist noch Zukunft, denn die endgültige politische Entscheidung steht noch aus.

Nicht immer führen Wettbewerbe zur Realisierung der gefundenen Vorschläge. So nahm das Bauprojekt „Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe (ZKM)"einen völlig anderen Verlauf als er mit dem 1986 veranstalteten Ideenwettbewerb „Entwicklungsbereich Hauptbahnhof-Süd"und dem 1989 abgeschlossenen Realisierungswettbewerb ZKM begonnen hatte. 1994 beginnen nach dem abgeschlossenen Gutachterverfahren mit drei eingeladenen Planungsbüros die Umbauarbeiten im Hallenbau auf dem IWKA-Gelände, das insgesamt ein Stadtumbau-Projekt geworden ist.

Die 23 erwähnten und beschriebenen Wettbewerbe nach 1945 sind noch zu ergänzen mit Aufgabenstellungen aus der Grünraumplanung (Friedhof Nordwest 1980, Grünzug Albufer Grünwinkel 1981, Außenanlagen Karlsburg Durlach 1988). Auch liefen einige Hochbauwettbewerbe, deren Umsetzungen in die Realität vor allem für das Stadtbild von großer Bedeutung sind. Der Ettlinger-Tor- und Festplatzbereich nimmt dabei eine herausragende Stellung ein (Schwarzwaldhalle 1953, Badisches Staatstheater 1963, Stadthalle 1978, Gartenhalle 1987, Opel-Gelände 1991). Im Zusammenhang mit architekturhistorisch wichtigen Situationen sind zu erwähnen die Architektenwettbewerbe „Landeskreditbank am Schloßplatz"(1978) und „Badische Landesbibliothek"(1980) gegenüber der St.-Stephans-Kirche.

Diese komprimierte Darstellung über beinahe 90 Jahre städtebaulicher Wettbewerbspraxis in Karlsruhe belegt die Wichtigkeit dieses Weges der Stadtplanung. Deutlich wird aber, daß komplexe Aufgaben und die Planung über Quartiersgrößen hinaus kein Feld für die relativ kurzfristige Bearbeitung durch oftmals ortsfremde und auch nicht in das Planungsgeschehen einer Großstadt einbezogene Büros sein kann. Auch gelingt es keinem Preisgericht, in meist nur zwei Tagen eine große Anzahl von eingereichten Arbeiten in ihrer Differenziertheit einzuschätzen.

Die Kommunen sollten die Tradition der 20er Jahre wieder aufnehmen und die Planungskultur in den eigenen Verwaltungen pflegen. Das nicht realisierte Vorhaben „Rheinstadt" Mitte der 60er Jahre hat bewiesen, daß gerade große Planungsaufgaben sehr gut durch eine von Alltagsarbeit freigestellte Projektgruppe geleistet werden können. In der Zukunft wird diese verwaltungsinterne Projektarbeit, angereichert von temporärer Beratung, noch wichtiger werden.

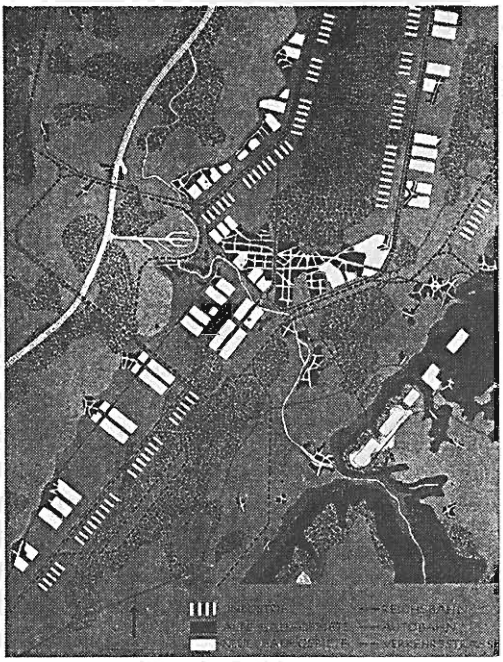
Harald Ringler

Parkstadt – Parkring – Rheinstadt

Ideen für neue Stadtteile in Karlsruhe nach dem Zweiten Weltkrieg

Stadtplanung bereitet Bauen vor und verhindert Bauen. Das letztere ist manchmal wichtiger, wenn auch nicht spektakulär. Stadtplanung nährt sich von Ideen, setzt diese in Pläne und Regeln um. Pläne führen aber nicht immer zur Realisierung ihrer Inhalte, auch wenn sie Gemüter bewegt, politischen Streit erregt und Hoffnungen geweckt haben. Jahre später erinnern sich manchmal nur noch die unmittelbar Beteiligten daran. Gerade um solche Projekte, die ausschließlich in Akten, Broschüren und Zeitungsarchiven Spuren hinterlassen haben, geht es in diesem Beitrag. Am Ende der Lektüre mag der Leser überlegen, ob nicht vielleicht eine der Ideen in der fernen Zukunft aktuell werden könnte.

Stadterweiterung geschah bis ins 20. Jahrhundert als Fortsetzen der Bebauung, unmittelbares Hinzufügen von neuen Stadtteilen an die bestehende Stadt, wie dies in Karlsruhe bis Mitte des 19. Jahrhunderts innerhalb der heutigen Innenstadt geschah. Die Südstadt, Südweststadt, Oststadt und Weststadt schlossen ab zirka 1860 nacheinander an die Kernstadt an. Eine Entwicklung nach Norden, wie es im Parkring-Projekt vorgesehen war, gab es nicht. Nach dem Zweiten Weltkrieg bedeutete Stadterweiterung



Schema der Neuordnung des Raumes Karlsruhe (O. E. Schweizer 1944) mit Parkstadt im Südosten.

die Anlage eigenständiger Siedlungen, abgesetzt von der eigentlichen Stadt. Hierfür wären die Parkstadt und die Rheinstadt Beispiele gewesen.

Parkstadt – Höhenstadtteil im Südosten

Eine von der Stadtverwaltung beauftragte, 1944 fertiggestellte Studie der beiden Professoren an der hiesigen Technischen Hochschule, Friedrich Raab und Otto Ernst Schweizer, beinhaltet Vorschläge „über die Ausgestaltung der Bahnanlagen und die Ausweisung von Baugebieten im Raum von Karlsruhe". Schweizer veröffentlichte seinen Beitrag mit dem Titel „Zur städtebaulichen Neuordnung von Karlsruhe" im Jahre 1948 „zum Gebrauch der Studierenden der Technischen Hochschule zu Karlsruhe bei städtebaulichen Studienaufgaben", auch eines der vielen Beispiele von Kontinuität der Ideen und Karrieren in diesen Zeiten.

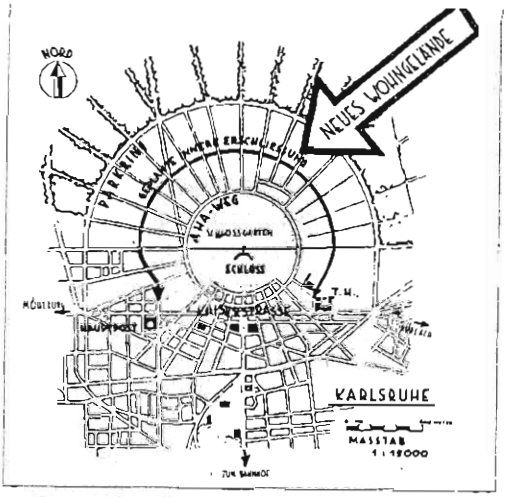
Die Konzeption beruht auf dem Gedanken des „Trabantenbandes", eine Kombination von zirka 500 Meter voneinander entfernten Wohn- und Gewerbegebieten. Die Wohngebiete schließen an die vorhandenen Dörfer wie zum Beispiel Forchheim, Mörsch und Durmersheim an, die Gewerbeflächen liegen östlich davon entlang der Bahnlinie, teilweise im südlichen Hardtwald. Die Freiräume zwischen den Dörfern bleiben erhalten. Nach Norden erstrecken sich die Trabantenbänder in gleicher Weise beiderseits des Waldes entlang der Linie Neureut und Eggenstein bzw. Hagsfeld, Blankenloch. Die Industriezone westlich von Hagsfeld wurde zehn Jahre später als Wohnbaufläche für die spätere Waldstadt ausersehen. Die Landschaft zwischen Rüppurr, Ettlingen und Durlach erfährt keine Siedlungserweiterung.

Dafür wird die Berghöhe vom Wattkopf bei Ettlingen über Hohenwettersbach in Richtung Grötzingen für eine, vom Rheintal aus nicht sichtbare „Parkstadt" ausersehen. Die Bebauung soll teils durch freistehende Einfamilienhäuser mit 400 Quadratmeter großen Gärten, teils durch drei- bis viergeschossige Zeilen erfolgen. Eine Vorortesschnellbahn verbindet diese bandartige Siedlung mit dem Hauptbahnhof. „Eine besonders wichtige Aufgabe scheint es mir für Karlsruhe zu sein, ein Wohngebiet zu schaffen, das eine vollwertige Wohnanlage in jeder Beziehung darstellt. Eine solche Wohnlage besitzt Karlsruhe auch in seinen besseren, wesentlich im Westen gelegenen Wohngebieten heute noch nicht. ... Besonders für den geistig arbeitenden Menschen muß jedenfalls nach einer höher gelegenen Wohngegend gesucht werden, welche auch eine wirkliche Entspannung für den modernen, nervösen Menschen bietet" (Schweizer). Die ab 1964 entstehende, für Führungspersonal der Karlsruher

Wirtschaft gedachte Bergwaldsiedlung scheint ein vereinzeltes Element dieser Idee zu sein. Das von Schweizer so selbstverständlich formulierte Ziel der Nichtsichtbarkeit der Siedlung von der Ebene scheint hier wenig beachtet. Auch die Besiedlung des Durlacher Hanggebietes läuft seinen 20 Jahre früher niedergeschriebenen Leitgedanken des Freihaltens des Schwarzwaldrandes entgegen. Für die fachliche Legitimation der Lage der Waldstadt war der „Schweizer-Plan" gut, für die bauliche Entwicklung in Durlach schien er unbrauchbar. Der Berufung auf frühere Pläne ist deshalb mit Vorsicht zu begegnen. Frei von Bindungen formulierte Ideen geben manchmal Anstöße, werden umformuliert oder gar anderen profaner entstandenen Vorhaben unterlegt. Sie erhalten aber auch manchmal die Chance, wiederbelebt zu werden, wie das für den geschilderten Gedanken einer „Parkstadt" als Höhenstadtteil zutreffen kann.

Parkringbebauung – Stadterweiterung nach Norden

Der nördliche Hardtwald ist seit den 20er Jahren immer wieder Thema der Stadtplanung. Der Entwurf zum Generalbebauungsplan 1926 legte die Grundlagen für den Parkring, der heutigen Adenauer-Allee, mit den beiderseits angeordneten Sportanlagen. 1948 lieferten die Karlsruher Architekten Willett und Bingler im Rahmen des Kaiserstraßen-Wettbewerbs einen Vorschlag zur Bebauung der Waldzone zwischen dem Ahaweg und dem Parkring mit Wohnungen für 20 000 bis 25 000 Menschen unter möglichster Schonung des Baumbestandes („Wohnen unter den hohen alten Bäumen"). Die Idee einer Karlsruher Waldstadt ist damit geboren. Die zweite begann die amerikanische Besatzungsmacht zwei Jahre später an der Erzbergerstraße zu realisieren. Die dritte Waldstadtidee wird ab 1957 Wirklichkeit,



Vorschlag für die Parkringbebauung von Willett und Bingler 1948, 1949.

nicht unabhängig von den ab 1949 geführten Diskussionen über die Inanspruchnahme des Waldes für Siedlungszwecke.

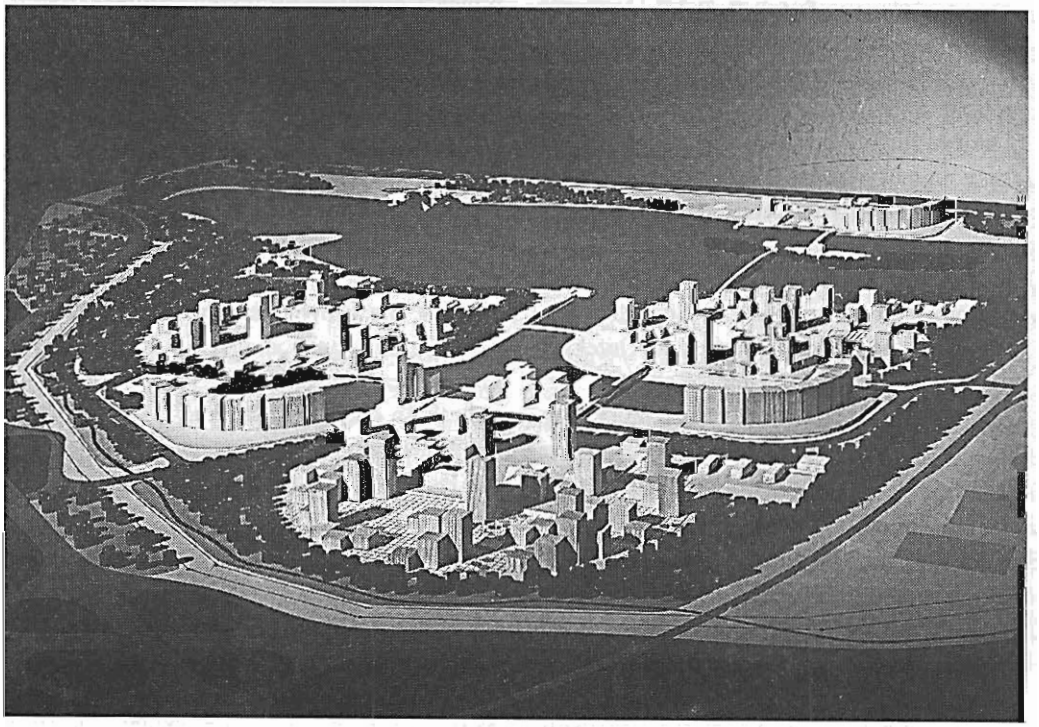
Der Vorschlag für eine nördliche Stadterweiterung war nicht unbegründet. Das Fehlen eines nördlichen Wohngebietes als Einzugsbereich für die Innenstadt, die geringe Entfernung dorthin und der Staat als einziger Eigentümer der Fläche sprachen bei der immer stärker werdenden Wohnungsnot für diese Überlegungen. Ein Drittel des Wohnungsbestandes war im Krieg zerstört worden, die Einwohnerzahl hatte aber nach dem Krieg zugenommen. Der Karlsruher Gemeinderat beschloß am 15. Februar 1949 außerhalb der Tagesordnung (!) nach einem fraktionsübergreifenden Antrag des Stadtrates Hermann Walter gegen die Stimme des Stadtrates Dr. Friedrich Seippel: „Zur Durchführung eines großzügigen Wohnungsbauprogrammes soll das zwischen Ahaweg und Parkring gelegene Gelände für den Wohnungsbau freigegeben werden. Der Generalbebauungsplan ist entsprechend zu ändern ..." Walter hatte die Parkringbebauung seit Mitte 1948 betrieben. Dr. Seippel wies in seiner

Gegenrede auf das riesengroße Baulückenpotential hin und fragte, warum der Vorteil, den Wald vom Zentrum aus in kurzer Zeit erreichen zu können, aufgegeben werden sollte. Nach diesem Stadtratsbeschluß setzte in der Tagespresse eine engagierte Diskussion ein. Die Initiative schien aber im Laufe der Zeit im Sande zu verlaufen.

Oberbürgermeister Günther Klotz eröffnete 1954 die weitere Diskussion mit den öffentlich gestellten Fragen „Läßt sich die Waldgrenze auf Dauer halten? Kann die Kaiserstraße für ewige Zeiten an der Peripherie der Stadt liegen?" Er brachte auch die Idee von zwölf Hochhäusern am Parkring am Schnittpunkt der Strahlen ins Spiel. Der Karlsruher Architekt Erich Schelling nahm diesen Ball auf und erneuerte den fünf Jahre alten Vorschlag für eine lockere Bebauung des Hardtwaldes. Dafür sollte die Stadt im Südwesten Ausgleich schaffen durch Aufforstungen. Die intensiv geführte Diskussion kann in der damaligen Tagespresse nachvollzogen werden. Im Januar 1955 präsentiert Klotz das Projekt „Nord-Ost-Stadt" für 30 000 Bewohner. Der Wald südlich des Parkringes bleibt frei von Bebauung. Das Beispiel zeigt auch den damals bereits vereinzelt gesehenen Zielkonflikt zwischen Bauen und Schutz des Natur- und Landschaftsraumes, ein vermeintlich erst seit wenigen Jahren erkanntes Problem der Stadtplanung.

Rheinstadt – ein neuer Stadtteil im Westen

Die Überlegungen für eine dichte Wohnbebauung in der Burgau, des heute unter Schutz stehenden Landschaftsteils zwischen dem Knielinger See und der Pfalzbahn, lassen sich in den Akten bis auf das Jahr 1964 zurückverfolgen. Ende 1968 finden sich noch Erwähnungen in Zeitschriften, eher als



Die Rheinstadt, Modell von Nordosten aus gesehen, 1965.

Vorsorgeplanung, denn als ernsthaftes Projekt dargestellt. Die Planungsarbeiten waren schon längst beendet worden. Mit dem Rückzug des damaligen Oberbürgermeisters Günther Klotz aus der Politik im Jahre 1970 verschwand diese im Stadtplanungsamt geborene Idee dann vollständig.

Die Rheinstadt hatte als ernsthaft betriebenes Projekt begonnen. Ein eigenes „Rheinstadtbüro" mit teilweise für diese Aufgaben freigestellten städtischen Mitarbeitern und studentischen Hilfskräften von Mitte 1965 bis Anfang 1967 bot die planerische Infrastruktur. Gutachten wurden in Auftrag gegeben, städtische Ämter mit Detailaufgaben beschäftigt, eine eigene Broschüre herausgegeben. Diese Planungskosten betrugen mindestens 110 000 Mark. Sogar die Genehmigungsbehörde, das Regierungspräsidium, war für das Projekt gewonnen worden. Aber weder der Karlsruher Gemeinderat noch sein Planungsausschuß waren, obwohl es für Mitte 1966 vorgesehen gewesen war,. ein einziges Mal mit der Rheinstadt-Idee befaßt gewesen.

Die Bevölkerung hatte zwischen 1950 (201 000) und 1961 (245 000) im Jahresdurchschnitt um 4 000 Einwohner zugenommen. Die Zeichen wiesen weiterhin auf Wachstum, unter anderem durch ein Gutachten über die wirtschaftliche Entwicklung des Raumes Karlsruhe. Die Prognosevariante „Mittlerer Zuwachs" ging dabei von einer Zunahme bis 1980 von 50 000 Einwohnern, also von einem durchschnittlichen Anwachsen der Einwohnerzahl von 2 500 pro Jahr aus. Die damaligen Wohnbauprojekte schienen für. einen derartigen Zuwachs nicht ausreichend, was zu ersten Überlegungen einer Wohnsiedlung im Oberwald führte. Voraussehbare Schwierigkeiten mit der vorhandenen Wassergewinnungszone ließ das Stadtplanungsamt neue Möglichkeiten finden: die Fritschlach in Daxlanden und die Burgau in Knielingen. Letztere Variante hatte den Vorzug des überwiegend städtischen Eigentums gegenüber der großteils in vielen privaten Händen befindlichen Fritschlach.

An die Stelle der bisher verfolgten großen nördlichen Hafenerweiterung mit Industriegebiet trat nun die „Rheinstadt", geplant für 27 000 Einwohner in drei großen und zwei kleinen Nachbarschaften auf insgesamt 100 Hektar Fläche. „Karlsruhe am Rhein" schien nun endlich Wirklichkeit zu werden. Das von den Raffinerien im Norden bis zum Rheinhafen im Süden durchgehend geplante Industrieband war nicht mehr wünschenswert, die Möglichkeit des Zugangs zum Rhein gewann Bedeutung und die Belastung von Knielingen durch Industrie schien abwendbar. Die damals aufwendig betriebene Straßenverkehrsplanung mit Nord- und Südtangente und der Fortführung der B 36 von Neureut quer durch den Ortskern von Knielingen an der Rheinstadt vorbei über den Rheinhafen sicherten eine sehr gute Erschließung für den Autoverkehr. Die Planung einer Straßenbahnlinie war im Gespräch, aber nicht näher definiert. Die Lage am Knielinger See ermöglichte „Wohnen am Wasser" mit Freizeit- und Erholungsnutzungen.

Die Konzeption der Bebauung war ausgerichtet auf vier- bis 20geschossige Gebäude, teilweise gelagert auf einer Erschließungs- und Parkierungsebene. Das in den 60er Jahren verfolgte Ziel „Urbanität durch Dichte" galt auch für die Rheinstadtplanung. Es war die Fiktion, städtisches Treiben durch Funktionstrennung und vielgeschossige Bebauung zu erreichen. Eine zweite, viermal soviele Menschen fassende Oberreut-Waldlage am Wasser wäre entstanden.

In der im September 1965 erschienenen Ausgabe des Karlsruher Wirtschaftsspiegels verkündete Oberbürgermeister Klotz die mit Sicherheit vorauszusagende Erstellung . der Rheinstadt. Die Rheinstadt diente im Stadt-

jubiläumsjahr als Vorzeigeobjekt. Die ersten Kostenzusammenstellungen erfolgten im Dezember. Die Schätzung für die wichtigsten städtischen Maßnahmen wie Aufschüttung des Geländes, Hochwasserschutz, Verlegung der Freileitung, Kanalisation, Wasser-, Strom- und Gasversorgung belief sich auf nahezu 35 Millionen Mark, was auf heutigem Stand fortgeschrieben 1 1 8 Millionen Mark bedeutet, die Investitionen für die Verkehrsanbindung und die aufwendige Erschließungs- und Parkierungsebene für über 10 000 Fahrzeuge noch nicht gerechnet. Im Rezessionsjahr 1966, mitten in der Fertigstellungsphase der Bundesgartenschau 1967, erschien die Finanzierung dieser notwendigen Vorleistungen wahrscheinlich als unsicher. Es verschwanden langsam die Zeichen des Wachstums. Für das Jahr 1966 zeigte die Bevölkerungsstatistik erstmals Wanderungsverluste, die aber noch vom Geburtenüberschuß aufgefangen werden konnten. Hatte das bereits erwähnte „Isenberg-Gutachten" bis 1980 eine Steigerung der Einwohnerzahlen bis auf 290 000 als Mittelwert prognostiziert, so blieb der tatsächliche Wert unter 238 000 (ohne die 1972–1975 eingemeindeten Vororte).

Ein anderes großes Projekt, die „Altstadtsanierung", rückte in der zweiten Hälfte der 60er Jahre verstärkt in den Blickpunkt der Planung. Der Übergang von der „Stadterweiterung" zur „Stadterneuerung" war eingeleitet. Zudem begann mit der verstärkten Demokratisierung des öffentlichen Lebens die Ablösung der autoritär bestimmten Vermittlungspraxis von Planungsideen, die sicherlich ihrerseits getragen war vom Verantwortungsbewußtsein für aktuelle Probleme wie dem akuten Wohnungsmangel in den 50er Jahren.

Harald Ringler

Verkehrsprojekte in Karlsruhe: vergessen, verworfen, aufgegeben

Standen im vorhergehenden Aufsatz nicht realisierte Ideen und Projekte für Siedlungen im Blickpunkt, so sollen nun einige in Vergessenheit geratene planerische Vorhaben vorgestellt werden. Dabei geht es um die Schiffahrt, den Flugverkehr und Straßen.

Kanäle

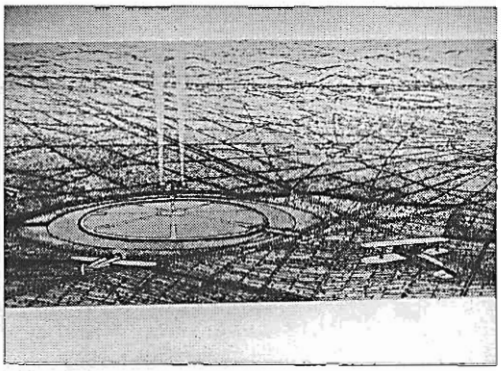
Im Stadterweiterungsplan von 1802 schlug Friedrich Weinbrenner die Anlage eines Kanals vom Rhein bis nach Karlsruhe und weiter bis zum Steinkanal im Osten vor. „Denn Karlsruhe, das nur eine Stunde vom Rhein, und doch so weit entlegen, daß es nicht bei jedem nachbarlichen Streit dem Ruin des Krieges, wie andere Grenzstädte, ausgesetzt ist, würde noch ferneres außer der Annehmlichkeit, durch die Verbindung des Rheins eben so viel für den Kommerz gewinnen, indem es ohnehin schon sehr geschickt durch die Heerstraßen, die sich von ganz Schwaben hindurch nach Frankreich und der Schweiz ziehen, für den Speditionshandel gelegen ist." Im Bereich der heutigen Innenstadt läge der Kanal in der Moltkestraße und östlich des Schlosses in der Richard-Willstätter-Allee. Ein Plan von 1809 sieht ein Hafenbecken und Kaufhäuser am Schnittpunkt des Kanals mit der verlängerten Karlstraße vor, ungefähr auf der Fläche des heutigen Bismarck-Gymnasiums. Ein weiteres Kanal- und Hafenprojekt

ist im Plan zur Stadtvergrößerung von 1812 enthalten. Ein Hafen, gespeist von einem vereinten Murg- und Albkanal liegt mit einem neuen Marktplatz vor dem Ettlinger Tor.

Fast ein Jahrhundert nach Weinbrenners erstem Hafenprojekt erhielt die Stadt ihren Rheinhafen. Zwischen 1899 und 1901 erfolgte der Bau an seiner heutigen Stelle, nachdem es verschiedene Standortvorschläge gegeben hatte. Der Generalbebauungsplan 1926 enthält bereits eine Erweiterung mit weiteren Hafenbecken. Diese Planungsüberlegung hielt sich bis in die 60er Jahre und verschwand erst mit dem an dieser Stelle vorgesehenen, später ebenfalls auf gegebenen Projekt Rheinstadt.

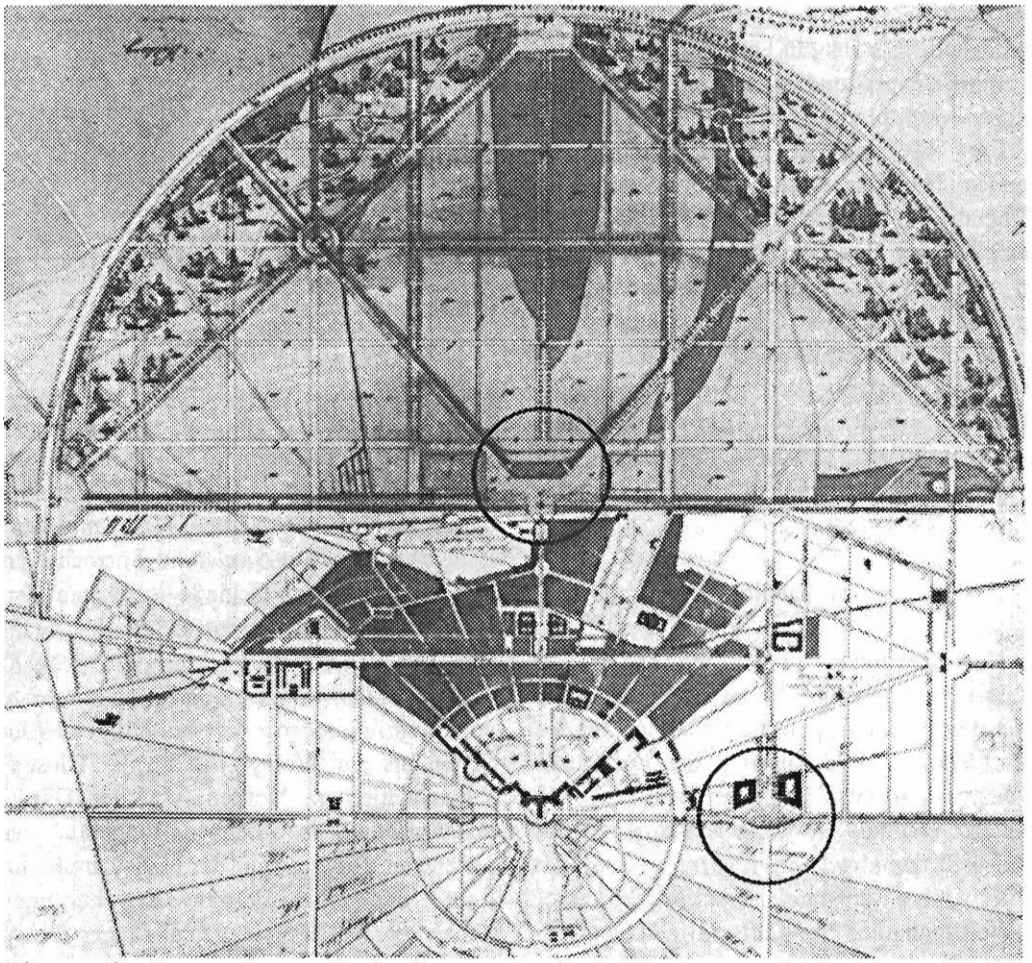
Flughäfen

Nach dem ersten Aufstieg eines Zeppelin im Jahre 1900 gewann die Luftschiffahrt bis in die 30er Jahre eine gewisse Bedeutung für den Luftverkehr. 1908 überflog der Luftschiffkonstrukteur Graf Zeppelin Maxau, 1911 landete erstmals ein Luftschiff in Karlsruhe auf dem damaligen Exerzierplatz. Ende der 20er Jahre entstand das Projekt eines „Weltflughafens" für Luftschiffe in Deutschland. Karlsruhe bewarb sich 1928 neben Frankfurt und Berlin um diesen „Zeppelin-Luftschiff-Hafen" und präsentierte dafür den Oberwald, wobei an ein Flächenausmaß bis 290 ha gedacht war. Als Standortfaktoren galten die Bahnhofsnähe und die künftig das Gelände tangierende Autobahn Hamburg-Frankfurt-Basel. Ein meteorologisches Gutachten bescheinigte Karlsruhe die wahrscheinlich beste Eignung für diese Einrichtung in der Oberrheinebene (Große Böenfreiheit, geringe Windstärken und Niederschlagsmengen, niedrige Anzahl der Nebeltage). Daß die Luftschiffahrt ohne Zukunft war, mag im nachhinein ein Trost für die Erfolglosigkeit der Bewerbung sein.



Flugplatzprojekt in Neureut (1933), Perspektive.

Ein regelmäßiger Flugverkehr mit Karlsruhe als Haltepunkt begann 1925 mit dem Linienflug Frankfurt–Karlsruhe–Lörrach. Den Landeplatz auf dem Gelände des ehemaligen Exerzierplatzes im Nordwesten der Stadt frequentierten im ersten Jahr bereits 2.000 Fluggäste. Das 25 ha große Gelände reichte vom ursprünglichen Areal des Klinikums im Süden bis zur Waldgrenze an der Binsenschlauchallee im Norden, von der Hardtwaldsiedlung im Osten bis ungefähr zur gedachten Verlängerung der Nancystraße. Im Laufe der Jahre wurden Erweiterungen notwendig, was 1933 wegen des angestrebten Flächenausmaßes mit einem 600-m-Radius vom Flugplatzmittelpunkt aus zu Überlegungen einer Ausweitung auf eine Größenordnung von über 100 ha am Standort oder einer Verlegung führte. Der vom städtischen Tiefbauamt vorgelegte Alternativstandort lag im Bereich des ehemaligen Exerzierplatzes in Neureut, der heutigen Bundeswehrkaserne. Die Begrenzung wäre durch die Linkenheimer Landstraße im Westen, den südlichen Teil der Kirchfeldsiedlung im Norden und das Rosenhofgelände im Süden. Das Areal hätte nach Osten hin Eingriffe in den Hardtwald nach sich gezogen. Ab 1934 erfolgte aber die Erweiterung am bestehenden Standort auf 118 ha bis zur Neureuter Gemarkungsgrenze



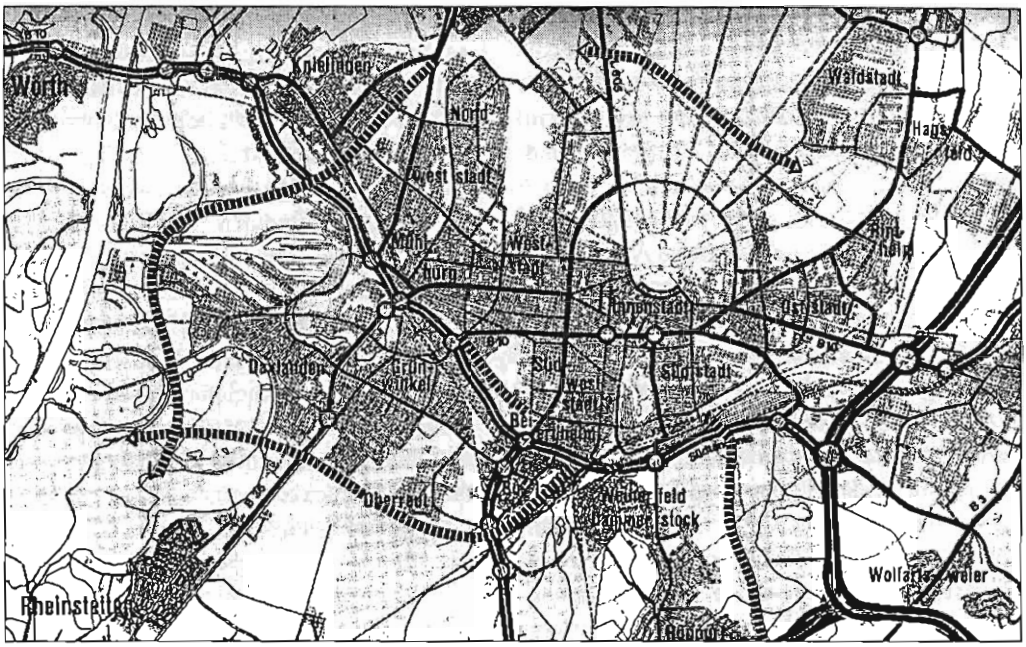
Plan zur Stadtvergrößerung Karlsruhe, von Friedrich Weinbrenner, 1812. (Vorgeschlagene Schiffsanlagestellen gekennzeichnet).

im Zuge der Welschneureuter Allee, was eine vollständige Beseitigung des dort vorhandenen Waldes zur Folge hatte.

Das heute noch vorhandene, nicht mehr genutzte Flugfeld stellt nur einen Teil des ehemaligen Fluplatzes dar. Ab 1952 gelang es der Stadt Karlsruhe, von den amerikanischen Streitkräften Teile für eine Wohnbebauung frei zu bekommen. So vergrößerte sich die Nordweststadt, die ab 1919 durch den Siedlungsbau im Bereich der Hertzstraße, St. Barbaraweg, Postweg entstanden war, bis zur heutigen August-Bebel-Straße.

Straßen

Nach dem 2. Weltkrieg erhält die Planung von Straßen in der kommunalen Verkehrspolitik die größte Bedeutung. Die bereits in den Generalbebauungsplan 1926 eingeführten, vielfach schematischen Netzüberlegungen setzten sich über Generalplanungen von 1936 und 1947 bis Ende der 50er Jahre fort. Der Verkehrslinienplan und der vorläufige Flächennutzungsplan von 1961 lösten die damals 35 Jahre alte Konzeption ab, übernahmen aber bedeutende Netzelemente wie die



Bestehendes Verkehrsstraßennetz mit den aufgegebenen Straßenprojekten.

südliche Randstraße, die Nord-Süd-Durchquerung des Oberwaldes und die Nordtangente. Die alten Planungsgedanken mußten oft als „Legitimation" dafür dienen. Für die Planer der 20er Jahre war aber nicht das Verkehrsaufkommen und dessen Bewältigung, sondern die Ausweisung von Straßen als „Rand- und Querverbindungen" und dazwischen liegende „Übergänge, Diagonalstraßen" und die „Aufteilung des Geländes für die eigentlichen Siedlungszwecke" primärer Anlaß für deren Ideenfindung. 1925 wies die Kaiserallee westlich des Mühlburger Tores mit ca. 750 Personen- und Lastkraftwagen innerhalb von 12 Stunden die höchste Belastung einer Straße in Karlsruhe aus. Heute liegt die Südtangente westlich des Bulacher Kreuzes mit über 90 000 Fahrzeugen innerhalb von 24 Stunden an der Spitze der Verkehrsbelastung in unserer Stadt. Deshalb ist die Begründung von Verkehrsprojekten mit Jahrzehnte zurückliegenden Konzepten nicht statthaft.

Betrachten wir nun vier Beispiele nicht mehr aktueller Straßenverkehrsprojekte der 60er und 70er Jahre, die bereits Mitte der 20er Jahre in den Köpfen der Planer waren und auch später eine gewisse kommunalpolititsche Bedeutung hatten. Auf kurzlebige Planungsideen und Vorschläge vergangener Zeiten wird nicht eingegangen, obwohl sie bei Realisierung Karlsruhes Stadt- und Landschaftsbild in Teilräumen stark beeinträchtigt hätten: zum Beispiel eine Nordtangente für die Innenstadt über die Moltkestraße – Schloßbereich – Universität – Haid-und-Neu-Straße, eine Fortsetzung der Theodor-Heuss-Allee am Wildparkstadion vorbei bis zum Schloßplatz, eine Verlängerung der Südtangente nach Osten über das Hanggebiet nach Grötzingen.

Die heutige Ebertstraße entstand im Zuge der Anlage des neuen Hauptbahnhofs und des Bahnhofplatzes ab 1911 und hieß damals wie auch zwischen 1933 und 1945 Reichsstraße. Sie wuchs nach Westen als südliche Begren-

zung der Stadterweiterung und war als Verbindung nach Mühlburg gedacht. Mit der Absicht, einen Erholungspark „Albgrün" (heute: Günther-Klotz-Anlage) anzulegen, verzichtete die Stadt auf eine Fortführung und ließ sie bei der Europahalle enden.

Der seit 1966 gültige Bebauungsplan mit der Nr. 326 enthält neben einem Ausbau der Battstraße deren Einmündung in eine geplante Straße zwischen der Bundesstraße 3 in Ettlingen beim Hedwigshof nach Rüppurr in Richtung Oberwald. Damit war ein Fixpunkt der seit den 20er bis in die 60er Jahre aktuellen Straßenverbindung von Ettlingen bis in die Südstadt planungsrechtlich gesichert. Im vorläufigen Flächennutzungsplan von 1961 war sie ebenfalls festgeschrieben gewesen. Ein „Baudenkmal" dieser Planung ist die heute als Fahrrad- und Fußweg benutzte Überführung der Bundesautobahn am Ende der Battstraße. Der Bau der Strassenbrücke mit einem Querschnitt von 12 m erfolgte während des 3. Reichs im Zuge des Autobahnbaues von der Anschlußstelle Karlsruhe/Ettlingen nach Frankfurt bzw. Pforzheim (Fertigstellung 1938). Der „Verkehrswert" dieser Straße wäre wegen der zu vernachlässigenden Entlastungswirkung für die Herrenalber Straße wahrscheinlich sehr gering. Welche wichtige Aufgabe dieser Straße hätte den Eingriff in das Naherholungsgebiet Oberwald begründen können?

Die „südliche Randstraße" soll als zweites Beispiel für eine über fünf Jahrzehnte verfolgte Straßenplanung betrachtet werden. Seit der Trassierung einer Südumfahrung der Stadt von Daxlanden über Weiherfeld nach Durlach im Generalbebauungsplan 1926 beschäftigten sich Verkehrsplaner bis Mitte der 70er Jahre mit der Südumfahrung. Durch den Verkehrslinienplan 1961 verlor die Südumfahrung die Funktion einer Stadtteilverbindungsstraße. Sie sollte als Querspange zwischen der Bundesstraße 36 südlich von Daxlanden und dem Autobahnzubringer L 605 dienen und in die Karlstraße weitergeführt werden. Dabei hätte sie den neuen Stadtteil Oberreut zusätzlich erschlossen und den damals noch aktuellen, südlich davon vorgesehenen Hauptfriedhof West an das Straßennetz angebunden. Die Weiterführung nach Osten zwischen Dammerstock und Rüppurr durch den Oberwald war nicht mehr sinnvoll, da die seit 1958 diskutierte „Südtangente" die Verbindungsfunktion in Richtung Osten übernehmen sollte.

Anfang der 50er Jahre führte die Trasse von der Lindenallee in die Hohlohstraße. Zehn Jahre später rückte sie nach Süden neben die Hochspannungsleitungen in die bereits damals durch Kleingärten genutzten Zone südlich von Grünwinkel und Oberreut. Mit dieser Planung in Verbindung steht auch die im gleichen Zeitraum aktuelle Führung der Bundesstraße 36 von Neureut durch das Kleingartengebiet zwischen Knielingen und dem Gewerbegebiet Husarenlager, über das Tiefgestade, das Hafenbecken, am westlichen Rand von Forchheim vorbei. Es gab Überlegungen, die südliche Randstraße in Richtung Westen in die B36 einzuführen und darüber hinaus über den Rhein zu verlängern.

Das hier abzuhandelnde dritte Straßenprojekt war Teil der „Nordtangente", der weiterhin aktuellen Gesamtplanung einer Straße vom Pfinztal im Osten bis zur Rheinüberquerung im Westen. Die Notwendigkeit dieser anfangs vierspurig geplanten Schnellstraße wird begründet durch die dadurch erwartete Entlastungswirkung einiger innerstädtischer Hauptverkehrsstraßen. Auch würde ein Teil des Verkehrsaufkommens überörtlicher Herkunft sein. Der Karlsruher Gemeinderat beschloß am 23. Oktober 1979 mit der absoluten Mehrheit der CDU-Fraktion die Zustimmung zum vom Regierungspräsidium betriebenen Planfeststellungsverfahren „Nordtangente/B 10" mit

der Hardtwalddurchquerung. Zwei Bürgerinitiativen organisierten mit über 30.000 Stimmen ein Bürgerbegehren mit dem Ziel, einen Bürgerentscheid über die Planung herbeizuführen. Da die Hauptsatzung der Stadt Karlsruhe die Möglichkeit eines Bürgerentscheids für diesen Fall nicht vorsah, mußte dieses Ansinnen zurückgewiesen werden. Der Verlust der absoluten Mehrheit der CDU bei den Gemeinderatswahlen am 22. Juni 1980 führte zu einer veränderten kommunalpolitischen Situation. Der Gemeinderat zog am 21. Oktober die Zustimmung zur Nordtangentenplanung zurück. Eine beauftragte Gutachtergruppe bewertete in der Folge alle in der Diskussion befindlichen Varianten des Mittelteiles der Straßenplanung. In der Sitzung des Gemeinderates am 18. Mai 1982 entschied sich die Mehrheit für die als „Hängebauch-Lösung" bezeichnete Trassierung über die Theodor-Heuss-Allee, den Adenauerring und die Linkenheimer Landstraße anstelle der Hardtwald-Durchfahrung. Der Ostteil der Nordtangente ist inzwischen planungsrechtlich festgeschrieben, die Fortsetzung nach Westen mit der Vernunftlösung über den Adenauerring noch nicht. Die Gefahr für den Hardtwald, eine der für Karlsruhe bedeutensten naturnahen und landschaftsprägenden Zonen, ist somit noch nicht endgültig gebannt.

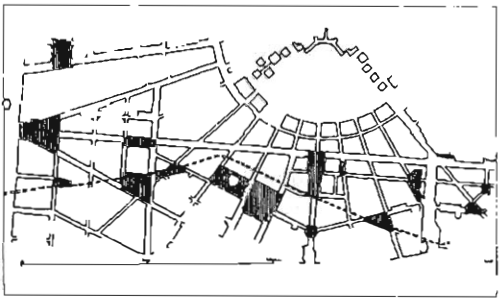
Harald Ringler

Stadtplätze in Karlsruhe – Entstehungsgeschichte und Überblick

Straßen verbinden (Stand)Orte, dienen der Überwindung von Distanzen, erschließen Stadtgebiete. Beim Platz in der Stadt steht das Verweilen im Vordergrund, das Anhalten. Die Straße ist der zielgerichteten Bewegung, dem Vorwärtsstreben, der Unruhe vorbehalten, unabhängig von der Wahl des Verkehrsmittels. Platzanlagen sind oft selbst Ziele, die es zu erreichen gilt; sie können die Eilenden bremsen, Verkehrsströme umlenken und verteilen.

Der freie Raum im Inneren der Stadt

Platz in der Stadt bedeutet immer öffentlicher Raum, Dreidimensionalität und Geschlossenheit, das heißt horizontale Fläche und vertikale Begrenzungen durch Gebäudewände, manchmal auch durch Baumreihen. Die Flächengrößen, in der Regel gemessen zwischen den Platzwänden, schwanken in Karlsruhe zwischen 1 000 m² (Fasanenplatz) und fast 40 000 m² (Ettlinger-Tor-Platz). Die „klassischen" Innenstadtplätze erstrecken sich meist über Flächen bis zu 10 000 m² (Marktplatz). Der frühere Spitalplatz (heute Lidellplatz), der als Mittelpunkt der ersten Stadterweiterung Karlsruhes nach Südosten vor dem Marktplatz seine Gestalt fand, erreicht mit seinem dreieckigen Zuschnitt eine Größe von ca. 4 700 m². Die Relation von



Innenstadtgrundriß mit dem Landgraben und den Stadtplätzen.

Breite und Länge gibt Hinweise auf die Erfaßbarkeit einzelner Örtlichkeiten. Verhältnisse bis 1:3 werden in der Städtebauliteratur für annehmbar bewertet, was für die allgemeine Situation in Karlsruhe zutrifft. Der Europaplatz geht in seinen Abmessungen etwas darüber hinaus, der Werderplatz in der Südstadt stellt mit der Relation Breite zu Länge mit 1:8 die Ausnahme dar.

Entscheidend für den Raumeindruck ist aber das Verhältnis von der Wandhöhe der Platzwand oder des dominierenden Gebäudes zur senkrecht dazu vorhandenen Platzlänge bzw. -breite. Hier soll die Beziehung von 1:6 nicht überschritten werden, um noch einen Mindesteindruck an Geschlossenheit zu wahren. Der nördliche Teil des Karlsruher Marktplatzes weist in Ost-West-Richtung die Relation 1:4,5 auf, der Rondellplatz mit dem Markgräflichen Palais als Bezugsbauwerk ca. 1:2,5.

Die Zwecke des Verweilens auf Plätzen können verschieden sein: ausruhen, mit Waren handeln, beobachten, einsteigen und umsteigen in öffentliche Verkehrsmittel. Oft konzentrieren sich um die öffentlichen Flächen Standorte für Rathaus, Kirche oder Schule, Einzelhandel und Dienstleistungen. So stellen sie zentrale Lagen in der Stadt oder in Stadtquartieren dar. Die Aufenthaltsqualität wird heute durch die Fußgängerzone, die Vielfalt des Einzelhandels und der Gastronomie, sowie durch die Einrahmung mit mindestens 90 Jahre alten Fassaden und großkronigen Bäumen bestimmt.

Der Wandel der Funktionen

Der Markt als Ort des Warenaustausches bildet das Herz der europäischen Stadt. Bis zur industriellen Revolution Ende des 18. bis Anfang des 19. Jahrhunderts war Markt mit Marktplatz verbunden. In den Städten war es oft nur ein einziger Ort, an dem sich die Bevölkerung mit Waren des kurzfristigen wie auch mittelfristigen Bedarfs versorgte. In den zentralen Orten mit deren vielfältigem Angebot entstanden spezielle Marktplätze wie Töpfermarkt, Roßmarkt, Fischmarkt, Kornmarkt. So fand der eigentliche Wochenmarkt in Karlsruhe auf dem Marktplatz statt, der Lidellplatz war die Umschlagstelle für Holz und Heu. Das Spital blieb von 1788 bis 1907 das dominierende Gebäude an der Stelle der heutigen Gewerbeschule.

Marktbrunnen waren die erste notwendige technische Infrastruktur. Sie boten lange Zeit in den Städten die einzige Versorgungsmöglichkeit mit Wasser. Damit war der Marktplatz auch der am häufigsten frequentierte Ort. Der Marktplatz in Durlach bietet mit seiner Funktion und den rahmenden Nutzungen Rathaus, Kirche, Gasthaus ein idealtypisches Bild eines räumlichen und funktionalen Mittelpunktes in einer Kleinstadt. Marktplätze sind bis heute Synonyme für städtische Öffentlichkeit. Mit der Einführung der Gewerbefreiheit im 19. Jahrhundert entwickelten sich Handel und Handwerk in kurzer Zeit. Neue Geschäftslagen, vor allem zwischen den neuen Bahnhöfen und den Innenstädten, entzogen den traditionellen Marktplätzen Käufer und damit auch Besucher.

In den Residenzstädten entstanden ab Beginn der Neuzeit neben den Marktplätzen städtische Räume für Repräsentationszwecke. Wichtige öffentliche Gebäude des Staates oder Kirchen erhielten einen „Vor"platz zur Selbstdarstellung. Städtebau, Architektur, Skulptur und höfische Zeremonien dienten der Selbstdarstellung der absoluten Fürsten und ihrer politischen Sendung. Die „Königsplätze" in Paris bieten dafür die ersten Beispiele. In Karlsruhe erfüllte der Schloßplatz diese Funktion. Die Anlage von Plätzen und Hauptstraßen mit Blick- und Bewegungsachsen zu dominierenden Bauwerken wurde

Mittel der Stadtplanung und blieb es bis heute.

Mit dem langsamen Übergang vom fürstlichen zum kommunalen Städtebau, beginnend am Anfang des letzten Jahrhunderts, übernimmt das Wirtschaftsbürgertum die formalen Gestaltungsregeln der symmetrischen Zuordnung von Platz und öffentlichen Gebäuden und deren Fassadengestaltung (Friedrichsplatz, Bahnhofplatz). Am Beginn des bürgerlichen Zeitalters und dann wieder nach der Reichsgründung 1871 bis zur Weimarer Republik entstehen vermehrt Denkmäler auf öffentlichen Plätzen (Via Triumphalis, Kaiserplatz, Europaplatz). Brunnen verlieren ihre Bedeutung. Mit der Zunahme des motorisierten Verkehrs wandelten sich Plätze am Rande der Innenstädte – die mit Toren und oft mit Torplätzen versehenen Eingänge zur vorindustriellen Stadt – zu Verkehrsknoten. Am Mühlburger Tor entstand die Christuskirche (Einweihung 1900) mit einem Vorplatz, am Durlacher Tor die Bernharduskirche (Einweihung 1901) mit der vorgelagerten „Verkehrsinsel" Bernhardusplatz. Die Straßenkreuzung vor dem ehemaligen Rüppurrer Tor erhielt 1897 den Namen Mendelssohnplatz. Die Zone vor dem ehemaligen Ettlinger Tor ist seit 1905 bis heute Gegenstand von Planungsüberlegungen. Alle Stadttore waren zwischen 1872 bis 1875 abgebrochen worden.

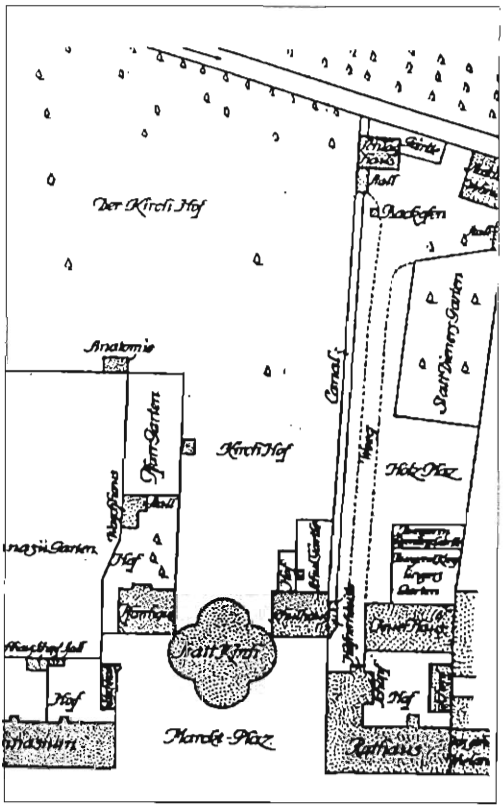
Das späte 19. Jahrhundert war auch die Zeit der „Stadtverschönerung", die manche Plätze zu pittoresken Grünanlagen werden ließ, wie es in Karlsruhe den Lidellplatz ereilte. Neue Platzanlagen in den großbürgerlichen Vierteln dienten nun vor allem der Zierde und der Präsentation von Bauten (Scheffelplatz, Haydnplatz, Richard-Wagner-Platz). Brunnenanlagen und Denkmäler verstärkten diese Funktionen. Daneben entstanden Plätze in den dichten kleinbürgerlichen Stadterweiterungsgebieten als deren Marktplätze oder als Aussparung von Bebauung, um die Belichtung und Belüftung in dicht bebauten Gründerzeitquartieren sicherzustellen und Monotonie zu vermeiden (Werderplatz, Fliederplatz, Gutenbergplatz, Brahmsplatz). Der Siedlungsbau im ersten Viertel unseres Jahrhunderts entdeckt den Platz als funktionalen und gestalterischen Mittelpunkt (Ostendorfplatz, Charlottenplatz). Erst mit der Altstadtsanierung und bei Siedlungsprojekten der letzten Jahre entstanden neben dem Umbau bestehender Anlagen (Ludwigsplatz, Marktplatz, Lidellplatz) wieder neue städtische Plätze (Kronenplatz, Waldstadtzentrum, Badeniaplatz).

Wer die Zahl der mit „Platz" bezeichneten Örtlichkeiten in Karlsruhe zählt, kommt auf die stattliche Summe von 64. Bei einem Dutzend dieser „Plätze" trifft die Bezeichnung sicher nicht zu, da sie den mit diesem Begriff meist verbundenen Vorstellungen nicht entsprechen. So ist zum Beispiel der Mendelssohnplatz eine Straßenkreuzung, der Archivplatz in der Südweststadt ein zwischen zwei Straßen liegender Spielplatz, der Ökumeneplatz hinter der Altkatholischen Kirche eine kleine Grünfläche, offen zum Weststadtgrünzug bzw. zu Verkehrsflächen. Der St.-Peter-und-Paul-Platz liegt nicht vor der gleichnamigen Kirche, sondern bezeichnet die seitlich vorbeiführende Straße. Wer kennt schon den Ikarusplatz? Es ist der räumlich nicht faßbare Ausläufer der Alfons-Fischer-Allee zum ehemaligen amerikanischen Flugplatz hin. So sind die Gründe einiger „Platz-Benennungen" nicht nachvollziehbar. Andererseits verdienten wiederum andere städtische Räume die Bezeichnung „Platz", so z. B. die Plätze vor dem Durlacher Rathaus, hinter der kleinen Kirche nahe dem Karlsruher Marktplatz, vor der Christuskirche. In einigen Fällen hat die Bevölkerung die zutreffenden Benennungen schon vorgenommen, ohne daß diese im amtlichen Verzeichnis so vermerkt sind, und zwar beim

„Richard-Wagner-Platz" in der Weststadt und „Brahmsplatz" in Mühlburg.

Das Stadtzentrum

Betrachten wir nun die Karlsruher Innenstadt näher, um einem System bei der Anlage der wichtigsten Plätze auf die Spur zu kommen. Der Schloßplatz vor dem Karlsruher Schloß ist unverzichtbarer Teil der gesamten Schloßanlage, wie das bei allen in der Zeit des Absolutismus gebauten Residenzen üblich war. Er ist Trennung und Verbindung zugleich zum angegliederten Stadtkörper der Untertanen. Die Größe von über 7 ha und die Gestaltung lassen eher die Bezeichnung „Park" richtig erscheinen. Ob sich die südlich gelegenen Zonen in das innerstädtische Treiben integrieren lassen,



Die Karlsruher Stadtmitte im 18. Jahrhundert.

hängt von vielen Voraussetzungen ab (Nutzungsvielfalt, Verkehrsberuhigung des Zirkels etc.).

Vom Schloßplatz aus entwickelte sich die seit dem letzten Drittel des 18. bis in unser Jahrhundert von allen beschworene städtebauliche Achse nach Süden, deren städtebauliche Bedeutung nicht mit der für das immer wieder erhoffte städtische Treiben übereinstimmt. Die Gründe dafür sind bekannt: die lineare Erstreckung der Geschäftszone im Zuge der Kaiserstraße, das städtebauliche „Vakuum" Ettlinger-Tor-Platz und die geringe atmosphärische Qualität der Karl-Friedrich-Straße, diesen Teil der von Friedrich Weinbrenner 1797 konzipierten „via triumphalis". Diese städtebauliche Schwerelinie wurde gestaltet durch die Anordnung verschieden geformter öffentlicher Räume, diese wiederum mit den Denkmälern der einzelnen Fürsten, vom Stadtgründer Karl Wilhelm (Pyramide, 1825) bis zum letzten absoluten Großherzog Ludwig (Marktplatzbrunnen, 1833) ausgestattet. Auf dem Schloßplatz steht das Karl-Friedrich-Denkmal (1844), das Großherzog-Karl-Denkmal, der sogenannte Verfassungsobelisk ziert seit 1832 das Rondell. Den Abschluß dieser wechselnden Abfolge von Plätzen und Strassen bildete bis 1872 das Ettlinger Tor, das dann entfernt wurde. Mit diesem Verlust der Begrenzung verlor die klassizistische Stadt symbolhaft ihre letzte Bedeutung für das bauliche Geschehen, die Gründerzeit mit ihren Folgeerscheinungen begann.

Es ist nicht Weinbrenners alleiniger Verdienst, diese einmalige städtische Raumfolge konzipiert und großteils auch architektonisch ausgeformt zu haben. Seit 1764 stellten die für den Ausbau der Residenzstadt Verantwortlichen Überlegungen zur südlichen Stadterweiterung an. Die Konkordienkirche (an der Stelle der heutigen Pyramide) mit dem dahinter liegenden Friedhof



Der Rondellplatz um 1910.

und dem anschließend querenden Landgraben stellten die Barrieren dar. Bis 1787 lieferten einige auswärtige Architekten unterschiedliche Pläne für den Ausbau einer neuen Stadtmitte. 1783 wurde die Vermessung der heutigen Karl-Friedrich-Straße vom Landgraben (Hebelstraße) bis zum Rondell angeordnet, ab 1785 entstanden die ersten privaten Gebäude. Damit schienen die Grundzüge der Stadterweiterung, wie sie sich heute noch darstellen, festgelegt zu sein: ab 1785 Verlegung des Friedhofs, Abbruch der Konkordienkirche (1807) und Anlage eines Marktplatzes mit der Kirche auf der Ostseite (1816) und dem gegenüberliegenden Rathaus (1825), bauliche Ausdehnung der Stadt bis zum Schnittpunkt (Rondell 1810) zweier spiegelgleicher Straßen in Richtung damaliges Mühlburger Tor bzw. Durlacher Tor. Die spätere Erbprinzenstraße (um 1800) und Spitalstraße (1789, heute Markgrafenstraße) sind Ergebnisse dieser Konzeption. Sie enden wiederum in zwei Plätzen, dem Ludwigsplatz im Westen (seit 1818) und dem Lidellplatz, früher Spitalplatz, (seit 1790) im Osten. Beide Platzanlagen sind in ihrer geometrischen Form bestimmt durch den Verlauf des Landgrabens, des seit Gründung der Stadt bestehenden Hauptkanals. Er bildet unsichtbar die südliche Flucht der Bebauung am Lidellplatz und die nordwestliche am Ludwigsplatz. Weiter im Westen hält sich die Baugrenze der Leopoldschule am Leopoldplatz (1888) an seinen unterirdischen Lauf.

Weinbrenners Leistung für die Planung der Stadtmitte liegt im Weiterentwickeln der früheren Planungen, in der endgültigen Fertigstellung des Stadtgrundrisses und

seiner Architektur für die meisten Gebäude und Denkmäler vom Marktplatz bis zum Ettlinger Tor. Trotz der immer noch vorhandenen Bedürfnisanstalt mit ihren direkt vor dem Grabmal des Stadtgründers liegenden Zugängen und trotz der drei, aus stilgeschichtlicher Sicht irritierenden gepflasterten Rosetten gotischer Münster auf dem klassizistischen Platz hat der Marktplatz seine Bedeutung, die ihm wegen seiner Einmaligkeit in Städtebau und Architektur zusteht, beibehalten.

Vier wichtige Platzanlagen in der Innenstadt verdienen noch die Aufmerksamkeit.

Nach der Versetzung des Mühlburger Tores von seinem Standort in der Kaiserstraße zwischen Waldstraße und Karlstraße zum heute nach ihm benannten Standort im Jahre 1817 entstand am Ende der Kaiserstraße eine durch die einmündenden Stephanien- und Amalienstraße städtebaulich interessante Platzsituation. 1874 mußte das Mühlburger Tor weichen, was dem Gesamteindruck sicher abträglich war. Nachdem die Stelle der Pyramide auf dem Marktplatz wegen der Grablege des Stadtgründers als Standort für ein Kaiser-Wilhelm-I.-Denkmal nicht in Frage kam, fiel die Wahl 1889 auf das Ende der 1879 umbenannten Kaiserstraße. 1897 erfolgte die Aufstellung des Reiterstandbildes in einer räumlichen Situation, die mit der unserer Zeit nicht mehr vergleichbar ist. Die Trennung der zentralen Grünfläche vom übrigen Platz durch die umgebenden Straßen und Gleise führt zu einer Isolierung dieser prominenten Stelle am Rande der Innenstadt im Übergang zu den westlichen Stadterweiterungsquartieren am Anfang des 20. Jahrhunderts.

Der 1975 so benannte Europaplatz ist nicht das Ergebnis einer besonderen städtebaulichen Konzeption. 1827 war die Infanteriekaserne an der Stelle des heutigen Hauptpostgebäudes und auf dem größten Teil des heutigen Stephanplatzes fertiggestellt. Die von der damaligen Langen Straße zurückversetzte Bauflucht ermöglichte einen Vorplatz, der erst mit der nach 1870 beginnenden Bebauung auf den nördlich gelegenen Langensteinschen Gärten zum städtischen Platz wurde. Das 1901 an Stelle der abgebrochenen Kaserne fertiggestellte, dem barocken Schloßbau nachempfundene Gebäude der Oberpostdirektion dominiert nun diesen am stärksten frequentierten öffentlichen Raum in Karlsruhe.

Hinter dem Hauptpostgebäude liegt der Stephanplatz mit dem gleichnamigen Brunnen. Dieser hatte 1905 wegen der nackten Brunnenfigur und den von deren Schöpfern Hermann Billing und Hermann Binz künstlerisch verarbeiteten Reaktionen auf die damalige Spießigkeit zum Skandal geführt. Die Platzanlage war nach Abbruch der Infanteriekaserne und der oben erwähnten Neubebauung möglich geworden. Hier findet der vom Ludwigsplatz verlegte Wochenmarkt statt. Trotz mehrfacher Umgestaltung hat diese für die Innenstadt wichtige Fläche noch nicht die ihr zustehende Gestaltung gefunden.

Viele der Karlsruher Plätze sind inzwischen Fußgängerzonen geworden, ermöglichen die Abhaltung von Märkten und sonstigen Veranstaltungen, bieten die notwendigen „Vorplätze" für baugeschichtlich bedeutsame Bauten und ermöglichen auch das Verweilen. Die zahlreichen Verkehrsschilder, Abfallcontainer, parkende Fahrzeuge, aber auch gut gemeinte Möblierung beeinträchtigen leider oft das visuelle Erleben. Diese „zivilisatorischen Notwendigkeiten" müssen wir notgedrungen akzeptieren, da sie auch Begleiterscheinungen unseres städtischen Lebens sind. *Harald Ringler*

Siedlungen der 20er Jahre in Karlsruhe

Der nach dem Ersten Weltkrieg in Karlsruhe herrschende Wohnungsmangel wurde herbeigeführt durch heimkehrende Soldaten, Flüchtlinge aus Elsaß-Lothringen und die vermehrten Eheschließungen gegenüber früheren Jahren. Die Belegungsziffer, d. h. das Verhältnis Einwohner pro Wohnung sank von 4,5 im Jahr 1914 auf 4,0 im ersten Nachkriegsjahr 1919, die Größen der privaten Haushalte verringerten sich. Die Stadtverwaltung reagierte mit der Einrichtung eines Wohnungsamtes, das Wohnungen vermittelte und die Umnutzung von Wohnraum überwachte. Die private Bautätigkeit war gegenüber den Vorkriegsjahren zurückgegangen. Somit mußte die Stadt selbst Wohnungen bauen und die Wohnungsbaugesellschaften unterstützen. Ein großer Teil des Wohnungsneubaus nach dem Krieg wurde von den acht Genossenschaften erstellt, davon wiederum ein hoher Anteil in neuen Siedlungen. Zwischen 1919 und 1928 bauten diese gemeinnützigen Organisationen an die 1700 Wohnungen, das waren 23 % des gesamten Neubauvolumens in dieser Zeitspanne.

Die Hardtwaldsiedlung

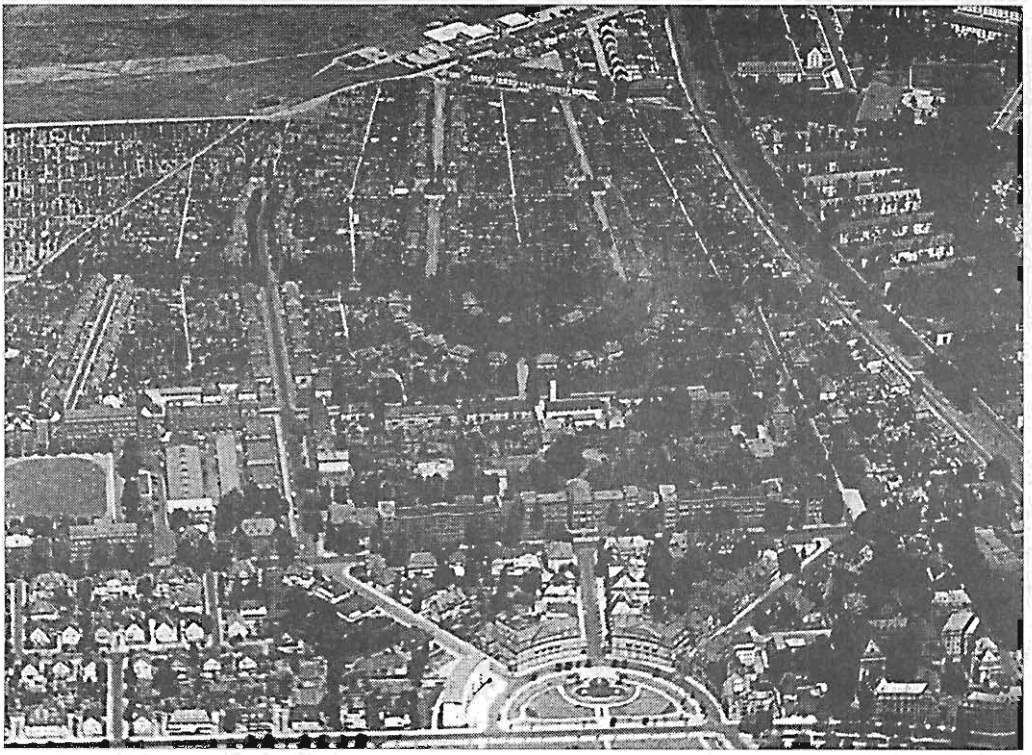
Die Hardtwaldsiedlung, als „Genossenschaft der Bauhandwerker" 1919 gegründet, begann in diesem Jahr ihre Bautätigkeit auf einem ca. 15 ha großen, bis dahin bewaldeten Gelände nördlich der ehemaligen Kadettenanstalt an der Moltkestraße. Die ersten Vorstellungen gingen von einer Wohnungskapazität von 680 Wohnungen aus, 1932 waren 360 erstellt. Das Karlsruher Architekturbüro Pfeifer und Großmann, ab 1911 bereits in der Gartenstadt Rüppurr mit den ersten Häusern vertreten, erstellte den Bebauungsplan mit seinem einprägsamen Straßengrundriß. Die zwei Erschließungsstraßen, unterbrochen durch kleine Plätze, verlaufen in Nord-Süd-Richtung bis zur Knielinger Allee und münden in den halbkreisförmigen Waldring. Von dort aus begann die Bautätigkeit mit Doppelhäusern und Reihenhauszeilen. Die Hoffnung, im Norden einen dem Waldring ähnlichen Abschluß zu finden, mußte wegen des Ausbaus des ehemaligen Exerzierfeldes zum „Luftverkehrlandeplatz" aufgegeben werden.

Die Genossenschaft baute auch im Auftrag der Stadt 1920 die Lohfeldsiedlung auf dem südlichen Teil des ehemaligen Gottesauer Exerzierplatzes in der Oststadt. Die Architekten Pfeifer und Großmann erstellten zusammen mit sechs Mitgliedsarchitekten über 70 Reihenhäuser in einfachem Standard.

Gartenstadt Grünwinkel

Im selben Jahr wie die Hardtwaldsiedlung gründete sich mit Hilfe der Gartenstadt Karlsruhe die „Gartenvorstadt Grünwinkel GmbH" als Baugenossenschaft und schuf bis 1929 südlich der Alb um den Charlottenplatz herum 137 Wohnungen in zweigeschossigen Reihenhäusern. Über hundert weitere Häuser entstanden in Daxlanden westlich der Agathenstraße. 1935 verschmolz die „kleine Schwester" mit der Gartenstadt. Diese vergrößerte ihren ab 1911 erstellten Wohnungsbestand in Rüppurr zwischen 1919 und 1928 um 330 Unterkünfte. Die siedlungsplanerische Grundlage nach Karl Kohler und Friedrich Ostendorf hatte Max Läuger weiterentwikkelt.

Schon vor dem Ersten Weltkrieg erfolgten im Weiherfeld die ersten Straßenbauarbeiten zur Erschließung einer neuen Siedlung. Die ersten Häuser dieses später manchmal als



Hardtwaldsiedlung (Luftaufnahme von Südwesten).

„Beamtenstadtteil" bezeichneten Wohnquartiers wuchsen aber erst Anfang der 20er Jahre empor. Hier waren es aus Elsaß-Lothringen Vertriebene, die mit ihrer eigenen Siedlungsgenossenschaft bis 1928 über 90 neue Wohnungen erstellten.

Die Parksiedlungsgenossenschaft „Eigenhandbau" begann 1920 mit dem Bau einer Siedlung im Gewann Binsenschlauch an der Hertzstraße. Die Mitglieder stellten selbst Betonhohlsteine her und erbrachten einen hohen Anteil an weiteren Eigenleistungen.

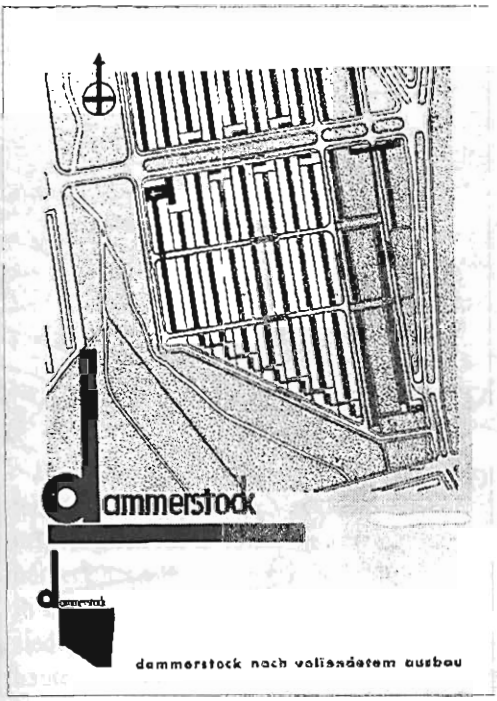
Für den Siedlungsbau erfolgten in diesen Jahren einige wenige Auslobungen von Wettbewerben. Die „Albsiedlung" war 1923 Gegenstand der ersten Konkurrenz im Siedlungswesen nach dem Krieg. Die Beteiligung der Karlsruher Architektenschaft mit 33 Entwürfen war groß, das umgesetzte Ergebnis bescheiden. Die Stadt baute und verkaufte im Anschluß daran 30 Wohnungen an der Daxlander Straße vor allem an Kriegsinvaliden. Die Häuser waren in „Kernbauweise" als „Kleinstwohnungen" mit Zimmer und Küche im Erdgeschoß erstellt worden, um den Erwerbern selbst den Ausbau der Dachgeschosse zu überlassen.

Der Dammerstock

Der Höhepunkt des Siedlungs- und Wohnungsbaus in Karlsruhe wurde 1929 durch den Bau von über 220 Wohnungen im Dammerstock erreicht. Die drei Wohnungsgesellschaften Hardtwaldsiedlung, Volkswohnung und Heimat errichteten die Geschoßwohnungsbauten und Reihenhauszeilen mit insgesamt 23 Wohnungstypen innerhalb eines halben Jahres. Das Prinzip dieses Beispiels des „Neuen Bauens" beruhte auf der Nord-

Süd ausgerichteten Zeilenbauweise und der Architektur der neuen Sachlichkeit, d. h. einfache Baukörper mit hellem Anstrich, ohne Ornamente, mit Flachdach und Fensterbändern. Die Wohnungen selbst sollten als „Gebrauchswohnungen" finanziell erschwinglich sein und einen nach funktionalen Gesichtspunkten ausgerichteten Grundriß aufweisen.

Dem Bau, der mit einer Bauausstellung für die Bevölkerung endete, war ein Wettbewerb vorausgegangen. Die Zusammenstellung des Preisgerichts und die den ortsansässigen Architekten zugeladenen Auswärtigen ließen schon die von der Stadtverwaltung, hier vor allem vom innovationsfreudigen Baubürgermeister Hermann Schneider, gewünschten Ergebnisse erwarten. Der Bauhaus-Gründer Walter Gropius gewann den Wettbewerb und wurde neben einzelnen Bauaufträgen mit der künstlerischen Oberleitung betraut. Für die Realisierung hatte die Stadtverwaltung durch ein neues Finanzierungssystem und die Gründung der „Volkswohnung" als Wohnungsunternehmen mit städtischer Beteiligung wichtige Grundlagen geschaffen. Karlsruhe verfügt neben Berlin und Frankfurt am Main mit deren fortschrittlichen Wohnsiedlungen aus dieser Zeit über ein international bekanntes Beispiel des Siedlungsbaus der ersten deutschen Republik.



Grundkonzept der Dammerstock-Siedlung.

1930 lieferten Karlsruher Architekten im Rahmen des vom Mieter- und Bauverein Karlsruhe durchgeführten Wettbewerbs 68 Planungsvorschläge für die Bebauung des Gottesauer Exerzierfeldes mit insgesamt 2,4 ha. 1927 hatte die Stadt der Baugenossenschaft zum 30. Jubiläum eine Planung für die Bebauung dieses Geländes geschenkt. Wie bei diesem Geschenk war bei den Wettbewerbsergebnissen die Ausnutzung des Geländes ebenfalls zu niedrig gewesen. So plante das vereinseigene Baubüro den fünfgeschossigen Gottesauer Block mit über 340 Wohnungen, zentraler Waschanlage und sechs Ladengeschäften. Diese große Wohnanlage ist keine typische Siedlung, stellt aber durch ihre Dimension und Ausstattung einen bedeutsamen Beitrag dar zur Vermehrung des knappen Wohnraumes in Karlsruhe. Anfang der 30er Jahre begann die Bautätigkeit in der heutigen Weingärtensiedlung in Mühlburg mit der Unterstützung der Kondima-Werke.

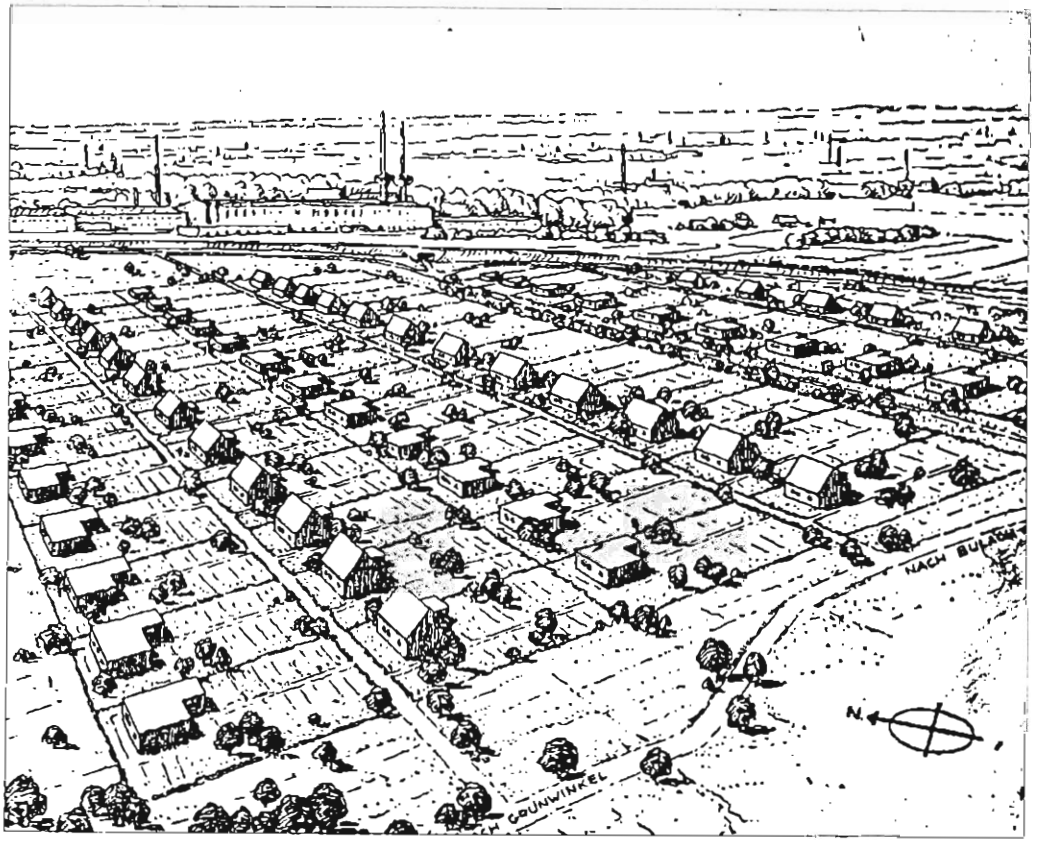
Die „Stadtrandsiedlung" in Grünwinkel, wegen ihrer Bauweise auch „Holzsiedlung" genannt, war das letzte Siedlungsprojekt während der Weimarer Zeit. Das Deutsche Reich stellte damals ein Förderprogramm auf, um Erwerbslosen Wohnstätten zur Verfügung zu stellen. Die sich freiwillig Meldenden mußten sich zur Selbst- und Nachbarschaftshilfe im Gegenwert von 500 RM verpflichten. Die Kosten eines Hauses durften einschließlich der Erschließungsaufwendungen 3 000 RM nicht überschreiten. Die Gemeinde als Träger der Unternehmung stellte Grundstücke – in Karlsruhe 800 m² – in Erbpacht zur Verfügung. Die Mindestgröße einer derartigen Siedlung

lag wie in Grünwinkel bei 100 Siedlerstellen. Die großen Grundstücke dienten der Selbstversorgung durch den Anbau von Gemüse und Obst. Um die Kosten niedrig zu halten, mußte die Erschließung einfach sein. Auf Wasseranschluß und Kanalisation wurde verzichtet. In Karlsruhe begann die Bautätigkeit im Mai 1932 und endete mit der Fertigstellung der 100 freistehenden Häuser in Holz-/Lehmwickelbauweise im November des selben Jahres. Den Bewohnern standen je Haus eine Wohnküche und zwei Schlafzimmer zur Verfügung, das Dachgeschoß war ausbaubar. Ein Kleintierstall war eine Grundlage für die Erweiterung der eigenen Lebensmittelversorgung.

In jenen Jahren stützte sich der Wohnungsbau neben der Anlage von Siedlungen auch auf die Errichtung von Wohnanlagen innerhalb des Stadtgebietes. Beispiele dafür sind die von Hans Zippelius geplante Blockbebauung in der Brahms-/Kalliwodastraße Anfang der 20er Jahre, der einige Jahre später errichtete Nordsternblock in Mühlburg von Hans Detlev Rösiger und die 1930 fertiggestellte Bebauung an der Ebert-, Schnetzler- und Klosestraße beim Hauptbahnhof von Hermann Reinhard Alker.

Die Dammerstock-Siedlung wird in diesem Frühjahr Gegenstand einer Ausstellung des Badischen Landesmuseum sein. Das sollte Anlaß sein für eine stadthistorische Erkundung dieses Teils der Stadt und auch der anderen genannten Siedlungen.

Harald Ringler



Die Stadtrandsiedlung in Grünwinkel.

Siedlungen der 50er Jahre in Karlsruhe

Städtebau nach dem Krieg

Wie nach dem Ersten Weltkrieg herrschte in den deutschen Großstädten auch nach dem Zweiten Weltkrieg große Wohnungsnot, allerdings in noch dramatischerem Umfang als am Anfang der Weimarer Republik.

Heimkehrende Soldaten, Flüchtlingsströme und Vertriebene trafen in den oft stark zerstörten Städten ein. So war die Kommunalpolitik in dieser Zeit hauptsächlich mit dem Wiederaufbau und – Anfang der 50er Jahre – mit dem Neubau von Siedlungen befaßt. Einige Beispiele in Karlsruhe sollen hier vorgestellt werden.

Die damalige Siedlungsplanung war geprägt vom Zeilenbau innerhalb von Grünflächen. Durchlüftung und Besonnung waren die Kriterien, wie sie bereits seit den 20er Jahren für den Wohnungsbau Gültigkeit hatten. Im Gegensatz zu den strengen Formen des fortschrittlichen Städtebaues der damaligen Zeit waren die Wohnzeilen freier angeordnet. Die gegliederte und aufgelockerte Stadt" – so der Titel des 1957 veröffentlichten, aber bereits Anfang der 40er Jahre größtenteils fertiggestellten Buches von Göderitz, Rainer und Hoffmann – hat ihre Ursprünge allerdings mehr im Siedlungsbau bei Beginn des Bombenkrieges als in der Reformzeit der 20er Jahre.

Nordstadt

Den 1996 als „Nordstadt" definierten Stadtteil prägen die um die Jahrhundertwende – ursprünglich für das Militär – errichteten Behördenbauten nördlich der Moltkestraße, die in den 20er Jahren entstandene Hardtwaldsiedlung und die ab 1950 entstandenen Wohnbauten östlich der Erzbergerstraße. Für die Verteidiger" des Hardtwaldes und Gegner des zwei Jahre zuvor ins Gespräch gebrachten Parkringprojekts" (siehe S. 11) war die Inanspruchnahme des Waldes zwischen dem heutigen Adenauerring und der Erzbergerstraße eine bittere Enttäuschung. Anlaß dafür war die Absicht der amerikanischen Besatzung, vier Wohnblöcke in einer U-förmigen Bebauung gegenüber dem Flugplatz zu errichten. Mit dem Bau der „Paul Revere Village", der ersten Waldstadt in Karlsruhe, begann die in den nächsten Jahrzehnten immer stärker werdende Inanspruchnahme des Hardtwaldes. Die kann aber nicht allein den Amerikanern angelastet werden. Denn zeitgleich startete die Landesbausparkasse in der Moltkestraße ihr Vorhaben mit 120 Eigentumswohnungen, die ersten ihrer Art in Karlsruhe, in fünf dreigeschossigen ost-west-gerichteten Zeilen (Planung Architekten Eckart und Platz). Die „Parking-Genossenschaft", getragen von Stadtrat Walter und Architekt Willett, begann ebenfalls in der nördlichen Fortsetzung mit dem Bau von Wohnzeilen. Der Bebauungsplan, der bereits eine Straßenbahntrasse in der Erzbergerstraße enthielt, wurde erst nach Fertigstellung der ersten Gebäude Ende 1950 gültig.

Die Amerikaner vergrößerten trotz der kritischen Stimmen aus der Stadtverwaltung ihre Siedlung weiter in den Wald. Der Siedlungsgrundriß mit dem für die 50er Jahre typischen Zeilenbau orientiert sich vor allem entlang der Tennessee Avenue nach dem Fächergrundriß der Gründungsstadt. Die Kirche liegt auf der Achse der Welschneureuter Allee. Über 1 200 Wohnungen waren es 1995, als die städtische Wohnungsgesellschaft Volkswohnung" den größten Teil davon kaufte. Nach der laufenden Phase der Aufstockun-

gen, Anbauten, Ergänzungsbauten und der späteren Neubauten wird es hier einen Bestand von 3 000 Wohnungen geben.

Nordweststadt

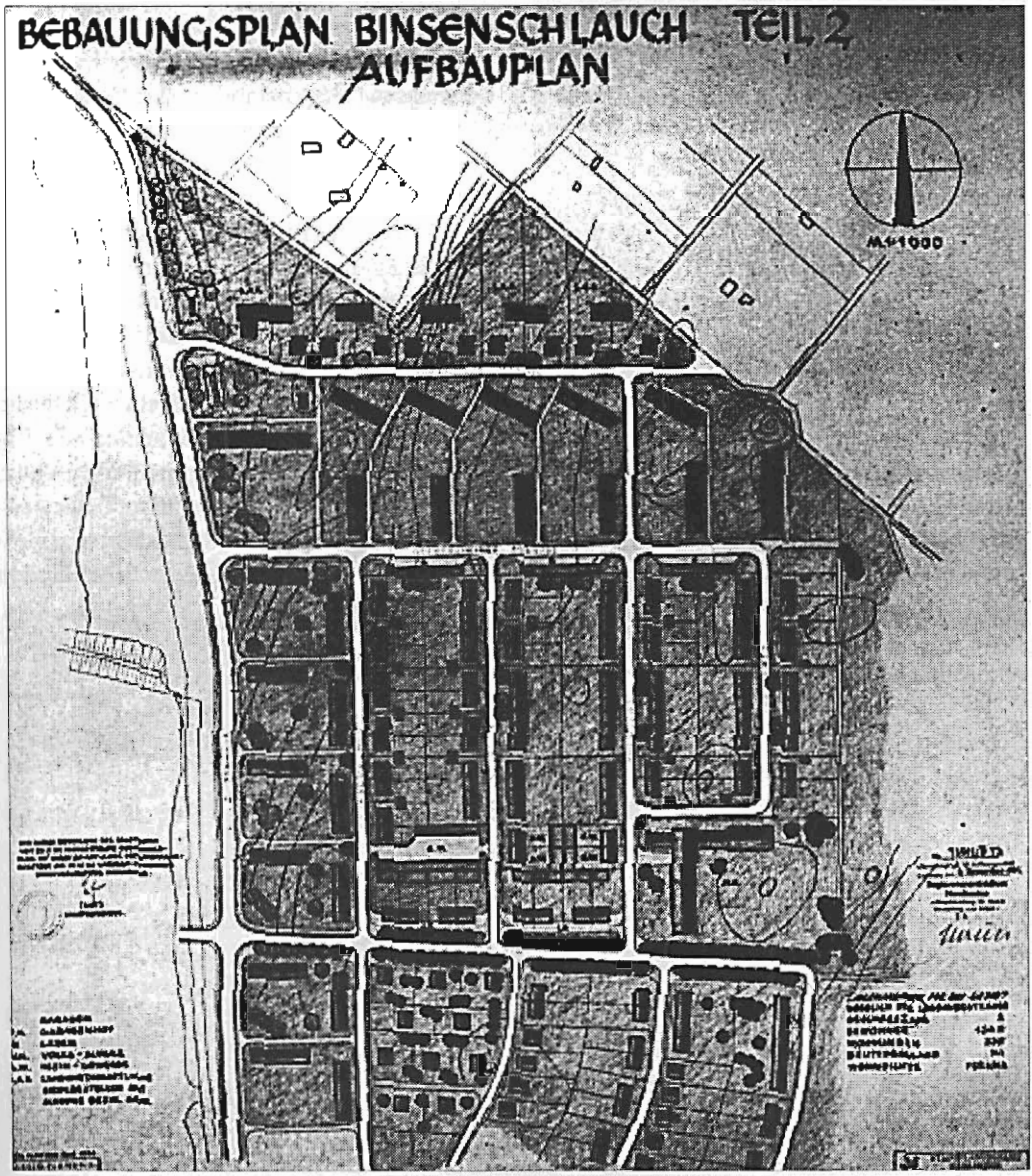
Die Siedlungstätigkeit im heutigen Stadtteil Nordweststadt nahm ihren Anfang in den 20er Jahren mit dem Projekt der Genossenschaft „Eigenhandbau" zwischen Hertzstraße, St. Barbaraweg und Postweg. Aber erst 1951 setzte sich mit der Siemenssiedlung im Gewann Binsenschlauch der Siedlungsbau fort, ein für Karlsruhe und die damalige Zeit beachtenswerter Beitrag zum Wohnungsbau eines Konzerns. Der Architekt Gaertner plante hier für die Baugenossenschaft der Siemens-Werke an der Hertzstraße 18 zweigeschossige Wohnzeilen mit je acht Wohnungen. Je zwei Häuser stehen rechtwinklig zueinander, nach Westen bzw. Süden zur nach Westen offenen Grünfläche orientiert. 1952 entstand der zweite Bauabschnitt mit 160 Wohnungen zwischen Dürkheimer- und Germersheimerstraße. In den 60er Jahren schloß sich nach Norden die Bebauung „Lange Richtstatt" an. Die eigentliche Binsenschlauchsiedlung – ebenfalls in den 50er Jahren von Donauschwaben errichtet – liegt nördlich des Madenburgwegs.

Die Rennbuckelsiedlung geht auf Planungen der Stadt im Jahre 1951 zurück. Für 4000 Menschen sollten zwischen der Siemensallee, Neureuter-, Landauer- und Berliner Straße Wohnungen in Reihen-, Ein- und Zweifamilienhäusern entstehen. Ein Drittel des Geländes war in städtischem Eigentum. Die Realisierung erfolgte in zwei Stufen und dauerte mehr als zwei Jahrzehnte.

Dem Ostteil dieses Stadtteils mangelt es an einer städtebaulich eindeutigen Ausformung, was auch aus der Entstehungsgeschichte dieser „Flugplatz-Siedlung" verständlich wird. Der seit 1924 reguläre Flugplatz hatte während des 2. Weltkriegs seine größte Ausdehnung erhalten, von der heutigen Erzbergerstraße bis zum Postweg bzw. Wilhelm-Hausenstein-Allee als ungefähre westliche, nicht geradlinige Begrenzung, im Süden begrenzt durch die Hardtwaldsiedlung und die Nancystraße, im Norden durch die Heide-Siedlung. Seit 1952 bemühte sich der damalige Oberbürgermeister Klotz um die Freigabe des von der amerikanischen Besatzung beschlagnahmten Geländes zur Bebauung. 1953 gelang es, eine Fläche von 40 ha zu erhalten. Im Ausgleich dafür wurde den Amerikanern Gelände östlich der Erzbergerstraße angeboten. 1955 begann die städtische Volkswohnung auf der Grundlage einer unverbindlichen Gesamtplanung für das gesamte Flugplatzgelände mit dem Bau von sechs Wohngebäuden mit insgesamt 112 Wohnungen zwischen der heutigen August-Bebel- und Ludwig-Windthorststraße. Das Stadtplanungsamt hatte ein Jahr zuvor dieses Konzept für einen neuen Stadtteil mit 25 000 Menschen ausgearbeitet. Da die ersten Siedlungsteile auf dieses Gesamtkonzept ausgerichtet gewesen waren, der östliche Geländeteil wegen der späteren militärischen Flugplatznutzung aber nicht freigegeben wurde, verlor der Gesamtplan an Bedeutung. Teile des vorgesehenen Erschließungssystems wie die Verbindung von der Wilhelm-Hausenstein-Allee zur Knielinger-Allee konnten wegen des Sportgeländes der französischen Streitkräfte nicht realisiert werden. In den darauf folgenden Jahren wurden Teilbebauungskonzepte stückweise" aneinandergesetzt. Durchfährt man diesen Teil der Nordweststadt von Süden nach Norden, so zeigen sich die zur jeweiligen Entstehungszeit gängigen Siedlungstypen vom Zeilenbau der 50er Jahre bis zum verdichteten Eigenheimbau der 80er Jahre.

Mühlburger Feld

In Mühlburg entstand zwischen 1953 und 1957 eine Wohnsiedlung im Rahmen einer Gesamtplanung für den gesamten Stadtteil. Im Oktober 1952 legte das Stadtplanungsamt einen Bericht zur Neuordnung der Verkehrsführung in den westlichen Stadtteilen und zur Aufstellung der neuen Bebauungspläne für Mühlburg vor. Die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse stand als vordringliches Ziel der Neuplanung von Mühlburg an. Die von der Innenstadt kommende breite Kaiserallee als damals wichtigste Ost-West-Verbindung hatte den engen Querschnitt der alten Rheinstraße als Fortsetzung. Sie sollte deshalb auf



Bebauungsplan Binsenschlauch mit der Siemenssiedlung in der Nordweststadt.

39 m verbreitert werden, was das erste, bis Anfang der 60er Jahre dauernde Sanierungsprojekt Karlsruhes zur Folge hatte. Bereits Anfang der 40er Jahre hatte das Stadtplanungsamt größere Eingriffe im Zuge des geplanten Ausbaus der Ost-West-Achse für die „Gauhauptstadt"-Planung angedacht.

Die Verlängerung der Weinbrennerstraße zum Entenfang war als Verbindung der Kriegsstraße mit dem Westen der Stadt gedacht. Die Ebertstraße sollte die Verbindung in Richtung Bahnhof herstellen und hätte nach Westen die Fortsetzung mit der umzubauenden Lameystraße gefunden. Damit war der Vorläufer der späteren Südtangente im Westen konzipiert. Dem Entenfang kam dadurch eine ungeheure Bedeutung als Verkehrsknoten zu. Nach dem Bebauungskonzept Mühlburg-Ost war westlich davon eine Hochhausgruppe als architektonischer Akzent" und Auftakt für das neue Wohngebiet" gedacht. Hier entstand dann auch 1954 das erste Hochhaus in Karlsruhe (Entwurf Architektengemeinschaft Backhaus und Brosinsky, Lauer, Schloms), die nächsten folgten 1955 und 1969. Die Neuordnung des Verkehrs betraf auch dessen Fortführung nach Süden über eine neu zu trassierende Vogesenstraße. Die Ebertstraße existiert heute in Mühlburg nicht mehr, die Straßenbahntrasse markiert ihren früheren Verlauf. Die Weinbrennerstraße erfüllt inzwischen nur noch die Funktion einer Sammelstraße für die Wohnsiedlung Mühlburger Feld.

Dieses südlich der St. Peter-und-Pauls-Kirche liegende Areal zwischen der Sophienstraße, Wichernstraße, Entenfang und ehemaliger Ebertstraße war schon seit Jahrhundertbeginn Gegenstand von planerischen Überlegungen gewesen. Das ca. 19 ha große Gelände, das sich etwa zur Hälfte in städtischem Eigentum befand, war aber auch nach dem Krieg noch nicht erschlossen und wurde als Kleingartengelände genutzt. Im Januar 1953 beschloß der Gemeinderat die Bebauung des Mühlburger Feldes. Das Bebauungsplankonzept enthielt bereits die wichtigsten planerischen Vorgaben und Ziele, welche die heute so selbstverständlich anmutende Erscheinung dieser Nachkriegssiedlung prägen: offene drei- bis fünfgeschossige Zeilenbauweise mit überwiegender Nord-Süd-Ausrichtung und dazwischen liegenden 30 m breiten



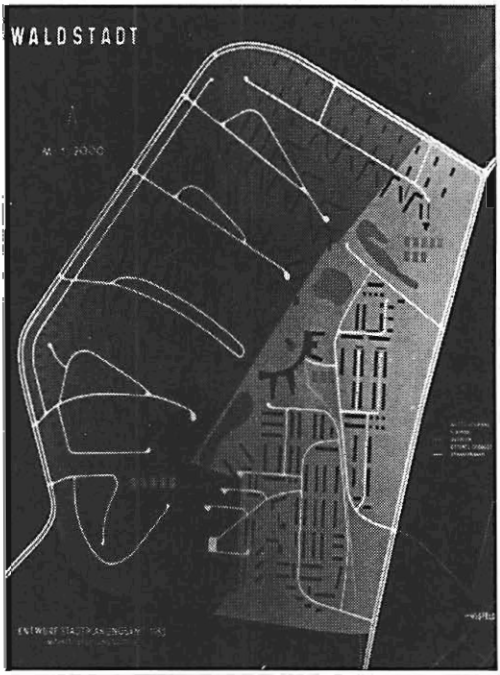
Mühlburger Feld mit der inzwischen rückgebauten Ebertstraße.

Grünflächen. Ein öffentlicher Grünzug von der St-Peter-und-Paulskirche nach Süden zur neuen Grundschule bildet die Siedlungsmitte. Von den 32 Teilnehmern des im März desselben Jahres abgeschlossenen Architektenwettbewerbs errangen Alfred Gärtner, M. Meffer und Erich Rossmann sowie von Norden die ersten drei Preise. Nach dem Einspruch des Bundes Deutscher Architekten mußten die eigentlichen ersten Preisträger Hans W. Jung und Ralph W. Becker als nichtteilnahmeberechtigt ausgeschlossen werden.

Vor der endgültigen Rechtskraft des überarbeiteten Bebauungsplans Ende 1954 waren die meisten Gebäude bereits errichtet. Innerhalb von zweieinhalb Monaten wurden 42 Wohnhäuser im Rohbau fertiggestellt. Die stadteigene Volkswohnung baute insgesamt über 1300 Wohnungen, davon über 900 Wohnungen in fünfgeschossigen, bis zu 80 m langen Zeilen. 97 % des Wohnungsbestandes sind Zwei- bzw. Drei-Zimmerwohnungen. War die Siedlung 1952 noch für 4 000 bis 5 000 Einwohner vorgesehen, so leben heute in den zwischen 1987 bis 1992 modernisierten Wohnungen um die 2 500 Menschen.

Waldstadt

Der auch nach dem Beginn einiger Siedlungsprojekte wie Mühlburger Feld, Rintheimer Feld und Flugplatzbebauung vorhandene starke Wohnungsmangel ließ die Stadtverwaltung nach weiteren Flächen suchen. Wie schon Jahre vorher bekam die Inanspruchnahme des Hardtwalds wieder Aktualität. Wegen der Dringlichkeit des Wohnungsbaues war das Grundstückseigentum in einer (öffentlichen) Hand von großer Bedeutung. Die im Rahmen eines Gutachtens zur Neuordnung von Karlsruhe von Prof. O. E. Schweizer 1944 formulierte Idee bandförmiger Siedlungen entlang des Hardtwaldes mag



Waldstadt-Plan des Stadtplanungsamtes (1955).

auch noch bei der Flächenwahl Pate gestanden haben. Als der damalige OB Klotz dem Stadtrat am 11. Januar 1955 eine Vorlage über den Bau einer Nordoststadt für 35 000 Einwohner im Hardtwald westlich von Hagsfeld vorlegte, war der frühere erbitterte Widerstand gegen eine Hardtwaldbebauung versiegt. Die Gegenleistung bestand in der Zusage der Unterschutzstellung des übrigen Hardtwaldes. Um die erforderliche Übergabe der Fläche durch das Land zu beschleunigen, erstellte das Stadtplanungsamt ein Konzept mit einer Einwohnerkapazität von 25 000 Einwohnern, wurde eine Broschüre Karlsruhe ohne Baugelände in Umlauf gebracht und eine Offensive im Landtag initiiert. Der Erfolg blieb nicht aus. Die Stadt konnte nun weiter planen, mußte aber auf Druck der Architektenschaft und einiger Gemeinderäte einen Wettbewerb zu Siedlungsplanung ausloben (August 1956). Die Preisträger hielten

sich in den Grundzügen an den städtischen Entwurf mit dem bereits dort angedachten typischen stichförmigen Erschliessungssystem, welches das Grundgerüst für die Gliederung der einzelnen Wohnbezirke bildete. Den ersten Preis errang Karl Selg aus Bonn, später Professor an der TH Karlsruhe. Die von Klotz 1954 geäußerte Idee von Hochhäusern an den Schnittpunkten der vom Schloß nach Norden verlaufenden Radialen mit dem heutigen Adenauerring mußte Selg bei der Überarbeitung auf die Einmündungsbereiche der Waldstadtstraßen übertragen. Beim ersten Spatenstich 1957 lagen die neuen Planungsdaten vor: 15 000 Einwohner auf 225 ha Gesamtfläche, davon 150 ha im Waldbereich. 1959 lebten bereits über eintausend Menschen in diesem Stadtteil, der rasch weiterwuchs. 1970 wurde mit 13 700 Einwohnern der Höchststand erreicht.

Mit der weiteren Ausdehnung entstand die Vielfältigkeit der Bauformen, die die Waldstadt von anderen Großsiedlungen wohltuend unterscheidet: zeilenförmiger Geschoßwohnungsbau, punktförmige Hochhäuser, Einfamilienhäuser, Winkelreihenhäuser, Sonderformen wie die Radhäuser in der Breslauerstraße. 1967 präsentierte sich in der Feldlage das Eichbäumle als Mustersiedlung des verdichteten Flachbaus. Die Waldstadt ist ein auch heute noch vorzeigbares Demonstrativvorhaben des Siedlungsbaues der damaligen Zeit. Die gegliederte und aufgelockerte Stadt mit ihren – hier etwas zu lang geratenen – Nachbarschaften und der Trennung des Fahr- und Fußgängerverkehrs ließ aber bereits verdichtete Wohnformen zu und bildet so den Übergang in die nächste Dekade.

Ein 1974 juriertes Planungsgutachten zur Entwicklung der Waldstadt-Feldlage führte zur Beauftragung der Berliner Büros Schmock-Volkenborn für die Ausarbeitung eines Bebauungsplans. Inzwischen ist auch dieser Teil der Nordoststadt fertiggestellt. In der gesamten Waldstadt wohnen heute an die 12 500 Einwohner. *Harald Ringler*

Vom Hofjagdrevier zum Parkwald

Zur Geschichte des Fasanengartens

Bevor Markgraf Karl Wilhelm 1715 sein neues Schloß in den Hardtwald baute, hatte er zuvor als begeisterter Jäger ein Revier von etwa 100 Hektar Wald einzäunen lassen, um einen Fasanengarten sowie einen Wildpark anzulegen. Das entsprach den damaligen Repräsentationsformen der Fürstenhäuser. Eine französische Anlage bei Lille diente dazu als Vorbild. Vor 280 Jahren wurde dann 1714 auf einer Waldlichtung, der Bocksblöße, ein kleines Jagdhaus errichtet, und verschiedenartige Tiere wurden aus dem ganzen Land herbeigeschafft. Mittlerweile war auch Wald gerodet worden, um Platz für das neue Residenzschloß zu schaffen, und erste Alleen durchzogen den ehemals geschlossenen Hardtwald, letztlich um das Jagdrevier zu erschließen.

Das Jagdschloß

In der Anfangszeit war der Fasanengarten in zwei Bereiche aufgeteilt: der westliche Teil, angrenzend an das Schloß, war im französischen Gartenstil gestaltet, während der östliche Teil der Fasanenzucht diente, betreut durch einen Fasanenmeister, ein Beruf, der von Generation zu Generation

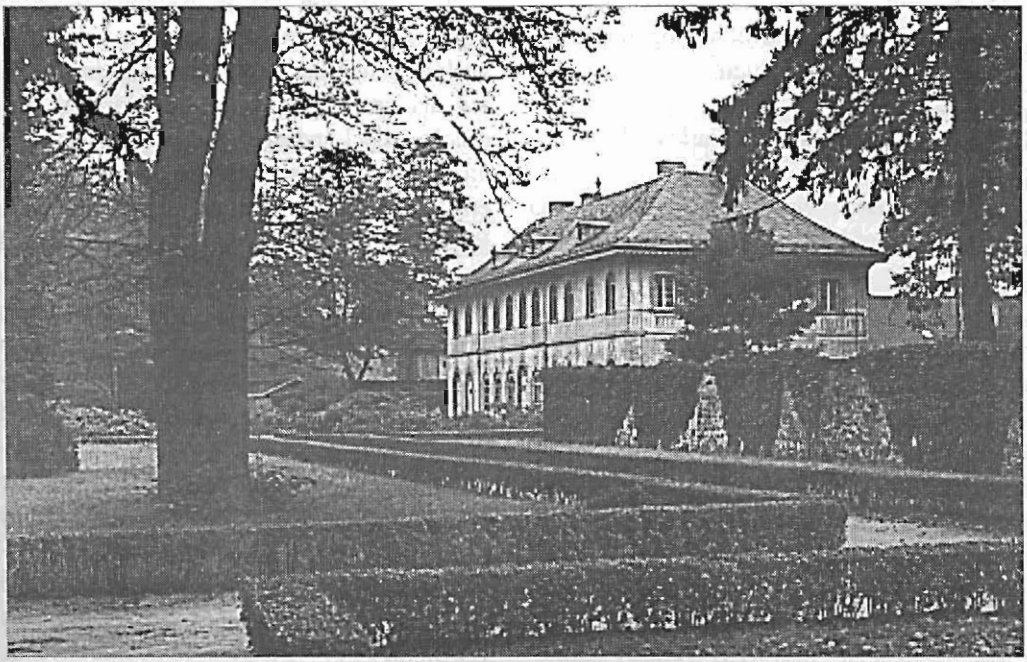
vererbt wurde. Die notwendigen Gebäude für die Fasanenzucht lagen alle um die Bocksblöße. Auch die heute noch vorhandenen chinesischen Teehäuschen entstanden ursprünglich als Feldhühnerhäuschen „à la Chinoise", einer modischen Bauform des 18. Jahrhunderts. Zunächst umgab ein Holzzaun, später eine drei Meter hohe Sandsteinmauer den Fasanengarten, die man heute zum Teil noch sehen kann.

Nachdem das ursprüngliche Jagdhaus recht bald baufällig geworden war, weil zu frisches Holz verwendet wurde, ließ Markgraf Karl Friedrich 1765 ein zweistöckiges Jagdhaus mit chinesischem Dach und figurierter Fassade errichten, und zwar vom gleichen Baumeister, Friedrich von Keßlau, der das Residenzschloß gebaut hat. Der Markgraf fand an diesem Bauwerk so sehr Gefallen, daß er es schon bald als Jagd- und Lustschloß ausbauen ließ und die Fasanen in andere, neu errichtete Gebäude umziehen mußten.

Der neue Park nach englischem Muster

Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Park nach dem Vorbild englischer Parkanlagen umgestaltet, viele ausländische Baum- und Straucharten wurden damals vor allem im Bereich der Bocksblöße gepflanzt. Dieser Umgestaltung war ein verheerender Sturm vorausgegangen, der sehr viele Bäume vernichtet hatte. Auch eine Lärchenallee, die über die Bocksblöße führte, fiel dem Unwetter damals zum Opfer.

Parallel zu dieser Umgestaltung wurde der Tiergarten wesentlich erweitert. Insbesondere zwischen 1780 und 1790 wurden diese Pflanzungen unter Gartenbauinspektor Schweykert fortgesetzt. Großen Wert legte er auf Perspektiven, Farbunterschiede sowie Licht- und Schattenwechsel. Gleichzeitig legte man im nördlichen Teil noch einen besonderen Tiergarten mit Rehen, Hirschen und ausländischen Tierarten an. Biber fanden Platz in der „Biberburg", die noch heute



Das ehemalige Lust- und Jagdschlößchen, heute Staatliche Forstschule.

diesen Namen trägt.

Wie viele Projekte, scheiterte auch die Fasanerie und der Wildpark letztlich an den hohen Kosten. Im Jahre 1866 wurde sie deshalb aufgelöst. Der Parkwald wurde nun zum Ort der Erholung und Entspannung für die Großherzogliche Familie. Das Schlößchen wurde als Prinzenschule und für kleine Gesellschaften ausgewählter Gäste genutzt. Wir wissen aus Berichten, daß sich die großherzogliche Familie bevorzugt im Fasanengarten aufgehalten hat. Diese Verbundenheit zeigt sich auch darin, daß im Jahre 1896 die großherzogliche Grabkapelle im gotischen Stil im Fasanengarten vollendet wurde. Mehrfach wurde von den Markgrafen der Versuch unternommen, den Park für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Nach überlieferten Berichten führte dies jedoch zu sehr häufigen Zerstörungen. Erst unter Großherzog Leopold wurde um 1840 der Zutritt zumindest zeitweise gestattet, endgültig für die Öffentlichkeit zugänglich erst 1918, nachdem in der Nacht vom 11. auf 12. November der Fluchtweg des letzten Großherzogs durch den Fasanengarten geführt hatte.

Entwicklung zum Parkwald

Insgesamt ist der einstige Fasanengarten von 110 Hektar auf heute 46 Hektar geschrumpft: neben der Dragonerkaserne (1803), der Reitschule (1843) und den Stallungen (1868), der Bürgerschule (1871) und dem Realgymnasium (1873) hat die Anlage des Durlacher-Tor-Platzes sowie der Wohnbebauung und schließlich die Ausweitung der Universität den Umfang gemindert. Mit einer Waldumwandlung von ca. einem Hektar Fläche für ein Umweltforschungsinstitut soll jetzt ein endgültiger Schlußpunkt gesetzt sein. Die zusammenhängende Waldfläche bildet nämlich eine Frischluftschneise für die Innenstadt. Gerade in den schwülen Sommermonaten wirkt sich der Wald durch seinen Temperaturausgleich sehr positiv auf das Lokalklima aus. Messungen zeigen, daß sich an Sommertagen Temperaturunterschiede von sechs Grad zwischen Wald und Stadtbereich ergeben.

Seit 1923 wurde der Fasanengarten als Parkwald von der badischen, später von der badenwürttembergischen Landesforstverwaltung betreut. 1967 war der Fasanengarten in die Bundesgartenschau einbezogen und mit vielen Einrichtungen für Spiel, Sport und Erholung versehen worden, die zum größten Teil wieder abgebaut wurden. Im Vordergrund steht heute der Erholungsnutzen für die Karlsruher Stadtbevölkerung, aber auch für den Naturschutz ist der Parkwald wichtig. So bilden z. B. die über 300jährigen Eichen hochwertige Lebensräume für viele verschiedene Insektenarten, darunter gefährdete Arten wie den Hirschkäfer und den Eichenbock. Auch botanische Besonderheiten sind vertreten, und die Baumartenvielfalt ist erstaunlich hoch. Allein um die Bocksblöße wachsen über 40 verschiedene einheimische und ausländische Bäume, die besonders im Herbst mit der unterschiedlichen Laubfärbung eindrucksvolle Landschaftsbilder ergeben. Damit diese wichtigen Funktionen auch künftig erfüllt werden können, muß intensive Pflegearbeit geleistet werden. Dennoch soll der Parkwald Fasanengarten im Gegensatz zum anschließenden Schloßgarten echten Waldcharakter behalten. Ziel der vom Staatlichen Forstamt Karlsruhe durchgeführten Maßnahmen ist die Erhaltung und Förderung der Baumartenvielfalt. Dies erfordert aber auch behutsame und kleinflächige Verjüngung überalterter Bestände sowie Pflegedurchforstungen, verbunden mit Baumfällungen. Denn gerade große freistehende Baumexemplare benötigen viel Platz zum Wachsen, so daß dazwischen konkurrierende Bäume entnommen werden müssen.

Das ehemalige Jagdschlößchen dient seit 1926 als Forstschule und stellt bis heute eines der forstlichen Aus- und Fortbildungszentren der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg dar.

Ulrich Kinzler

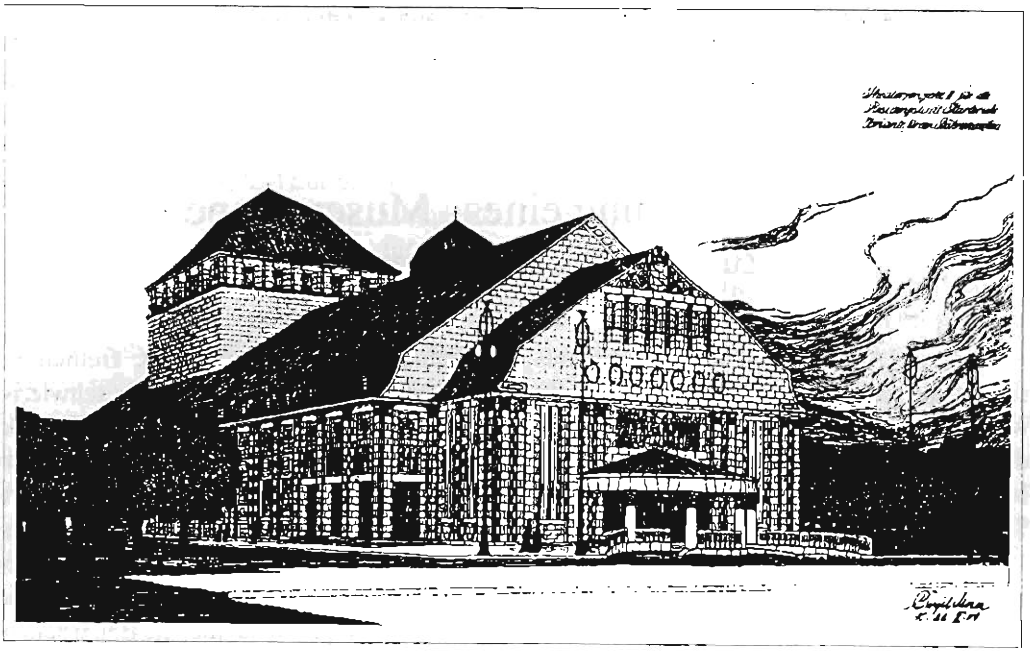
Wiedereröffnung eines „Musentempels"

Zur Sanierung des Konzerthauses

Wenn im August 1994 das Konzerthaus saniert und renoviert wieder nutzbar gemacht wird, sind 90 Jahre seit dem ersten Auftrag an die Architekten Robert Curjel und Karl Moser vergangen. 1906 hatten dann der Stadtrat und OB Schnetzler beschlossen, einen Entwurf „für ein Ausstellungsgebäude mit Nebengebäuden, ein Theater mit Konzertsaal samt Verbindungsbau zum Anschluß an die Stadtgartenrestauration" anzufordern, die später der Direktor der Akademie der Bildenden Künste G. Schönleber „für hervorragend glücklich und schön" beurteilte, entsprach er doch dem Bedürfnis, „einen wesentlichen Faktor zur Weiterentwicklung hiesiger Kunsttätigkeit aller Art" darzustellen. Man orientierte sich am Mannheimer Rosengartensaal, der zwar architektonisch gelungen, aber weniger zweckmäßig erschien, weil zu lang und ohne ansteigenden Boden für die hinteren Plätze. Der Raum sollte im Winter als Konzerthaus, im Sommer als Theater dienen, ein geräumiges Foyer bieten sowie eine Hofloge „mit eigener Treppe". Den Preis schätzte man auf 1.034.500 Mark laut Ratsprotokoll vom 15. März 1906.

Da zunächst die alten Bahnanlagen am Festplatz verlegt werden mußten, kam es 1913 zum ersten Spatenstich, und damit wurden die Bauarbeiten bald vom Ersten Weltkrieg überschattet. Am 8. Dezember 1915 weihte die großherzogliche Familie mit zahlreichen Gästen den Bau anläßlich des 200jährigen Stadtjubiläums ein, freilich in eher gedrückter Stimmung. „Unter schwierigen Verhältnissen", heißt es in der Chronik von 1915, „mit immer kleiner werdender Arbeiterzahl mußte der Bau zu Ende geführt werden. In schwerer Zeit errichtet, mag er für alle Zeiten ein Beweis des unerschütterlichen Vertrauens in den Sieg Deutschlands sein, das allein den Mut geben konnte, die Bauarbeiten fortzufahren, im festen Glauben an die große Zukunft unseres Vaterlandes und damit auch der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe." Die Ausstellungshallen waren nicht fertiggeworden und wurden später gleich vom Militär für Kriegszwecke beschlagnahmt, so wie das Theater als Lazarett diente.

Die Architekten Curjel und Moser zählten um die Jahrhundertwende zur Karlsruher Jugendstilarchitektur, und das Bild zeigt, wie das Konzerthaus in diesem Baustil errichtet worden wäre. Um 1910 hielt man sich jedoch an den gängigen neoklassizistischen Trend, baute die Ausstellungshallen nach Schinkels Vorbild (Altes Museum neben dem Berliner Dom), und als Erinnerung an Friedrich Weinbrenners evangelische Stadtkirche erhielt auch das Konzerthaus einen klassizistischen Portikus, dessen Giebel ein Relief von Karl Albiker schmückte. Nach dem Ersten Weltkrieg erlebte mancher Karlsruher in dem hier eingerichteten Kino „Capitol" die Anfänge des Films. Während des Zweiten Weltkriegs wurde der Bau mehrfach durch Bomben beschädigt, dem auch der Portikus



Entwurf eines Theaterprojekts 1906 im Jugendstil.

zum Opfer fiel. Noch 1943 versuchte man mit dem einfachen Wiederaufbau ohne Rekonstruktion das Haus zu nutzen. Ab 1945 konnte es darum als Ersatzspielstätte für das Badische Staatstheater dienen, dessen Bau am Schloß ausgebrannt war. Man erinnert sich an manche großartige Inszenierung, die in diesen 30 Jahren hier stattfand.

1975 nahm die Karlsruher Kongreß- und Ausstellungs. GmbH das Konzerthaus in Besitz, das mit zahlreichen Veranstaltungen nicht weniger genutzt wurde. So erschien bald eine Renovierung überfällig, zumal die Kriegsfolgen nur notdürftig behoben worden waren und Sicherheitseinrichtungen wie Haustechnik völlig überaltert und nicht mehr den neuen Vorschriften entsprachen. 1982/83 begann zur Zeit des Stadthallenbaus das Gespräch über eine Großrenovation, zumal das Denkmalamt Ansprüche an den historischen Bau stellte. 1991 beschloß der Gemeinderat die Sanierung mit einem Kostenrahmen von 30 Millionen Mark, der auch eingehalten wird. Allein die Hälfte dieser Summe kostet die neue technische Ausstattung, die der multifunktionalen Nutzung als Konzerthaus, Spielstätte für Gastspieltheater und Vortragssaal entsprechen muß. Mit 988 Plätzen wird der große Saal nicht weniger Besuchern Raum bieten als im Eröffnungsjahr 1915. Der kleine Saal mit 200 Plätzen im Obergeschoß dient als Tagungssaal, dem sich 6 Konferenz- und Seminarräume anschließen. Die einstmals schräg verlaufenden Seitenfoyers im Erdgeschoß sind begradigt und etwas tiefer gelegt worden. Sie münden ins Hauptfoyer, das nach seiner Renovierung mit den noch erhaltenen großen, goldgerahmten Spiegeln und gerundeten Seitenwänden eine repräsentative Ambience für vielerlei Anlässe geben kann.

Im Theatersaal sind die im Rang befindlichen Stützen wieder freigelegt worden, und die Decke wurde in ihrer ursprünglichen

Form als Kassettendecke umgebildet, hatte man doch bisher schon die Akustik dieses Raumes gepriesen.

Die Architekten Rupprecht u. Partner, Karlsruhe, nahmen sich auch des neuen Portikus an: 10 Säulen, je 8 Meter hoch, aus 17 Tonnen Beton geschält, darauf 3,5 Tonnen schwere Kapitelle, 1,5 Meter hoch. Architrav und aufmontierte Rosetten setzen den originalgetreu nachempfundenen Bauentwurf fort. Bleibt noch die Frage offen, wie die Stirnfläche ausgefüllt werden wird, die einst Karl Albiker gestaltet hat.

Leonhard Müller

Geschichte der Karlsruher Straßenbahn

Als im Oktober des letzten Jahres der Stadtbahntunnel von den Karlsruher Bürgern abgelehnt wurde, war das nicht die erste Entscheidung großer Tragweite für die Zukunft der Karlsruher Straßenbahn. In der Geschichte der Straßenbahn gab es eine Vielzahl solcher Entscheidungen, die für den späteren Ausbau des Karlsruher Nahverkehrsnetzes von höchster Bedeutung waren, und auch damals wußte man selten, welche Perspektiven sich mit der jeweiligen Entscheidung eröffneten.

Ein Amerikaner sorgt für Bewegung

Mitte des 18. Jahrhunderts war von einem öffentlichen Personennahverkehr in den Metropolen der Welt nicht viel zu spüren. Aber als 1852 die erste Pferdebahn in New York ihren Betrieb aufnahm, dauerte es nicht lange, bis auch diese Welle Europa erreichte. Siebzehn Jahre später erhielt dann auch der Amerikaner Louis Welles Broadwell die Konzession für den Bau und Betrieb einer Pferdebahn von Durlach nach Mühlburg. Hier beginnt die Geschichte der Straßenbahn in Karlsruhe.

Broadwell selber hatte allerdings kein Geld, um ein solches Vorhaben in Gang zu setzen. Der deutsch-französische Krieg Anfang der siebziger Jahre kam dem verschuldeten Amerikaner gerade recht, da dieser Krieg die Bauvorhaben stoppte. Broadwell selbst nutzte die Gunst der Stunde und verschwand. Über seinen Verbleib gibt es bis heute nur Spekulationen. Nach den Kriegswirren fand 1874 eine öffentliche Ausschreibung für eine Pferdebahn statt. Der Zuschlag ging an den Bremer Karl Westenfeld. Für ihn stand damals schon fest, daß seine Bahn auf Regelspurgleisen fahren sollte. Wie sich heute herausstellt, war dies eine weise Entscheidung. Am 21. Januar 1877 nahm schließlich die erste Pferdebahn ihren Betrieb auf. Westenfeld mußte sich das notwendige Material, wie Pferde und auch Wagen, zu Beginn leihen, da der planmäßige Betriebsstart erst für den 1. Mai angesetzt war. Die Strecke führte vom Durlacher zum Mühlburger Tor und vom Marktplatz zum damaligen Bahnhof an der Kriegsstraße. Vier Jahre später, am 21. September 1880, gab es einen Eigentümerwechsel, und der neue Eigentümer Emmerich gründete die „Vereinigte Karlsruher, Mühlburger und Durlacher Pferde- und Dampfbahngesellschaft".

1881 ging die erste Dampfbahn zwischen dem Durlacher Tor und Durlach in Betrieb. Pferde und Dampfrösser teilten sich damals ein gemeinsames Depot. In der ersten Hälfte der 90er Jahre kaufte die AEG die Gesellschaft, und von nun an standen die Zeichen auf Strom. Man bekam dann auch relativ schnell die Konzession für den Bau und Betrieb einer elektrischen Straßenbahn, allerdings mußte im Bereich der Innenstadt aus

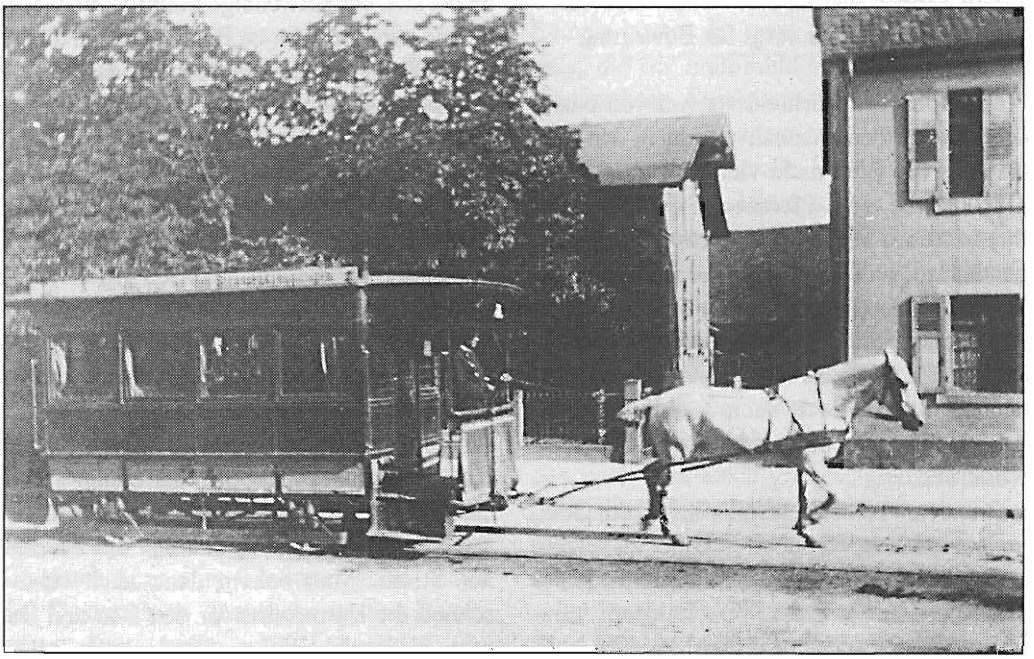
ästhetischen Gründen auf eine Elektrifizierung verzichtet werden. Die Versorgung dieses Bereiches übernahmen Akkumulator-Triebwagen, die während der Wendezeiten an den Endhaltepunkten über die Oberleitung Energie „tankten". Die Nachteile dieses Systems wurden schnell erkannt, und wenig später wurden auch die Gleise im Innenstadtbereich mit einem Fahrdraht überspannt. Damit war das erste komplett elektrifizierte Straßenbahnnetz in Karlsruhe fertiggestellt.

1899 wurde das noch heute benutzte Depot an der Tullastraße gebaut. Nur ein Jahr später schlug dann die letzte Stunde für die Pferdebahn. Am 19. März zog die legendäre Stute „Minna", bunt geschmückt, den letzten Pferdebahnzug voll Stolz durch die Karlsruher Innenstadt.

Kontinuierlicher Ausbau

In den ersten drei Jahren seit Gründung wurde das Streckennetz kontinuierlich erweitert. 1903 übernahm die Stadt die Gesellschaft für fast 6 Millionen Goldmark. Kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges konnte man den neuen Karlsruher Hauptbahnhof an der südlichen Peripherie der Stadt fertigstellen, wodurch eine neue Gleisentwicklung in Richtung Süden notwendig wurde. Bisher gab es eine Konzentration in der Ost-West-Achse, da kein Grund vorlag, aufgrund der Stadtentwicklung die Streckenführung in nord-südlicher Richtung massiv auszudehnen.

Der Erste Weltkrieg stoppte zunächst den Ausbau des Karlsruher Straßenbahnnetzes. Als ein weiteres Hindernis einer kontinuierlichen und erfolgreichen Weiterentwicklung der Straßenbahn wurde die Lokalbahn angesehen, da deren Gleise teilweise parallel zu der Straßenbahn verliefen und oft den Raum nahmen, der zum weiteren Ausbau nötig war. 1915 konnte die Stadt Karlsruhe die Lokalbahn nach schwierigen Verhandlungen für 1,9 Millionen Mark übernehmen, um damit ungestört den Ausbau der Straßenbahn voran



Die Pferdebahn auf der Fahrt durch Alt-Mühlburg.

zu treiben. Die Lokalbahn wurde daraufhin schrittweise von der Stadt stillgelegt. Ein weiterer wichtiger Einschnitt war die Herausnahme der Albtalbahn aus dem Innenstadtbereich. Der Endpunkt der damaligen schmalspurigen Bahn aus dem Albtal wurde nunmehr vom Ettlinger Tor an den neuen Albtalbahnhof verlegt. An eine Verknüpfung mit dem innerstädtischen Straßenbahnnetz wurde schon kurz nach der Inbetriebnahme gedacht, da es für den Fahrgast einer mühsamen Prozedur gleichkam, in eine Straßenbahn umzusteigen, die ihn in die Innenstadt bringen mußte. Eine Verknüpfung war allerdings aufgrund der unterschiedlichen Spurbreiten zum damaligen Zeitpunkt undenkbar. Während des Ersten Weltkriegs dienten die Gleise und Wagen der Straßenbahn nicht nur zur Fahrgastbeförderung; während dieser Zeit wurden auch Güter auf der Schiene transportiert. Die Angebotspalette reichte von Milch, Gas und Koks über Müll bis hin zu Baumaterialien. Durch die dem Krieg folgende Inflation kostete ein Fahrschein zur einfachen Fahrt in der kleinsten Zone 1923 ungefähr 500 Milliarden Mark. In den 20er und 30er Jahren – nach der Inflation – wurde das Streckennetz enorm vergrößert, zum Beispiel sollte die Trasse nach Knielingen bis zum Rhein verlängert werden.

In den zwanziger Jahren kam es zu einem „Machtkampf" zwischen der Stadt und dem damaligen Betreiber der Albtalbahn, der Badischen Landeseisenbahn AG (BLEAG). Die Stadt forderte einen 10-Minuten-Takt zwischen dem Albtalbahnhof und Rüppurr. Die BLEAG aber verweigerte sich dieser Forderung, was zur Folge hatte, daß die Stadt mit Bussen den geforderten Takt einrichtete. Die Nachwirkungen waren für die BLEAG gewaltig. Sie ging durch den Buseinsatz der Stadt, aber auch wegen anderer Gründe als Gesellschaft insgesamt 1932 bankrott; die Albtalbahn wurde daraufhin von der DEBG übernommen. Diese fügte sich den Taktforderungen der Stadt.

Die Nachkriegszeit als Neubeginn

Der Zweite Weltkrieg brachte Leid und Zerstörung über die Stadt; auch die Straßenbahn war davon betroffen. Dies bedeutete praktisch einen kompletten Neuaufbau, nicht nur in Karlsruhe. Während in vielen deutschen Städten die vorher so populäre Tram einfach nicht mehr aufgebaut und der Nahverkehr von den vermeintlich flexibleren Omnibussen übernommen wurde, entschied man sich in Karlsruhe für einen kontinuierlichen Auf- und Ausbau des Straßenbahnnetzes. Karlsruhe wurde in der Nachkriegszeit deshalb von anderen Städten eher belächelt, aber der Bau der Retortensiedlung Waldstadt mit sofortiger Straßenbahnanbindung galt schnell als Paradebeispiel für einen guten Nahverkehr. Doch es gab auch in Karlsruhe nicht nur Befürworter für einen schienenbezogenen Nahverkehr. Gutachten wurden erstellt, in denen die Gegner nachweisen wollten, daß der Bus das flexiblere und kostengünstigere Verkehrsmittel für den Nahverkehr sei. Aber die Verantwortlichen erkannten schnell, daß die Straßenbahn gegenüber dem Omnibus Vorteile mit sich bringt. Um diese Vorteile auszuschöpfen, mußte ein geeignetes Konzept entwickelt werden. Die Hauptstrategie lag vor allem darin, daß die Bahn soweit wie möglich auf eigenem Gleiskörper fahren sollte, um nicht durch den motorisierten Individualverkehr behindert zu werden. Damit war die Tram dem Bus weit überlegen.

Hauptverantwortlicher zu dieser Zeit war Oberbürgermeister Günther Klotz, dem wir die Grundlage für den heutigen Erfolg zu verdanken haben. Er, bekennender Straßenbahn-Fan, ließ kurzerhand Gutachten in seiner Schreibtischschublade verschwinden, die

sich gegen die Bahn aussprachen. Klotz erkannte auch die Möglichkeiten einer Anbindung der Region an die Stadt. Durch den Kauf der Albtalbahn 1957, deren schrittweise Umspurung von Schmalspur in Regelspur und die Beseitigung des Verkehrsbruches am Albtalbahnhof wurden in Karlsruhe die meisten Skeptiker, getragen von dem Erfolg dieser Maßnahmen, eines Besseren belehrt. Von nun an konnte in Karlsruhe der Ausbau des Nahverkehrs auf der Schiene in allen Richtungen vorangetrieben werden.

1958 fuhren die Bahnen dann, anfangs in einem 20-Minuten-Takt, direkt von der Karlsruher Innenstadt nach Ettlingen. Es dauerte nicht lange, bis die Strecke nach Bad Herrenalb ebenfalls von Straßenbahnwagen befahren werden konnte. Die Umspurung der Gleise bis Langensteinbach und der Neubau der Strecke bis Ittersbach rundeten den ersten Ausbau ab. Aber der Bau von umsteigefreien Strecken in das Karlsruher Umland war und ist noch lange nicht vollendet. Es kamen ab den 80er Jahren Leopoldshafen, Hochstetten und der Bau der Rheinbahn nach Rheinstetten dazu. Das Meisterstück gelang den Verkehrsbetrieben allerdings mit der Verknüpfung der beiden Systeme Straßenbahn und Bundesbahn. Den intensiven Versuchen folgte die Eröffnung der Strecke von Karlsruhe nach Bretten. Diese, von der DB zuvor stiefmütterlich behandelte und von den Fahrgästen nur wenig akzeptierte Nebenstrecke, entwikkelte sich mit Fahrgastzuwächsen von über 400 % zu einem Vorbild für erfolgreichen öffentlichen Personennahverkehr in Deutschland, Europa und der Welt. Die Befürchtungen der Brettener Kaufleute vor einer Flucht nach Karlsruhe war völlig unbegründet. Dieses Beispiel machte Schule, neue Verbindungen wurden gebaut. Aber auch die Anschaffung modernster Fahrzeuge sorgt für einen ungebremsten Fahrgastzuwachs.

Was wird die Zukunft bringen?

Trotz des Scheiterns der U-Strab wird es in Karlsruhe keinen Stillstand in der Entwicklung des Nahverkehrs geben. Neue Strecken sind im Bau und werden 1997 teilweise schon in Betrieb genommen. In der Planung sind Neubaustrecken in die Nordweststadt und nach Aue-Wolfartsweier. Ab dem Fahrplanwechsel im Mai 1997 wird man umsteigefrei von Pfinztal zum Karlsruher Marktplatz fahren können. Ebenso wird ab Mai das Umsteigen in Bretten ein Ende haben, wenn man weiter nach Eppingen fahren möchte. Mit der durchgehenden Elektrifizierung fährt der Stadtbahnwagen von nun an von Baden-Baden durch die Innenstadt nach Eppingen, teilweise sogar mit einem Bistro-Abteil. Im September 1997 wird die Verknüpfung Straßenbahn-DB in Wörth fertiggestellt; die Stadtbahn wird ab diesem Monat auch bis nach Stutensee fahren.

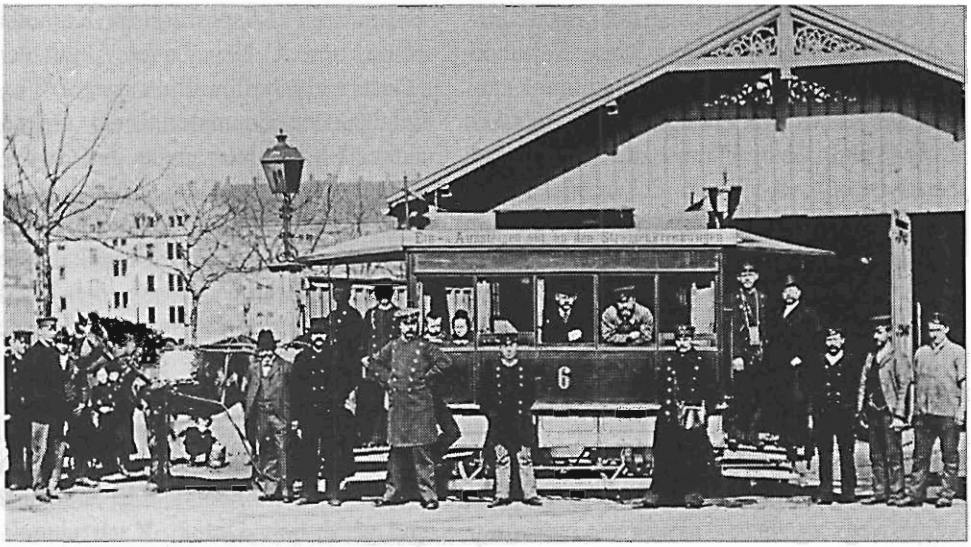
Man sieht, daß sich die Entwicklung des ÖPNV nicht nur auf Karlsruhe beschränkt, sondern gemeinsam mit der stadteigenen AVG die gesamte Region erfaßt hat, gemäß dem Wahlspruch: „Mit der Stadtbahn schnell, bequem und direkt aus der ganzen Region mitten in die Stadt – und dies sehr preiswert."

Dieter Ludwig

Diskussion um die Straßenbahnen in Karlsruhe vor 100 Jahren

Die Auseinandersetzungen um die richtige Erschließung Karlsruhes durch Straßenbahnen sind alt. Vor ca. 100 Jahren erschien am 10. Mai 1898 ein Artikel im „Badischen Beobachter", der die Probleme des Übergangs zur zeitgemäßen Form der „Elektrischen" wiedergibt.

„Nach den neuesten Nachrichten stehen die Verhandlungen zwischen dem Stadtrat der Residenz und der Gesellschaft der Karlsruher Straßenbahnen auf dem Punkt, auf der Grundlage des Akkumulatorenbetriebes zu den innerstädtischen Straßen und des Hochleistungsbetriebes auf den Außenlinien zur Einigung zu führen. So erfreulich die Aussicht ist, daß eine für die Entwicklung des zum Übergang in die Eigenschaft als Großstadt sich anschickendes Gemeindewesen außerordentlich wichtige Frage nach jahrelangem Hin und Her der baldigen Lösung entgegenreift, so verstimmend wirkt, so unbegreiflich klingt, was über eine bedeutungsvolle Einzelheit des abzustimmenden Vertrages, über die Bestimmung der den künftig elektrischen Straßenbahnen zu gebende Spurweite verlautet. Wir hatten bisher die Spurweite der Hauptbahnen, die sog. Normalspur von 1,435 Meter, deren Wahl für Straßenbahnen durchaus keinen Sinn hat, während in Deutschland und in der Schweiz nach und nach als Regel die Schmalspur, und zwar meist wie bei der Albthalbahn und der Spöck-Durmersheimerbahn die Spur von 1 Meter, theilweise eine noch geringere Weite, angenommen worden ist. Bei der Normalspur soll es dem Vernehmen nach bleiben. Dem gegenüber fragen wir: sollen hier wirklich die Erfahrungen anderer Städte unverwirklicht bleiben, will man sich in der That der Gefahr aussetzen, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit abermals eine (dann noch mehr als heutzutage fühlbar



„Die Pferdebahn um 1900".

werdende) Stockung in der Entwicklung des Straßenbahnwesens eintritt!

Will man in die Verlegenheit einer großen Stadt eines unserer Nachbarländer gerathen, die durch eine früher begangene Kurzsichtigkeitssünde dieser Art so in die Enge getrieben wurde, daß ihr schließlich zur Besserung der Verkehrsverhältnisse nichts anderes übrig blieb, als Straßenbahnen anzukaufen, um sie auf eigene Kosten auf Meterspur umzubauen!

Das kann und darf nicht sein, doppelt deswegen nicht, weil die vom Gesichtspunkt der Verkehrskonzentration ungünstige Konfiguration der Residenzstadt dem Straßenbahnnetz der Zukunft eine außerordentliche Bedeutung für das Gemeinwohl zuweist.

Der Laie wird fragen: weshalb soll die Normalspur ungeeignet sein! Zwei Hauptgründe sind es, die gegen sie sprechen.

Der eine liegt in der Schwierigkeit, die Normalspurgleise in gehöriger Kurve um Straßenecken herumzuführen. Ist die Kurve zu klein, so treten Entgleisungen ein, die bei elektrischem Betriebe natürlich noch mehr als bei dem gemütlichen Betriebe durch animalische Kraft zu fürchten sind.

Bei der Schmalspur kann man die Krümmungen schärfer nehmen. Diese Seite der Frage beansprucht die größte Aufmerksamkeit für die in der Zukunft unentbehrlichen Ring- und Seitenlinien, welche Straßen berühren müssen, deren Ecken nicht etwa bloß in rechtem, sondern vielfach in spitzem Winkel liegen.

Den zweiten Gegenstand bildet der Raumanspruch der Normalspur. Die Mehrzahl der städtischen Straßen, einschließlich der neueren, ist durchaus nicht von übermäßiger Breite. Nun müssen bei eingleisiger Anlage noch stellenweise Ausweichsgleise angelegt werden, und es geht aus Betriebsrücksichten keineswegs an, diese Ausweichen immer nur in breiten Straßen unterzubringen.

Das leuchtet ein, daß dabei der Platz für gewöhnliches Fuhrwerk in den schmaleren Straßen zu sehr eingeengt, daß es Verkehrsstockungen geben würde. Indessen braucht man nicht nur enge Straßen und nicht bloß die Zukunft im Auge zu haben; man kann die Sache heute bereits praktisch in der Kaiserstraße studieren. Das ist gewiß eine breite Straße, und doch, welch' unverhältnismäßig großer Teil von ihr geht schon jetzt dem allgemeinen Fuhrwerksverkehr durch die unnötig breiten Gleise der Pferdebahn mehr oder minder verloren, so daß selbst diese Hauptverkehrsader vom praktischen Standpunkte der Interessen des Fuhrwesens nicht als breit betrachtet werden kann! Freilich sind es nicht die Gleise an sich, die den Platz rauben; denn sie können ja, wenn auch nur mit häufigeren Unterbrechungen, von Wagen und Karren aller Art überfahren werden.

Raumsperrend sind vielmehr die Wagen der Straßenbahn. Oft genug hat man in Folge Raummangels bisher schon Zusammenstöße zwischen Pferdebahnwagen und anderen Fuhrwerken auf der Kaiserstraße erlebt; daß es dabei meistens ohne größere Beschädigungen abging, war nichts als Glücksfall. Besondere Prädisposition für Karambolagen wurde durch Neu- oder Umbauten von Häusern geschaffen. Ein einziger Wagen mit Schutt oder Baumaterial am Gehwegbord aufgestellt, dahinter gegen das Geleis so ein paar Balken oder Ries, Schutt und dergleichen - und alles ist so gut vorbereitet, daß es nur noch einer kleinen Komplikation bedarf, um ein Fahrhindernis für die Pferdebahn hervorzurufen. Und wie die Fußgänger sich bei gesperrtem Gehwege zwischen den haltenden Fuhrwerken, auch wenn hinter diesen kein Raum belegt ist, und den vorüberfahrenden Straßenbahnwagen hindurchwinden müssen, daß ist auch ungehörig und gefährlich. Darum, Karlsruher Bürgerschaft, stehe ohne Unterschied der politischen

Parteiengruppierung zusammen und wehre Dich um der Zukunft Deiner Stadt willen, wehre Dich auch um der städtischen Finanzen willen gegen das irrationale Normalspurprojekt! Fordere mit Nachdruck die Schmalspur! Noch wird es Zeit sein."

Man entschied sich für die Normalspur und schuf somit die Voraussetzung für unser heutiges durchlässiges Nahverkehrssystem.

Leonhard Müller

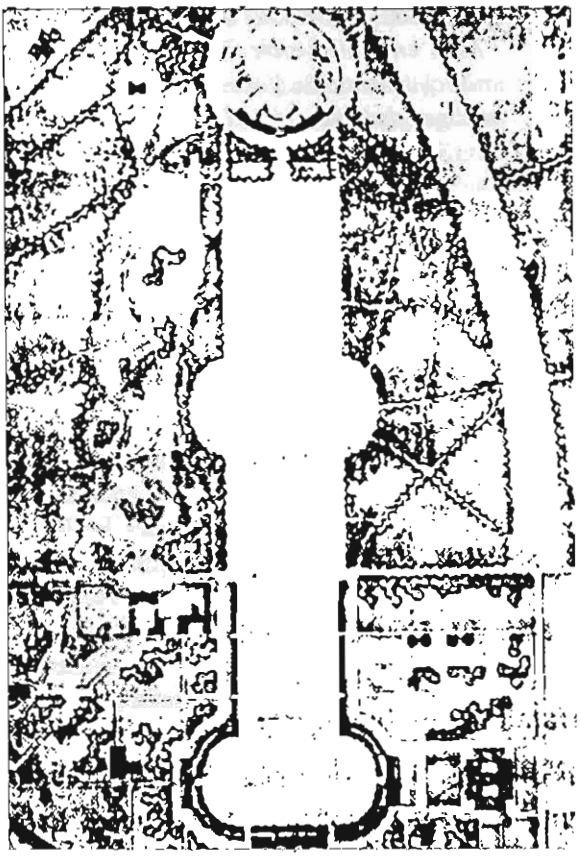
Schnakenstiche gegen Thingstätte

Die Pläne für einen NS-Kultplatz in Karlsruhe

Mit einem Netz von 66 Thingstätten sollte 1934 das Deutsche Reich überzogen werden, bis auf 400 dann anwachsend. Drei davon plante man in Baden, nämlich in Heidelberg, Freiburg bzw. Titisee und in der Gauhauptstadt. Bis August 1935 wurden 12 Thingstätten eingeweiht, darunter die auf dem Heiligenberg in Heidelberg. Die Thingbewegung unterstand dem Reichspropagandaminister Goebbels, womit auch ihre Ziele umrissen sind. Sie war Mittel nationalsozialistischer Propaganda, die „aus dem Gemeinschaftserlebnis heraus den neuen deutschen Menschen nach dem Willen des Führers" formen sollte. Gausonnwendfeiern, Fahnenweihen, Feierstunden von NS-Organisationen und vor allem „Thingspiele", die die „Kampfzeit der NSDAP" verherrlichten, wurden in den Thingstätten veranstaltet. „Das Thing", so wurde postuliert, „dient dem nationalsozialistischen Kult, der aus dem Kampf erwuchs, es dient der Gestaltung unserer Feste."

Der Karlsruher Stadtrat erhielt erstmals im Mai 1934 Informationen über die Planung einer Thingstätte beim Hochschulstadion. Dieses war bereits durch Aufbrechen des Umfassungswalls auf der Nordseite zum Aufmarschplatz erweitert worden. Der sollte durch eine schmale Schneise im Wald mit dem Thingplatz verbunden sein. Gedacht war, so Bürgermeister Fribolin, an eine hainartige und begrünte Anlage für 10 000 Besucher. „Man müsse dem Reichstatthalter Robert Wagner dafür dankbar sein, daß er sich für das Zustandekommen des Planes einsetze; er wolle in Karlsruhe ein kulturelles Bollwerk für Südwestdeutschland schaffen." Am 21. Juni genehmigte der Stadtrat den Abschluß eines Vertrages mit der „Landesstelle Baden-Württemberg des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda" zum Bau der Thingstätte.

Offensichtlich hatten die Verantwortlichen der Stadt die Pläne des beauftragten Architekten Prof. Hermann Alker von der Technischen Hochschule noch nicht gesehen. Dieser stellte ebenfalls im Mai seinen Plan in einem Interview vor: „An das Hochschulstadion (...) konnte ein riesiges Aufmarschgelände angeschlossen werden, an welches sich ein Volksfestplatz angegliedert, und diese auf eindrucksvolle Tiefenwirkung der großen Aufmärsche streng axial geformte Anlage findet ihren Abschluß in der Thingstätte. (...) Innerhalb einer mächtigen Ringmauer von 120 Meter Durchmesser sind amphitheatralisch 10 000 Sitzplätze aufgebaut." Der dem Nationalsozialismus zugewandte Alker, der im übrigen auch das 1930 fertiggestellte Stadion geplant hatte, verstand es ganz offensichtlich, das Bedürfnis der neuen Machthaber nach monumentaler Architektur zu befriedigen, denn der Gauleiter drängte im Oktober auf den raschen Bau der Thingstätte. Zu die-



Plan der Thingstätte von Prof. Alker. Unten das Hochschulstadion, oben die kreisrunde eigentliche Thingstätte, dazwischen der Aufmarschplatz.

sem Zeitpunkt hatte sich aber schon eine vorerst noch verhaltene, dann aber deutliche Ablehnung des Projektes artikuliert. Zunächst bemerkte Oberforstrat Dr. Bauer, und der Stadtrat schloß sich an, daß die massiven Eingriffe in den Fasanengarten von der Bevölkerung nicht akzeptiert würden. Dann scheuten Stadtverwaltung und Stadtrat vor den immensen Kosten von etwa 550 000 RM zurück. Angesichts eines 10-Mio.-Investitionsprogramms für unter anderem Altstadtsanierung, Wohnungsbauförderung, Siedlungsvorhaben und Aufschüttungen im Rheinhafengebiet sei diese Ausgabe nicht vertretbar. Schließlich wurde im Stadtrat auch der Entwurf von Alker kritisiert. Thingstätten sollten in die Umgebung integriert werden unter Nutzung des natürlich geformten Geländes, Alker präsentierte aber umfangreiche Hochbauten, so daß man „in diesem Zirkus nichts mehr von der Landschaft" sehe. Und zuallererst brachte das Forstamt das von allen Seiten aufgegriffene Argument, die Schnakenplage im Hardtwald sei so groß, „daß ein Stillsitzen der Zuschauer und eine aufmerksame Anteilnahme an dem Thingspiel vollständig unmöglich sei."

Als der Stadtrat am 6. Dezember erneut über den Bau der Thingstätte beriet, war man sich bewußt, daß der Gauleiter über eine Ablehnung „verschnupft" wäre und daß dann die Gautage und entsprechender Fremdenverkehr nicht mehr nach Karlsruhe kämen. Beschlossen wurde deshalb die grundsätzliche Zustimmung zu dem Projekt, das in Jahresabschnitten verwirklicht werden sollte, „die sich der städtischen Finanzlage anzupassen haben". Der Beschluß enthielt auch den Hinweis, daß „die Benutzungsfähigkeit der Anlage vor dem Wirksamwerden der in Gang befindlichen Schnakenbekämpfungsmaßnahmen" bezweifelt werde. Am 8. Dezember billigte der Gauleiter den Vorschlag der Stadtverwaltung, angesichts der Probleme der Geldbeschaffung das Projekt vorläufig um ein Jahr zu verschieben.

Die Stadtverwaltung erkundigte sich im Januar 1935 bei 18 Städten, in denen Thingstätten geplant oder gebaut waren, nach den Kosten. Diese lagen zwischen 13 000 und 110 000 RM, wobei die Kosten für die ebenfalls von Alker geplante Heidelberger Thingstätte von etwa 600 000 RM nicht berücksichtigt wurden. Neuberechnungen, bei denen z. B. statt einer Mauerumfassung nur

eine Hecke vorgesehen war, ergaben Kosten zwischen 210 000 und 260 000 RM. Öffentliche Mittel oder Parteizuwendungen waren dafür aber trotz aller Bemühungen nicht zu erhalten.

Das sich abzeichnende Scheitern des Baus einer Thingstätte in Karlsruhe fiel zusammen mit Vorzeichen für das End der Thingbewegung. Am 23. Oktober erging vom Goebbels-Ministerium die Weisung an die Presse, mystische Begriffe wie Thing und Kult künftig nicht mehr zu verwenden. Nicht nur die z. T. schlechte Qualität der Aufführungen und die Witterungsabhängigkeit, sondern vermutlich auch das Aufkommen weit effizienterer Propagandainstrumente wie der Volksempfänger und die Nutzung des Films dürften zum Ende des Things beigetragen haben. So war es denn nur konsequent, daß der Gauleiter am 19. Dezember 1935 die Stadtverwaltung wissen ließ, „daß der Bau von Thingstätten bis auf weiteres nicht mehr in Frage komme".

Manfred Koch

„... wird wegen dem Geburtstag des Großherzogs morgen die Fabrik um 12 Uhr geschlossen"

Das Firmenarchiv der Parfümerie- und Feinseifenfabrik Wolff & Sohn im Stadtarchiv Karlsruhe

Am 9. September 1899 wurde die damals schon weltweit agierende Karlsruher Firma Wolff & Sohn anläßlich des Geburtstages des badischen Landesherrn Friedrich I. für einen Nachmittag geschlossen, damit die Belegschaft an der öffentlichen Parade teilnehmen konnte. 74 Jahre später schloß die vor allem durch ihr Produkt „Kaloderma" bekanntgewordene Firma für immer ihre Pforten. Heute erinnern in Karlsruhe noch das Fabrikgebäude und die im Stadtarchiv verwahrten Archivalien an „Wolff & Sohn". Den 126 Einheiten umfassenden Bestand erhielt das Stadtarchiv im Herbst 1996 von der Firma Schwarzkopf GmbH in Hamburg und von Frau Vera Wolff aus Karlsruhe als Geschenk.

Netz der Geschäftsbeziehungen

Die Parfümerie- und Toilettenseifenfabrik Wolff & Sohn wurde im Jahr 1857 durch den späteren Kommerzienrat und Ehrenbürger der Stadt Karlsruhe, Friedrich Wolff (1833–1920), und seinen Vater, den Hoftheaterfriseur Gottlob Friedrich Wolff (1803–1864), gegründet. Bereits aus der Gründungszeit besitzt das Stadtarchiv nun Unterlagen der Firma Wolff & Sohn. Die älteste Archivalie des Bestands ist das handschriftlich geführte Hauptbilanzbuch der Firma aus den Jahren 1859 bis 1861. Aus dem dazugehörenden Personen- und Firmenregister und aus den Eintragungen über „Soll" und „Haben" sind die Geschäftsbeziehungen der neugegründeten Firma im In- und Ausland ablesbar. Die meisten Beziehungen unterhielt „Wolff & Sohn" zu den ost- und mitteldeutschen Städten Berlin, Halle, Dresden, Leipzig, Königsberg, Breslau, Magdeburg, Erfurt und Chemnitz. In Süddeutschland sind es Lahr, Ulm, Freiburg, München, Nürnberg und Stuttgart, in den nördlichen Landesteilen Hamburg, Hannover, Düsseldorf, Aachen, Bonn, Frankfurt und Wiesbaden, die im ersten Hauptbilanz-

buch häufiger genannt werden. Bereits in den Anfangsjahren hatte „Wolff & Sohn" auch Geschäftsbeziehungen zu Firmen im Ausland. Hier wird am häufigsten Paris genannt, gefolgt von London, Toulouse, Grenoble, Triest, Krakau und Luxemburg.

Fast lückenlos sind die Bilanzbücher der Firma aus den Jahren 1859 bis 1941 erhalten, hinzu kommen je zwei Conto-Correntbücher und Conto-Memorialbücher. Eine stabile Geschäftslage mit soliden Erträgen bzw. stetigem Gewinnzuwachs ist beispielsweise aus den Eintragungen der Jahre 1904 bis 1910 ablesbar. Für den Zeitraum 1930 bis 1935 läßt sich ein kontinuierlicher, wenn auch geringfügiger Ertragsrückgang feststellen, während die Jahre 1936 bis 1943 von deutlich erkennbarem Gewinnzuwachs geprägt waren.

Ein ebenfalls handschriftlich geführtes Protokollbuch aus den Jahren 1912 bis 1942 informiert außerdem über die General- und Gesellschafterversammlungen.

Bis zum Jahr 1863 hatte die Firma Wolff & Sohn ihren Sitz in der Karl-Friedrich-Strasse 4. 1863 errichtete Friedrich Wolff ein neues Firmengebäude in der Kaiserstraße 104, zu dem er 1879 das Nachbargebäude Kaiserstraße 106 hinzu erwarb. 1891 bezog die Firma ihren nach Plänen des für seine Industriebauten bekannten Architekten Hermann Walder erbauten Gebäudekomplex in der Durlacher Allee 31/33. Die Firma hatte zu diesem Zeitpunkt ihre Geschäftsbeziehungen bis in die Schweiz, nach Italien, Ungarn und Österreich und nach Malta ausgedehnt.

Hiervon zeugen die handschriftlichen Reiseberichte von Juniorchef Friedrich Wolff aus den Jahren 1884 bis 1887. Der Handlungsreisende Johann Tetsch bereiste im Auftrag von „Wolff & Sohn" in den Jahren 1896 bis 1902 darüberhinaus die baltischen Staaten, Finnland, Schweden, Rußland, den Balkan mit Serbien, Rumänien, Bulgarien und Griechenland, den Vorderen Orient mit Syrien, Palästina, Ägypten und Libanon sowie China und Indien. Über den Handel mit Rosenseifen in China berichtet Johann Tetsch an die Firma in Karlsruhe sowie auch über geschäftlichen Ärger, den er in Rußland erlebte. „Ich habe ihm die Ungehörigkeit seines Benehmens entsprechend vorgehalten und ihm die sofortige Kündigung unserer Vertretung in Aussicht gestellt. Er versprach pünktliche Erledigung aller Sachen für die Zukunft", schreibt Johann Tetsch am 18. Januar 1899 aus Moskau. Außer geschäftlichen Angelegenheiten spiegeln diese Berichte auch politische, gesellschaftliche und soziale Verhältnisse in den bereisten Ländern. „Was die Tour nach China angeht, so sind hier ganz tolle Berichte über Hongkong in Cours die Pest betreffend, täglich sollen Europäer daran sterben und muß ich mir vorbehalten, den Platz evtl. auszulassen" berichtet Johann Tetsch am 9. Juli 1898 an die Geschäftsleitung. Der Handelsvertreter Albert Grieshaber geriet bei einer Balkanreise im Auftrag der Firma im Sommer 1913 in die Wirren des Balkankrieges. „In Griechenland waren überall und speciell auf Corfu viele türkische Kriegsgefangene zu sehen; auch verwundeten griechischen Soldaten begegnete man noch ab und zu" und „...es wurde mir vielfach von Griechen versichert, daß ihr Haß gegen die Bulgaren viel größer sei als gegen die Türken; die Militärpflichtigen stellten sich deshalb auch mit größtem Enthusiasmus" schildert er in einem Brief vom 18. Juli 1913 an Kommerzienrat Friedrich Wolff seine Eindrücke.

Der Arbeitsalltag

Vom Arbeitsalltag in der Firma vermitteln unterdessen zwei Cirkularbücher aus den Jahren 1897 bis 1905 und 1912 bis 1922 lebhaften Eindruck.

Strenge, zum Teil pedantische Anordnun-



Zeichnung der Firmenanlage Wolff & Sohn um 1892.

gen an das Personal erläßt die Geschäftsleitung in diesen Büchern. „Das Lärmen und Schreien im Freien während der Pausen ist streng verboten, es ist strengstens verboten, innerhalb des Fabrikbezirks das Fahrrad zu besteigen und die Fahrradlaternen anzuzünden" und ebenfalls strengstens verboten war „der grobe Unfug, daß insbesondere jugendliche Arbeiter auf dem Weg von und zu der Garderobe ihr Messer offen in der Hand tragen".

Die vorübergehende Schließung der Fabrik aufgrund besonderer Ereignisse unter Nachholung der Arbeitszeit wird in den Cirukularbüchern außerdem bekanntgegeben. Dies war z. B. am 21. Mai 1900 der Fall, als eine kaiserliche Torpedodivision im Maxauer Hafen anlegte, alljährlich am Geburtstag des Kaisers und des Großherzoges und am 18. Oktober 1897 anläßlich der Enthüllung des Kaiser-Wilhelm-Denkmals beim Mühlburger Tor. Gelegentlich fanden Veranstaltungen für das Personal statt, über die in den Umlaufbüchern informiert wird. Jedes Jahr ließ Großherzogin Luise in der Adventszeit die Arbeiterinnen der Firma Wolff & Sohn zur Besichtigung der in der Turnhalle der Victoriaschule ausgestellten Weihnachtstransparente einladen. Am 5. Mai 1913 gab die Firma bekannt, daß die Studenten der Technischen Hochschule Volksunterrichtskurse „für der Schule entwachsene Personen in den Elementarfächern" abhalten, und im Mai 1912 bat der Badische Frauenverein das Personal der Firma Wolff & Sohn zur Besichtigung des Tuberkulose-Museums in der Ausstellungshalle am Stadtgarten.

Der Badische Frauenverein engagierte sich auch in der Arbeiterinnenfürsorge und lud im Jahr 1912 die Arbeiterinnen nach Feierabend zu wöchentlichen Versammlungen mit kurzen, leichtfaßlichen Vorträgen über Fragen der Haushaltsführung, der Gesundheitsvorsorge und des Krankenkassen- und Versicherungswesens im Saal der Eisenbahnschule ein. Existentiell wichtige und arbeitsrechtlich bedeutsame Angelegenheiten für das Personal finden ebenfalls in den Cirkularbüchern ihren Niederschlag. Urlaubs- und Arbeitszeitregelungen werden bekanntgegeben, die Er-

gebnisse der Wahl von Arbeitern und Arbeiterinnen in den Verwaltungsausschuß des firmeneigenen Wohlfahrtsfonds mitgeteilt und Regelungen zur Kriegsteuerungszulage veröffentlicht. Die Bücher enthalten Bekanntmachungen an das Personal über die Auszahlung von Lohn, Krankengeld, Krankenkassenbeiträge, die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung und die Gewährung der Weihnachtsgratifikation oder „Stetigkeitsprämie", die im Jahr 1919 anstelle des Weihnachtsgeldes ausgezahlt wurde.

„Musterbetrieb deutscher Wirtschaft"

Einen umfassenden Eindruck vom Betrieb in der Firma Wolff & Sohn während der 30er Jahre, die im Nationalsozialismus als „Musterbetrieb deutscher Wirtschaft" galt, vermittelt die Werkzeitschrift „Kaloderma-Nachrichten" aus den Jahren 1934 bis 1941. Sie informiert über Aktivitäten der Werkssportgruppe, der Gesangsabteilung und der Werkmusikkapelle, Betriebsangehörige schildern KdF-Fahrten und Grenzlandkundgebungen, an denen sie teilgenommen haben. In der Werkzeitschrift werden die Neuerwerbungen der Werkbücherei bekanntgegeben und wird über Kameradschaftsabende in der Firma berichtet. Alle diese Artikel stehen vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Diktatur, die auch den Firmenbetrieb bei „Wolff & Sohn" prägte. Im Sommer 1939 wurde z. B. eine Stenotypistin vom Betriebsführer der Firma zur Teilnahme an der von der Deutschen Arbeitsfront veranstalteten Berufserziehungswoche für Stenotypistinnen in Bad Sulzbach bestimmt, worüber sie in den „Kaloderma-Nachrichten" berichtet. Die Vertrauensfrau der Firma Wolff & Sohn erhielt im Sommer 1936 vom Frauenamt der Deutschen Arbeitsfront die Aufforderung, an einem Schulungskurs für Vertrauensfrauen teilzunehmen, und der Betriebsobmann der Firma schreibt im Herbst 1936 einen Reisebericht über seine Teilnahme an der Reichsarbeitstagung der Reichsbetriebsgemeinschaft Chemie in Berlin. Darüberhinaus enthalten die „Kaloderma-Nachrichten" Artikelserien zur Geschichte der Firma und zum Produktionsbetrieb mit ausführlicher Beschreibung der Produktionsprozesse und vielfältigem Bildmaterial von den Arbeitsvorgängen.

Krieg und Verkauf

Bei Luftangriffen auf Karlsruhe am 25. April, 8. September und 5. November 1944 erlitt „Wolff & Sohn" Fliegerschäden an der gesamten Fabrikanlage. Hierüber gibt eine Fotodokumentation Aufschluß, die Bildmaterial von der ausgebrannten Reithalle, von den Schäden am Haupt- und Mittelgebäude sowie am Ostflügel, an Siederei, Seifensaal, Kesselhaus und am Werkwohnungsgebäude in der Gerwigstraße enthält.

Der Zeitraum von 1945-73 ist im Schriftverkehr über Kriegsschäden, Beschlagnahmung und Besatzung sowie in Produktionsstatistiken und Werbekatalogen überliefert. Bereits 1970 hatte „Wolff & Sohn" Gesellschafteranteile an die Hamburger Kosmetikfirma Schwarzkopf GmbH verkauft, bis die Firma vollständig an Schwarzkopf überging und die Stillegung der Produktion zum 31. Dezember 1973 erfolgte. Heute befindet sich im ehemaligen Hauptgebäude der Firma die Landespolizeidirektion Karlsruhe. Zusammen mit den bereits im Stadtarchiv vorhandenen Unterlagen zur Firma Wolff & Sohn – im wesentlichen sind dies 130 Blatt illustrierte Originalanzeigen aus den Jahren 1899 bis 1949, erschienen in der „Berliner Illustrierten Zeitung", in der Zeitschrift „Jugend" und in der Zeitschrift „Die Dame", die Werkzeitschrift „Kaloderma-Nachrichten" und die parfümierten Werbegeschenke „wohlriechender Taschenkalender" – bildet das Firmenarchiv

eine umfassende und anschauliche Dokumentation zur Geschichte der Firma und bedeutet eine wertvolle Bereicherung der Sammlungsbestände des Stadtarchivs Karlsruhe.

Angelika Sauer

Der Karlsruher Hafen: Ein langer Weg zum Rhein

„Der Handel, den die Stadt treibt, ist freylich nicht sehr ausgebreitet; doch auch nicht ganz unbeträchtlich. Hätte der Markgraf Karl Wilhelm dafür, daß er die Stadt in einem Walde gleichsam einschloß, sie an den Rhein – etwa nach Schröck – hin verlegt, so hätte es eine der blühendsten Handelsstädte werden und besonders Mainz wegen der weit geringeren Entfernung vom gesegneten Elsaß, Lothringen und der Schweiz in Absicht auf den Speditionshandel sehr vielen Abbruch thun können." So beschrieb der Hauslehrer und Publizist Friedrich Leopold Brunn in seinen Briefen über Karlsruhe im Jahr 1791 ein Problem, das die Stadt bis in unser Jahrhundert hinein beschäftigte und umtrieb: die fehlende Anbindung an den Rhein. In der Tat hatte der Karlsruher Stadtgründer Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach an viele Dinge gedacht, als er am 17. Juni 1715 den Grundstein zu seinem neuen Residenzschloß und damit zur Stadt Karlsruhe legte, aber sicher nicht an eine Anbindung an den Rhein.

Nach ersten Bemühungen bereits im 18. Jahrhundert widmete sich die Stadt verstärkt nach dem Aufstieg Karlsruhes zur Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Baden zu Beginn des 19. Jahrhunderts diesem Thema. Angesichts der technischen und vor allem finanziellen Schwierigkeiten mußte man aber noch lange mit Lösungen vorlieb nehmen, die den Anforderungen der wachsenden Stadt nicht mehr gerecht werden konnten. Auch in Karlsruhe hielt die Industrie, wenn auch etwas verspätet, ihren Einzug. Eine erste Fabrik entstand 1836 mit der Maschinenfabrik Keßler & Martiensen, die 1841 die erste badische Lokomotive baute. Im Jahr 1843 erhielt Karlsruhe eine Eisenbahnverbindung nach Heidelberg. Das in Baden entstehende Eisenbahnnetz erleichterte nun den Warenverkehr erheblich. Der Wunsch nach einem Hafen verstummte allerdings nicht: das expandierende Mannheim, das seit 1828 einen Rheinhafen hatte, war hier Vorbild.

Die Rheinhäfen Leopoldshafen und Maxau

Zunächst behalf man sich mit dem kleinen Hafen des bereits von Friedrich Leopold Brunn erwähnten Dörfchen Schröck. Der 1833 anläßlich der Hafeneröffnung zu Ehren des regierenden Großherzogs in Leopoldshafen umbenannte Ort verfügte aber nur über sehr bescheidene Hafenanlagen. Die Waren mußten zudem auch noch nach der Einführung des Eisenbahnverkehrs mit Pferdefuhrwerken transportiert werden.

1862 versprach die Ausbaggerung des kleinen Hafens Maxau – heute noch bekannt durch die Wasserstandsmeldungen des Pegels Maxau bei den häufigen Hochwassern der letzten Jahre – endlich Abhilfe. Auf ihre Kosten ließ die Stadt den Altrhein bei Knielingen ausbaggern und verbesserte damit die Lage deutlich, denn Maxau war immerhin schon mit einer Bahnlinie, der Maxaubahn, direkt mit Karlsruhe verbunden. Trotz unzureichender Infrastruktur – es gab z. B. nur einen Ladekran – stieg der Güterumschlag rasch an. Er vergrößerte sich von 1870 bis zum Ende des Jahrhunderts um mehr als das Zehn-



Der Rheinhafen ist seit seiner Gründung ein beliebtes Postkartenmotiv. Postkarte um 1910.

fache. Mit über 200 000 Tonnen war der Hafen 1899 aber an einer Kapazitätsgrenze angelangt, die ohne umfassende Ausbauten nicht mehr überschritten werden konnte. Zu diesem Zeitpunkt waren die Würfel allerdings schon in eine andere Richtung gefallen. Auch die politische Großwetterlage hatte eine nicht unwesentliche Rolle gespielt: nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 war durch die Annexion Elsaß-Lothringens ein wirtschaftlicher Großraum entstanden, dessen weitere Entwicklung einen Ausbau der Schiffahrtsverhältnisse auf dem Rhein oberhalb von Mannheim geradezu zwingend erforderte. Die Stadt Karlsruhe wehrte sich allerdings entschieden gegen Pläne, linksrheinisch einen Kanal zu erbauen, da sie dann von dem zu erwartenden Schiffahrtsaufkommen weitgehend abgeschnitten gewesen wäre. Unterstützung erhielt man von der badischen Regierung, die bei einer linksrheinischen Kanallösung auch weitgehende Nachteile für die badische Staatseisenbahn befürchtete. Deshalb vereinbarten Stadt und Staat 1896, „einen mit der Eisenbahn und der Wasserstraße des Rheins in unmittelbarer Verbindung stehenden, der Großschiffahrt dienenden Hafen in der Niederung westlich von Mühlburg" zu bauen. Nach nur zweieinhalbjähriger Bauzeit unter der Leitung des Ingenieurs Max Honsell, von dem auch die Idee stammte, wurde der Hafen am 1. Mai 1901 eröffnet.

Für die Verwaltung des Rheinhafens war das neu geschaffene städtische Hafenamt zuständig. Bis zum Jahresende waren bereits nahezu 130 000 Tonnen Güter umgeschlagen. Die feierliche Einweihung fand im folgenden Jahr 1902 statt und zwar anläßlich des 50jährigen Regierungsjubiläums Großherzog Friedrichs I. Karlsruhe hatte auf dem langen Weg zum Rhein sein Ziel erreicht. Kommunalpolitisch ist der Bau des Rheinhafens einzuordnen in die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzenden Anstrengungen

der Kommunen im Zuge der Daseinsvorsorge. Die Kommunen waren damit wichtige Wegbereiter für das Sozialstaatprinzip. U. a. im Bereich der Ver- und Entsorgungswirtschaft sowie des Nahverkehrs übernahmen sie im Interesse ihrer Bürger neue Aufgaben, die aufs engste mit dem Wachstum der Städte verbunden waren. Die in den meisten Städten explosionsartig zunehmende Bevölkerung mußte mit Wasser und Lebensmitteln sowie mit Energie versorgt werden. Abwässer und Abfälle waren zu entsorgen. Im Verkehrsbereich transportierten zunächst Pferdebahnen, dann elektrische Straßenbahnen die Menschen innerhalb der Stadt und in die umliegenden Dörfer. Zu diesem Zwecke entstanden wirtschaftliche Unternehmen, die inzwischen oftmals auf eine mehr als 100jährige Geschichte zurückschauen können. Viele dieser städtischen Betriebe sind inzwischen privatisiert oder stehen zur Privatisierung an.

Anläßlich der Internationalen Ausstellung für Rettungswesen und Gesundheitspflege in Brüssel im Jahr 1876 publizierte die Stadt Karlsruhe einen Überblick über die seit 1860 zur Versorgung der Bevölkerung entstandenen städtischen Einrichtungen: 1866 war die regelmäßige Dünger- und Müllabfuhr eingeführt worden, 1869 das bis dahin privat betriebene Gaswerk aufgekauft und in den folgenden Jahren erweitert worden. 1869 bis 1872 entstand ein neues leistungsfähiges Wasserwerk. Als sich die Stadt sechs Jahre später wiederum an einer Ausstellung, diesmal in Berlin, beteiligte, erschien eine aktualisierte Publikation, in der als eine wesentliche Neuerung die seit 1877 betriebene städtische Pferdebahn von Karlsruhe nach Mühlburg und die 1881 eröffnete Dampfbahn nach Durlach vorgestellt wurde. Im Jahr 1900 fuhr die erste elektrische Straßenbahn. Die Pferde- bzw. Dampfbahn wurde zunächst allerdings noch privat betrieben, erst 1903 ging sie in städtischen Besitz über.

Generell achteten die Kommunen auch in besonderem Maße auf die Entwicklung ihrer Wirtschaftsstruktur, für die der optimale Ausbau vorhandener Wasserstraßen oder der Anschluß über Kanäle natürlich besonders wichtig war. Eine Umfrage des Deutschen Städtetages im Jahr 1911 ergab, daß von 113 Städten 27, darunter Karlsruhe, besondere Anstrengungen unternahmen oder unternommen hatten, Hafenanlagen zu errichten. In Karlsruhe ist die Anlage des Hafens Teil des städtischen seit den 70er Jahren verstärkt verfolgten Konzepts, die Ausrichtung der Residenzstadt auf die Verwaltung und die Dienstleitungsbereiche abzuschwächen und neue Industrien anzusiedeln. Nicht zufällig entstand in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts am Rheinhafen ein drittes großes Industrieviertel.

Im Rheinhafen selbst entstanden schon im zeitlichen Umfeld der Hafeneröffnung einige der heute noch charakteristischen Bauten: die Werfthallen, das Getreidelagerhaus und das Wohnhaus des Hafenvorstands prägen bis heute das Erscheinungsbild des Rheinhafens. Sie gehören zu den herausragenden Beispielen Karlsruher Industriearchitektur.

Der Rheinhafen expandiert

Ausgelegt war der Hafen auf zunächst 300 000 Tonnen jährlich, die bereits im dritten Betriebsjahr erreicht waren, 1913 war mit knapp 1,5 Millionen Tonnen die vorläufige Höchstmarke erreicht. Hauptumschlag war die Kohle mit 53 %, gefolgt von Holz mit 20 % und Getreide mit 9 %. Versorgt wurde nicht nur Baden, sondern auch Württemberg, wo 28 % der Güter hingingen und die Schweiz mit 14 %. Die Zahl der angekommenen Schiffe verzehnfachte sich innerhalb von 10 Jahren nahezu, so daß Erweiterungen bald erforderlich waren. 1916, mitten im Ersten Weltkrieg, ging ein weiteres Becken, das Nordbecken in Betrieb. Der Umschlag erreichte

im Ersten Weltkrieg allerdings nicht mehr den Vorkriegshöchststand und sank nach der Kapitulation rapide ab. 1920 fiel er gar wieder unter die Millionengrenze wegen einer „seit der Entstehung der Großschiffahrt noch nicht beobachteten Wasserknappheit". Im Jahr 1922 erholte sich der Umsatz zwar wieder, ging 1923 dann aber wegen der Ruhrkrise und der Besetzung des Karlsruher Rheinhafens durch französische Truppen wieder stark zurück. Am 3. März 1923 besetzten französische Truppen für rund 18 Monate den Hafen, der damit zu einem Politikum zwischen Frankreich und Deutschland wurde.

Durch zahlreiche restriktive Verordnungen ging der Umsatz wiederum deutlich zurück. Erst 1924 setzte ein erneuter Aufschwung ein, der erst gegen Ende des Zweiten Weltkrieges abrupt unterbrochen wurde. Selbst in den Weltwirtschaftskrisenjahren 1929 bis 1932 blieb der Aufwärtstrend erhalten, was nicht zuletzt an der 1930 abgeschlossenen Rheinregulierung der Strecke Mannheim-Sondernheim lag. 1928 war Karlsruhe nach Duisburg, Mannheim, Ludwigshafen und Köln der fünftgrößte deutsche Rheinhafen.

Die Expansion war in erster Linie zu Lasten des Mannheimer Rheinhafens erfolgt, der 1904 noch fast drei Viertel des Schiffverkehrs auf dem Oberrhein abwickelte, in den 20 Jahren aber nur noch ein Drittel. Beschäftigt waren in diesem Jahr beim Städtischen Hafenamt im Durchschnitt 130 Arbeiter und 35 Beamte. Dieser Personalstand wurde auch in den folgenden Krisenjahren gegen den allgemeinen Trend im wesentlichen gehalten.

Der im Vergleich mit der Gesamtentwicklung des Rheinschiffahrtsverkehrs, der 1929 einbrach und 1932 nur noch rund 65 % des Standes von 1929 umfaßte, relativ stabile Umschlag im Karlsruher Rheinhafen nahm dafür in den Jahren 1933 bis 1936 nur unwesentlich zu, während der Rheinschifffahrtsverkehr insgesamt wieder stärker anstieg. Die Eröffnung des Hafens in Heilbronn im Jahr 1935 und die Angliederung des Saarlandes, das nun verstärkt den südwestdeutschen Raum mit Kohle versorgte, dämpfte den Aufwärtstrend zusätzlich.

In den 30er Jahren erhielt der Rheinhafen auch seine heutige Größe, 1934 konnte das Südbecken eingeweiht und die Verbreiterung des Stichkanals zum Rhein abgeschlossen werden, 1935 folgte die Erweiterung des Ölbeckens.

Obwohl das Rheinhafengebiet im Zweiten Weltkrieg immer wieder das Angriffsziel alliierter Bombenangriffe war und auch erhebliche Schäden davontrug, wurde 1948 bereits beim Güterumschlag wieder die Millionengrenze erreicht. Zehn Jahre später waren die Vorkriegsergebnisse mit mehr als drei Millionen Tonnen übertroffen.

275 Jahre nach der Stadtgründung wurde gar ein neuer Rekord mit nahezu 12 Millionen Tonnen aufgestellt. Damit ist er heute zweitgrößter europäischer Binnenhafen und größter Ölbinnenhafen. Andere Rheinhäfen wie das eingangs zitierte Mainz hat er längst hinter sich gelassen, eine Entwicklung, die Friedrich Leopold Brunn allerdings wohl hatte voraussehen können.

Ernst Otto Bräunche

Karlsruher Vereine: Die Gesellschaft Eintracht

„Der Kräfte schön vereintem Streben, Erblickt der Eintracht wahres Leben." Dieser Leitspruch des Amortisationskassendirektors Karl Benjamin Friedrich Scholl, der ein Jahr nach Gründung der Gesellschaft Eintracht zu deren Vorsitzendem gewählt worden war, verdeutlicht klar die Zielsetzung der damaligen Vereinsgründer: Dem Karlsruher Mittelstand sollte auf möglichst breiter Basis ein kulturelles Aktionsfeld verschafft werden, wie es bis dahin weitgehend nur der Oberschicht offengestanden hatte.

Zweck der Vereinsgründung vom 3. Juli 1835 war es u.a. gewesen, für „die Erheiterung und Erholung" der Mitglieder „durch Lektüre, gesellige Unterhaltung, Spiel, Tanz und Musik" zu sorgen, aber auch durch „musikalische Vervollkommnung", „die Besprechung technischer, überhaupt industrieller Gegenstände" und die „Anschaffung wissenschaftlicher Werke" das Bildungsniveau zu heben.

Dabei sollten bereits bestehende Vereine wie der 1831 gegründete Gewerbeverein, der Musikverein Harmonie und der Cäcilienverein sowie die schon seit 1816 vorhandene bürgerliche Lesegesellschaft in die Eintracht integriert werden. Man wollte damit offensichtlich eine starke Interessenvertretung für das mittlere Bürgertum schaffen, als Gegengewicht zu den in Karlsruhe vorhandenen Oberschichtvereinen wie dem vornehmen Museum, dem Kunstverein und einer Freimaurerloge.

Die Absicht der Gründer der Eintracht, unterschiedliche Interessensgebiete in ihrer Gesellschaft zu vereinen und damit weite Bevölkerungskreise zu erreichen, konnte in den ersten Jahren ihres Bestehens durchaus realisiert werden. So vergrößerte sich die Mitgliederzahl von 155 Personen im Gründungsjahr 1835, als der Verein in der Hauptsache aus Subalternbeamten bestand, durch die Angliederung der genannten Sektionen auf annähernd 800 Personen im Jahre 1839. Damals waren wohl wegen des auf sie zugeschnittenen Angebots auch zahlreiche Handwerker und Kaufleute Mitglied in der Eintracht geworden.

Die Hauptaktivitäten der Gesellschaft Eintracht sollten sich aber bald auf den musischen Bereich erstrecken. Daher wurde der Anschluß des Gewerbevereins an die Gesellschaft nach der Jahrhundertmitte wieder rückgängig gemacht. Absplitterungen waren aber auch auf die besonders geförderten Aktivitäten zurückzuführen. So ging der 1842 gegründete Gesangverein Liederhalle aus der Eintracht hervor. Auch der erste Karnevalsverein von Karlsruhe, der 1843 gegründete „Narrenverein von Pfannenstielhausen", soll sich zu zwei Dritteln aus Eintrachtsmitgliedern rekrutiert haben.

Tatsächlich bestand ein großer Teil der Veranstaltungen in der Eintracht damals aus Maskenbällen, Kostümkränzchen und Fastnachtsspielen, wie uns eine frühe, bereits 1844 erschienene Chronik der Gesellschaft berichtet. So fanden in dem 1837 erworbenen Gesellschaftsgebäude, dem ehemaligen Café Frey neben der Wirtschaft zum Weißen Bären in der Karl-Friedrich-Straße, mehrere Maskenaufzüge statt, deren Figuren in der Mehrzahl zeitgenössischen Theaterstücken entlehnt waren. Mit dem „Bocksritter Kakadu", Napoleon mit seiner Garde und den Polen, Gott Bacchus zu Pferde, einem Harlekin, Tiroler Schützen und anderen Gruppen ging die Eintracht sogar an Fastnacht 1841 auf die Straße und brachte damit den ersten Karnevalsumzug in Karlsruhe zustande.

Das großzügige dreistöckige Gesellschaftsgebäude eignete sich nach einem Umbau, der den Verein über 31 000 Gulden gekostet hatte, hervorragend für Bälle und Festveranstaltungen, aber auch für eher zurückgezogene Zerstreuung. So enthielt das Gebäude u. a. mehrere Zimmer für Billard und andere Spiele, ein großes Konversationszimmer mit Büfett, ein Lesezimmer mit Bibliothek, einen Speisesaal, einen Musiksaal, den großen Tanzsaal und Wohnungen für Diener und Wirtsleute. Entlang des Wirtsgartens hinter dem Gebäude war eine Kegelbahn errichtet worden. Dieses attraktive Angebot sollte natürlich zu der rasanten Mitgliederentwicklung in den Anfangsjahren des Vereins beitragen. In der Zeit des Nachmärz, also nach den revolutionären Ereignissen von 1848/49, waren die Mitgliederzahlen dann wieder leicht rückläufig, was sicherlich auch mit der mißtrauischen Beobachtung aller Vereinsaktivitäten durch die Staatsorgane in der Phase der Restauration zusammenhing. Die Räumlichkeiten der Eintracht nutzten nun dann aber auch andere Vereine wie die studentische Verbindung Alemannia oder die dem Humor verpflichteten Gesellschaften „Bärenzwinger" und „Schlaraffia". Der Gesangverein „Liederhalle" blieb bis 1885, als er sich schon längst selbständig gemacht hatte, in den Räumen der Eintracht. Dort feierte er 1868 sein 25jähriges und 1892 selbst nach seinem Auszug noch das 50jährige Jubiläum.

Die Mitglieder der Eintracht kamen in dieser Zeit oft „zum geselligen Kegel-, Schach- oder Kartenspiel zusammen, besuchten die Konzerte im Saal und Garten, hörten Vorträge belehrender Natur an, erfreuten sich an unterhaltenden Vorführungen wandernder Künstler, Zauberer u. dgl.", wie Benedikt Schwarz in der Chronik der Gesellschaft zum 90jährigen Bestehen 1925 berichtet. Gesellschaftlich nahm der Verein bis in die Gründerzeit den zweiten Rang hinter dem „Museum" ein. So gehörte es für die mittlere Beamtenschaft zum guten Ton, Mitglied dieser Vereinigung zu werden, wodurch sie aber auch in den Genuß der Unterhaltung kam, die diese zu bieten hatte. „Daß der Herr Kanzleirath jeden Abend ... 2 Stunden in die Eintracht geht und hier zwei Schoppen Bier trinkt, ist sein Recht; denn nach den täglichen Plackereien auf dem Bureau und den Sorgen zu Hause gebührt ihm eine Erholung in erheiterndem Gespräche. . ." schildert Albert Bürklin augenfällig den Vereinsalltag um 1860.

Zu den größeren Veranstaltungen im Gesellschaftsgebäude gehörten nach wie vor Kostümkränzchen und Maskenbälle, die zumeist unter ein bestimmtes Motto gestellt waren, so noch nach der Jahrhundertwende ein „Schwarzwaldfest" mit bäuerlichen Trachten und das Kostümfest „Alt Karlsruhe", das sich auf die Biedermeierzeit bezog.

Neben diesen kurzweiligen Unterhaltungen wurden recht aufwendige Bälle zu Jubiläen der großherzoglichen Familie veranstaltet. Zur silbernen Hochzeit des Großherzogspaars 1881 etwa wurde in lebenden Bildern die Geschichte des Fürstenhauses aufgeführt (Gründung von Karlsruhe, Aufhebung der Leibeigenschaft, Großherzog Leopold). Dazu sprachen Hofschauspieler die Prologe.

Die Hinwendung zur höfischen Gesellschaft veränderte im Verlauf des 19. Jahrhunderts langsam die Mitgliederstruktur des Vereins, so daß er – ähnlich wie das Museum – mehr und mehr zu einer Gesellschaft für die bürgerlichen Honoratioren wurde und seinen Anspruch auf die breite Vertretung des Mittelstandes aufgab. So schwankte die Mitgliederzahl des Vereins zwischen 1870 und 1925 immer nur um etwas mehr oder weniger als 300 Personen, eine Stagnation, die sich auf die Bedeutung der

Gesellschaft angesichts des enormen Wachstums der Stadtbevölkerung und der damit verbundenen Auffächerung des Vereinswesens nach unterschiedlichen Interessengruppierungen und Gesellschaftsschichten in dieser Zeitspanne negativ auswirken mußte.

Nach dem Zusammenbruch der Monarchie 1918 wurden nur noch selten aufwendige Bälle gefeiert. Die letzten Jahre des Bestehens der Vereinigung waren nun im wesentlichen durch „gediegene" wissenschaftliche Vorträge und einige anspruchsvolle Konzerte geprägt. Durch den Mitgliederschwund sollte die Gesellschaft Eintracht nach der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 dann das gleiche Schicksal



Foto: Stadtarchiv

ereilen wie das „Museum". „Die alten Formen sind überlebt und verlieren damit ihre Daseinsberechtigung", heißt es lapidar in einem an die Mitglieder versandten Schreiben, das die Auflösung der Gesellschaft zum 29. November 1937 ankündigte. Dazu wurde eine außerordentliche Mitgliederversammlung im „Präsidentensaal" der Gesellschaftsräume anberaumt, in der zwei Liquidatoren gewählt wurden.

Was aus dem sicherlich wertvollen und interessanten Vereinsarchiv und -inventar geworden ist, entzieht sich leider unserer Kenntnis. Vielleicht ist es dem Bombardement des Zweiten Weltkriegs ebenso zum Opfer gefallen wie das stattliche Vereinsgebäude und der benachbarte Gasthof zum Prinzen Friedrich von Baden, ehemals der „Weiße Bär".

Peter Pretsch

Vom 1. Badischen Gesang-Fest 1844 in Karlsruhe zum Badischen Sängerbund

Wir sind gewohnt, für die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts den Begriff „Biedermeier" zu verwenden und stellen uns dabei eher eine Zeit der Idylle vor. Diese Jahrzehnte sind aber auch das Vorspiel, der „Vormärz" für die Revolution 1848/49. Sie sind der Beginn der industriellen Revolution und der Übergang einer Kulturtradition, bisher von Höfen und Klöstern gepflegt, auf das Bürgertum. Dazu gehören der Bau eigener repräsentativer Opernhäuser und Theater, die Gründung von Konzert- und Musikgesellschaften. Es ist auch die Zeit, in der Pestalozzis Ideen einen Niederschlag finden, der als Ausgangspunkt einer Volkserziehung das Musische, die Musikerziehung, ja besonders den Gesang betonte, dessen Richtigkeit in unseren Tagen der Ungar Kodaly beispielhaft für die Volkshochschulen wie das Chorleben bewiesen hat.

Schließlich spielten auch politische Gründe für die Entwicklung einer neuen Gesangskultur eine Rolle. Die Zerrissenheit im „Deutschen Bund" der Ära Metternich, die Ansprüche Frankreichs auf deutsches Land ließen Strophen wie Beckers Rheinlied „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" entstehen.

Die Gründung der ersten Gesangvereine, der Berliner Liedertafel, vollzog sich 1809 durch Carl Friedrich Zelter, des Züricher Gesangvereins 1810 durch Hans Georg Nägeli. Bald folgten Gründungen von Liedertafeln als Männergesangvereine in Frankfurt/Oder, Leipzig, Magdeburg, Hamburg, Elbing, Königsberg und Danzig, die einen bestimmten Zug der Zeit widerspiegelten.

Karlsruhe war um 1842 eine Stadt mit ca. 25 000 Einwohnern, deren gesellschaftlichen Mittelpunkt neben dem Hof die Vereinigungen „Museum" und „Eintracht" bildeten.

Die „Eintracht" bestand aus vier Abteilungen, deren zweite die „musikalische Vervollkommnung" und Unterhaltung ihrer Mitglieder als Zielsetzung hatte. Aus ihr war die „Liederhalle" entstanden. Gesellschaftsdirektor der „Eintracht" von 1836 bis 1849 war Karl Friedrich Scholl. Von ihm sagt die Chronik der „Eintracht": „Er wirkte, durchdrungen von tiefem Mitgefühl für fremde Not, bei der Gründung wohltätiger Anstalten mit. „U. a. war er der Gründer der allgemeinen Versorgungsanstalt, der Karlsruher Lebens-



Karl B. Fr. Scholl, I. Direktor 1836–1849.

versicherung. Der Platz vor der KLV wurde nach ihm benannt. Als Gesellschaftsdirektor der „Eintracht" war er selbstverständlich auch Vorstand der Liederhalle. Daß dieser energiegeladene, schöpferische und weitschauende Mann den engen Vereinsrahmen sprengte, war nur verständlich. Bezeichnend für die Zielsetzung ist der Sängerspruch, den die Liederhalle anno 1845 annahm: „Unserer Lieder Klänge läuten deutscher Eintracht Frühling ein."– Scholl suchte und fand Anschluß an die bekannten Männergesangvereine jener Tage, den Karlsruher Liederkranz, den Singverein Lahr, die Mannheimer Liedertafel, die allesamt von herausragenden Persönlichkeiten geführt wurden. Die enge Fühlungsnahme führte bald zum Erfolg.

So fand vor 150 Jahren, am 8. September 1844, im „Hoftheater" das „erste Badische Gesang-Fest" statt, an dem Sänger aus den Städten Achern, Bruchsal, Bühl, Karlsruhe, Durlach, Ettlingen, Gernsbach, Heidelberg, Mannheim, Mühlburg, Rastatt und Weinheim teilnahmen. Mit dem Erfolg dieses Festes erfolgte unter der Leitung von Scholl am 27. Oktober 1844 die Gründung der „Vereinigung Badischer Gesangvereine" – eigentlich Gründungsjahr des Badischen Sängerbundes. Am 11./12. Mai 1845 fand in Mannheim das „zweite Badische Sängerfest" statt. An diesem Sängerfest nahmen nun schon eine große Zahl außerbadischer Vereine teil. Zur Vorbereitung richteten die Karlsruher Sänger an die Stadtverwaltung ein Gesuch um Überlassung des Rathaussaales von 5 bis 6 Uhr in der Früh, zum Einsingen der Chöre, bevor sie nach Mannheim fuhren. Das Gesuch war damit begründet, daß die Sänger in Mannheim das Ansehen der Stadt Karlsruhe vertreten würden. Der damalige OB Füsslin hat den Bitten der Sänger entsprochen, weil er die „Macht des Gesanges" anerkannte. Nach dem dritten Badischen Gesangsfest 1847 in Lahr wurde der Wunsch laut, aus finanziellen Gründen nicht mehr in jedem Jahr eine solche Begegnung durchzuführen. Man wollte jedoch das Erreichte weiter ausbauen, indem das freie Jahr den Zusammenkünften der näheren Vereine untereinander dienen sollte.

Die Revolutionsjahre 1848–49 haben das

Gesangsleben lahmgelegt und vielfach zu Vereinsauflösungen geführt, oder es wurden, aus politischen Gründen, im geheimen Singstunden abgehalten.

Das vierte Badische Sängerfest 1848 – in Baden-Baden geplant, die Noten für die Chöre waren schon ausgegeben – konnte demnach erst 1858 stattfinden. Um diesem Fest einen besonderen Reiz zu verleihen, hat man ein erstes Mal ein Wettsingen veranstaltet. Aus dem Programm ist zu ersehen, daß neben den badischen Vereinen Chöre aus den Städten Freiburg, Hagenau, Frankfurt, Mutzig, Straßburg und Würzburg teilnahmen, ein Zeichen der Verständigung und der verbindenden Kraft des Liedes.

Das Fest in Baden-Baden hatte die höchsten Erwartungen erfüllt, fiel es doch in die Zeit des Schaffens der Komponisten Abt, Kreutzer, Kücken, Marschner, Julius Otto in der volkstümlichen Liedpflege und Carl Maria von Weber sowie Mendelssohn-Bartholdy in vaterländischen und geselligen Liedern. Unbekannt blieb noch das klassische Liedgut für den Chorgesang. Schuberts Zeit war noch nicht gekommen.

Auf drei Seiten hat die Badische Landeszeitung über dieses Sängerfest berichtet. Es schien fast wie ein Verdikt über Leben und Tod, als Dr. Wilhelm Koffka auf der Empore stehend verkündete, „Die Preisrichter haben ihre Arbeit vollendet" und die Ergebnisse bekanntgab.

Aber nicht nur in der Liedpflege sahen die Gesangvereine ihre Aufgabe, sondern auch in der Linderung fremder Not. Nach der Chronik der Liederhalle Karlsruhe fanden in der Zeit von 1849 bis 1862 nicht weniger als 48 Wohltätigkeitskonzerte neben vielen anderen Veranstaltungen für Hof und Stadt und der allgemeinen Öffentlichkeit statt. So war es andernorts auch. Die Sänger waren des „Volkes Stimme". Die Unsicherheit jener Zeit war nach wie vor groß.

Am 15. September 1862 traten auf Antrag des Zentralkomitees die Vertreter von 42 badischen Gesangvereinen in der „Eintracht" zur Gründung des Badischen Sängerbundes zusammen. Andere hatten brieflich ihr Einverständnis mitgeteilt. Es wurde weiterhin der einstimmige Beschluß gefaßt, daß sich der Badische Sängerbund dem in der Gründung befindlichen Deutschen Sängerbund anschließen soll. 1864 zählten 3 100 Sänger zum Badischen Sängerbund.

Heute umfaßt er 22 Sängerkreise „vom See bis an des Maines Strand" mit 1 487 Vereinen. In den 2 159 Chören sind Männer-, Frauen, Kinder-, Jugend- und gemischte Chöre sowie Instrumental- und Tanzgruppen vereinigt. Die Gesamtzahl der Aktiven beträgt 73. 050, der Fördernden 181 283, so daß der Badische Sängerbund insgesamt 254 333 Mitglieder zählt. Im Deutschen Sängerbund sind insgesamt 1,83 Millionen Mitglieder zusammengeschlossen, davon rund 670 000 Aktive, die einen wichtigen Teil unserer Musikkultur darstellen. *Albrecht Münch*

Die Anfänge des Fußballsports in Karlsruhe

Konrad Koch, der Vater des Schulfußballs in Braunschweig, stellte im Jahre 1895 in einem Aufsatz „Zur Geschichte des Fußballs" folgendes fest: „Während an den meisten Schulen des Nordens und Ostens der Fußball durch Lehrer, die Freunde desselben waren, zuerst eingeführt ist, hat sich in Karlsruhe – und für die Städte des Südwestens scheint diese Art der Entwicklung typisch zu sein – ohne irgendwelches

Zuthun von oben her das Spiel bei den Schülern eingebürgert."

Sport vor 100 Jahren

Eine solche Feststellung ist verlockend genug, den Anfängen des Fußballsports in Karlsruhe nachzuspüren. Bei der Durchsicht der „Badischen Presse (Kleine Presse). General-Anzeiger der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe und Umgebung" der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt erst einmal auf, daß relativ wenig über Fußball, aber umso mehr über vielfältige Aktivitäten anderer Turn- und Sportvereine unter der Rubrik „Vereins- und Vergnügungs-Anzeiger" zu lesen ist. – Dort finden sich z. B. Veranstaltungsankündigungen des Männerturnvereins, der Karlsruher Turngemeinde, der Turn-Gesellschaft Karlsruhe, des Ruderclubs „Salamander", der Rudergesellschaft, der Athleten-Gesellschaft „Herkules", des Athleten-Klubs „Germania", der Allgemeinen Radfahrer-Union, des Bicycle-Clubs von 1882, des Radfahrer-Clubs „Germania", des Velocipedclubs „Fidelitas", des Fechtklubs „Hermanduria", der Schützengesellschaft, des Kegelklubs „Freundschaft" und des Karlsruher Eislaufvereins, der lt. Bericht vom 17. Juli 1894 „am Sonntag, d. 8. ds. M. . . ein Lawn-Tennis-Turnier" veranstaltete. Eine beachtliche Palette turnerischer und sportlicher Aktivitäten, allerdings kaum eine Ankündigung des Fußballsports. Andererseits findet sich da eine kurze, aber sensationelle Nachricht folgenden Wortlauts: „Der Footballklub Kickers in Karlsruhe gewann bei dem Fußballwettkampf die Kontinentalmeisterschaft" (Badische Presse, 4. April 1894).

Wenn ein solcher sportlicher Erfolg, über den im übrigen in den Einzelheiten wenig bekannt ist, erzielt werden konnte, muß wohl eine entsprechende fußballsportliche Basis schon vorhanden gewesen sein. Bei näherem Hinsehen wird das auch bestätigt. „Nachzutragen wäre, daß die Mannschaft der Karlsruher Kickers eine Reihe von Spielen in einigen Ländern des Kontinents gegen zum Teil namhafte Klubs siegreich bestanden hatte, und daß sie sich deshalb Meisterschaftsklub des Kontinents nannten."

Walter Bensemann

Als Vater des Karlsruher Fußballsports ist zweifellos Walter Bensemann anzusehen. Aus der Schweiz kommend, war er in die Unterprima des Karlsruher Gymnasiums eingetreten. In einem Aufsatz von K. Geppert, „Entstehung und Entwicklung des Fußballsports in Baden", wird Bensemann selbst zitiert: „Im September 1889 ließ ich aus der Schweiz einen Fußball kommen; der Ball wurde morgens vor der Schule aufgeblasen, und in der Zehn-Uhr-Pause mußte bereits ein Fenster des Gymnasiums daran glauben. Der im Schulhof wandelnde Professor du jour, der Historiker Dauber, hielt eine Karzerstrafe für angemessen; allein Direktor Wendt erklärte sich mit der Bezahlung des Fensters einverstanden und schickte uns auf den kleinen Exerzierplatz, 'Engländerplatz' genannt. Hier hatten zwei Jahre vorher einige Engländer sowie Gymnasiasten, zu denen auch Prinz Max von Baden gehörte, Rugby gespielt. Der Spielbetrieb war bald wieder eingeschlafen. Wenige Tage nach unserer Übersiedlung auf den Engländerplatz gründeten wir den Karlsruher Football-Club, der zuerst nur aus Pennälern bestand, dem aber in Kürze 15–20 Engländer beitraten ...".

Dieser Club war der erste süddeutsche Club überhaupt, in dem Association Football gespielt wurde. Er bestand übrigens nur bis zum Jahre 1893.

In dem oben zitierten Bericht führt Karl Geppert weiter aus, daß im allgemeinen der Besitz eines Balles ausreichte, um einen neuen Fußballclub zu gründen. Nach seiner Erinnerung gab es in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts folgende Fußballclubs in Karlsruhe: Karlsruher Football-Club, Karlsruher Fußball-Verein, Kickers, Phönix, Franconia, Alemannia I, Alemannia II, Fidelitas, Badenia, Germania und Celeritas. Er sagt: „Die Clubs kamen und gingen mit dem Besitz oder Verlust eines Balles."

Daß sich solche Vereinsgründungen oft recht formlos vollzogen, geht aus dem folgenden Bericht hervor: „17.11.1891. Die aus dem Internationalen Football-Club ausgetretenen Fußballspieler gründen auf dem Engländerplatz unter dem einzelnen dicken Baum an der Südseite des Platzes den Karlsruher Fußballverein (KFV)".

Das Interessante und für Karlsruhe Besondere daran ist, daß diese neu entstehenden Fußballvereine Schüler und Studenten nicht nur als Mitglieder und Übungsleiter, sondern auch als Vereinsvorsitzende hatten. Von Walter Bensemann, dem 16jährigen Unterprimaner und Vereinsgründer, war schon die Rede. Der Vorsitzende des neugegründeten Fußballvereins „Phönix" war Willi Müller, der an der TH Karlsruhe Chemie studierte. Franz Klotz, ebenfalls „Phönix", war Student am Staatstechnikum. Er war übrigens der Vater des ebenso fußballbegeisterten späteren Karlsruher Oberbürgermeisters Günther Klotz.

Die Karlsruher Aktivitäten sprangen auch auf andere Städte in Südwestdeutschland über. In „60 Jahre KSC" wird Bensemann mit folgenden Worten zitiert: „Im Jahre darauf rief ich im Verein mit den Schülern Ivo Schricker, Willi Back, Leoni und Adolf Kohts den Straßburger Fußballclub ins Leben."

Daß der Stamm der nach 1889 in Karlsruhe aus dem Boden schießenden Fußballvereine von Schülern der Karlsruher höheren Schulen gebildet wurde, geht aus den Berichten zur



Mannschaft des von Walter Bensemann gegründeten Footballclubs „Karlsruher Kicker" 1893.

Vereinsgeschichte der verschiedenen Fußballvereine hervor. Als Beispiel sei hier der Verein „Phönix" zitiert: „Er gewann sehr rasch die Sympathie der auf dem Engländerplatz spielenden Schüler, hauptsächlich der Oberrealschüler... „In derselben Vereinsgeschichte heißt es zur Lage im Jahre 1902: „Nach Schulzugehörigkeit existierten dort zwei in sich geschlossene Gruppierungen: 1. Die Schüler der Oberrealschule [jetzige Helmholtzschule], 2. die des Gymnasiums und des Realgymnasiums aus der Stadtmitte und dem Osten."

Im übrigen können wir aus den vorliegenden Berichten darauf schließen, daß die jungen Karlsruher Fußballvereine der 80er und 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts im Durchschnitt nur zwischen 15–20 Mitglieder hatten, In der Vereinsgeschichte von „Phönix" ist aus den Jahren 1894/95 dazu folgendes zu lesen: „Durch Zuwachs aus Schülerclubs, die infolge von Gegnerschaft von Schule und Elternhaus und abhängig von dem Besitz eines Balles oft so schnell verschwanden, wie sie entstanden waren ..., vermehrte sich die Spielerzahl so, daß in den Trainingsspielen gegen zwei Tore gespielt werden konnte. Das war für die damalige Zeit schon etwas." Nur hatte die Sache noch einen Haken. So lesen wir in der Vereinsgeschichte von „Phönix" zu unserem Erstaunen noch folgendes: „Die Torstangen wurden im Hause Raible in der Bismarckstraße aufbewahrt und mußten jedesmal vor dem Spiel dort geholt, eingebaut und nach dem Spiel zurückgebracht werden."

Fußball – ein englisches Spiel

Die Identifizierung des Fußballspiels als englisches Sportspiel wurde schon in den Anfangsjahren in Karlsruhe deutlich. Der Schüler Walter Bensemann, der Gründer des ersten Karlsruher Fußballvereins, galt in den Augen seiner Mitschüler – allerdings zu Unrecht – als Engländer. Einer seiner Mitschüler, der spätere Regierungs-Baurat Gerhard Benstz, bestätigt das mit den folgenden Worten: „Als er in unsere Unterprima eintrat, erschien er uns als das Urbild eines Engländers ... Er ... sprach das Englische sicher besser, d. h. englischer aus als unser Professor für diese Sprache."

Interessant ist es auch, daß der ehemalige Karlsruher Kleine Exerzierplatz seinen Namen in Engländerplatz, den er heute noch trägt, änderte, als dort das englische Spiel, nämlich Fußball, von deutschen Gymnasiasten und englischen Collegestudenten gespielt wurde. Bensemann berichtet dazu: „Unsere hauptsächlichen Gegner waren und blieben die jungen Engländer von Neuenheims College und des Heidelberger College ..." In anderem Zusammenhang spricht Bensemann davon, daß diese Colleges Vorbereitungsanstalten für englische Offiziere waren. Auch ist von einem College von Friedrich Wilhelm Nohe die Rede. Nohe war Sprachlehrer an einer Militärschule in London gewesen. Dort hatte er das Fußballspiel kennengelernt, ehe er 1898 als 34jähriger nach Karlsruhe kam, wo er erst einmal Vorsitzender des Karlsruher Fußballvereins, dann (1898) Vorsitzender des 1897 gegründeten Süddeutschen Fußballverbandes und gleichzeitig von 1904–1905 Vorsitzender des DFB wurde. In der o. a. Festschrift des Badischen Fußball-Verbandes heißt es: „Nohe hatte sein College nach Karlsruhe verlegt, mit dem er später nach Marxzell (Albtal) übersiedelte. Das College war in der Hauptsache von jungen Leuten, die dem englischen Hochadel angehörten, belegt."

Auch der Fachjargon wies das Spiel als englischen Import aus, was sicher zum Widerstand der deutschen Turner gegen Fußball beigetragen hat. Man sprach von Goal und nicht von Tor, von Full-back statt

Verteidiger, von Half-back statt Läufer, von Centre-half statt Mittelläufer, von Forward statt Stürmer, von Corner statt Eckstoß, und der erste Karlsruher Fußballverein hieß Karlsruher Football-Club, nicht aber Fußballverein.

Selbst Spielkleidung und Ausrüstung waren in jenen Tagen englische Produkte. Die Fußballstiefel mußten in den 80er Jahren aus England bezogen werden. Beliebt waren die Marken „Praxis" und „Forward". Der erste deutsche Lieferant für Fußballschuhe war wahrscheinlich C. W. Streidel in Berlin, dessen Firma im „Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele" 1894 unter dem Namen A. Streidel (General-Depot der Fa. Hillman & Cooper in Doos und Coventry, England) Sportausrüstung anbietet. Ähnliches galt für die Anschaffung von Trikots. Aus der Vereinsgeschichte des Fußballklubs „Phönix" wird uns Folgendes berichtet: „Erwähnenswert ist noch eine Generalversammlung im Januar 1897, in der die Anschaffung von Blusen, schwarz-blau gefeldert, beschlossen wurde. Die Blusen (24 Stück) mußten damals in England bestellt werden und kosteten einschließlich Zoll 6,50 Mark per Stück. Da waren bedeutende Opfer seitens der Spieler notwendig, um diese Kosten aufzubringen." Um diesen Preis richtig einschätzen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß beispielsweise der Eintrittspreis in das damals einzige Karlsruher Hallenschwimmbad in der Kaiserstraße (mit Wassertemperaturen von 16° und Duschen 10°!) 7–14 Pfennige und der Preis für das Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele 2 Mark betrug.

Ein elitärer Sport

Die sozialen Schichten, aus denen sich die fußballbegeisterten Gymnasiasten und Studenten rekrutierten und die Andeutungen über die relativ hohen Kosten einer Fußballausrüstung aus englischen Lieferungen deuten darauf hin, daß, zumindest in Karlsruhe, der Fußballsport damals noch nicht breite Bevölkerungsschichten erreicht hatte. Auch der Hinweis darauf, daß ein Angehöriger der großherzoglichen Familie, nämlich Prinz Max von Baden, unter den fußballspielenden Gymnasiasten zu finden war, deutet darauf hin, daß Fußball, in diesem besonderen Fall Rugby-Fußball, in höchsten gesellschaftlichen Kreisen offenbar nicht den Ruf eines plebejischen Volkssports hatte. Das Wohlwollen der großherzoglichen Familie dem Fußballsport gegenüber wird auch dadurch belegt, daß der Karlsruher Fußball-Verein noch im Jahre 1905 in seinem Briefkopf schreiben durfte: „Karlsruher Fußball-Verein (e.V.) – Gegründet 1891 –. Unter dem Protektorat Sr. Gr. Hoheit des Prinzen Maximilian von Baden. 11. Januar 1905."

Trotz solch offensichtlichen Wohlwollens des Prinzen hatten die jungen Fußballanhänger gegen mancherlei Widerstände anzukämpfen. Die 80er und 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts waren zwar Jahrzehnte, in denen vor allem nach dem sog. Gosslerschen Spielerlaß (1882) und nach der Gründung des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland (1892) die Spielbewegung einen großen Aufschwung erlebte, aber im wesentlichen ging es dabei erst einmal um die Förderung der sog. Turnspiele. Viele Turner lehnten das Fußballspiel als fremdländische bzw. undeutsche Form von Leibesübungen ab. So geschah es auch in Karlsruhe, wo der Vorstand der Karlsruher Turngemeinde einen Antrag junger Vereinsmitglieder ablehnte, eine eigene Fußballabteilung im Turnverein zu gründen. In der Festschrift „60 Jahre KSC" berichtet der Reg.Baumeister a. D. Gerhard Benstz darüber folgendes: „An einem schönen Sonntag Vormittag spielten wir Schüler aus verschiedenen Schulen auf dem

Engländerplatz. Plötzlich kamen zehn bis zwölf junge Turner in weißen, langen Hosen und in fröhlichster Stimmung von der nahen Zentralturnhalle her mit einem Fußball angesprungen und begannen nach Herzenslust herumzukicken. Sie hatten ersichtlich noch nie einen Ball unter den Füßen gehabt... Aber schon nach einigen Wochen hatten sie die Fußballkunst einigermaßen erfaßt. Sie gründeten einen Club und nannten ihn Phönix ...".

Turner als „Überläufer"

Wir können annehmen, daß damals immer wieder „Überläufer" vom Turnen zum Fußballspielen überwechselten und daß die Turnvereine versuchten, das zu verhüten, indem sie ihre Vereinsarbeit in der Öffentlichkeit so attraktiv wie möglich darstellten. Ein Beispiel dafür ist der folgende Artikel in der Badischen Presse vom Sonntag, dem 8. April 1894: „Auf zum Turnen! Gut Heil der Turnerei! Die so gesundheitsfördernden, Körper und Geist entwickelnden Leibesübungen unter Aufsicht und Leitung von bewährten Fachmännern vernünftig getrieben, sollten nirgends mehr fehlen und möchten wir gerade jetzt, an dem Lebenswendepunkt der jungen Leute von der Schule in die Lehre zum mannigfachen Arbeiten, den Mahn- und Weckruf ergehen lassen, sich dem Turnen auch mehr und mehr anzuschließen. Hierzu bietet sich günstig Gelegenheit bei der Turngesellschaft, bei der Lehrlinge jeden Standes als Turnzöglinge Montag abends jeweils von 8–10 Uhr in der Turnhalle, Schützenstr. 35, sich bei Turnwart W. Blum anmelden können, wo selbst ihnen ein vom Vater oder Lehrherrn auszustellender Erlaubnisschein eingehändigt wird. Noch wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die Zöglinge nach Stufen ihrer Körperkonstitution eingetheilt und die betr. Übungen ihren Leistungsfähigkeiten angepaßt sind, so daß der schwächste Lehrling stets langsam in seiner weiteren Entwicklung vorwärts schreitet, aber zusehens an Fülle der normalen Körperausrüstung gewinnt. In der schönen Sommerzeit wird der Turnplatz im Freien (Wiese) benützt und Turnspiele arrangiert, ebenso zur Erholung von Zeit zu Zeit an den Sommertagen kleine, halbtägige Touren, die keine Anstrengung und kein Geld kosten unter der Führung des Turnwarts veranstaltet."

Mit welchen Schwierigkeiten die jugendlichen Fußballspieler auch sonst zu rechnen hatten, soll noch ein weiteres Beispiel verdeutlichen. In der Festschrift der Sportschule Schöneck berichtet K. Geppert über das Leben und Treiben auf dem Karlsruher Engländerplatz, der früher Kleiner Exerzierplatz hieß und auf dem auch ein Feuerwehrübungsturm stand. Er schreibt: „Der Feuerwehrturm konnte ... zum Umziehen benutzt werden. Die meisten jener Spielfreudigen ließen nämlich ihre Spielausrüstung im Turm zurück, weil sie sich nicht getrauten, etwas davon nach Hause zu bringen." *Erich Beyer*

Politische Vereine in Karlsruhe während der Revolution 1848/49 I.

Auch wenn Friedrich Heckers und Gustav Struves republikanische Aufstandsversuche zusammen mit ein paar Episoden von Barrikadenkämpfen sowie die Nationalversammlung in Frankfurt stets besondere Aufmerksamkeit in der Betrachtung der Revolution 1848/49 genossen, so erschöpften sich die Ereignisse insgesamt keineswegs darin. Nachhaltiger wirkte ein ungeheurer Politisierungsschub breiter Bevölkerungsschichten, der seinen sichtbaren Ausdruck im Entstehen und Wirken politischer Vereine fand. In ihnen manifestierte sich ein Pluralismus, der eine Vorform der politischen Parteien darstellte, wie sie sich dann im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in Deutschland herausbildeten.

Mit dem Verein war bereits Ende des 18. Jahrhunderts das Leitbild einer Gesellschaft freier und rechtsgleicher Bürger gegen die starre ständisch-korporative Gesellschaft hervorgetreten. Der freiwillige organisatorische Zusammenschluß von Personen, der Idee nach nicht durch Standesschranken begrenzt, sprengte die Grenzen der alten Gesellschaft mit den verbindlichen Zugehörigkeiten des einzelnen zu lebensleitenden korporativen Verbänden, wie sie beispielsweise die Stände, die Zünfte, die Konfession, der Bürgerverband einer Stadt darstellten. Hervorgegangen aus aufklärerisch-bildungsbürgerlichen Idealen, wurde der Verein in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem liberalen Muster, mit weitreichenden Auswirkungen auf die Gesellschaft. Die Vielfalt reichte vom staatlichen Landwirtschaftsverein – auch Staat und bewahrende Kräfte setzten auf den Verein als wirksames Mittel – bis zu zahlreichen Geselligkeitsvereinen.

Karlsruher Vereine nach 1830

Insbesondere nach 1830 setzte nicht zuletzt als Auswirkung der französischen Julirevolution eine um sich greifende und ausfächernde Vereinsgründungswelle ein. Bis dahin hatten sich die städtischen Oberschichten, Adel, Beamte und bürgerliche Eliten, in ihrer exklusiven Vereinsgesellschaft getroffen; in der Residenz Karlsruhe in der „Museumsgesellschaft". Nun wurden auch die mittleren und kleineren Bürger des Gewerbestandes von den Vereinen erfaßt. So entwikkelte sich in nahezu allen Städten des Großherzogtums eine zweigeteilte Vereinskultur. In Karlsruhe hatten sich 1835 die Gesellschaft „Eintracht" und der „Bürgerverein" als Geselligkeitsvereine konstituiert, denen später noch eine Reihe Gesang- und Musikvereine folgten. Diese Vereine waren nicht politisch angelegt. Doch allein die Tatsache, daß sich Bürger in ihrer freien Zeit trafen und gemeinsam räsonierten, bedeutete in begrenztem Maße die Herstellung einer Öffentlichkeit, in der sich gleichartige Interessen austauschen oder erst formulieren konnten.

Das ganze blieb auf die Männer begrenzt; Frauen besaßen keine staatsbürgerlichen Rechte, und im Bürgerideal des 19. Jahrhunderts gab es keinen Platz für eine öffentliche Stellung der Frau. Zugangsbeschränkungen und vor allem die Höhe der Mitgliedsgebühr hatte die Exklusivität der Bürger bewahrt. Auf ausdrücklich politische Vereinsgründungen wie die „Polenvereine" nach 1830 oder den „Preß- und Vaterlandsverein" in der Folge des Hambacher Festes 1832 hatten die Kräfte im Deutschen Bund mit ihrer ganzen restaurativen und reaktionären Energie rea-

giert. In Baden hieß es im Vereinsgesetz vom 26. Oktober 1833 kurz und bündig im Art. I: „Die Staatsregierung kann jederzeit einen Verein, der die Sicherheit des Staates oder das allgemeine Wohl gefährdet, auflösen und dessen Fortbestehen verbieten."

Die Ausdifferenzierung im Vereinswesen ging indessen weiter. In den 1840er Jahren tauchte ein neuer Vereinstyp auf, der dem bekannten Bürgerverein immer weniger entsprach, selbst wenn die Gründung noch durch „honette Bürger" ausging: Turn- und Gesellen- bzw. Arbeitervereine sprachen auch die unterbürgerlichen Schichten an.

1847 – März 1848: Der Karlsruher Arbeiterverein

Eine entwickelte Industrie gab es in Baden 1848 noch nicht, immerhin bestand in Karlsruhe mit der Keßlerschen Maschinenfabrik mit ungefähr 850 Beschäftigten die zweitgrößte Fabrik in Baden. Um die Jahreswende 1847/48 drohte dem Unternehmen durch die angespannte Wirtschaftslage und die Krise des Bankhauses Haber der Konkurs. Just in diese Zeit fällt die Existenz eines Arbeitervereins. Er entsprach trotz der Mitgliedschaft von Keßlerschen Fabrikarbeitern insgesamt durchaus dem Typ in anderen Städten, demnach Handwerksgesellen und sogar verarmte Handwerksmeister die überwiegende Mitgliedschaft stellten. Zweck war noch nicht die gebündelte Interessenvertretung im Klassenkampf gegen den Unternehmer, sondern die Vermittlung von (bürgerlichen) Bildungsidealen.

Ähnlich wie in Mannheim der Gesellenverein durch radikalisierte Liberale, dort durch Gustav Struve, geleitet wurde, hatten auch im Karlsruher Arbeiterververein Radikale die Führung inne. Die jungen Literaten Karl Blind und Karl Steinmetz, die im Verlauf der Revolution noch an herausragenden Stellen des äußersten radikalen Flügels stehen sollten, gehörten dem Vorstand des Vereins an, der regelmäßig zweimal die Woche im Lokal „Stadt Rastatt", Amalienstraße 87, Hauptversammlung abhielt. Neben den Vorträgen hatten die etwa 80 Mitglieder auch die Möglichkeit, selbstformulierte Fragen zu besprechen.

Durch einen Spitzel im Verein zeigte sich das Polizeiamt sehr gut informiert über die dabei intensiv geführten politischen Diskussionen des Zeitgeschehens. Angesichts der bereits aufgeheizten politischen Stimmung im Februar 1848, als im Verein die radikalsten Flugblätter kursierten, die Nachrichten von der französischen Revolution eintrafen und im Verein angeblich Pläne zur gewaltsamen Erhebung besprochen wurden, schritt das Polizeiamt ein. Es verhaftete am 29. Februar den Vorstand und verbot den Verein nach dem Vereinsgesetz von 1833, noch bevor er sich in der revolutionären Märzbewegung 1848 hätte artikulieren können.

Dennoch richtete nur vier Wochen später im März eine mehrere hundert Köpfe umfassende Arbeiterversammlung im Promenadehaus beim Karlstor eine Resolution an das Vorparlament nach Frankfurt. „Die arbeitenden Klassen sind durch die jetzige Einrichtung des Staates schwer gedrückt. Was sie mit sauerm Schweiß erwerben", hieß es darin, „das wird verwendet zur Erhaltung von Fürsten, Prinzen, Hofstaat, u.s.w. Oder es fließt in den Beutel eines Arbeitgebers, der von der Arbeit unsrer Hände seine großen Häuser baut und seine Equipagen [luxuriöse Kutschen] hält, und uns dafür auf die Straßen setzt, wann es ihm beliebt." Die Arbeiterversammlung verlangte stattdessen „Bildung und Wohlstand für Alle" und sah das Ziel von „Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung!" nur in einer Republik garantiert.

Die Märzrevolution wurde zum Initialfunken eines politischen Vereinswesens, lau-

tete doch eine Kernforderung: freies Vereinigungsrecht!

März bis Juli 1848: Aufbruch – „Vaterländischer Verein" und „Demokratischer Verein"

Bei der revolutionären Entwicklung im März war Karlsruhe zwar nicht vorausgegangen, doch auch in der Residenzstadt hatte eine Bürgerversammlung am 15. März 1848 die „Gründung einer Art städtischen ausserordentlichen Ausschusses, d.h. eines Einheitspunktes in Mitte der Bürgerschaft und Hand in Hand mit den Gemeindebehörden, eines vaterländischen Vereines, oder wie man es nennen will, zur steten Wache über alle Vorgänge und zur Belebung und Erweiterung des erwachten, freien Bürgergeistes durch regelmäßige Besprechungen, Vorträge etc.", beschlossen. Damit waren aber keineswegs die weitgesteckten Ziele der Offenburger Versammlung vom 19. März 1848 verbunden, auf der zur Gründung von „vaterländischen Vereinen" im ganzen Land aufgerufen wurde und die zugleich einen „Central-Ausschuß" mit Friedrich Hecker an die Spitze gesetzt hatte. Die Frage von „mehreren Bürgern" am 23. März im „Karlsruher Tagblatt", warum immer noch kein Verein gegründet worden sei, und ob die Haupt- und Residenzstadt zurückbleiben wolle, hatte den Grund nicht in eventueller Verschlafenheit, sondern in den Gegensätzen zwischen den sich auftuenden „Parteien". Denn mit den radikalen Beschlüssen der Offenburger Versammlung wollten die überwiegend gemäßigt-konstitutionellen Karlsruher Bürger, die ihr Auskommen auf den Hof und die zahlreichen zentralen Behörden zurückführten, nichts zu tun haben.

Am 12. April 1848 fand schließlich die konstituierende Versammlung des „Vaterländischen Vereins" statt, nachdem in den Räumen des „Bürgervereins" zuvor mehrere vorbereitende Treffen stattgefunden hatten. Als Zweck hielten die Statuten fest, „einzustehen für die Erhaltung und gesetzliche Fortentwicklung unserer Rechte, – zu wachen über die volle und möglichst schnelle Erfüllung aller uns gegebenen Zusagen", sprachen sich zugleich gegen jede „reaktionäre oder anarchische" Richtung aus und setzten „unter Voraussetzung wahrer und unverfälschter Volkswahlen, [auf] das deutsche Parlament". Obwohl sich der Verein damit zum konstitutionell-monarchischen System bekannte, warb nur zwei Tage später ein Aufruf im „Karlsruher Tagblatt" für einen „Badischen Volksverein" mit der Befürchtung, daß im „Vaterländischen Verein" die „Bestrebungen von Communisten und Republikanern" Einfluß hätten. Offensichtlich überzeugte der „Vaterländische Verein", daß er Garant für „Recht und Ordnung" sei und eine Spaltung nur schade, denn zu einem weiteren staatstragenden Verein kam es nicht.

Die radikaleren Demokraten Karlsruhes waren bei den Vorbesprechungen zur Bildung des „Vaterländischen Vereines" in der Minderheit geblieben und hatten daher zur Gegengründung eines „Demokratischen Vereins" auf den 15. April 1848 aufgerufen. „Die Anerkennung der 'Rechte des deutschen Volkes', wie solche von der demokratischen Parthei des Vorparlaments in Frankfurt aufgestellt worden sind", d. h. das radikale soziale Programm Gustav Struves gab die Grundlage dazu. „Wer den bisherigen gedrückten Zustand der arbeitenden Klasse, die Anmaßungen der bevorrechteten Stände kennen zu lernen Gelegenheit hatte", hieß es erläuternd in der „Mannheimer Abendzeitung", die regierungstreue Presse der Residenzstadt Karlsruhe überging notorisch die revolutionären Verlautbarungen, „der weiß auch wie Noth es thut, den sogenannten vierten Stand zu haben, und ihm den Standpunkt in der menschlichen Gesellschaft anzuwei-



Karl-Friedrich-Straße 30. Im linken Flügel befanden sich die Räumlichkeiten der Gesellschaft „Eintracht", in deren Lokal der „Vaterländische Verein" 1848 und 1849 regelmäßig Versammlung hielt. Der danebenliegende spätere „Friedrichshof" gehörte nicht zur „Eintracht".

sen, den er einzunehmen ebenso berechtigt ist wie Andere." Offensichtlich stellte der Verein die soziale Frage in den Mittelpunkt und suchte sich insbesondere auch in den unterbürgerlichen Schichten Anhang zu verschaffen.

In Friedrich Heckers republikanischen Aufstand war der Verein nicht verwickelt. Daß er sich nach erfolgreichem Einzug der Freischaren in die Hauptstadt aber entsprechend revolutionär verhalten hätte, ist getrost anzunehmen. Immerhin hatten sich republikanisch gesinnte Turner bereits Anfang April 1848 entsprechend der Losung nach allgemeiner Volksbewaffnung in Waffen geübt, obwohl dies durch das Bürgerwehrgesetz vom 1. April bereits unzulässig war. Die dabei verwendeten Sensen wurden von der Polizei beschlagnahmt.

Das Programm, das erst im Mai gedruckt vorlag, gab als Zweck des „Demokratischen Vereins" an, „dahin zu wirken, daß dem deutschen Volke seine Rechte endlich zu Theil werden. Dahin rechnen wir: Sicherheit des Eigenthums und der Person, Wohlstand, Bildung und Freiheit für Alle ohne Unterschied der Geburt, des Standes und des Glaubens." Die dabei gemachte Aussage, dies nur „mit gesetzlichen Mitteln" erreichen zu wollen, war wohl der Einsicht nach dem gescheiterten Heckeraufstand zuzuschreiben. Die radikale Tendenz blieb aber offen sichtbar, denn

13 Punkte der radikalen und sozialrevolutionären Forderungen der „demokratischen Partei" aus Gustav Struves Feder standen schwarz auf weiß da.

Zugespitzter Konflikt

Der Streit der Karlsruher „Parteien" hatte sich anläßlich der Wahlen zur Nationalversammlung entzündet, sowohl der „Vaterländische Verein" als auch der „Demokratische Verein" hatten eine Liste von Persönlichkeiten als Wahlvorschlag vorlegt, die unterschiedlicher nicht sein konnte. Der Wahlaufruf der Demokraten, der in der Auffassung gipfelte, „Deutschland wird die Republik haben; ob auf friedlichem Weg, ob über Blut und Leichen, das liegt in der Hand der Nationalversammlung", war zuviel für die „Vaterländischen". Der Konflikt eskalierte und wirkte sich bis in die Gemeindeorgane hinein aus.

Der demokratische Gemeinderat Ziegler wurde Zielscheibe in dem über die Presse heftig geführten Streit. Trotz Rücktrittsforderung von 107 Bürgern, viele im „Vaterländischen Verein", trat nicht er, sondern Oberbürgermeister Daler vom Amt zurück. Ziegler kandidierte um die Nachfolge. Er unterlag zwar erwartungsgemäß, konnte aber immerhin als einer der treibenden Männer im „Demokratischen Verein" beweisen, daß auch in Karlsruhe die demokratische Bewegung über Anhang verfügte. Trotzdem gab er dem Druck nach und trat aus dem Verein aus, weil auch ihm der Wahlaufruf zu radikal sei, wie er beteuerte. Bei den Erneuerungswahlen zum Gemeinderat im Spätjahr 1848 wurde er nicht wiedergewählt.

Aufsehen erregte der „Demokratische Verein" auch durch seine Erklärung in der „Mannheimer Abendzeitung" vom 3. Juli 1848, nach der der Eid, den die Bürgerwehr auf Großherzog und Verfassung ablegen sollte, abgelehnt wurde, weil er nicht freiwillig sei und eventuell konträr zur künftigen deutschen Reichsverfassung stünde. Diesem in Vereinsversammlungen getroffenen Beschluß zur Eidverweigerung kamen insgesamt zwar nur wenige nach, doch die wurden von den Behörden um so aufmerksamer registriert.

Während der „Vaterländische Verein" nominal 300–400 Mitglieder zählte, kamen die Demokraten nicht über 100 hinaus. Waren nach dem Heckeraufstand viele demokratische Vereine in Baden verboten worden, so fiel der Demokratische Verein"in Karlsruhe nicht darunter, weil die vorsichtig agierende liberale Regierung nur gegen die unzweifelhaft in den Aufstand verwickelten Vereine und Komitees vorzugehen wagte.

Für die Demokraten ging es in erster Linie nun darum, im Land eine Vereinsstruktur aufzubauen. Der Anstoß kam diesmal von außerhalb. Auf den 14. bis 17. Juni 1848 hatten Demokraten aus ganz Deutschland zum Kongreß nach Frankfurt aufgerufen, um ein demokratisches Zweignetz zu errichten. Der Karlsruher „Demokratische Verein" war mit Kaufmann Lanzano und Karl Dänzer einer von vier badischen Vereinen, die mit Delegierten vertreten waren. Dieser Kongreß mit seinen Organisationsbeschlüssen stand im Juni und Juli 1848 auch im Mittelpunkt der örtlichen Vereinsaktivität mit seinen wöchentlichen Versammlungen. Lanzano und Dänzer wurden zu Mittelsmännern für die Reorganisation der Vereine im Land. Da Karlsruhe für die Demokraten ein zu unsicheres Pflaster war, wurde für den 16. Juli die zentrale Versammlung zur Errichtung einer demokratischen Vereinsorganisation in Ettlingen angesetzt. Dort bestand zwar kein offizieller Verein. Die „demokratische Partei" mit Sonnenwirt Thiebauth und Bürgermeister Schneider hatte aber anders als in Karlsruhe die Mehrheit der Bürgerschaft hinter sich, ähnlich wie im selbständigen Durlach der demokratische „Bürgerverein" die Mehrheits-

verhältnisse in der Stadt beherrschte.

Doch inzwischen hatte sich auch das Polizeiamt um den Karlsruher Verein gekümmert und seit dem 22. Mai eine intensive Untersuchung mit Vorladungen von Vereinsmitgliedern duchgeführt, deren ziemlich nichtssagendes Ergebnis dem Innenministerium zuging. Dieses empfahl, ein „wachsames Auge" auf die Aktivitäten zu haben. Die Aktivitäten um den Demokratenkongreß versetzte die Regierung in solche Furcht, daß sie schließlich am 22. Juli 1848 die Demokratischen Vereine, darunter den Karlsruher, verbot – nach dem immer noch bestehenden Vereinsgesetz von 1833!

Vereinssplitter vom Turnverein und Frauenverein

Ein Turnverein, als „Allgemeiner Turnverein" bekannt, bestand in der Stadt bereits seit 1846. 1848 gerierte er sich politisch. Ähnlich wie auf der erwähnten Arbeiterversammlung setzte sich ein Teil der Turner in einem Aufruf für die Republik als Staatsform ein und versprach auch tatkräftige Mitwirkung dabei. Darüber kam es zur Spaltung. Ein erheblicher Teil konstitutionell eingestellter Turner verließ den Verein und gründete am 1. August 1848 den „Karlsruher Turnverein", weil „die Vermengung so unzusammenhängender Dinge wie Turnen und, was gegenwärtig beliebt ist, Politik nur auf Kosten von beiden geschehen könne. Sie [der „Karlsruher Turnverein"] sind daher Turner in Turnvereinen, Männer der Partei in politischen Vereinen." Der überwiegende Teil des Leitungsgremiums gehörte dem „Vaterländischen Verein" an.

Am 30. März 1848 konstituierte sich „Der Frauenverein zur Förderung deutschen Gewerbsfleißes", weil, „in dieser bewegten Zeit [...] dürfen auch wir Frauen aus unserm enger gezogenen häuslichen Kreise einen Schritt heraustreten, um in Gemeinschaft zu verabreden, was unter so außerordentlichen Verhältnissen auch von unserer Seite gethan werden könne, um den Uebelständen zu begegnen". Frauen hatten hiermit erstmals über die ihnen allenfalls offenstehende Form der Wohltätigkeitsvereinigung hinaus ein politisches Mandat ergriffen: Sie bekannten sich, „vorzugsweise deutsche Erzeugnisse anzuschaffen", um „den deutschen Arbeitern den Verdienst zuzuwenden." Politische und wirtschaftliche Motive gingen dabei Hand in Hand. Mit den „patriotischen Appellen" versuchten die Frauen die Existenz ihrer Männer, Handwerksmeister und Kaufleute, gegen billige Industrieprodukte von außerhalb zu verteidigen. Mit dieser Form politischer Teilnahme konnten die Frauen auch mit der Unterstützung höchster Stellen rechnen. Von den bald 237 eingeschriebenen Mitgliedsfrauen gehörte ein beträchtlicher Teil zur höfischen Gesellschaft, die doch eigentlich Adressat der Revolution war. Einen weiteren Beitrag leistete der Verein in der Kampagne des „Vaterländischen Vereins" zur Spendensammlung für eine „Deutsche Flotte". Als sich der Frauenverein im Sommer 1849 auflöste, hatte er 70 Gulden dafür zusammen.

Jürgen Schuhladen-Krämer

Politische Vereine in Karlsruhe während der Revolution 1848/49 II.

Mitte Januar 1848 drückte ein Korrespondent in der radikalliberalen „Mannheimer Abendzeitung" seine Hoffnung aus, daß auch in Karlsruhe – langsamer freilich als anderswo – mittels der Organisation von Vereinen die Emanzipation der Bürger vom Staat gefördert werde. „Man kann auch einer Stadt", schrieb er, „die so lange geschlafen, nicht genug zu ihrer Aufmunterung wiederholen. Daß zu diesem Erwachen ganz besonders die jugendlichen erstandenen Männergesangvereine, die Vereine der Turner und der Feuerwehrmänner das ihrige beitragen, und schon beigetragen haben, steht außer aller Frage. Es wird durch sie, wenn auch nicht immer gerade unmittelbar und mit bestimmter, klarer Absicht, so doch durch den Einfluß des Gesanges, der freien kirchlichen Bewegung, der Übung in der Selbständigkeit und Selbstthätigkeit ... von selber ein neuer, frischer Geistesstrom in die steifen und nervenschwachen Glieder des Residenzkörpers eingeleitet, und ganz besonders durch das gegenseitige Annähern der verschiedensten Stände und Religionen jenem heillosen Kastengeist entgegengearbeitet, der das Krebsübel vorzüglich der Residenzen ist." Wenige Wochen später wäre der Korrespondent gewiß noch euphorischer gewesen. Die Märzbewegung hatte zwar nicht de jure, so doch de facto das im Vormärz geltende Verbot politischer Vereine überwunden. Nach dem Aufruf der Offenburger Versammlung am 19. März 1848, im ganzen Land politische Vereine zur Erkämpfung der Volksrechte zu bilden, wurde rasch deutlich, daß sich die Liberalen in zwei unversöhnliche Lager gespalten hatten. In der Residenzstadt fanden sich konstitutionelle Liberale im „Vaterländischen Verein" zusammen, während die radikalen Liberalen den „Demokratischen Verein" ins Leben riefen. Letzterer wurde bereits am 22. Juli 1848 wie andere demokratische Vereine im Land wieder verboten, erblickte die Regierung in ihnen nämlich „Angriffe auf die Grundlage der Staatsordnung".

Der „Vaterländische Verein" seit dem Sommer 1848

Hatte der Vaterländische Verein in der Auseinandersetzung gegen den „Demokratischen Verein" im Frühjahr 1848 anläßlich der Wahl der Nationalversammlung zu Frankfurt mit seinem Programm der Erlangung der „Volksrechte und des Fortschritts auf dem Wege der Ordnung und des Gesetzes, den Kampf gegen die Reaktion wie gegen die Anarchie" noch größte Entschlossenheit gezeigt, so erlahmte die Begeisterung der Mitglieder im Lauf des Sommers. Nach einem Polizeibericht vom Oktober sollen an den Versammlungen lediglich noch etwas über 50 der mehr als 300 eingeschriebenen Mitglieder teilgenommen haben. Aus dem Verein selbst wurde in der „Karlsruher Zeitung" beklagt, daß „die Anhänger der gesetzlichen Freiheit genug gethan zu haben glauben, wenn sie ihren Namen in einer Vereinsliste geschrieben haben, aber weder Zeit finden, seinen Versammlungen anzuwohnen, noch Geld, um seine Zwecke zu fördern; was aber Beides stets vorhanden ist, wenn es sich darum handelt, auf das Wohl der guten Sache – zu trinken." Der Schreiber erblickte die Gründe für solches Verhalten in dem Wunsch der mehrheitlich loyal zu Großherzog und Regierung stehenden Karlsruher Bürger in der „Wiederkehr der Ruhe und des

Vertrauens" nach den turbulenten Märztagen und der Sorge wegen des „stockenden Gewerbes". Weil seiner Meinung nach aber die „Ernte der Früchte", die „Ruhe und Ordnung", die die Nationalversammlung zu Frankfurt und die Wahl des Reichsverwesers versprachen, nur durch Engagement der „Gutgesinnten" erreicht werden könne, ermahnte er eindringlich zur Beteiligung im „Vaterländischen Verein". Die mangelnde Teilnahme der „braven" Residenzbürger glich der 15-köpfige Vorstand des „Vaterländischen Vereins" durch gesteigerte Aktivität aus. Ihm gehörten mit dem Oberbürgermeister, einigen Gemeinderäten und Bürgerausschußmitgliedern, viele davon in jungem und mittleren Alter, die Spitze der kommunalen Selbstverwaltung an. In den rund 13 Monaten des Bestehens des Vereins fanden 50 Vorstandssitzungen statt. Darin wurden die bis Mai 1849 insgesamt 16 unregelmäßig stattgefundenen Mitgliederversammlungen vorbereitet, zu verabschiedende Adressen und Petititonen an die Nationalversammlung, die badische Zweite Kammer und Regierung vorformuliert. Die Herstellung einer Öffentlichkeit war wichtiges Mittel des Vereins. Dies geschah mittels der regierungstreuen Presse der „Karlsruher Zeitung" und des „Karlsruher Tagblatt". Im Frühjahr 1849 kamen noch die eigens für die Organisation der „Vaterländischen Vereine" gegründeten „Vaterländischen Blätter" hinzu. Die erwähnten Adressen sowie auch Polemiken gegen die demokratischen Widersacher fanden wesentliche Verbreitung in eigens verbreiteten Flugschriften.

Ein Hauptaugenmerk richtete der Verein auf wirtschaftliche Fragen, bildeten doch selbständige Gewerbetreibende und Kaufleute – und keineswegs Staatsdiener – die Mitgliederbasis. In groß angelegten Adressen nach Frankfurt wurde die Forderung nach einem freien Binnenhandel innerhalb der deutschen Staaten bei gleichzeitigen Schutzzöllen gegen ausländische Konkurrenz erhoben. Die gesamte Verwaltung des künftigen Post- und Eisenbahnwesens in Deutschland sollte, so die Forderung in einer anderen Adresse, für die „materielle Wohlfahrt des Volkes", zentral von der Reichsgewalt und nicht mehr durch die einzelnen Länder ausgeübt werden. Auch für das Karlsruher Bürgertum war also der einheitliche deutsche Nationalstaat, den der Verein auch mit einer Spendenkampagne für die „Deutsche Flotte" unterstützte, nicht bloß Herzensangelegenheit, sondern zugleich ökonomisches Projekt.



Joseph Victor von Scheffel, Rechtspraktikant, Literat (1826-1886), 1849 Vorstandmitglied des „Vaterländischen Vereins".

Die Verbindung von Ökonomie und Politik zeigte sich auch in der eigens im Verein eingerichteten „Gewerbskommission", die in zahlreichen Sitzungen Vorschläge zur Stärkung der örtlichen Wirtschaft machte. Mit

dem seit Dezember 1848 vorbereiteten Programm zur Einrichtung einer „städtischen Gewerbsleihkasse", sowie des „Aufruf zur Unterstützung nothleidender Gewerbsleute durch Arbeit" im Februar 1849 machte sich der Verein zum politischen Sprachrohr der Interessen der Wirtschaftsbürger.

Auf Initiative des Karlsruher „Vaterländischen Vereins" fand am 29. Oktober 1848 in Baden-Baden als verkehrstechnisch zentralem Ort das landesweite Treffen neun „vaterländischer Vereine" statt. Wie bei der demokratischen Landesorganisation übernahm Mannheim die Leitungsfunktion. Der Karlsruher Rathaussaal und das Lokal der „Gesellschaft Eintracht" waren Schauplätze der Versammlung des nächsten Kongresses, auf dem sich am 9. April 1849 über 200 Delegierte aus 32 badischen Vereinen sowie Gäste aus Vereinen anderer deutscher Staaten trafen. Die verabschiedeten drei zentralen Resolutionen an die „deutschen Bruderstämme", die Nationalversammlung und den „durchlauchtigsten" Großherzog betrafen die unbedingte Forderung nach Annahme der Reichsverfassung. Doch eine Verständigung darüber, was getan werden könne, wenn der Appell für „die Freiheiten des Volkes und die Einheit des Vaterlandes" von den Autoritäten nicht gehört würde, wurde nicht gefaßt, weil dazu der „Weg des gesetzlichen Fortschritt"' keine Richtung wies. Obwohl die Ablehnung der Paulskirchenverfassung durch eine Reihe deutscher Staaten – Baden hatte sie jedoch angenommen – auch die politischen Freiheiten der gemäßigten Liberalen zunichte machte, lehnten sie revolutionäre Erhebungen ab. Folgerichtig stellte der „Vaterländische Verein mit der Mairevolution 1849 die Tätigkeit ein. Seine Wirksamkeit konnte er aber in der dem Großherzog treu gebliebenen Bürgerwehr der Stadt immer noch gegenrevolutionär zur Geltung bringen.

Die Karlsruher Demokraten und ihre Vereine seit Sommer 1848

Das Verbot des etwa 100köpfigen „Demokratischen Vereins" vom 22. Juli 1848 war keineswegs total. Eine von Zentralgewalt der Nationalversammlung in allen deutschen Staaten angeregte Untersuchung über bestehende politische Vereine führte zur Antwort des „Polizei-Amtes der Residenz" an das „Stadtamt", daß sich bereits Anfang August der „Volksverein" gebildet habe. Nicht nur die Namen der führenden Mitglieder waren die gleichen wie beim „Demokratischen Verein", mit Ausnahme des vormaligen Obmanns (Vorsitzender), Rechtskandidat Dänzer, der nicht das Karlsruher Bürgerrecht besaß, und deshalb aus der Stadt ausgewiesen worden war, auch Programm und Statuten waren identisch. Die Behörden wiesen die Polizei dennoch lediglich an, die Aufmerksamkeit auf sein Wirken zu richten. Auch dieser Verein, der 80 bis 110 Mitglieder zählte, nach anderslautender Meinung nur 60, richtete seine Wirksamkeit auf die Erreichung einer Öffentlichkeit. Der gemäßigte demokratische „Stadt- und Landbote" glich das Übergewicht der regierungstreuen Presse nicht aus; mit Jahresbeginn 1849 stand mit dem „Verkündiger für Karlsruhe und Umgebung" aber ein eigenes radikales Blatt zur Verfügung.

Waren seit Beginn 1849 durch die Organisierung des demokratischen Landesausschusses in Mannheim überall im Land hunderte von „Volksvereinen" emporgeschossen, so geschah in Karlsruhe Verblüffendes. Am 21. Januar gründete sich der demokratische „Deutsche Verein", der neben den bekannten demokratischen Forderungen nach unbedingter Volkssouveränität und sozialer Rechte auch eine lokale Begründung seiner Existenz gab: Der Zweck der Neugründung, hieß es, sei ein „durch die Verhältnisse der Stadt Karlsruhe gebotener, das heißt, wir als Gemein-



Karl Dürr, Kaufmann, Mitglied des „Deutschen Vereins".

debürger von hier, wollen keineswegs die gemeindebürgerlichen und städtischen Interessen, insoferne sie den allgemeinen des Landes nicht entgegen sind, außer Auge lassen, wir wollen suchen, die Bahn des Fortschritts in unsern Mauern aufzupflanzen, wir wollen auf Verbesserung der städtischen Zustände, sowohl in politischer, als auch materieller Beziehung hinarbeiten". Aufnahme konnte statutenmäßig jeder Selbständige finden. Offensichtlich war dies ein Versuch, bei den bisher ablehnend gebliebenen bürgerlichen Schichten Anklang zu finden. Dies bedeutete keinen Gegensatz zum „Volksverein", sondern war abgesprochene politische Strategie. Am 4. Februar war im „Verkündiger" die „Erklärung und Aufforderung" plaziert worden, daß nach Erklärung der Grundrechte durch die Nationalversammlung das Vereinsleben wirksam nur von Ortsbürgern ausginge, die Einfluß auf Gemeinde- und Staatsverhältnisse ausüben könnten, was der „Volksverein", der in Karlsruhe größtenteils aus nicht eingebürgerten Arbeitern bestünde, nicht erreichen könne. Deshalb solle der „Deutsche Verein" an diese Stelle treten und der „Volksverein" sei aufgelöst. An die Arbeiter aber erging der Aufruf zum Beitritt an den zeitgleich ins Leben gerufenen „Arbeiter-Verein".

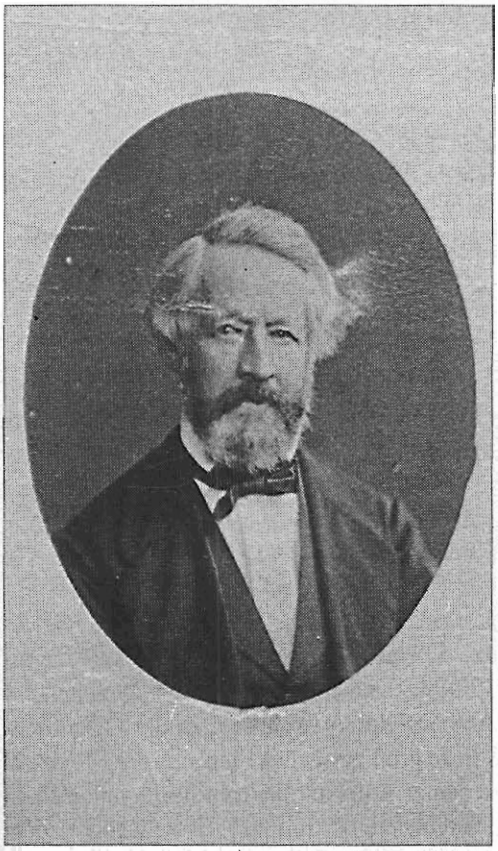
Mit den „Betrachtungen über die gewerblichen Verhältnisse und die Mittel zur Hebung des Gewerbsstandes der Stadt Karlsruhe" reagierte der „Deutsche Verein" noch im Februar 1849 auf das erwähnte wirtschaftliche Programm der Konkurrenz. Damit fand er bei den gewerbetreibenden Karlsruhern aber keinen Anklang, anerkannten die Demokraten die Motive der „Vaterländischen" für durchaus lobenswert, um sie dennoch als unpraktisch zurückzuweisen. Das alternative Modell des „Deutschen Vereins", stadtnahe Domänengüter durch die Stadt aufzukaufen und zu parzellieren, um somit notleidende Handwerker zu subsistenzsichernden Ackerbürgern zu machen, war weder originell noch in der Lösung sozialer Fragen 'modern'.

Im Ziel der Errreichung weiterer bürgerlicher Schichten war der „Deutsche Verein" nicht erfolgreicher als seine Vorgänger. Über 86 Mitglieder, viele kleine Handwerksmeister und Gesellen, scheint er nicht hinaus gekommen zu sein, wie eine beim Vorsitzenden, Rechtsanwalt Johann Konrad Dürr, gefundene Mitgliederliste beweist. Immerhin gelang ihm aber, was dem „Vaterländischen Verein" versagt blieb, im Landamtsbezirk Karlsruhe Zweigvereine aufzubauen. Solche entstanden zwischen März und Mai 1849 in den selbständigen Gemeinden Knielingen, Rintheim und besonders aktive in Mühlburg und Hagsfeld. In (Welsch)Neureut soll eine Gründung ebenfalls kurz bevorgestanden haben.

Zwei ganz verschiedene Vereine: „Katholischer Verein", „Arbeiter-Verein".

Die napoleonische Säkularisation und das Staatskirchentum im entstehenden modernen Staat hatte die Macht der katholischen Kirche erschüttert. In der Durchsetzung einer römischen Papstkirche und mit der 1848 erhobenen Forderung nach „Trennung von Staat und Kirche" bündelte sie ihre „Emanzipationsbestrebung". Das hatte jedoch nichts mit der gleichlautenden liberalen Forderung zu tun. Es meinte lediglich, daß das Episkopat nicht mehr länger das Hineinreden des Staates in kirchliche Angelegenheiten dulden wollte, aber zugleich der kirchliche Einfluß in der Gesellschaft bewahrt und sogar ausgedehnt werden sollte, beispielsweise in der geistlichen Aufsicht über die Schulen. Wie überall in Deutschland organisierte der Katholizismus auch in Baden dazu eine Petitionsbewegung. Nach dem Muster des ersten „Pius-Vereins" in Mainz wurde im Juli 1848 durch den Laien Franz Josef Buß in der Erzdiözese Freiburg der „Katholische Verein in Baden" ins Leben gerufen, der sogleich mit über 100 000 Petitionsunterschriften an die Nationalversammlung zugunsten kirchlicher Rechte in der künftigen deutschen Verfassung für Aufsehen sorgte. In Karlsruhe besaß der politische Katholizismus mit dem Archivdirektor Franz Mone, wie Buß federführend in der Redaktion der katholischen „Süddeutschen Zeitung für Kirche und Staat", eine herausragende Persönlichkeit. Nachweislich lud ein Karlsruher „Katholischer Verein" im Herbst 1848 und Frühjahr 1849 unregelmäßig zu Vereinssitzungen sonntags nach dem Gottesdienst ein. Beweise seiner Wirksamkeit darüber hinaus liegen bis jetzt nicht vor. Als Bündnispartner war er für Konstitutionell-Liberale ebenso ungeeignet wie die staatlichen Behörden seinem „Ultramontanismus" distanziert gegenüberstanden. Ein Vereinsverbot brauchten die Katholiken nie zu fürchten.

Ganz anders die zweite Gründung eines Arbeitervereins in der Stadt nach dem Verbot des ersten im Februar 1848. Mit der „Allgemeinen deutschen Arbeiterverbrüderung" Stephan Borns war im Herbst 1848 in Deutschland eine Arbeiterbewegung sichtbar geworden. Zur Ausbreitung dieser ersten nationalen Arbeiterorganisation fand am 28. Januar 1848 ein südwestdeutscher Bezirkskongreß in Heidelberg statt. Der Karlsruher „Volksverein" hatte auf seinen Versammlungen im Januar 1849 ausführlich die Frage einer Arbeitervereinigung beraten und Delegierte nach Heidelberg gesandt. Zugleich mit seiner Auflösung hatte der „Volksverein" in einem flammenden Appell im „Verkündiger" zur Bildung eines „Arbeitervereines" aufgerufen. Die neue Gesellschaft müsse sich von innen heraus entwickeln, hieß es da, „die Zukunft des Menschen ist der Sozialismus ... Die Männer, welche sich die wissenschaftliche Lösung dieser Frage zur Aufgabe gemacht haben, die zahlreichen Vereine und besonders die Arbeiterkongresse haben als Mittel dazu die Arbeiter-Assoziationen bezeichnet ... Arbeiter von Karlsruhe! Auch an Euch ergeht nun die Aufforderung zum Anschluß an diese Bestrebungen." Am 19. Februar hielt der neue „Arbeiter-Verein" seine erste Generalversammlung im Promenadenhaus ab, der bis Juni mindestens drei weitere folgten. Seine etwa 80 Mitglieder waren aktiv bei der Stürmung des Zeughauses am 13. Mai 1849 dabei. Am 2. Juni rief der Verein zur Bildung einer eigenen „Arbeiter-Compagnie" für die revolutionäre Volkswehr auf, der sich dem auf Initiative des „Deutschen Vereins" seit 11. Mai 1849 aufgestellten revolutionären Freikorps anschloß. Sie waren dann an den Abwehrgefechten gegen Preußen und Reichstruppen beteiligt.



Rudolph Kusel, Rechtsanwalt (1809–1890), Vorstandmitglied des „Vaterländischen Vereins" (Altersportrait).

Die Mairevolution und das Ende

Die Demokraten und ihre Führungspersönlichkeiten wurden mit den sich auftürmenden Aufgaben nach der erfolgreichen Revolution vollkommen aufgesogen. Anläßlich der Wahl zur badischen Verfassunggebenden Versammlung wurde die Vereinsorganisation jedoch nochmals mobilisiert, ebenso beim Aufruf des Landesausschusses nach Geld-, Sach- und Verbandszeugspenden für das bedrohte Land. Auch auf die von der revolutionären Regierung angesetzten Neuwahlen der Bürgermeister und Gemeinderäte wirkte der „Deutsche Verein" ein. Doch die Gesinnung der Karlsruher Bürgerschaft blieb prinzipienfest: Oberbürgermeister bei der erstmals durch alle Ortsbürger vorgenommenen Wahl, anstelle des Bürgerausschusses, blieb wie bisher Jakob Malsch, bekanntes führendes Mitglied des vormaligen „Vaterländischen Vereins".

Mit dem Einzug der Preußen war die Freiheit für die Demokraten zu Ende; kurz und bündig wurde verkündet: „Der zu Carlsruhe bestandene s.g. deutsche Verein, der Arbeiterverein und der allgemeine Turnverein werden, da sie ihrem angegeben Zweck fremd geworden sind, und politische, mit der Staatsordnung unvereinbarliche Zwecke verfolgt haben, für aufgehoben erklärt".

Jürgen Schuhladen-Krämer

Der Streit um den Bürgernutzen

Konservative Durlacher in revolutionären Zeiten

In diesem Jahr feiert Durlach sein 800-jähriges Bestehen als Stadt. Daher veröffentlicht das Stadtarchiv im September ein Buch über die Geschichte des heute größten Stadtteils von Karlsruhe. Einige der dort festgehaltenen neuen Forschungsergebnisse seien hier schon dargestellt.

Zu dem, was bis heute über Durlachs Vergangenheit erzählt wird, gehört, daß die Durlacher nicht immer gefügig gegenüber ihrem Landesherren gewesen seien. Zudem hätten sie über eine sehr große Gemarkung verfügt. Beide Erzählungen stimmen, und beide hängen zusammen.

In der Zeit der Französischen Revolution von 1789 und während der deutschen Revolution 1848/49 erwachte der Durlacher Eigensinn. Der Ausgangspunkt war jedesmal die Gemarkung, die für das Selbstbewußtsein der Durlacher eine sehr große Rolle spielte. Der gemeinschaftliche Besitz, die Allmende, wurde zum Teil unter die Stadtbürger verteilt. Sie erhielten jahrhundertelang Acker- und Wiesenland zur Nutzung und aus dem Wald Anteile für das Feuerholz. Dieser „Bürgernutzen" ermöglichte es ihnen, nicht nur von ihrem Handwerk, sondern auch von der Landwirtschaft zu leben, so daß sie auch in wirtschaftlich schlechten Zeiten besser dastanden als die Bewohner der umliegenden Orte. Immerhin erhielt jeder Bürger einen Morgen Wiese, einen halben Morgen Acker und zwei Klafter Holz.

Die in der Stadt lebenden „Schutzbürger", das waren Bürger zweiter Klasse, die Aufenthaltsrecht genossen, aber von den Bürgerrechten ausgeschlossen waren, hatten keinen Anteil an der Allmende. Für die politische Haltung der Durlacher spielten die Verteilung und der jeweilige Anteil des einzelnen an der Allmende bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts fast eine größere Rolle als alle Forderungen nach bürgerlichen Freiheitsrechten.

Bürgerausschuß gegen Magistrat

Als im Sommer 1789 die Nachrichten über die Revolution im benachbarten Frankreich die Stadt erreichten, bildeten die Durlacher neben dem damals von den Bürgern nicht gewählten Magistrat einen Bürgerausschuß, der sich direkt an die Bürgerschaft wandte. In den Versammlungen wurde Unmut über das Verhalten des Magistrats, des Ratskonsulenten und des Waldmeisters laut. Im August 1790 waren die Angriffe so vehement und das Ansehen des Ausschusses in der Öffentlichkeit so groß geworden, daß sich der Magistrat in seiner Autorität bedroht fühlte und sich an „Serenissimus" mit der Bitte wandte, dem Ausschuß alle Zusammenkünfte zu untersagen und auf das Gesetzwidrige seines Tuns hinzuweisen. Der Bürgerausschuß reichte dagegen bei der Landesregierung eine „vollständige Beschreibung über die bisherige Verwaltung des dortigen Stadtaerarii [= Stadtkasse] mit gemachten Vorschlägen zu dessen Aufhelfung" ein.

Viele Vorwürfe des Bürgerausschusses fanden eine Bestätigung durch die Landesregierung: Die Verteilung von Acker- und Wiesenland und von Feuerungs- und Bauholz, die Verpachtung der Obstbaumbestände und die Einnahmen von Diäten durch die Magistratsherren wurden beanstandet.

Man warf ihnen Nachlässigkeit in der Rechnungsführung, Leichtsinn im Umgang mit den öffentlichen Mitteln und Parteilichkeit bei der Verpachtung des Gemeinde-



Durlacher Birnkrug aus der Revolutionszeit 1848–1849.

eigentums vor. Die Angriffe der Bürgerschaft trafen die Honoratioren, die – ohne von den Bürgern gewählt zu werden – im Magistrat vertreten und die offensichtlich mit dem städtischen Eigentum nach Gutdünken, oft zu ihrem eigenen Vorteil umgegangen waren.

Die Vorwürfe der Durlacher Bürger gegen das Rathaus waren nicht neu; der Umgang mit dem städtischen Eigentum hatte schon im 18. Jahrhundert zu Konflikten geführt. Doch waren diese Auseinandersetzungen in der Zeit der Französischen Revolution ein Ausdruck der politischen Veränderungen. Schon die Form des Protestes, d. h. daß die Durlacher einen Bürgerausschuß bildeten, der sich als Vertretung des gemeinen Volkes gegenüber den Stadthonoratioren verstand, war Beleg eines gewachsenen demokratisch-bürgerlichen Selbstverständnisses. Das bewiesen die Durlacher auch bei einer weiteren in dieser Zeit erhobenen Forderung.

Der Bürgerausschuß wandte sich nämlich gegen die damals in Durlach übliche „Vetternwirtschaft", indem er verlangte, daß der Bürgermeister von der Bürgerschaft direkt gewählt werde und nicht mehr durch die Magistratsherren. Auch wollten die Durlacher einen ständigen Bürgerausschuß, d. h. sie forderten eine Demokratisierung der innerstädtischen Verhältnisse und eine Teilhabe an der kommunalen Macht. Da Bürgermeister Daler im April 1790 starb, konnten sie diese Forderung um so gewisser erheben, als die von ihnen formulierten Anklagen gegen den Magistrat in Karlsruhe ja auf offene Ohren stießen.

Der Magistrat war nun in hohem Grade beunruhigt, zumal er nicht über alle Schritte des Bürgerausschusses informiert war. Daher sah er sich im August 1790 genötigt, dem Oberamtsassessor mitzuteilen, daß der Bürgerausschuß bei der fürstlichen Regierung darum gebeten habe, „einen Bürgermeister ohne Zuthun des Magistrats und ohne daß ein Rathsglied dazu ein Votum haben solle, aus der Bürgerschaft wählen zu dürfen. Um aber diesem Unternehmen noch in Zeiten vorzukommen," solle das Oberamt doch mal vorfühlen, ob ein solches „Resolutum" etwa bei der fürstlichen Regierung schon eingegangen sei und falls ja, namens des Magistrats dagegen zu protestieren. Auch sollte man das gemeinsame Vorgehen gegen diesen Ausschuß abstimmen.

In einer Magistratssitzung am 10. Januar 1791 entschieden die Ratsherren, daß der Magistrat angesichts dieser Forderungen „kein gleichgültiger Zuschauer seyn kann, indem dadurch seine wohlhergebrachte Rechte allerdings gekränkt werden, da von ohndenklichen Zeiten her immer ein Bürgermeister aus dem Magistrat von niemand als dessen Gliedern gewählt worden." Man be-

schloß, diese Gedanken in einem Schreiben der fürstlichen Regierung mitzuteilen.

Doch waren die Kräfteverhältnisse zu diesem Zeitpunkt offensichtlich auf Seiten des Bürgerausschusses. Noch vor dem endgültigen Beschluß des Landesherren in dieser Angelegenheit einigten sich Magistrat und Bürgerausschuß. Am 26. Januar 1791 wählte die Bürgerschaft in Anwesenheit den neuen Bürgermeister. Dazu versammelten sich alle Durlacher Bürger auf dem Rathaus und gaben ihre Stimme einem der sechs Kandidaten, darunter zwei Ratsverwandte und der Baumeister Fux; die restlichen waren Mitglieder des Bürgerausschusses. Der Münzwardein und damit fürstliche Bediente Christoph Ernst Steinhäuser, der wie das Oberamt meinte – der „Chef der Antimagistratsparthie" war, erhielt die überwältigende Mehrheit von 395, die anderen Kandidaten zusammen nur 23 Stimmen.

Damit hatten die Durlacher einen Machtwechsel im Rathaus und eine Demokratisierung der innerstädtischen Verhältnisse erreicht, an die sie in der Zeit der Revolution 1848/49 wieder anknüpfen konnten.

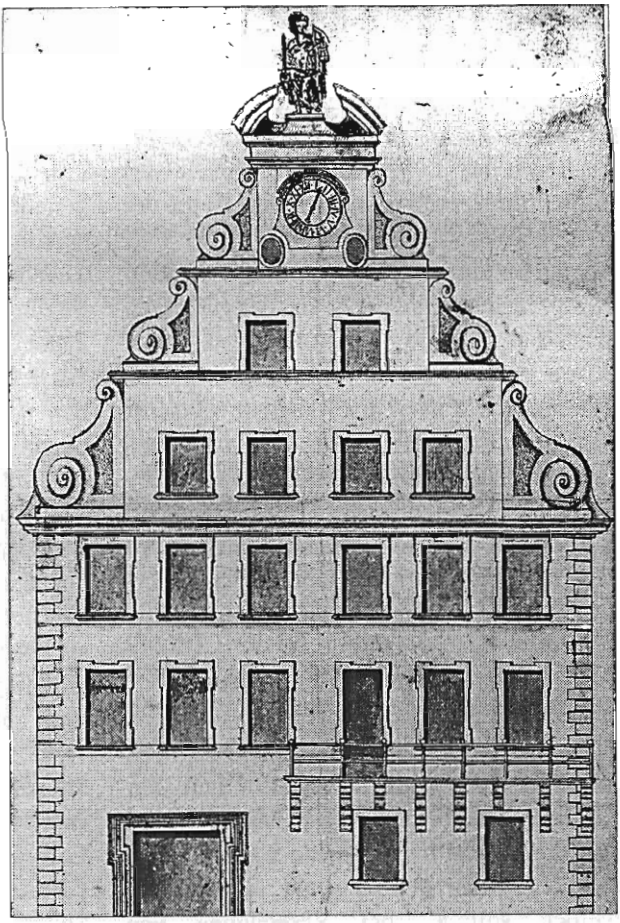
Staatliche Reformen und städtische Tradition

In der Zeit der Revolution von 1848/49 erwachte dieses Selbstverständnis nach Jahren der Restauration zu neuem Leben. In Durlach standen sich Demokraten und Monarchisten gegenüber; es gab einen revolutionären Bürgerverein, einen konservativen Bürgermeister, gemäßigte und radikale Bürger. Wieder kam es zu einem Konflikt über den Bürgernutzen, der zurückging auf das Gemeindegesetz von 1831, das den Schutzbürgerstatus aufhob und die bisherigen Schutzbürger zu Bürgern mit allen Rechten erklärte. Das betraf natürlich auch die Verteilung der Allmende; damit drohte der Anteil des einzelnen bisher Berechtigten geschmälert zu werden.

Auf das Gesetz von 1831 hatten die Durlacher reagiert, indem sie die Wartezeiten nach Antritt des Bürgerrechts bis zur Aufnahme in den Bürgergenuß verlängerten und den § 91 des Bürgerannahmegesetzes anwandten. Der legte fest, daß der bisherige Schutzbürger „den dreifachen Jahresbetrag der Bürgernutzungen in die Gemeindekasse zu entrichten" habe. Damit hatten die bisherigen Schutzbürger den Status von Ortsfremden, die ebenfalls, um aufgenommen zu werden, den dreifachen Betrag der durchschnittlichen jährlichen Allmendnutzungen zu entrichten hatten. In Durlach wurden dafür 200 Gulden verlangt, welche. Ortsfremde und seitherige Schutzbürger über das Bürgereinkaufsgeld hinaus zu zahlen hatten.

Das galt aber nicht für die Söhne der Schutzbürger, denn § 95 des Gesetzes legte fest, daß diese mit Inkrafttreten des Gemeindegesetzes, d. h. seit April 1832 so anzusehen seien, „als wenn ihnen das Bürgerrecht angeboren wäre". Dagegen wehrten sich die Durlacher Bürger mit aller Vehemenz, und es kam zu Auseinandersetzungen, die am Vorabend der Revolution einsetzten und die in der revolutionären Zeit ihren Höhepunkt erreichen sollten. Der Konflikt darum begann Anfang des Jahres 1847, als zwei Söhne von ehemaligen Schutzbürgern den Antritt des Allmendgenusses bzw. die Aufnahme in die Warteliste ohne Zahlung des Einkaufsgeldes verlangten. Der Zeitpunkt war nicht zufällig, denn einmal fiel es aufgrund der damaligen Wirtschaftskrise den Söhnen ehemaliger Schutzbürger noch schwerer, 200 Gulden zu zahlen. Zum anderen genossen die Väter der zwei jungen Männer, die 1847 25 Jahre alt wurden, immerhin seit 1831 das Bürgerrecht. Nun wie Ortsfremde behandelt zu werden, konnte den beiden Schutzbürgersöhnen nicht mehr ein-

leuchten. Beide beantragten, sie auf den Grund des § 95 des Bürgeraufnahmegesetzes zum unentgeltlichen Genusse, gleich jenen, welche angeborenes Bürgerrecht besitzen, zuzulassen bzw. in die Warteliste zu demselben aufzunehmen. Der Gemeinderat stimmte diesem gesetzmäßigen Anliegen im Januar 1847 zu, doch der kleine Bürgerausschuß versagte die Genehmigung, so daß sich der große Bürgerausschuß – das war das eigentliche Gemeindeparlament – im Februar 1847 damit befaßte. Mit 83 gegen 5 Stimmen lehnten die Bürgerausschußmitglieder eine Aufnahme in den Genuß ohne Zahlung des Einkaufsgeldes ab. Für den nun anstehenden Rechtsstreit, der als Gemeindeangelegenheit betrachtet wurde, beauftragten Gemeinderat und kleiner Bürgerausschuß ein Komitee von vier Mitgliedern des großen Ausschusses und zwei Jungbürgern.



Durlacher Rathaus bis 1845. Hier trafen sich die Durlacher Bürgerversammlungen.

Ein Jahr später unternahm der Gemeinderat erneut den Versuch, das Anliegen der Schutzbürgersöhne zu vertreten; wieder lehnte der kleine Bürgerausschuß dies ab, wieder wurde der große Bürgerausschuß zu dieser Angelegenheit zusammengerufen. Der nun beschloß einstimmig, die Schutzbürgersöhne abzuweisen und eine Petition um die Abschaffung des entsprechenden Paragraphen an die Zweite Kammer im Ständehaus zu schicken. Im Gemeinderat, der die Anliegen der Schutzbürgersöhne unterstützte, saßen aber in dieser Zeit Mitglieder des demokratischen Bürgervereins, die hier einvernehmlich mit Bürgermeister Karl Wahrer und Gemeinderat Christian Hengst agierten, welche die gemäßigte Richtung vertraten. Zusammen stellten sie die politische Führungsschicht der Stadt, die erleben mußte, daß die Bürgerschaft ihnen bei der Frage des Bürgernutzens die Zustimmung verweigerte.

Der Konflikt um den Bürgernutzen sollte in den Revolutionsmonaten eine eigene Dynamik und Sprengkraft gewinnen, zumal die Durlacher den Rechtsstreit nur verlieren konnten, da ihr Vorgehen gesetzeswidrig war.

Nachdem die ersten Wirren der März-Revolution vorbei waren, unternahm der Gemeinderat im Juni 1848 einen erneuten Vorstoß. Wieder verwies der kleine Bürgerausschuß die Entscheidung an den großen Bürgerausschuß, der am darauffolgenden Tag

sich nicht entscheiden wollte, sondern beschloß, diese Angelegenheit der versammelten Gemeinde vorzulegen. Das war eine Selbstentmachtung des großen Bürgerausschusses, der im Dreiklassenwahlrecht gewählt wurde, d. h. daß die Stimmen der Bürger mit Vermögen mehr galten als die der vermögenslosen.

Doch bestimmte er noch, daß die vier „zum Bezug des Bürgergenusses vorgerückten Schutzbürgersöhne vorderhand von dem Bezug ausgeschlossen, dahingegen in die letzteren die 4 nach der Rangliste zunächst stehenden Bürger mit angeborenen Rechten eingesetzt werden sollen". Damit war für den Gemeinderat die brisante Situation entstanden, daß er aufgrund dieses Beschlusses zu einer gesetzeswidrigen Handlung aufgefordert war, die er zudem selbst ablehnte.

Staatliche Exekutionsmaßnahmen

Nun mischte sich auch das großherzogliche Oberamt ein, welches am 19. Juni das Ultimatum stellte, daß bis zum Mittag des 20. Juni drei namentlich genannte Schutzbürgersöhne in den Wiesengenuß eingewiesen werden sollten „bei Vermeidung von Executionsmaßregeln". Der Gemeinderat und der kleine Bürgerausschuß teilten am 20. Juni dem Oberamt mit, daß sie die Entscheidung der Gemeindeversammlung überlassen wollten. Die Situation war inzwischen so zugespitzt, daß sie damit drohten, ihre Ämter sofort niederzulegen, falls das Oberamt sie zum Handeln zwingen wolle.

Am 25. Juni 1848 versammelten sich morgens um 6 Uhr auf dem Rathaus 643 der 846 stimmberechtigten Bürger, um darüber abzustimmen, den großen Bürgerausschuß abzuschaffen. Auf die entsprechende Frage antwortete die Versammlung „mit einem donnernden Ja". Damit war in Durlach das Zensuswahlrecht beseitigt. Nun setzte das Oberamt die angekündigten Executionsmaßregeln, d. h. Militär ein, das seine Wirkung nicht verfehlte. Nachdem der Versuch von Vergleichsverhandlungen gescheitert war, wichen die versammelten genußberechtigten Bürger am 4. Juli 1848 der staatlichen Gewalt, doch erst im November 1848 wurde das Protokoll der entsprechenden Sitzung verfaßt. Nun hieß es: „Es seien die angeblichen Schutzbürgersöhne Friedrich Barthlott, Friedrich Sutter und Franz König in den hiesigen Allmendgenuß unentgeltlich einzuweisen, indem die Bürgerschaft hierzu durch eine militärische Besatzung auf dem Wege der Gewalt, der auf die Dauer nicht widerstanden werden kann, förmlich gezwungen worden ist." Die Bürgerschaft verwahrte sich aber weiterhin dagegen und betonte, daß sie den entsprechenden Paragraphen der Gesetzgebung nicht anerkenne. „Sie behält sich aber die Reklamierung ihres schwer verletzten Eigentums für alle Zeiten ausdrücklich vor." Während des Schutzbürgerstreits kam es zu Kräfteverschiebungen in den Gemeindegremien zugunsten des Bürgervereins und zu einem Machtwechsel an der Spitze. Angesichts der revolutionären Entwicklungen hatte Bürgermeister Karl Wahrer erstmals im April 1848 um Entlassung aus seinem Amt gebeten, was aber sowohl der Gemeinderat und der kleine Bürgerausschuß als auch der große Bürgerausschuß „unter gleichfallsiger Erteilung eines Vertrauensvotums" ablehnten. Am 2. Mai erneuerte Wahrer sein Gesuch „namentlich – aus Gesundheitsgründen", wieder wurde die Bitte abgelehnt, ihm aber ein Urlaub von zwei Monaten zugestanden. Das Protokoll vom 11. Juni 1848 über die Sitzung des Gemeinderates und des kleinen Bürgerausschusses hielt dann lakonisch fest, man habe dem Gesuch um Amtsentlassung des Bürgermeisters Karl Wahrer willfahrt, „da dasselbe durch die

Ereignisse vom gestrigen vollkommen begründet sei".

Was sich hinter diesen Ereignissen verbirgt, wissen wir nicht. Da aber in diesen Junitagen der Streit zwischen dem Gemeinderat und dem großen Bürgerausschuß über die Sache der Schutzbürgersöhne seinen Höhepunkt erreichte, können wir vermuten, daß der damit einhergehende Autoritätsverlust seine Rücktrittswünsche verstärkte. Sein Nachfolger wurde Kronenwirt Eduard Kraft, der als Mitglied des Bürgervereins zu den demokratischen Kräften zählte.

Aus der Sicht des Oberamtes stellten sich diese Machtverschiebungen in den kommunalen Gremien als Resultat der Aktivitäten des Bürgervereins dar. So berichtete das Oberamt im November 1848, daß der Verein sich einen Anhang verschafft habe, um mit diesem eine Änderung der Gemeindeverwaltung, „die in geregeltem Gange war und an deren Spitze tüchtige Bürger stunden", hervorzurufen. So sei es der Bürgerverein gewesen, der die Abschaffung des im Dreiklassenwahlrecht gewählten großen Bürgerausschusses zugunsten der Gemeindeversammlung durchgesetzt habe. Diese Einschätzung der Lage seitens der Staatsbehörde läßt vermuten, daß der Bürgerverein die wegen der Allmendfrage aufgebrachte Stimmung aufgriff, um seine Forderungen nach Demokratisierung der Gemeindeverhältnisse und die Besetzung der Gremien mit eigenen Leuten durchzusetzen. Es handelte sich also um ein Bündnis von revolutionären Demokraten mit konservativen Bürgern, die spätestens seit dem Eingreifen des Militärs im Oberamt, d. h. im Staat, einen gemeinsamen Gegner sahen. Nicht nur die Rufe nach Einheit und Freiheit, nach Menschenrechten und politischer Emanzipation ließen die Durlacher zu Revolutionären werden; sie wurden Revolutionäre aus konservativem Bürgersinn, der den Schutzbürgersöhnen die Gleichberechtigung verweigern wollte.

Susanne Asche

Umstrittene Erinnerungen I.

Das Urteil der Nachwelt zur deutschen Revolution 1848–49

Wenn für 1998 schon zahlreiche Vorbereitungen getroffen werden, um an die Revolution vor 150 Jahren zu erinnern, fragt sich wohl mancher: was geht das uns an? Das Kriegsende 1945 ist vielen noch gegenwärtig, doch schon 1918 liegt weit zurück, weil „Monarchie" kein Thema in Deutschland ist. Eher berührt die Kritik an der Form der Reichsgründung 1871 und einer Verfassung, die ein „persönliches Regiment" des Kaisers zuließ. Aber die Mitte des letzten Jahrhunderts? Vielleicht wird 1998 in den sicher bewegten Wahlwochen mancher stutzig, daß auch Zurückliegendes sich wieder einmal eignet, politisch instrumentalisiert zu werden, weil die einen die Radikalen, die anderen die Liberalen hochleben lassen. So ist es jedenfalls in den vergangenen 150 Jahren immer wieder geschehen.

Die Reaktion

Nach 1849 wurde – gerade in Baden – jegliche Diskussion unterbunden, die „Reaktion", wie das alte-neue Regime genannt wurde, gab den Ton an. In einem Geschichtsbuch für badische Volksschüler um 1854 wurde Großherzog Leopold als der Gütige

gepriesen. „Die Revolution von 1848 und 1849 verursachte dem edlen Fürsten viel Leid; er wurde veranlaßt, sein Land, dem er so viel Gutes erwiesen, zu verlassen, und kehrte erst wieder zurück, als die Empörung unterdrückt war."

Der Herausgeber der liberalen „Deutschen Zeitung" 1848, der Heidelberger Historiker Georg Gottfried Gervinus – in Karlsruhe wurde eine Straße nach ihm benannt - mußte sich 1853 vor dem Großherzoglichen Badischen Hofgericht verantworten wegen seiner „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts". „Es ist der Zweck dieser Schrift", so begann die Anklage des Staatsanwalts, „daß, einem bestimmten Gesetze der geschichtlichen Entwicklung folgend, die demokratischen Grundsätze trotz allen Hindernissen und Hemmungen in einem stetigen Fortschreiten begriffen seien." Das Urteil von zwei Monaten Gefängnis wurde zwar aufgehoben, die Universität Heidelberg entzog Gervinus aber die Lehrbefugnis. Als ihn 1862 Großherzog Friedrich I. jedoch um ein Gutachten zur Bildungsreform bat, spürte man einen anderen Geist in Baden, wo ab 1859 mit der Neuen Ära der Liberalismus als „regierende Partei" betrachtet wurde. Bei der Geburt des Thronfolgers 1857 waren die letzten „48er" amnestiert worden, Minister wurden ernannt, die im Landtag Rückhalt fanden, die badische Außenpolitik setzte auf eine Einigung Deutschlands durch Preußen, die der Nationalversammlung in der Paulskirche nicht gelungen war.

Auf dem Weg zur Reichsgründung

Baden, dem Deutschen Bund getreu, mußte zwar 1866 noch einmal gegen Preußen kämpfen, und nicht nur im katholischen Südbaden lehnte man sich gern an Österreich an; auch in Karlsruhe dachte mancher an den „Kartätschenprinzen" Wilhelm, der die badischen Aufstände niedergeschlagen hatte.

Nach diesem Deutschen Krieg ging aber von dieser Residenzstadt eine Schrift aus, die die kleindeutsche Lösung forderte und in den deutschen Staaten ein breites Echo fand. Der Historiker Hermann Baumgarten am Polytechnikum, ein Schüler von Gervinus, publizierte 1867 die Broschüre „Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik'. Sie ragte aus der Flut politischer Literatur heraus und hat über Generationen die Entwicklung des Nationalliberalismus beeinflußt. Baumgarten, ursprünglich Bismarck-Gegner, schwenkte nun auf einen neuen Kurs. Zwar galt den Männern der Paulskirche von 1848 seine Achtung. Die Ausführung ihres Plans mußte aber scheitern, nicht nur weil Preußen damals „zur Lösung der ihm zugedachten Aufgabe durchaus unfähig, sondern weil die Reichsverfassung (1848) ... insofern ein theoretisches Produkt war, als sie sich nicht auf eine konkrete ausführende Macht stützte." Den Machtstaatsgedanken, die 'weiße' Revolution von oben Bismarckscher Prägung proklamierte nun der Karlsruher Professor als nationalliberale Parole. Die revolutionäre Bewegung 1848 war für ihn eine „traurige Verwirrung, welche in diesem Frühling die deutschen Lande erfüllte ... Der Bürger ist geschaffen zur Arbeit, aber nicht zur Herrschaft ... Es ist einer der verderblichsten Irrtümer zu meinen, jeder tüchtige Gelehrte, Advokat, Kaufmann, Beamte, der Interesse habe an öffentlichen Dingen und fleißig die Zeitung lese, sei befähigt, aktiv in die Politik einzugreifen. „Mit Baumgarten kapitulierten breite Schichten des Bürgertums vor der These, daß nur die traditionelle Oberschicht herrschen könne.

Im neuen Reich

Nachdem 1871 das neue deutsche Reich gegründet worden war, dachte 1873 kaum

jemand daran, sich an die Revolution vor 25 Jahren zu erinnern. Zwar erschienen Autobiographien, Quellen und erste Darstellungen. Die Bewertung war aber durch tonangebende Historiker wie Heinrich v. Treitschke und Heinrich v. Sybel bestimmt. Letzterer machte z. B. für die „radikale Verkündung in Süddeutschland die gute Weinernte von 1847 und das üppige Wirtshausleben" verantwortlich. Und so hieß es auch später in einem „Lehrbuch für Geschichte für die höheren Lehranstalten in Südwestdeutschland" über Baden: „Prinz Wilhelm v. Preußen, der spätere Kaiser, brachte das verirrte Land in fünf Wochen zur Ordnung zurück; Großherzog Leopold überlebte die Heimkehr in sein Land nicht lange, er starb 1852, nachdem er noch die Reue seine Volkes gesehen hatte."

1898

Anläßlich des 50. Jahrestages der Revolution hüllten sich die Behörden geflissentlich in Schweigen. Gefeiert wurden andere Erinnerungen auf dem Weg zum Deutschen Reich: Schlachten, Geburtstage, der 18. Januar 1871.

Einer Würdigung der freiheitlichen Bewegung kamen damals am ehesten noch die Arbeitervereinigungen nach. Der Offenburger „Volksfreund – Organ für die Interessen des werkthätigen Volkes", seit 1899 in Karlsruhe verlegt, berichtete am 23. März 1898 von der Debatte im Reichstag am 18. März: „Nichts zeugt mehr von dem Tiefstand der deutschen Presse, als die Art, mit welcher dieselbe die flammende Rede Bebel's im Reichstage, die er zum ehrenden Andenken der Märzkämpfer hielt, wiedergiebt. Die Junkerpresse schimpft und tobt ... Das einzige uns zu Gesicht gekommene bürgerliche Blatt, welches den Muth der vollen Wahrheit besitzt, ist die 'Berl. Volksztg.'" Sie schreibt: „Es ist das Verdienst Bebels, den Deutschen Reichstag vor der Schmach bewahrt zu haben, daß am gestrigen Tage nicht mit einer Silbe der hohen Bedeutung der März-Revolution gedacht worden wäre. Herr Bebel hat es durch eine geschickte Wendung der Debatte dahin zu bringen gewußt, daß die Todten der kampfreichen Märztage in der deutschen Volksvertretung diejenige geschichtliche Würdigung gefunden haben, die ihnen eine dankbare Nachwelt schuldig ist."

Die nationalliberale „Badische Landeszeitung" in Karlsruhe berichtete ebenfalls am 20. März 1898 in ihren Stimmungsbildern aus dem Reichstag von leidenschaftlichen Auseinandersetzungen. „Nur in seltenen Momenten konnte der unkundige Tribünenbesucher heute bemerken, daß die zweite Beratung der Militärstrafprozeßnovelle auf der Tagesordnung stand. Debattiert wurde fast ausschließlich über die Märzrevolution des Jahres 1848, deren 50. Jahrestag heute wiedergekehrt war ... Heute konnte man so recht sehen, welch eine gewaltige, riesengroße Kluft die Anschauungen und die Denkweise der Rechten und der Linken trennt ... Ein Durcheinanderschreien, das sich zeitweise zu einem veritablen Wutgeheul steigerte, unterbrach fortwährend die Redner der beiden äußersten Flügel, und Worte wie „Gemeinheit, Frechheit, Infamie, Fälschung, Pfui Teufel!" flogen unausgesetzt herüber und hinüber ... Die Verteidigung der Revolution fiel natürlich in erster Linie Herrn Bebel zu. Er feierte sie als die glorreiche Volkserhebung, welche dem Volke die politischen Rechte erzwungen und gegen Fürsten und Junker die Grundlage zur Einigung Deutschlands geschaffen habe ... Die hauptsächlichsten Wortführer der anderen Seite stellen die Märzereignisse als eine unselige Verirrung des Volkes dar ... und nach ihrer Auffassung war die Revolution gar keine impulsive Volksbewegung, sondern ist durch ausländisches Gesindel, das das preußische Volk durch einen Appell an die

schlechten Instinkte und durch Bestechung verführt hatte, künstlich erzeugt worden."

Der „Badische Beobachter", das Zentrumsblatt, brachte am 18. Mai/9. Juni 1898 eine ausführliche Darstellung „Vor fünfzig Jahren" über das Parlament in der Paulskirche, das freilich nicht im Zusammenhang mit den März-Unruhen gesehen werden sollte. Der Autor G. H. „vom Neckar" verteidigte die Nationalversammlung vor der Kritik, in den ersten Frühjahrswochen 1848 nicht gleich die Einheit hergestellt zu haben, die „erst so viele Jahre später zu erkämpfen war", denn „die Vorwegnahme der Grundrechte vor dem Verfassungswerk hatte einen sehr zwingenden Grund.

Für den größten Teil der Bevölkerung war ja der eigentliche Kern der Märzbewegung doch mehr das freiheitliche als das einheitliche Moment gewesen. Die Rechts- und Freiheitsbeschränkungen der vormärzlichen Zeit waren so bedrückend und namentlich für den Einzelnen so fühlbar gewesen, daß der Drang, sie nicht nur abzuschütteln, sondern ihre Wiederkehr um jeden Preis zu verhindern, in weitesten Kreisen fortlebte und mit Macht Befriedigung erheischte."

Der „Badische Landesbote" berichtete am 2. Juli 1899 von einer Rede des Großherzogs Friedrich gegen den Umsturz anläßlich einer Denkmaleinweihung für Kaiser Wilhelm I. in Waldkirch und kritisierte, daß der badische Liberalismus „schon recht preußisch – konservativ geworden ist. Dennoch sei er besser als in Preußen." Das beweist die Tatsache, daß man dem Komitee für die Errichtung eines Denkmals zur Erinnerung an die im Jahre 1849 in Rastatt standrechtlich erschossenen Freiheitskämpfer wenigstens erlaubt hat, eine Inschrift auf dem Denkmal anzubringen, während man in Berlin so etwas überhaupt nicht duldet. Vorsichtig genug ist allerdings auch die badische Polizei. Die Inschrift darf nur lauten: „Ruhestätte der im Jahre 1849 Erschossenen".

Trotz vorwiegender Ablehnung der Sozialisten durch das Bürgertum, in denen sie die Urheber der blutigen Auseinandersetzungen 1848/49 sahen, kam es doch zu einer begrenzten Art der Aufwertung der Revolution bei deutschen Historikern, die freilich die Monarchie und den „deutschen Beruf Preußens" nicht in Frage stellen wollten.

Aber das wilhelminische Kaiserreich war ja nicht so einseitig geprägt, als daß man zu allen Zeiten in allen deutschen Landschaften gleiche Töne anschlug. Gerade die Skepsis Wilhelms II. gegenüber den süddeutschen Herrscherhäusern und ihren Regierungen zeigte, welche anderen Akzente man südlich des Mains setzte. Doch für Wertungen der 48er-Revolution, wie wir sie heute treffen, schuf erst die Weimarer Republik Raum.

Leonhard Müller

Umstrittene Erinnerungen II.

Zum Umgang mit der Revolution von 1848/49 nach 1918

Die Revolution von 1918 schuf zweifellos für die Erinnerung an 1848/49 neue Aktualität. Sie änderte aber nichts daran, daß die Beschäftigung mit der Geschichte von 1848/49 sich zwischen Verdrängung, Bewältigung und Identifikation bewegte. Es blieb die konstatierte Spaltung nach Parteien und die von der jeweiligen historischen Situation Deutschlands bestimmte unterschiedliche Sicht auf die Ereignisse.

Die 75-Jahr-Feier der Revolution im Jahre 1923 fiel in eine innen- wie außenpolitisch schwierige Phase der aus der Niederlage und der Revolution im Jahre 1918 hervorgegangenen, noch jungen deutschen Republik. Im Innern hatten politische Morde z.B. an dem Finanzminister Erzberger und dem Außenminister Rathenau und ein politischer Putschversuch rechtsgerichteter völkischer Kreise und Gruppierungen die Zerissenheit und parteipolitische Spaltung des Landes verdeutlicht. Schwere Sorgen bereitete zudem die inflationäre Entwicklung und die steigenden Arbeitslosenzahlen. Außenpolitisch sah man mit der Besetzung an Ruhr und Rhein sowie im Saarland durch die Franzosen die Freiheit und Einheit des Landes bedroht. In dieser Situation war es geradezu zwangsläufig, daß die in Frankfurt stattfindende, von rechtsstehenden Kreisen mit Ablehnung kommentierte, zentrale Gedenkfeier in Anwesenheit des Reichspräsidenten Ebert politisch instrumentalisiert wurde.

Kein Redner, der am 18. Mai im Frankfurter Römer und in der Paulskirche sprach, vergaß, auf die bedrohliche Lage der Republik durch die „schweren Anschläge und Anstürme unserer Gegner gegen unsere nationale Freiheit und den Bestand des Reiches", so Friedrich Ebert, zu verweisen. Im Gedenken an die Männer der Paulskirche, deren vergebliches Bemühen ein „Denkstein" geblieben sei und über die Reichseinheit von 1871 und die Verfassungsgebung von Weimar 1918/19 in die Gegenwart rage, müsse deren „Leitstern" „Einheit, Freiheit und Vaterland!" auch der Kern des gegenwärtigen Daseinskampfes an Rhein, Ruhr und Saar sein, so Ebert weiter. Der parteilose Reichskanzler Cuno variierte in seinem Grußwort den „Leitstern" Eberts, indem er „Vaterland" durch „Größe" ersetzte. Was er damit meinte, verhehlten weder er noch alle übrigen Redner einschließlich jener der österreichischen, hochrangigen Delegation: den Zusammenschluß Deutschlands und Österreichs. Zumindest während der Feierstunde schien die großdeutsche Lösung möglich, die 1848 das Paulskirchenparlament gespalten hatte. Eine Vorstellung, deren öffentliche Erörterung die Versailler Siegermächte wenig später untersagten.

Nicht nur in den Frankfurter Feierlichkeiten, sondern auch in der Sicht der Geschichtsschreibung überstrahlte die Paulskirche und die dort diskutierten nationalstaatlichen und außenpolitischen Themen das gesamtrevolutionäre Geschehen des Vormärz bis zum Jahre 1849. Dieser Umgang mit den „Ideen von 1848" veranlaßte den Theologen und Philosophen Ernst Troeltsch im Blick auf die Revolution von 1918 zu der kritischen Feststellung: „Nur Kurzsichtige konnten triumphieren und meinen, das Ziel von 1848 sei jetzt erreicht. Nein, was 1848 ein kühnes Fortschrittsunternehmen war, das war jetzt eine konservative Retardierung und Bewältigung der Revolution...". Noch 1923 war die Forderung, die der Historiker Hermann Oncken 25 Jahre zuvor erhoben hatte, „den Gegensatz parteipolitisch befangener Überzeugungen in einer höheren Instanz der Erkenntnis aufzulösen", nicht eingelöst. Vorwiegend in den Büchern der Sozialdemokraten Blos, Mehring und Bernstein sowie in der Darstellung des liberal-demokratischen Hugo Preuß war von Barrikadenkämpfen und Aufständen die Rede. Erst mit der zweibändigen „Geschichte der deutschen Revolution 1848–1849" von Veit Valentin, die 1930/31 erschien, hatte sich ein Wandel in der Geschichtsschreibung der Revolution angezeigt. Das noch heute grundlegende, quellengesättigte Werk und die beginnende Sozialgeschichtsschreibung eröffneten neue Perspektiven, die jedoch nach der nationalso-

zialistischen Machtergreifung nicht weiterverfolgt werden konnten.

1948

1948 befand sich Deutschland in einer weit schlechteren Situation als 25 Jahre zuvor. Der von Deutschland ausgegangene Zweite Weltkrieg war verloren, die nationalsozialistische Diktatur und die in weite Teile Europas getragene Terrorherrschaft beendet. Das Land war besetzt und in vier Zonen geteilt. Man hatte 1947 eine katastrophale Ernährungskrise überstanden, befand sich mitten im Wiederaufbau der zerstörten Städte und Industrieanlagen sowie der Ausgestaltung der von den Siegermächten verordneten Demokratie. In den Auseinandersetzungen der drei Westmächte mit der Sowjetunion über die Behandlung Deutschlands war bereits der „Kalte Krieg" ausgebrochen, die Teilung Deutschlands abzusehen.

So wundert es denn auch nicht, daß die Rückbesinnung auf die demokratischen Traditionen, auf den Kampf der „Achtundvierziger" um die bürgerlichen Freiheitsrechte, von zentralem Interesse war. In vielen Jubiläumsfeiern, Gedenkschriften und Ausstellungen wurde der Ablauf der Ereignisse von 1847–1849 dargestellt und das Ringen in der Paulskirche um Einheit und Freiheit gewürdigt. Gelegentlich liest man dann auch, ohne das Scheitern der Revolution wäre den Deutschen die Katastrophe des Nationalsozialismus vielleicht erspart geblieben. Abgesehen davon, daß solche Interpretationen weder zu beweisen noch zu widerlegen sind, wird dabei gerne der vielen Revolutionären von 1848 durchaus nicht fremde Nationalismus und Antisemitismus übersehen.

In Karlsruhe gedachte man der Revolution vom 25. April bis 1. Mai mit einem Festakt, mit Vorträgen und einer Festaufführung des Dramas „Dantons Tod" von Georg Büchner. Eine geplante Ausstellung konnte wegen Raummangels nicht stattfinden. Neben dem späteren ersten Bundespräsidenten Theodor Heuß und dem Historiker Franz Schnabel sprach auch der sozialdemokratische Minister und erste Karlsruher Nachkriegs-OB Hermann Veit. Er kritisierte die große Zahl der Feiern im Lande und konstatierte bei der Masse der Bevölkerung Teilnahmslosigkeit. Begeisterung erkenne er nur, wo Menschenwürde und Freiheit Herzenssache seien. Im näheren Umkreis fanden Feiern z.B. in Ettlingen, Baden-Baden und Offenburg statt. Durch Karlsruhe führte auch ein Teil des Stern-Stafettenlaufs von Leichtathleten nach Frankfurt zur Feier in der wiederaufgebauten Paulskirche, wobei eine Urkunde des Oberbürgermeisters mit auf den Weg ging, in der der stolzen Söhne der Stadt gedacht wurde, die das Banner der Freiheit erhoben haben. Auch in Frankfurt standen die Gedenkfeiern ganz im Zeichen der Wiedergeburt der deutschen Demokratie im Geiste von 1848.

Aus dem Blick geriet so allerdings in der Öffentlichkeit weitgehend, daß die Revolution der Höhepunkt eines weitreichenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandlungsprozesses war, der alle Bevölkerungsschichten erfaßt hatte. Ins helle Licht der Berichterstattung in den Medien gerieten dagegen die konkurrierenden Revolutionsfeiern in Berlin Ost und West, die bereits am 18. März stattfanden. Dieser Tag war nach dem Spiegel-Bericht „das bisher eindrucksvollste Schauspiel nachkriegsdeutscher Zerrissenheit. ... Die Barrikaden des 18. März 1848 wurden durch beiderseitige Polemik zu einer Mauer des 18. März 1948 verfestigt." Der Veranstaltung des Groß-Berliner Senats stellte die SED im Osten die Einberufung des „2. Volkskongreß für Einheit und gerechten Frieden" nach Berlin-Ost entgegen. Im Osten reklamierte Wilhelm Pieck die demokratischen Traditionen für die Ziele der SED:

„Wir sind die Vollendung der unvollendeten Revolution." Das SED-Organ „Neues Deutschland" hatte am Tag zuvor mit der Parole: „Das ganze Deutschland soll es sein" das Interesse an nationaler Einheit dokumentiert. Im Westen dagegen sah man durch die Vorgänge in der sowjetisch besetzten Zone den Namen der Demokratie „besudelt" und die Freiheit in Gefahr. Deshalb dürfe die „Einheit unseres Vaterlandes nicht mit der Preisgabe unserer Freiheit" erkauft werden. So sah es am 18. Mai auch der Kommentator in den BNN. Die Feierlichkeiten standen, das war klar erkennbar, im Zusammenhang mit der historischen Legitimierung der staatlichen Neugründungen, die 1949 vollzogen wurden. Der „Streit um das Erbe" war entbrannt.

1973

Die 125-Jahr-Feiern legten in diesem Streit für die Bundesrepublik eine ernüchternde Bilanz offen. Einem zentralen Forschungsplan folgend, der die Revolutionsforschung für die Gegenwartspolitik instrumentalisierte, hatte die DDR-Forschung einen Vorsprung errungen. Entsprechend intensiv und publikumswirksam wurden die Feiern 1973 gestaltet. Das Politbüromitglied Albert Norden behauptete: „Das Vermächtnis der Revolution von 1848 liegt bei uns in guten und sicheren Händen." Das Deutsche Historische Museum veranstaltete in Berlin und Leipzig Sonderausstellungen. Artikelserien in den Zeitungen befaßten sich mit der Revolution, und in einer in hoher Auflage verbreiteten „Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution 1848/49" hieß es am Schluß: „Die Errungenschaften des sozialistischen deutschen Staates wurzeln auch in den Kämpfen und Bestrebungen der revolutionären Massen von 1848. Deren Ideale wurden von jener Klasse verwirklicht, die vor 125 Jahren gerade die ersten Schritte ihrer eigenen Bewegung tat, von der Arbeiterklasse, die sich damit für jeden klar erkennbar als die wirkliche und einzige Erbin von 1848 erwies."

Der umfassenden und „offiziellen" Würdigung der Revolution in der DDR 1973 hatte die Bundesrepublik, wie es in einer Sammelrezension 1975 hieß, wenig an Forschungsleistung und breitenwirksamer Darstellung entgegenzusetzen. In Frankfurt fand eine Ausstellung 125-Jahre-Paulskirche statt, badische Städte veranstalteten in Rastatt eine Gemeinschaftsausstellung, und in Karlsruhe zeigte das Stadtarchiv einschlägige Bestände im Pfinzgaumuseum. Seit 1970 gab es einen Neudruck des Werkes von Veit Valentin. Ein herausragendes Zeichen in der bundesdeutschen Beschäftigung mit der Revolution setzte schon 1970 zweifellos Bundespräsident Gustav Heinemann mit seiner Rede anläßlich der historischen Bremer Schaffermahlzeit. „Einer demokratischen Gesellschaft", so führte er aus, „steht es schlecht zu Gesicht, wenn sie auch heute noch in aufständischen Bauern nichts anderes als meuternde Rotten sieht, die von der Obrigkeit schnell gezähmt und in die Schranken verwiesen wurden. So haben die Sieger die Geschichte geschrieben. Es ist Zeit, daß ein freiheitlich-demokratisches Deutschland unsere Geschichte bis in die Schulbücher hinein anders schreibt." Eine Aufforderung, die nicht nur Zustimmung fand. Bei der Einweihung der „Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte" in Rastatt 1974 machte Heinemann deutlich, worum es dabei auch ging: „In der DDR pflegt man bewußt revolutionäre Überlieferungen. ... Sie werden aber in Entwicklungsstufen zum kommunistischen Zwangsstaat verfremdet. Unerträglich ist es, daß wir dem durch eigene Untätigkeit Vorschub leisten und uns so einen Teil unserer Geschichte entwenden lassen. Wir

stehen mit dem anderen deutschen Staat im Wettbewerb ... Dazu gehört auch die Frage, wer sich mit mehr Recht auf die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte berufen kann, und wer die Ziele besser verwirklicht hat oder verwirklichen wird."

1998

Seitdem ist die Revolutionsforschung nicht zuletzt dank der seit den 60er Jahren eingeführten sozialwissenschaftlichen Fragestellungen vorangekommen. Es entstand ein so verwirrend vielfältiges Revolutionsbild – auch in der DDR hatte man zu differenzieren begonnen –, daß es schwer geworden ist, bündige Identifikationsmuster für die Revolution von 1848/49 anzubieten. Man darf daher gespannt sein, wie die Landesausstellung in Karlsruhe die Ereignisse vor dem Hintergrund eines für Baden immer noch von Defiziten, so der Fachmann Dieter Langewiesche, gekennzeichneten Forschungsstandes präsentieren wird. Das Jahr 1990 hat zudem mit der deutschen Einheit eine neue Situation geschaffen, und das Augenmerk wird sich 1998 daher wohl auch darauf richten, wie der „Streit um das Erbe" in den Revolutionsfeiern aufgehoben und wie die politische Öffentlichkeit nach 150 Jahren sich die Revolution aneignen wird.

Manfred Koch

„Fremde" in der badischen Revolutionsarmee

Die Revolution 1848/49 wird oft als eine der wenigen Epochen gekennzeichnet, wo Liberale aus allen Ländern, vor allem auch Deutsche und Polen, Seite an Seite standen. Im Zusammenhang mit einem Aktenfund aus dem Jahr 1991 wird als neuer Aspekt gezeigt, daß jene Stimmung, die vor 150 Jahren das politische Klima zu bestimmen schien, bald verflogen war.

Mit der Morgenpost des 10. Juni 1849 erhielt Maximilian Werner, Rechtsanwalt aus Oberkirch, Paulskirchenabgeordneter und letzter Kriegsminister der badischen Revolutionsregierung, ein Schreiben, das ihm sicherlich die Zornesröte ins Gesicht getrieben haben wird. Absender war ein gewisser Stamm, nach eigenem Bekunden Gründer des „französischen Komitees für Einigkeit und Freiheit Deutschlands" in Straßburg, das seit Mitte Mai in ganz Frankreich aktive Propaganda für die badische Bewegung betrieb, freiwillige Hilfstruppen anwarb und deren Weiterbeförderung nach Karlsruhe organisierte. Ein Demokrat und Kampfgefährte also, der schon deswegen von Bedeutung für die revolutionäre Regierung in Karlsruhe war, als sie – in ihrem Kampf um die Reichsverfassung und eine soziale Republik – verzweifelt auf die Unterstützung des benachbarten Frankreich hoffte. Schon am 1. Juni hatte Kriegsminister Franz Sigel, ehemals badischer Leutnant, in Karlsruhe mit den Bürgern Stamm und Franke als Abgesandte des Straßburger Komitees eine schriftliche Übereinkunft abgeschlossen, wonach Baden „die Bewaffnung, Besoldung und Verpflegung dieser Hilfstruppe" übernehme, die aus kampferprobten Veteranen und „Altsoldaten" bestehen sollte.

Als eine erste Gruppe von 20 Soldaten, „die fast alle in Italien oder im belgischen Feldzuge gedient haben", am 7. Juni 1849 voller Begeisterung für den „heiligen Kampf der Freiheit" in Karlsruhe eintrafen, mußten

sie eine bittere Enttäuschung erleben: „Dort fanden sie verdammt schlechte Aufnahme. Man schickte sie von einem Büro zum andern, quartierte sie nirgends ein, so daß die Leute aus eigenen Mitteln leben mußten und wollte sie endlich der polnischen Legion einverleiben. Da dies gegen den Vertrag ist, da die Leute überdies sahen, daß man den Schweizern, die gekommen waren, nicht besser begegnete, da man diesen sogar ihre Waffen nahm, da sie von der Karlsruher Bürgerwehr vielfach die Worte hörten: wir brauchen keine Fremden u. dgl., so kehrten sie wieder um und sind gestern wieder hier angekommen." So resümierte Stamm die Erlebnisse der französischen Freiwilligen im revolutionären Baden, die sicher nicht geeignet waren, den erhofften Schulterschluß zwischen den revolutionären Nachbarn, Frankreich und Baden, herbeizuführen. Von weiteren Zuzügen kampferprobter Männer aus dem Elsaß ist in den Quellen denn auch nichts mehr vermerkt!

Hoffnung auf nichtmilitärische Lösung

Diese Episode wirft ein bezeichnendes Licht auf die Situation in Baden im Juni 1849. Die überschwengliche Begeisterung, mit der die Karlsruher Bevölkerung am 15. Mai den revolutionären Landesausschuß in den Mauern ihrer Stadt begrüßt hatte, war verflogen. Die Hoffnungen auf einen Export der Revolution, auf den revolutionären Flächenbrand, hatten in den zurückliegenden Tagen empfindliche Dämpfer erlitten. Das Mitglied der provisorischen Regierung Joseph Fickler war Anfang Juni in Stuttgart verhaftet, der von Kriegsminister Sigel organisierte Marsch auf Frankfurt schon wenige Kilometer hinter der Grenze in Heppenheim von regierungstreuen hessischen Truppen gestoppt worden. Mit der Auflösung des „Klubs des entschiedenen Fortschritts" am 6. Juni 1849 und der zeitweilien Verhaftung seiner Mitglieder hatten die Kräfte innerhalb der badischen Bewegung die Oberhand behalten, die die Konfrontation mit den Bundestruppen zu vermeiden trachteten.

Lorenz Brentano, ehemals Obergerichtsadvokat und nun an der Spitze der Revolutionsregierung, hoffte mit der Mehrheit des Landesausschusses nach den Rückschlägen der letzten Tage mehr denn je auf eine nichtmilitärische Lösung.

Nur so glaubte er, die „Märzerrungenschaften", also jene Reformgesetze, die im März 1848 von den Regierungen der Deutschen Bundesstaaten der liberalen Bewegung zugestanden worden waren, dauerhaft sichern zu können. Pressefreiheit, Geschworenengerichte, Einführung der Volksbewaffnung in Form der Bürgerwehren und die Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung zählten in erster Linie dazu.

Dabei hatte es zur Lebensfrage der Reichsverfassungskampagne und damit der gesamten badischen Revolution gehört, daß sie weitere Breitenwirkung, über die Grenzen Badens hinaus, gewann. Eine „badische Winkelrepublik" hatte keine Überlebenschance. Dies hatte schon der ehemalige Innenminister Bekk einer Delegation des Landesausschusses am 13. Mai 1849 höhnisch klargemacht. Die Umsetzung der Reichsverfassung gegen den erklärten Willen der beiden deutschen Großmächte Österreich und Preußen ließ sich nur mit Waffengewalt bewerkstelligen. Dementsprechend hatte der Landesausschuß schon Mitte Mai Aktivitäten auf militärischer Ebene entwickelt. Dazu zählte in erster Linie die Anwerbung von Freiwilligen im benachbarten Ausland. Bereits am 16. Mai stellte er jeweils 1500 Francs für die in Marseille und Lyon tätigen Organisationen der politischen Flüchtlinge zur Verfügung. 25 Francs Reisegeld erhielt dort jeder, der sich bereit erklärte, innerhalb einer gesetzten Frist in Baden einzutreffen und sich den dortigen Freikorps



Inspektion der Polnischen Legion auf dem Schloßplatz zu Karlsruhe durch die Mitglieder der Provisorischen Regierung (Brentano, Goegg, Struve, Meierhöfer).

anzuschließen. Viele strömten herbei, kampferprobt in den Schlachten der zurückliegenden Jahre, die für die demokratische Freiheit Europas gefochten worden waren. Ob in Sizilien, Posen oder im Schweizer Sonderbundskrieg des Jahres 1847, überall hatten sie für ihre demokratischen Ideale gekämpft. Sogar Veteranen aus dem griechischen Freiheitskampf wie der spätere Gouverneur der Festung Rastatt, Gustav Nikolaus Tiedemann, boten ihre Dienste an. Aus allen vier Himmelsrichtungen trafen Nachrichten über Zuzüge von Freiwilligenformationen in Karlsruhe ein. Aus Hanau kündigte sich eine knapp 600 Mann starke Legion der Hanauer Turner an; Heilbronner Turner, Tübinger Studenten und Arbeiter, daneben eine weitere Schwäbische Legion, eine deutsch-schweizerische Flüchtlingslegion, die Besançoner Legion aus deutschen Emigranten und französischen Demokraten sowie zahlreiche Einzelpersonen aus fast allen Staaten des Deutschen Bundes und des benachbarten Auslands stellten sich der badischen Volksregierung zur Verfügung. Pensionierte Offiziere, in der Regel eher ohne politischen Hintergrund, die auf ihre alten Soldatentage noch einmal den Pulverdampf atmen wollten, waren ebenso darunter, wie revolutionäre Enthusiasten ohne solide militärische Kenntnisse.

Die deutsch-polnische Legion

Einen besonders guten Ruf, was persönlicher Mut, strategisches Geschick und militärische Erfahrung betraf, genossen die emigrierten Polen, die nach der neuerlichen Aufteilung ihres Landes als politische Flüchtlinge vor allem in Frankreich lebten. Sie waren seit Jahrzehnten Symbolgestalten nicht nur für den Unabhängigkeitskampf ihres Volkes, sondern auch für das Freiheitsbestreben der unter der „Fürstenknute" schmachtenden Völker Europas. Mit Ludwig Mieroslawski, einem der brillantesten Köpfe der polnischen Demokratie, konnten die Badener eine Persönlichkeit als Oberkommandierenden gewinnen, dessen militärischer Ruf ebenso tadellos war wie seine politische Reputation. Einbindung der badischen Bewegung in den euro-

päischen Völkerkampf, unter dieser Prämisse hatten sich auch eine ganze Reihe polnischer Emigranten im Umfeld Mierolawskis bereit erklärt, jenseits des Rheins revolutionären Kriegsdienst zu leisten. Schon am 17. Mai hatte sich in Karlsruhe auf höhere Order ein Komitee zur Gründung einer deutsch-polnischen Legion konstituiert. Es bestand aus Alexander Zurkowski, Abgeordneter des demokratischen Zentral-Komitees in Paris, dem polnischen Artillerie-Offizier Gajewski und dem polnischen Kavallerie-Offizier Broszniewski sowie den deutschen Vertretern Franz Joseph Lanzano aus Karlsruhe, Geschäftsführer und Kassier der Legion, dem Kriegskommissar Miller und dem Hartheimer Arzt Wenger. Eine ähnliche Initiative führte zur Gründung einer deutsch-ungarischen Legion. Durch die Gründung gemischt-nationaler Einheiten sollte wohl den Problemen begegnet werden, die durch mangelnde Kenntnisse der Sprache, des Terrains, der militärischen Gepflogenheiten sowie des badischen Volkscharakters unter den fremdsprachigen Ausländern entstehen konnten. Denn trotz aller Begeisterung für die gemeinsame Sache wurden die „Fremden" mit einer gehörigen Portion Mißtrauen empfangen. Dies war nicht Ausdruck eines Fremdenhasses als vielmehr Resultat der unterschiedlichen Vorstellungen über das politische wie militärische Ziel und die Stoßrichtung der badischen Bewegung. Sicherung des Erreichten für Baden war das Credo der breiten Mehrheit der badischen Bevölkerung. Für die Freischärler und mit ihnen die republikanische Minderheit zählte die Südwestecke nur insoweit, als von hier aus die Revolutionierung Deutschlands und Europas und damit die Einbindung ihrer Heimatstaaten in die republikanische Bewegung ausgehen sollte. Scheiterte das Unternehmen, so würde man es zu gegebener Zeit und am anderen Ort erneut versuchen. Hatten die fremden Revolutionäre bei ihrer Ankunft in Baden noch geglaubt, auf eine hochgradige revolutionär gesinnte Bevölkerung zu treffen, so wurden diese Erwartungen schnell enttäuscht. Die Vorstellungen, die man vom andern hatte, entsprachen keineswegs der Realität, so wie man sie vorfand. Der Oberbefehlshaber Ludwig Mieroslawski, der wie die erwähnten französischen Freiwilligen ebenfalls am 8. Juni in Karlsruhe eingetroffen war, sein Generaladjutant Sigel und Oberst Becker, Kommandierender der Volkswehr, versuchten mit unermüdlichem Einsatz, aus den heterogenen Gruppen – Linienmilitär, Volkswehreinheiten und Freischarentruppen – eine schlagkräftige Einheit zu formen. Diese sollte jedoch unter dem Vormarsch der Preußen schnell wieder zerbrechen. Die Serie der Rückzugsgefechte und Niederlagen in der zweiten Junihälfte 1849 zehrte am Selbstverständnis der revolutionären Armee. Besonders bitter empfanden die Soldaten, daß die gerechte Sache des Volkes, ihre Sache, dem Ansturm der „Tyrannen" nahezu widerstandslos erlegen war. Die Ursachen dafür konnten nicht allein in der numerischen und strategisch-taktischen Überlegenheit des Feindes liegen. Das Wort vom Verrat machte schnell die Runde, Verantwortliche für das Desaster wurden gesucht. Die Enttäuschung der Soldaten über den scheinbar unerklärlichen Verlauf des Feldzugs wandelte sich in Wut. Ins Visier der angestauten Aggressionen gerieten die bereits von Brentano abschätzig titulierten „hergelaufenen Fremden", insbesondere die Polen, denen allein schon aufgrund der bestehenden Sprachbarrieren mit Mißtrauen begegnet worden war. Bereits Anfang Juni war es in Rheinsheim zu ersten Spannungen zwischen badischer Bevölkerung und der deutsch-polnischen Legion gekommen. Die bei Philippsburg gelegene Gemeinde hatte sich nämlich nachhaltig geweigert, den „Fremden", die unisono mit dem schmückenden Beiwort „Gesindel" belegt wurden, Quartier und Ver-

pflegung zur Verfügung zu stellen. Als die Soldaten sich mit Gewalt das nehmen wollten, was ihnen ihrer Meinung nach zustand, war es zu wüsten gegenseitigen Beschimpfungen und Schlägereien gekommen. Ende Juni rumorte es in fast allen Truppenteilen, in denen polnische Offiziere dienten. Vergessen war der heldenhafte Einsatz des polnischen Oberleutnants Tobian, der beim Gefecht in Käfertal schwer verwundet worden war, vergessen auch der Bravourstreich des Hauptmanns Adam Mieroslawski, der unter Einsatz seines Lebens die Mannheimer Rheinbrücke in die Luft gesprengt hatte und damit die Eroberung der Stadt durch die Preußen um einige Tage verzögerte.

Im Gegenteil: Von der Unfähigkeit und Feigheit der fremden Offiziere war nunmehr überall die Rede. Seltsam verkehrte Welt! Hatten noch vor wenigen Tagen eine fremde Nationalität, die französische oder polnische Sprache allein schon genügt, um deren Inhaber für Führungsaufgaben in der revolutionären Armee zu prädestinieren, gerieten diese Attribute nun zum Makel. Um den „ehrenrührigen Verfolgungen" zu entgehen, die früher oder später in einem „blutigen Zusammenstoß" enden würde, bat der polnische Hauptmann Bogdan Dziekonski am 29. Juni 1849 um Versetzung von der deutsch-polnischen Legion zur Division des Majors Gajewski, die ausschließlich aus Polen bestand.

„Abgott" Mieroslawski

Selbst Mieroslawski, der „Abgott des Heeres", wie ihn der polnische Demokrat Heltmann noch am 26. Juni charakterisierte, blieb vom Imageverlust der Polen in der öffentlichen Meinung nicht verschont. In Meckesheim hatte er es Franz Sigel zu verdanken, daß einer Revolte der Obersten Thomé und Beckert kein Erfolg beschieden war. Noch ehe er mit seinem Stab verhaftet werden konnte, hatte sein Generaladjutant die Meuterer entwaffnen können. Grund genug allerdings für Mieroslawski, am 27. Juni in Rastatt eine nunmehr rein polnische Legion zu bilden und sie als seine Leibwache einzusetzen. In andern Einheiten artete die Unzufriedenheit mit den polnischen Offizieren, die natürlich von einigen, im Herzen großherzogtreu gebliebenen Offizieren nach Kräften gefördert wurde, in regelrechte Jagdzenen aus. So wurde General Sznayde in Graben von Soldaten des Leib-Infanterie-Regiments unter roher Gewaltanwendung aus einem Haus gezerrt und mitten unter das marschierende Regiment geschleppt. Dort mußte er sich Beschimpfungen und Verhöhnungen ob seines am Vortage bei Ubstadt-Weiher gezeigten „feigen Verhaltens" gefallen lassen, woran sich sogar die Offiziere des Regiments tatkräftig beteiligten. „Weg mit dem Mann" oder „Nur vorwärts mit dem Kerl" waren dabei noch die geringsten Beschimpfungen, die sich General Sznayde von den badischen Offizieren anhören mußte.

Die Spannungen innerhalb der Armee spiegelten die politischen Zielkonflikte in den Reihen der revolutionären Regierung wider. Gerade weil die überwiegende Mehrzahl der Badener nicht revolutionär gesinnt, sondern Anhänger des „Brentanoschen Moderantismus" waren, so der Historiker Ludwig Häusser, blieb die revolutionäre Bewegung in Baden – unter militärischen Gesichtspunkten – in einer Insurrektion stecken. „Im Grunde wußten weder die Bürger noch die Soldaten, für was sie kämpfen sollten", so Ludwig Mieroslawski in einer bitteren Nachbetrachtung zum badischen Feldzug des Jahres 1849.

Kurt Hochstuhl

150 Jahre badische Revolution

Zur Landesausstellung 1998 in Karlsruhe

Baden-Württemberg feiert die demokratische Revolution von 1848/49. Vor 150 Jahren haben sich die Bürger mit demokratischem Engagement in den Dienst des Gemeinwesens gestellt. Viele der damals formulierten politischen Forderungen gingen nach dem Zweiten Weltkrieg in das deutsche Grundgesetz ein. Im Rahmen des Jubiläums gilt es, den Einsatz der 1848/49er wieder bewußt zu machen, sich der demokratischen Traditionen zu erinnern und zu einem neuerlichen gesellschaftlichen Engagement aufzurufen. Die baden-württembergische Landesregierung stellt mehr als fünf Millionen Mark zur Verfügung, um die Feiern zum Gedenken an die Revolution von 1848/49 zu ermöglichen.

Veranstaltungen in Baden-Württemberg

Zum Auftakt des Jubiläums feierte im vergangenen September die Stadt Offenburg mit dem großen „Freiheitsfest" die 150. Wiederkehr der Volksversammlung vom 12. September 1847. Damals wurden im Offenburger Gasthaus „Salmen" die demokratischen Forderungen an die badische Regierung formuliert.

Der Abschluß der baden-württembergischen Jubiläums-Feierlichkeiten wird, der Chronologie der Ereignisse von 1848/49 entsprechend, im Sommer 1999 in Rastatt stattfinden. Bis dahin werden in über 110 Städten und Gemeinden des Landes mehr als 350 Veranstaltungen durchgeführt. Das Spektrum reicht von Ausstellungen über Volkshochschulkurse und Theateraufführungen bis hin zu Denkmalsetzungen. Hauptveranstalter des Jubiläums sind die baden-württembergischen Kommunen, das Haus der Geschichte Baden-Württemberg (regionale Ausstellungen), die Landeszentrale für politische Bildung (Einrichtung von Wanderwegen entsprechend den Revolutionszügen in Südbaden), das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim (Wanderausstellung in einem historischen Dampfzug) sowie das Badische Landesmuseum in Karlsruhe (Landesausstellung, Tafel-Wanderausstellung, zwei Ausstellungen zeitgenössischer Kunst).

Konzeption der Landesausstellung

Das Badische Landesmuseum Karlsruhe veranstaltet die zentrale Ausstellung zum Revolutionsjubiläum. Die Landesausstellung „1848/49. Revolution der deutschen Demokraten in Baden" findet vom 27. Februar bis 2. August 1998 im Karlsruher Schloß statt. Auf ungefähr 2 000 Quadratmetern sind über 700 Exponate zu sehen. Die Ausstellung zeigt die Bedingungen, den Verlauf, die deutschen und internationalen Zusammenhänge und die Wirkungsgeschichte der Revolution auf. Die badische Demokratiebewegung wird zudem in ihre historischen und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge der Zeit von der Französischen Revolution bis zur Reichsgründung 1871 eingebettet.

Die Landesausstellung wird allen heutigen Anforderungen an eine große Ausstellung gerecht: Eine von figurativen Installationen geprägte Ausstellungsarchitektur geleitet die Besucher durch die Abteilungen. Das museumspädagogische Team steht für Führungen bereit und bietet didaktische Aktionen an, u. a. den Dialog von Schauspielern mit den Ausstellungsbesuchern. Eine Multivisionsschau führt in die Ausstellung ein. Der im Landesmuseum und im Buchhandel er-

hältliche Katalog (Nomos-Verlag, Baden-Baden) ist als Ausstellungsbegleitbuch konzipiert, in dem fast alle Exponate farbig abgebildet sind, und kurze Aufsätze sollen die Ideen der Ausstellung vertiefen. Ergänzt wird die Ausstellung von einem Begleitprogramm mit Konzerten, Vorträgen und vielem mehr.

Seit drei Jahren laufen im Badischen Landesmuseum die Vorbereitungen zur Ausstellung, die von einer schließlich sechsköpfigen Projektgruppe durchgeführt wird. Ihr stand bei den konzeptionellen Arbeiten ein Wissenschaftlicher Beirat zur Seite. Die vielen Fachabteilungen, Werkstätten und Ateliers des Museums sind in die Vorbereitungen einbezogen. Hinsichtlich der Exponate galt es zunächst, die verstreuten und zum Teil unerkannten Dokumente, Erinnerungsstücke und Kunstwerke zur Revolution von 1848/49 zusammenzustellen. Schließlich konnten etwa einhundert private und öffentliche Sammlungen des In- und Auslandes als Leihgeber gewonnen werden. Viele Exponate wurden in einem schlechten konservatorischen Zustand aufgefunden und eigens für die Ausstellung restauriert. So trägt die Landesausstellung auch dazu bei, die Erinnerungsstücke an die Revolution von 1848/49 für die Zukunft zu sichern.

Flugblätter und Malerei

Die Revolution von 1848/49 ist neben den historischen Sachdokumenten vor allem in den drucktechnischen Medien der Zeit dokumentiert: In zahllosen Flugblättern wurden Informationen über den jeweils aktuellen Stand der Entwicklung in Umlauf gebracht. Zeitungsillustrationen und Einblattdrucke sorgten dafür, daß – häufig mit nur zwei-



Im Zuge der Vorbereitungen für die Landesausstellung werden im badischen Landesmuseum viele Exponate restauriert, so auch diese große schwarz-rot-goldene Wahlurne aus Leutkirch, die 1848 bei der Wahl zur Nationalversammlung benutzt wurde.

wöchiger Verzögerung – Bilder der Ereignisse verbreitet wurden. Bilderbögen aus Nürnberg, Neuruppin oder dem elsässischen Weißenburg entwickelten sich, in hohen Auflagen gedruckt, zu wichtigen publizistischen Organen.

Die Malerei widmete sich in wenigen, aber bemerkenswerten Werken der Revolution von 1848/49. Johann Baptist Kirner war aufgrund seiner Stellung als badischer Hofmaler der antirevolutionären Seite verpflichtet. So malte er ein Bild, das zeigt, wie militärisch geschlagene badische Freischärler der Aussichtslosigkeit ihres Tuns gewahr werden. Aber andererseits stammt von Kirner auch ein Gemälde, in dem 1849 fast portraithaft drei Badener aus der städtischen und ländlichen Bevölkerung dargestellt werden, die sich im Kampf um die Freiheit als Freischärler zusammengefunden haben. So symbolisiert der Maler die breite Verwurzelung der Revolution in Baden. Nach der Niederschlagung der Revolution malte Kirner noch ein kleines, als lediglich private Arbeit zu wertendes Ölbild, in dem er die standrechtliche Erschießung eines Schwarzwälder Bauern vor der Festung Rastatt zeigt. Das Gemälde bringt die Betroffenheit des Künstlers über die Erbarmungslosigkeit der preußischen Standgerichte zum Ausdruck.

Die preußischen Sieger ließen ihren Triumph über die badische Revolution auf repräsentativen Gemälden festhalten. Dafür engagierten sie auch badische Künstler, z. B. Louis Hoffmeister und den in Lörrach geborenen Friedrich Kaiser, dessen Entwicklung besonders bemerkenswert ist. Seit dem Frühjahr 1848 dokumentierte Kaiser die revolutionären Ereignisse in zahlreichen Ölbildern, Aquarellen, Lithographien und Vorlagen für Holzschnitt-Illustrationen der Leipziger „Illustrirten Zeitung". Dabei nahm er beide Blickwinkel ein – den der Aufständischen und den der antirevolutionären Seite. So zeigt Kaiser die Vereinigung der badischen und pfälzischen Truppen im Mai 1849 in Karlsruhe und portraitierte dabei die Protagonisten der Revolution Lorenz Brentano, Amand Goegg, Georg Böhning, Germain Metternich, Mathilde Franziska Anneke, Elise Blenker etc. Doch dann wurde Kaiser von Prinz Wilhelm von Preußen eingeladen, als Berichterstatter in seinem Lager vor Rastatt tätig zu werden. Kaiser nahm dieses Angebot an. In der Folgezeit arbeitete er nur noch aus der Sicht der Preußen und machte sich sogar ihrer hämischen antibadischen Bildpropaganda dienlich. Nach dem Ende der Revolution ging Kaiser mit nach Berlin, malte dort für das Königshaus noch einige Bilder der Ereignisse von 1849 und wandte sich dann allgemein der Schlachtenmalerei zu, ohne jedoch jemals wieder die hohe künstlerische Qualität seiner frühen badischen Jahre zu erreichen.

Symbol „Schwarz-Rot-Gold"

In der Landesausstellung wird anhand zahlreicher Objekte auf die Farben der Revolution aufmerksam gemacht: Die aus der Tradition der Freiheitskriege stammende deutsche „Trikolore" Schwarz-Rot-Gold war das Symbol der Einigungsbewegungen des Vormärz und der Revolution von 1848/49. Im Zug zum Hambacher Schloß wurden 1832 schwarz-rot-goldene Fahnen mitgeführt. 1848/49 tauchten die Farben sehr vielfältig auf. Die Landesausstellung zeigt beispielsweise eine große Wahlurne, die im württembergischen Leutkirch bei der Wahl des Abgeordneten zur Nationalversammlung benutzt wurde. Von einer Dame, die in der Frankfurter Paulskirche die Debatten der Abgeordneten verfolgte, ist ein schwarz-rot-goldener, gehäkelter Pompadour erhalten, mit dem sie ihre Sympathie für das Parlament zum Ausdruck brachte. Frauen nähten und bestickten die Fahnen vieler demokratisch gesinnter Vereine, Bür-

gerwehren und Freischarenbataillone in den Farben schwarz-rot-gold. Die Kokarden an den „Heckerhüten" und die Schärpen der Mitglieder der provisorischen Regierung in Baden waren schwarz-rot-gold. Die Farben finden sich auf Tabakspfeifen und Weinkrügen. Und selbst ein Schwarzwälder Aussteuerschrank wurde 1848 Schwarz-Rot-Gold bemalt, was das Möbel zu einem privaten Bekenntnis seiner Besitzerin für die Ideen der Revolution machte. Den hiermit angedeuteten breiten Einfluß der Revolution auf die Gestaltung von Gegenständen des alltäglichen Gebrauchs wird die Ausstellung ausführlich zeigen, ebenso die Gegenstände, mit denen die Protagonisten der Revolution verehrt wurden. In Baden war dies insbesondere die Kultfigur Friedrich Hecker. Sein Portrait findet sich auf Tabakpfeifen, Schmuckkästchen, am Knauf eines Spazierstocks, auf Anstecknadeln, einer Ofenkachel etc.

Das Ende der Revolution

Der Krieg der badischen Revolutionäre gegen die Preußen wird in zahlreichen Druckgraphiken dokumentiert. Die Landesausstellung zeigt die Ausstellungsstücke der kämpfenden Parteien: Bürgerwehrbluse, „Heckerhut" und umgeschmiedete Sense auf der einen – preußische Pickelhaube, Kanone und neuartiges Zündnadelgewehr auf der anderen Seite.

Der Niederschlagung der Revolution in Baden folgte die Zeit der preußischen Besatzung und der Repression. Die revolutionären Symbole wurden verboten, das Andenken an die demokratische Bewegung unterbunden. So wurden die Gräber gefallener oder hingerichteter Revolutionäre eingeebnet, während die Preußen in ganz Baden Grabmäler für ihre Gefallenen und Denkmäler zur Feier ihres Triumphs aufstellten.

Das zentrale, vom König Friedrich Wilhelm IV. in Auftrag gegebene preußische Denkmal wurde ausgerechnet am dritten Jahrestag der Kapitulation der Festung Rastatt – und das als deutliches Siegeszeichen – auf dem Karlsruher Friedhof an der Kapellenstraße eingeweiht. Es ist dort noch heute fragmentarisch erhalten. Das erste Denkmal für die standrechtlich erschossenen Demokraten konnte dagegen erst nach 25 Jahren, 1874, in Mannheim errichtet werden. Das für lange Jahre schwierige Andenken an die Revolution von 1848/49 wird also in einem Epilog der Landesausstellung aufgezeigt.

Jutta Dresch

Die Petition des Vaterländischen Vereins Karlsruhe an die Deutsche Nationalversammlung vom 4. Juli 1848

Am 18. Mai 1848 trat die Deutsche Nationalversammlung als erstes freigewähltes deutsches Parlament in der Frankfurter Paulskirche zusammen. Geschaffen durch den „stürmende(n) Geist der Zeit", so der Wortlaut der Karlsruher Petition, war sie für viele Menschen „Deutschlands große Hoffnung". Auch in den Augen des Karlsruher Vaterländischen Vereins, galt sie als „das Organ..., auf welches wir mit Vertrauen hinblicken." Hoffnungen, Erwartungen, aber auch Befürchtungen drückten sich in der wahren Flut von Petitionen aus, die sich über die Paulskirche ergoß. Auch die Karlsruher griffen wiederholt zu diesem Mittel. War bisher die Zweite Kammer der Badischen Landstände die

Adressatin der Karlsruher Petitionen, so bot sich nunmehr die Nationalversammlung als zusätzlicher Ansprechpartner an.

Die hier vorzustellende Petition des Karlsruher Vaterländischen Vereins vom 4. Juli 1848 trägt die Nummer 1500 im Register der Nationalversammlung; sie wurde in deren 54. Sitzung vom 5. August 1848 vorgelegt und an den volkswirtschaftlichen Ausschuß verwiesen. Diesem Gremium, dem Karl Mathy angehörte, wurde sie am 9. August präsentiert und schließlich von da am 19. August dem Reichsministerium des Handels weitergeleitet [Bundesarchiv Frankfurt/M. Sammelpetition 1500 aus DB 58/83].

Zur künftigen Wirtschaftsordnung

Verfassungsausschuß und Volkswirtschaftlicher Ausschuß der Paulskirche waren zu diesem Zeitpunkt längst in die Diskussion des Katalogs der „Grundrechte der Deutschen" eingetreten und hatten damit zugleich Prinzipien der künftigen deutschen Wirtschaftsordnung berührt. Als Stichworte seien hier nur genannt Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Recht auf freien Erwerb von Grundbesitz, ein mögliches Recht auf Arbeit. In diese Diskussion griff der Karlsruher Vaterländische Verein mit seiner Petition ein.

Einleitend zeichnen die Autoren ein düsteres Bild der Wirtschaftslage. Der Zollverein, „Anker früherer Hoffnungen", habe die in ihn einst gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt; so seien am „rücksichtslosen Widerstreben einzelner Glieder des Vereins" alle Anträge zur „Entwicklung der Fabrikindustrie" gescheitert. Als kennzeichnend für die Lage des „engeren Vaterlandes" werden ausgemacht: eine stärker anwachsende Auswanderung, ein zerstückeltes und mit Schulden überladenes Grundeigentum, ein übersetztes Handwerk, ein vernachlässigtes Fabrikwesen, der Mangel an Schutz und Schirm gegen das alte Kapital und die geübte Kraft des Auslandes. Als nun die „Stimme nach Einigung der Deutschen" sich erhoben habe, „als die Kraft der öffentlichen Meinung an dem Bestehenden rüttelte und, was nicht fest war, stürzte", sei zugleich „in solchem Drängen auch die wirthschaftliche Grundlage unseres Vaterlandes tief erschüttert worden." Das „künstliche System des Credits" sei fast vernichtet, das Vertrauen gewichen, die Produktion geschehe nur noch mit geringer Hoffnung auf den Absatz der Erzeugnisse, der Kaufmann sehe „die bekannten Wege seines Absatzes verödet." Die Situation des „von der Bestellung des Tages" abhängigen Handwerkers, „der arbeiten will und nichts zu arbeiten" habe, sei „wahrhaft beunruhigend". In solcher Lage befänden sich viele Geschäfte, insbesondere aber „alle, die nicht Gegenstände des gemeinen Lebensunterhaltes" lieferten. „Dieser Zustand der Dinge muß ein Ende, muß bald sein Ende erreichen, wenn nicht die Noth, der Hunger, die Schranke jeder Ordnung brechen und namenlose Verwirrung unserer Hoffnung auf ein größeres Vaterland mit den schönsten Rechten seiner Bürger vernichten soll." An die Reichsversammlung richteten deshalb die Petenten die Aufforderung, „bald, recht bald" das zu veranlassen, was der Bürger „für die wirthschaftliche Wohlfahrt" von ihr erwarten dürfe. Man könne nicht warten, bis die „Garantien gesetzlicher Ordnung und Freiheit für das Gesammtvaterland" errungen seien.

Das Programm, das der Karlsruher Vaterländische Verein zur Behebung der Not vorschlug, zeichnet sich durch seinen konsequent wirtschaftsliberalen Grundtenor aus. Gefordert werden: Gewerbefreiheit, Freizügigkeit für Personen und Kapital, Abschaffung der Zunftschranken, Beseitigung von Binnenzöllen und Transitgebühren bei gleichzeitigem Schutz des deutschen Wirtschaftsgebietes vor ausländischer Konkurrenz. Der Staat wird im wirtschaftlichen wie im sozialen Bereich auf

die Rolle des Nachtwächters reduziert. Den Handwerkern werden genossenschaftliche Einrichtungen für Ein- und Verkauf empfohlen. Die Arbeiter sollten sich ebenfalls zur gegenseitigen Selbsthilfe in Notfällen verbinden, dies auch unter Hilfestellung durch Meister und Fabrikanten. Daß der Staat auf diesem Gebiet nichts Positives bewirken könne, wird mit dem Beispiel des gescheiterten französischen Konzepts der Nationalwerkstätten belegt. Der Staat sei lediglich in Verantwortung zu nehmen, um die Auswanderung der Arbeitskräfte zu sichern, die in der Landwirtschaft, im Handwerk oder in der Fabrik keine Zukunft fänden.

Das Programm

Hier das Programm im Wortlaut: „Der Gewerbsmann bedarf Schutz gegen fremde Uebermacht, frei will sich der Handelsmann in ganz Deutschland bewegen, seine Fuhren belaste kein Transit und seine Schiffe kein Wasserzoll, der Landwirth wünscht die Schranken fallen zu sehen, die seinen Absatz nach deutschen Ländern noch verkümmern, der Handwerker will das Lästige des Zunftzwangs ablegen und doch scheut er die ungebändigte Concurrenz; er harrt der neuen Bahn, die ihm vorgezeichnet werde; er ahnt das Richtige in der Vereinigung für Ein- und Verkauf, in freier Gemeinschaftlichkeit für wirthschaftliche Zwecke; er erwartet Regel und Ermunterung zu solchen Schritten; der Arbeiter verlangt, daß er nicht verlassen stehe, wenn Kraft und Gesundheit ihm fehlen, daß er nicht darbe, wenn der Fabrikherr es seinem Interesse gemäs findet, die Arbeit einzustellen. – Er sieht, daß der Staat es übernimmt, seiner Bürger Obdach zu sichern, wenn Flammen es verzehrt haben, er sieht sich vergeblich nach der Anstalt um, welche die Flammen der Verzweiflung dämpfe, welche ihn verzehrt, wenn die Arbeit fehlt das Bedürfniß bleibt. – Er hofft, daß die Gesammtheit seine Arbeit versichere.

Leider ist nach den Erfahrungen eines Nachbarstaates zu bezweifeln, daß Bestrebungen der Gesammtheit in dieser Richtung von Erfolg sind, daß von dem Staate mehr geschehen könne, als durch Verbindungen der Arbeiter unter sich und mit Beihilfe der Meister und Fabrikherrn zu erreichen ist. – Es erwartet aber der Landmann, dem es an eigenem Boden fehlt, der Handwerksgehilfe, der in seinem Gewerbe nicht unterkommen kann, der Fabrikarbeiter, der gedruckt ist, daß der Staat es für seine Pflicht erachte, Mittel und Wege zu verschaffen, das Vaterland zu verlassen, wem es gegen die Gesetze des Verkehrs und menschlicher Natur verstößt in der Heimath Arbeit zu sichern. –

Fassen wir diese Wünsche zusammen, so lauten sie auf:

1)Vereinigung von ganz Deutschland zu gleichem, wirksamen Schutz der Gewerbe gegen Außen mit freiem Verkehr im Innern; 2) eine gemeinsame Vollzugsbehörde zur Erreichung dieser Zwecke; 3) gemeinsame deutsche Gewerbsgesetzgebung; 4) Unterstützung und Schutz der Auswanderung."

Mit der nochmaligen Mahnung, rasch, einträchtig und entschieden zu handeln, um den Hoffnungen des Gewerbestandes Genüge zu leisten, schließt die Petition. Sie trägt die Unterschriften folgender Vorstandsmitglieder des Vaterländischen Vereins: Hermann Zimmer, Postrat; Johann Georg Vogel, Buchdruckereibesitzer; Rudolf Kusel, Advokat; von Boeckh, Major; Emil Groos, Rechtspraktikant; Georg Holtzmann, Buchhändler, Jakob Stüber, Kaufmann, Karl Männing, Handels- und Kunstgärtner, Gemeinderat; Wilhelm Müller, Verlagsbuchhändler; Ludwig Kachel, Münzrat; Jakob Malsch, Druckereibesitzer und ab dem 4. Juli 1848, dem Datum der Petition, Karlsruher Oberbürgermeister; Leo von Stetten, Rechtskandidat.

Werbung für die Petition

Ein besonderes Gewicht versuchte der Vaterländische Verein zu Karlsruhe seiner Petition dadurch zu verschaffen, daß er sie in gleichlautenden Abschriften verbreiten ließ und um Beitritt bat. Es war dies ein übliches Verfahren. Tatsächlich trate.. nahezu 30 weitere Vereine, Institutionen und Unternehmer der Petition bei, und zwar in einer geographischen Streuung „vom See bis an des Maines Strand", um ein badisches Motto zu zitieren. Aus Karlsruhe selbst waren dies: die Handelskammer, der Gewerbeverein, der „Maschinenfabrikant" Emil Keßler, die Chemische Fabrik, die Direktion des Badischen Bergwerkvereins, die Direktion der Badischen Gesellschaft für Zuckerfabrikation und die Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins.

Weiter traten in den Tagen bis zum 25. Juli bei: die Handelskammer zu Wertheim, der Freiherr Lambert von Babo zu Weinheim als Vorstand der landwirtschaftlichen Kreisstelle zu Heidelberg, die Handelskammer zu Mannheim, der Badische Industrieverein zu Ettlingen, die Gesellschaft für Spinnerei und Weberei Ettlingen, das Fabrikcomité und der Handelsvorstand zu Pforzheim, der Vaterländische Verein zu Rastatt, die Handelskammer zu Rastatt, der Verein für politische und sociale Zwecke zu Baden (-Baden), der Gewerbs-verein zu Kehl, der Vorstand des Handelsstandes zu Offenburg, der Gewerbeverein zu Lahr, der Gewerbeverein zu Freiburg, der Uhrengewerbeverein zu Furtwangen auf dem Schwarzwald, der Vaterländische Verein zu Sulzburg und Umgebung, der Vaterländische Verein zu Kandern mit den Orten Riedlingen, Liel, Feuerbach, Tannenkirch, Weil und Binzen, der Vaterländische Verein zu Tien-gen, der Vorstand der landwirtschaftlichen Kreisstelle zu Konstanz und die Handelskammer zu Konstanz.



Maschinenfabrikant Emil Keßler, 1813–1867.

Die Beitrittserklärung des Rastatter Vaterländischen Vereins liefert ein anschauliches Beispiel dafür, wie die Übernahme der Karlsruher Petition geschehen konnte. Es heißt hier: „Rastatt, den 15. Juli 1848. Bei der heutigen Generalversammlung der Mitglieder des vaterländischen Vereins wurde die Adresse des Karlsruher vaterländischen Vereins vom 4. d. M., welche hier angeschlossen ist, öffentlich verlesen und 'einstimmig' beschlossen, derselben ihrem ganzen Inhalte nach beizutreten. [...] Das Protokoll nebst Anlage wird dem vaterländischen Verein in Karlsruhe in Bezug auf die gef. Zuschrift vom 9. d. M. mitgetheilt."

Der Aktivität des Karlsruher Vaterländischen Vereins in dieser Sache verdanken wir damit nicht nur einen Einblick in die von ihm selbst vertretenen Ziele, sondern darüber hinaus Erkenntnisse über den Organisationsgrad politischer und wirtschaftlicher Interessen in Baden im Sommer des Jahres 1848. Bei

einem genaueren Zusehen zeigt sich allerdings auch, daß nicht jeder der beitretenden Vereine in allen Fragen auf der konstitutionellen Linie des Karlsruher Vaterländischen Vereins lag. Der Vaterländische Verein zu Tiengen beispielsweise wurde nur wenige Tage nach seinem Beitritt zur Karlsruher Petition wegen seiner demokratischen Tendenz von den Behörden aufgelöst. Festzuhalten bleibt ferner, daß die Behauptung der Petition, der Handwerker wolle „das Lästige des Zunftzwangs ablegen", mit einiger Vorsicht aufzunehmen ist. So unterzeichneten 7 Karlsruher Schneider eine Petition des Zentralkomitees deutscher Schneiderinnungen vom September 1848 an die Paulskirchenversammlung. [Die folgenden Zitate aus: R. Moldenhauer: Die Protokolle des Volkswirtschaftlichen Ausschusses der deutschen Nationalversammlung, Boppard o.J.] Diese Petition richtete sich gegen die Einführung der Gewerbefreiheit, die geradezu als „Hauptursache des Verfalls des sonst so blühenden Standes" der „Kleidermacher" denunziert wird. Das auf die Französische Revolution von 1789 zurückzuführende Prinzip der Gewerbefreiheit habe das Kleidermacherhandwerk „seiner gänzlichen Zerrüttung" entgegengeführt. Die Gewerbefreiheit dürfe deshalb in Deutschland unter keiner Bedingung eingeführt werden; da, wo sie bereits bestehe, sei sie wieder abzuschaffen.

Im Dezember 1848 meldete sich der Vaterländische Verein Karlsruhe erneut mit einer Petition zu Wort. Diese Petition vom 20. Dezember 1848 wurde der Nationalversammlung durch den Abgeordneten Karl Mathy übergeben. Die „Dringende Erklärung des Vaterländischen Vereins zu Karlsruhe gegen den von Abgeordneten norddeutscher Handels- und vereinsländischer Meßplätze der Reichsversammlung vorgelegten Entwurf zu einem Zolltarif für das vereinte Deutschland" präzisierte die zollpolitische Forderung der Petition vom 4. Juli 1848. Aus Karlsruher bzw. badischer Sicht waren niedrige Einfuhrzollsätze, wie sie von den Küstenstädten und Messeplätzen favorisiert wurden, überaus schädlich. Die Absenkung der Einfuhrzölle auf landwirtschaftliche Erzeugnisse wurde abgelehnt, da sie, so das bezeichnende Argument, die „Wein- und Tabakskultur im eigenen Vaterlande schwer zu verletzen" drohe. Eine Beibehaltung auch der Eisenzollsätze sei nötig, um „dem Vaterlande seine uralte, weithin Arbeit und Nahrung gebende Eisenindustrie" zu erhalten. Hierbei mochte den Karlsruhern die Keßlersche Maschinenfabrik vor Augen gestanden haben; zwar war diese keineswegs „uralt", aber sie gab einer Reihe von Menschen in und um Karlsruhe „Nahrung und Brot". Die Senkung der Einfuhrzölle auf Baumwollgarne würde eine „Vermehrung deutscher Spinnereien" gänzlich vereiteln; hier tritt das Interesse an der Spinnerei und Weberei Ettlingen deutlich zu Tage, und folgerichtig wird auch der Schutz der inländischen Baumwollweberei vor der Baumwollindustrie Großbritanniens eingefordert. Nicht fehlen darf im badischen Zusammenhang die Rübenzuckererzeugung als ein Industriezweig, „in welchem im Vertrauen auf den Schutz des Gesetzes große Kapitalien angelegt sind", er war in Baden durch die Zuckerfabrik Waghäusel vertreten. Somit findet sich in dieser Petition letztlich die „Drei-Fabriken-Frage" wieder angesprochen. Hatte Karl Mathy sich etwa ein Jahr zuvor in der Zweiten Kammer der Landstände für die Unterstützung dieser Betriebe stark gemacht, so war es nur folgerichtig, daß er es war, der nun diese Petition der Paulskirchenversammlung vorlegte. Im Übrigen bekräftigt die Petitionstätigkeit des Vaterländischen Vereins den ökonomischen Schwerpunkt der Vereinsziele, worauf neuerdings in dieser Reihe Jürgen Schuhladen-Krämer zu Recht aufmerksam gemacht hat. *Rainer Gutjahr*

Ankäufe aus dem Besitz des Markgrafen von Baden

I. Die markgräfliche Bibliothek aus dem Neuen Schloß in Baden-Baden

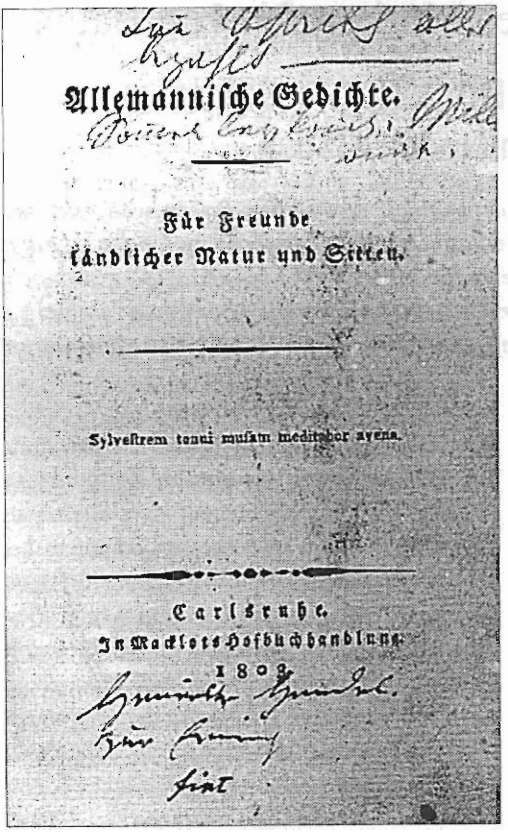
Die Versteigerung von Kulturgütern im Neuen Schloß von Baden-Baden während des vergangenen Herbstes hat in breiten Kreisen ein großes Interesse gefunden. Leiter Karlsruher Institutionen sind dankenswerterweise für „Blick in die Geschichte" gewonnen worden, in dieser und der am 15. März 1996 erscheinenden Ausgabe über Erwerbungen zu berichten, die nicht nur von der Landesregierung, sondern auch durch zahlreiche Sponsoren und einzelne Spender finanziert wurden.

Die Existenz einer größeren Bibliothek war der Badischen Landesbibliothek (BLB) bis zum April 1995 nicht bekannt. Die Direktion konnte davon ausgehen, daß sie in der für den Oktober geplanten Auktion des Hauses Sotheby's nicht fündig werden würde. Dies änderte sich schlagartig, als Anfang Mai die Oberfinanzdirektion Karlsruhe eine Liste der zu versteigernden Objekte erhielt. Hier fand sich eine geschlossene Bibliothek verzeichnet und eine Sammlung von Photoalben, die vor allem für das Generallandesarchiv Karlsruhe von hohem Interesse war. Es war zu befürchten, daß diese Bibliothek durch die Versteigerung auseinandergerissen und auf eine Vielzahl von Besitzern verteilt würde. Da die Badische Landesbibliothek 1918 aus der Großherzoglichen Hofbibliothek hervorgegangen ist, war es für alle an den Kaufverhandlungen beteiligten Personen von vornherein klar, daß auch die Privatbibliothek der badischen Großherzöge vernünftigerweise ungeteilt in die BLB überführt werden sollte, um deren Altbestände zu ergänzen. Dies erleichterte das weitere Vorgehen erheblich, obwohl die Voraussetzungen für einen Ankauf durch das Land Baden-Württemberg in Anbetracht der äußerst knappen Haushaltsmittel alles andere als günstig waren.

Im Mai 1995 fand eine erste Besichtigung der Schloßbibliothek in Baden-Baden statt. Die Bücher waren zu diesem Zeitpunkt in Regalen oder in Stapeln auf dem Boden in einem Saal sowie in mehreren Räumen des ehemaligen, stark renovierungsbedürftigen Küchentraktes untergebracht und zum großen Teil grob sachlich geordnet. Im Saal standen die vom Auktionshaus Sotheby's für besonders wertvoll erachteten Bände. Keiner der leicht feuchten Räume war heizbar, im Küchentrakt fehlte in einigen Zimmern elektrisches Licht. Aufgrund der völlig inadäquaten Unterbringung hatten einige Einbände Schimmel angesetzt. Besonders die Bücher, die auf dem Boden lagen, waren stark verschmutzt.

Die Erwerbungen

Als erfreulich erwies sich dagegen der Inhalt mit etwa 40 000 Titeln. Von einigen offensichtlich erst im 19. Jahrhundert erworbenen Altdrucken (Johannes Reuchlin, Philipp Melanchthon, Matthäus Merian, Johann Daniel Schöpflin, Martin Gerbert) abgesehen, liegt der Schwerpunkt der Bibliothek im 19. Jahrhundert. Es dominiert die in Baden oder über Baden erschienene Literatur auch außerhalb der in den Sotheby's-Listen genannten Bereichen, so im Falle von Eisenbahnbau (u. a. Die Badische Eisenbahn. Sammlung von Constructionen der


Allemannische Gedichte.

Für Freunde
ländlicher Natur und Sitten.

Sylvestrem tenui musam meditabor avena.

Carlsruhe.
In Macklots Hofbuchhandlung.
1803

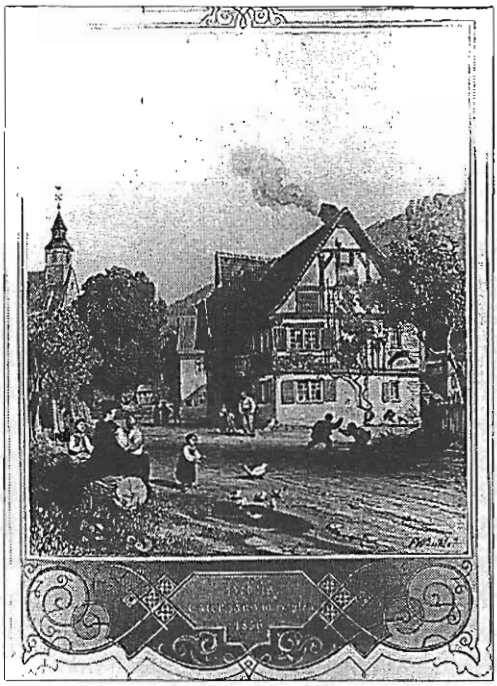
Johann Peter Hebel: Allemannische Gedichte, Karlsruhe 1803 (Handexemplar des Dichters).

hauptsächlichsten Bauwerke, Maschinen und Fahrzeuge, Abt. 1–2, Karlsruhe 1844/45–1852), Gesundheitswesen, Militärgeschichte, Kunst- und Universitätsgeschichte. Eine besonders wertvolle Abteilung ist die der Reise- und Entdeckungsliteratur in oft prachtvoller und reichillustrierter Ausstattung (u. a. Maximilian Prinz zu Wied und Neuwied: Reise in das innere Nord-America in den Jahren 1832 bis 1834, Koblenz 1839–1841; Erik Jönsson Dahlberg: Suecia hodierna et moderna, Stockholm 1691–1715). Weitere Gruppen, beispielsweise große Konvolute zur Geschichte des Roten Kreuzes sowie zum Fürsorge- und Gesundheitswesen, lassen sich auf einzelne Persönlichkeiten des Hauses zurückführen, in diesem Fall auf Großherzogin Luise (1838–1923). Schließlich findet sich hier eine größere Musiksammlung mit gedruckten und handschriftlichen Partituren.

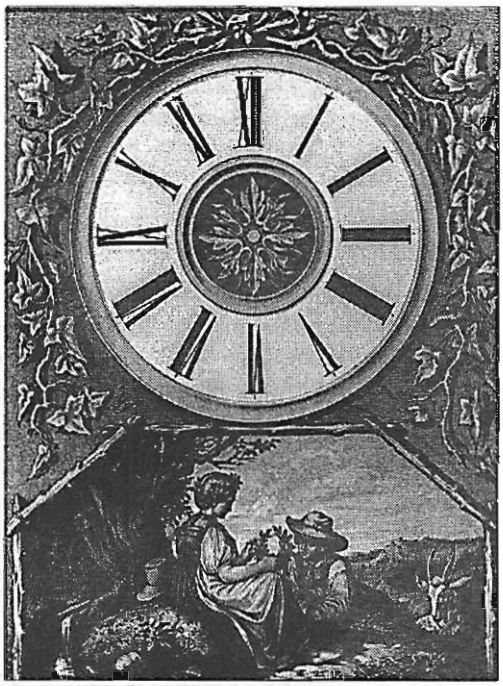
Zu den für Karlsruhe besonders wertvollen Einzelstücken gehören ein Exemplar der Erstausgabe von Johann Peter Hebels Alemannischen Gedichten (Karlsruhe 1803) mit zahlreichen Einträgen von der Hand des Dichters sowie eine in Anlehnung an mittelalterliche Handschriften illustrierte Ausgabe des gleichen Werkes (Karlsruhe 1856), die zusätzlich auf eingebundenen Blättern mit ganzseitigen Aquarellen von verschiedenen Künstlern (z. B. von Friedrich Würthle) versehen wurde. Den Band erhielten Großherzog Friedrich I. (1826–1907) und Großherzogin Luise anläßlich ihrer Hochzeit 1856 von den Amtsbezirken Müllheim und Schopfheim als Geschenk. Sonst ist der Bereich der schönen Literatur, mit Ausnahme einer großen Sammlung französischer Werke, nicht sehr groß, ebenso der der wissenschaftlichen Literatur im engeren Sinn.

Die Ausstattung

Als besonders schätzenswert stellt sich die Ausstattung vieler Bände dar, die nicht selten durch private, rote Maroquineinbände geschützt werden. Ihnen zur Seite stehen aufwendige Verlagseinbände des 19. Jahrhunderts sowie Unikate in Sonderausstattung, im Regelfall Dedikationsexemplare, weiter Bände mit handschriftlicher Widmung, beispielsweise von Hans Thoma. Es handelt sich bei der Büchersammlung alles in allem um eine typische Fürstenbibliothek des 19. Jahrhunderts, deren Ensemblewert weit über dem Preis der Einzelstücke liegt. Ihre Bedeutung für die BLB ist zum einen im spezifisch badischen Bezug zu sehen, zum anderen im Reichtum der Literatur des 19. Jahrhunderts allgemein. Gerade für diesen



Originalaquarell von Friedrich Würthle aus: Hebel, Allemannische Gedichte, 1856.



Aus: Musterblätter für die Uhrenschildmaler, gezeichnet von Lucian Reich, litographiert von Joh. Nep. Heinemann, Hüfingen, um 1850.

Zeitraum weisen die Bestände der BLB aufgrund der Zerstörung des Hauses 1942 große Lücken auf.

Die Finanzierung

Auf der Basis eines von Dr. Stamm (BLB) nach einer Inspektion erstellten Gutachtens wurde der Ankauf der Sammlung beim Ministerium beantragt; der Preis sollte zu diesem Zeitpunkt 3 bis 3,5 Millionen Mark betragen. Bereits Ende Mai signalisierte die Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg ihre prinzipielle Bereitschaft zur Mitfinanzierung des Kaufs. Das Ministerium mahnte allerdings Eigenleistungen an. Am 1. Juni 1995 fanden erste Verkaufsverhandlungen zwischen den Landesbevollmächtigten Dr. Ehrle und Prof. Dr. Schwarzmaier sowie Dr. Christoph Graf Douglas statt. Einen Tag später konnte man sich auf eine Verkaufssumme von 2,5 Millionen Mark einigen. Sowohl Sotheby's als auch BLB und GLA waren an einer schnellen Übernahme interessiert, da die Räume zum einen für die Auktion gebraucht wurden, zum anderen die Bibliothek immer noch relativ ungeschützt, konservatorisch bedenklich und für verschiedene Personen zugänglich untergebracht war.

Etwa zeitgleich wurde auf Veranlassung des Ministeriums der Freiburger Historiker Prof. Dr. Dieter Mertens um ein Gutachten gebeten. Seine Stellungnahme bestätigte das Urteil, das sich die BLB gebildet hatte. Mertens betonte den hohen Quellenwert der Sammlung für die badische Geschichte des 19. Jahrhunderts, da in erheblichem Umfang Werke enthalten seien, die die wirtschaftliche, technische, soziale und kulturelle Entwicklung

des Landes widerspiegeln. Ebenfalls hohen Quellenwert habe die Reise- und Entdeckungsliteratur. Vor allem aufgrund des Ensemblewerts sei der Ankauf durch das Land und die Aufstellung in der BLB sehr zu begrüßen.

Ebenfalls im Juni setzten verschiedene Aktivitäten ein, deren Ziel es war, einen Teil des Kaufpreises durch Spenden zu finanzieren. Die Badische Bibliotheksgesellschaft (BG) stellte DM 50 000,– zur Verfügung, und die Wilhelm-Baur-Stiftung stimmte zu, daß eine frühere Spende in Höhe von DM 75 000,– an die BG zur Finanzierung des Ankaufs der Schloßbibliothek verwendet werden konnte. Ein Aufruf des Vorstandes der BG an die Mitglieder, durch eine Spende den Transport der Schloßbibliothek in die BLB zu finanzieren, erbrachte mehr als hundert Einzelspenden im Gesamtwert von etwa DM 16 000,–. Die Buchhandlung Mende stiftete für den gleichen Zweck weitere DM 14 000,–. Parallel dazu hatten sich die an Käufen aus dem Versteigerungsgut interessierten Landesinstitutionen mit der Bitte um Spenden an die Öffentlichkeit gewandt. Jede beteiligte Institution führte ein eigenes Spendenkonto; die BLB erhielt auf diese Weise DM 10 000,– vom Kernkraftwerk Philippsburg, DM 10 000,– von der Stiftung Hirsch (Hirsch-Reisen Karlsruhe) und DM 3 000,– aus Einzelspenden. Insgesamt wurden immerhin über 200 000,– DM an Spenden für den Ankauf und den Transport der Schloßbibliothek erbracht, ein sehr beachtliches Ergebnis, wenn man berücksichtigt, daß auch für den Ankauf von Kunstgegenständen für das Badische Landesmuseum und andere Institutionen zahlreiche Spenden eingeworben wurden. Den weit


Die badische Eisenbahn.

SAMMLUNG von CONSTRUCTIONEN

der hauptsächlichsten

Bauwerke, Maschinen und Fahrzeuge.

enthaltend die Bahnabtheilung zwischen Mannheim und Offenburg resp. Kehl

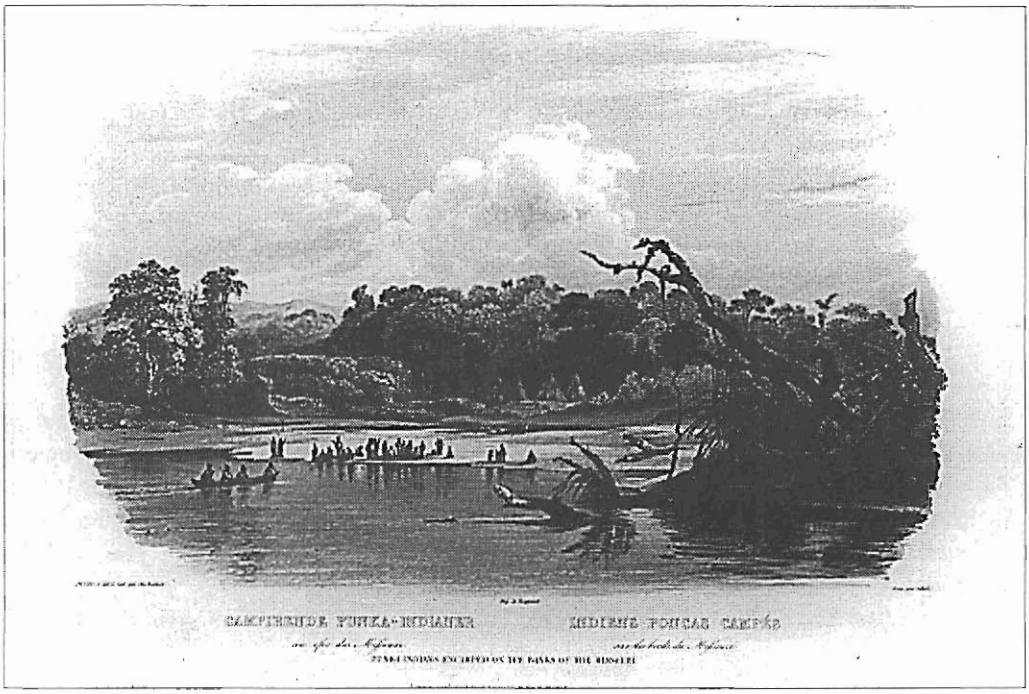
Die badische Eisenbahn. Sammlung von Constructionen der hauptsächlichsten Bauwerke, Maschinen und Fahrzeuge, Abt. 1, Karlsruhe 1844, Titelblatt.

überwiegenden Teil des Kaufpreises (ca. 2,3 Millionen Mark) mußte jedoch die beim Ministerium für Wissenschaft und Forschung (MWF) angesiedelte Stiftung „Kulturgut Baden-Württemberg" übernehmen, der auch an dieser Stelle für ihre rasche und unbürokratische Hilfe zu danken ist.

Obwohl es schon Anfang Juni zu einer prinzipiellen Einigung bezüglich des Kaufs gekommen war, gingen die Kaufverhandlungen zwischen dem MWF und der markgräflichen Verwaltung wegen Differenzen über die Einbeziehung weiterer Sammlungen in die Kaufmasse nur langsam voran. Am 29. August 1995 informierte das Auktionshaus Sotheby's die BLB von der Notwendigkeit sofortiger Übernahme, da die Räume, in denen die Sammlung untergebracht war, für die Versteigerung benötigt wurden. Bei einem Ortstermin am folgenden Tag stellte sich heraus, daß der Hof des Schlosses nur bis zum Wochenende mit Lastkraftwagen passierbar sei, so daß der Transport an den nächsten beiden Werktagen abgewickelt werden mußte.

Der Umzug

Der Umzug selbst begann unter Zeitnot am Morgen des 31. August 1995. Die Herren Dr. Ehrle, Hauser und Dr. Schlechter packten die im Saal untergebrachten,wertvolleren Bücher, eine Münchener Kunstspedition den Rest. In Karlsruhe wurden die auf Paletten gelagerten Kartons in den Flur vor der Titelaufnahme gebracht, von wo sie durch die Hausmeister und die Magaziner des Hauses an die provisorischen Standorte zu transportieren waren. Da von der Spedition bis ca. 21.30 Uhr gepackt wurde, endete der Umzug trotz der ungünstigen baulichen Gegebenheiten in Baden-Baden, die beispielsweise die Nutzung



Maximilian Prinz zu Wied und Neuwied: Reise in das innere Nord-America in den Jahren 1832 bis 1834, Koblenz 1839–1841: Campirende Punka-Indianer.

eines größeren Lastkraftwagens unmöglich machten, schon am Mittag des Folgetages. Insgesamt wurden 1 055 bis zum Rand gefüllte Umzugskartons sowie der Inhalt von zehn Rollwägen überführt. Ein besonders markierter Teil der Kartons (270 Einheiten) fand Aufstellung im Handschriftenmagazin, der Rest im 4. und 5. Stock des Geschlossenen Magazins. Die Kosten für den Umzug beliefen sich auf ca. DM 33 000,–. Separat wurde am 1. September 1995 vom GLA der ihm zugefallene Anteil abgeholt, neben eigentlichen Archivalien auch die Sammlung von Gratulationsbänden sowie die Photoalben.

Zur Zeit sind die Kartons bereits ausgepackt, die Bücher provisorisch aufgestellt und grob sortiert. Leider bestätigten sich die früheren Beobachtungen: ein nicht geringer Teil ist aufgrund der langen Vernachlässigung der Sammlung zumindest leicht schimmelgeschädigt. Es wird umfangreicher Restaurierungsmaßnahmen bedürfen, um diese Bücher für die Benutzung zugänglich zu machen. Ein weiteres Problem besteht darin, daß der Zugang von etwa 40 000 Bänden den regulären Jahreszuwachs der BLB übertrifft und daß die Bearbeitung dieses Bestandes nur mit zusätzlichem Personal innerhalb eines überschaubaren Zeitraums zu leisten sein wird.

Entdeckungen

Zahlreiche schöne Entdeckungen entschädigen jedoch für die Mühen: so ist eine 15 Blätter umfassende lithographische Folge mit Ansichten des Klosters Lichtenthal aufgetaucht (C. Guise: Das Kloster Lichtenthal, Karlsruhe 1833), die außerordentlich qualitätvoll koloriert wurde und die in dieser Version bisher nicht bekannt war. Eine zehnteilige Folge von kolorierten Lithographien mit Ansichten von Baden-Baden und Umgebung wurde zwischen 1830 und 1840 eigens für das Herrscherhaus hergestellt und findet sich in einer Kassette, die mit Haarlocken der großherzoglichen Familie geschmückt ist.

Unter den älteren Beständen ist ein außerordentlich seltenes Andachtsbuch für alle Tage des Monats Mai zu erwähnen, das mit koloriertem badischem Wappen verziert ist (Der geystlich May, gedruckt in Verlegung der durchleuchtigen Fürstin ... Jacobe, Hertzogin in ... Bayrn, geborne Marggräfin zu Baden, München 1549). Auf das Kloster St. Peter im Schwarzwald läßt sich ein Atlas von ungewöhnlich großem Umfang zurückführen. Die einzelnen Karten des Werkes wurden von dem für die Geschichte der Klosterbibliothek sehr bedeutenden Abt Philipp Jakob Steyrer nach Orten in alphabetische Folge gebracht und erhielten 1771 in Emmendingen einen neuen Einband. In diesem „Atlas urbium" sind auch fünf zum Teil sehr seltene Pläne von Karlsruhe enthalten.

Von der Handwerkskunst der badischen Bevölkerung legen „Musterblätter für die Uhrenschildermalerei des Schwarzwaldes", gezeichnet von Lucian Reich und Heinrich Frank, lithographiert von Johann Nepomuk Heinemann, Hüfingen 1850–1851, ein schönes Zeugnis ab.

Diese Beispiele sollen genügen, um auf die Ausstellung der BLB und des GLA neugierig zu machen, die im Januar und Februar 1996 in der BLB eine Auswahl der schönsten Stücke aus der Schloßbibliothek Baden-Baden zeigen wird.

Peter Michael Ehrle, Armin Schlechter

II. Archivgut aus der Schloßbibliothek des badischen Hauses

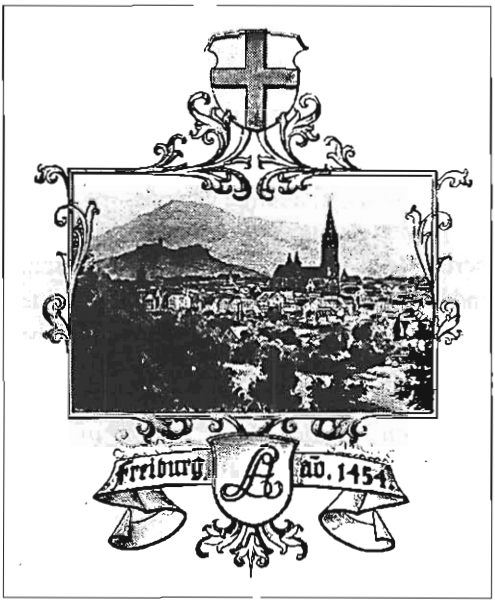
Der Ankauf der Schloßbibliothek Baden-Baden bot die einmalige Chance, vor Beginn der großen Auktion in Baden-Baden für den Bereich des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung ein Ensemble von gedrucktem und ungedrucktem Schriftgut zu erwerben, das sich als höchst bedeutsam für die landeskundliche Forschung in Baden herausstellte. Das Generallandesarchiv Karlsruhe war von Anfang an in die Verkaufsverhandlungen einbezogen, da sich bei verschiedenen Begehungen herausstellte, daß die Schloßbibliothek auch Archivgut enthielt, das mit dem Bibliotheksgut vermischt war. Darin befanden sich durch Jahrzehnte hindurch ungesichtete, weitgehend ungeordnete und einer Öffentlichkeit noch nie zugänglich gemachte Materialien verschiedenster Art. Während die Badische Landesbibliothek Karlsruhe das gedruckte Schrifttum und damit mengenmäßig den größten Teil der Erwerbung bekam, hat das Generallandesarchiv das ungedruckte Schrift- und Bildmaterial übernommen, immerhin in einem Umfang von ca. 75 Regalmetern, der sich freilich schwer bemessen läßt, da recht unorthodoxe Formate und Behälter einschließlich kunstvoll gefertigter Schatullen, Briefbehälter, Schreib- sowie Buchmappen und Fotoalben die klassischen Vorstellungen von Archivgut zu sprengen schienen. Doch gab es von der Gattung her keine Definitionsschwierigkeiten,



Grußadresse der Heidelberger Studentenschaft zum 25jährigen Regierungsjubiläum Großherzogs Friedrich I. und zur Hochzeit seiner Tochter Victoria mit Gustav Adolf v. Schweden, 1881 (Einband).

so daß lediglich die Frage der künftigen Lagerung einige Probleme aufgeben wird. Der Bestand wurde im Generallandesarchiv beisammengelassen und als Bestand 69/ Schloß Baden-Baden unter die Privatarchive eingereiht.

Besonders sind eine Reihe fürstlicher Nachlässe bzw. Nachlaßteile aus den beiden letzten Generationen der badischen Monarchie zu nennen, vor allem Material von Großherzog Friedrich und der Großherzogin Luise, einer Tochter Kaiser Wilhelms I., so daß aus ihrer Hinterlassenschaft ein eigener Bestand von Unterlagen ihrer Mutter, der Kaiserin Auguste, zutage kam. Die nächste Generation ist vertreten durch Großherzog Friedrich II., Regent bis 1918, gestorben 1928, und der Großherzogin Hilda, gestorben 1952, deren Unterlagen man beim Fliegerangriff auf Freiburg 1944 gänzlich vernichtet glaubte. Da die beiden Großherzoginnen den Vorsitz des Badischen Frauenvereins und des Roten Kreuzes, die Schutzherrschaft über nahezu alle karitativen Einrichtungen und Institute der Sozialfürsorge innehatten, sind aus diesem Bereich Unterlagen, vor allem auch Bildmappen und Fotoalben vorhanden. Manches davon führt in den Privat- und Intimbereich der fürstlichen Persönlichkeiten, Poesie- und Postkartenalben, wie sie damals auch in den bürgerlichen Familien üblich waren, Briefsammlungen, Notizbücher, Reisetagebücher und ähnliches. Von einer Italienreise Großherzog Friedrichs und seines Sohnes Ludwig im Jahr 1900 findet sich ein ganzes Album mit den täglich der daheim gebliebenen Großherzogin geschickten Bildpostkarten, eine recht persönliche Korrespondenz. Mehr offiziellen Charakter hat ein umfangreicher Briefwechsel Friedrichs I. mit seinem Sohn, dem Erbgroßherzog, der sich über nahezu 40 Jahre hinzieht und viele politische Themen berührt. Aus dem Bildbereich sind umfangreiche Bauplanbe-



Vignette aus einer Grußadresse der Heidelberger und Freiburger studentischen Corps zum 50jährigen Regierungsjubiläum Friedrich I., 1896.

stände von fürstlichen Gebäuden, gebauten und geplanten, zu erwähnen, Kupferstiche und Lithographien von Fürstenporträts, vor allem aber Fotos nicht nur von Personen, sondern auch von Jubiläumsveranstaltungen, Ausstellungen, Festzügen, Kaisermanövern etc.

Den letzten großen Komplex bilden die sog. Huldigungsadressen und Dedikationsurkunden, aufwendig gearbeitete und dekorierte, in Schönschrift meist auf Pergament geschriebene Texte in kunstvollen Mappen und Rahmen. Auch hier sprengen die schönsten von ihnen letztlich die Formen des Archivgutes, weshalb einige besonders kostbare Stücke, etwa ein Schrein der badischen Städte, der in einzelnen Schubladen die Namenlisten der städtischen Magistrate enthält, in das Badische Landesmuseum gewandert sind. Nicht wenige haben davon als Bilder in der Auktion hohe Preise erzielt. Drei davon konnte das Generallandesarchiv mit finanzieller Unter-

stützung seines Fördervereins und einzelner Sponsoren in der Auktion noch nachkaufen, um auf diese Weise die ganze Spannbreite dieser Gattung demonstrieren zu können. Die ca. 600 Stücke betreffen Regierungs- und Familienjubiläen von Mitgliedern des Großherzoglichen Hauses, vor allem im Jahr 1906, als sich das 50jährige Regierungsjubiläum Großherzog Friedrichs mit seiner Goldenen Hochzeit deckte. Alle Teile des Landes, Städte und Gemeinden, Vereine und Verbände, Behörden und auch Einzelpersonen sind daran beteiligt, erwähnenswert die Universitäten des Landes, die Vereinigungen der Badener in Kairo, Konstantinopel oder in Amerika, aber auch die Zweite Kammer des badischen Landtags mit einem kostbaren Umschlag, die badischen Feuerwehren, der Badische Frauenverein oder auch Arbeiter- und Militärvereine. Die Texte dieser Urkunden sind weniger hoch einzuschätzen, verdienen jedoch eine zusammenfassende Würdigung.

Abschließend ist auf die Perspektiven zu verweisen, die sich aus diesem Ankauf ergeben. Die Konservierungsprobleme halten sich in Grenzen. Die Tatsache, daß nahezu nichts von diesen Dingen jemals ausgestellt oder ausgewertet wurde, begünstigte ihre gute Erhaltung, macht jedoch auch ihr Studium besonders spannend. Die Erschließung wird Zeit kosten und die wissenschaftliche Auswertung noch mehr. Eine baldige Präsentation der Dinge ist schon deshalb geboten, weil die Öffentlichkeit und vor allem die Sponsoren große Anteilnahme an diesem Vorgang nahmen. Die Presse beteiligte sich daran, und so hat die Bürgerschaft auch das Recht, die Neuerwerbungen bald sehen zu können. Vieles ist wirklich sehenswert, und anders als sonst, wenn wir von Archivgut sprechen, sind diese Dinge auch auf Präsentation angelegt. Erste kleinere Vorstellungen wertvoller Einzelstücke haben schon stattgefunden, andere sind geplant. Wichtiger bleibt jedoch die sachgemäße Aufbewahrung, die baldige Erschließung des Materials und damit auch seine Einbeziehung in die wissenschaftliche Forschung. Zum Thema „Fürst und badisches Land am Ende der Monarchie" vermag es wichtige Akzente zu setzen. *Hansmartin Schwarzmaier*

III. Die Erwerbungen des Badischen Landesmuseums

Als Ende 1994 die umfangreichen Verkaufsabsichten des Hauses Baden aufgrund seiner damaligen finanziellen „Schieflage" zunächst hinter den Kulissen, aber sehr rasch auch in der Öffentlichkeit bekannt wurden, war gleich bewußt, daß von einem solchen Vorgang das Badische Landesmuseum in besonderer Weise herausgefordert sein mußte. Einmal, weil das Landesmuseum selbst in seinen Anfängen aus der Fürstlichen Sammeltätigkeit hervorgegangen war und seine Altbestände, die nach 1919 in der Folge der Abdankung des Monarchen als Besitz des neuen badischen Staates bzw. als Bestandteil der „Zähringer-Stiftung" in die Öffentlichkeit gelangten, mit dem privat verbliebenen und nunmehr zur Veräußerung stehenden Kunstgut eine Einheit bildeten. Es war sogar damit zu rechnen, daß ein Großteil des Einrichtungsinventars, z. B. der Möbel, mit denen vom 18. Jahrhundert bis 1918 das Karlsruher Schloß als Stammhaus des Badischen Lan-



Hermann Volz
„Zeitgeist und Staatsschiff", Bronze; Geschenk der acht großen badischen Städte an Großherzog Friedrich I. zum 70. Geburtstag1896 (Ausschnitt).

desmuseums ausgestattet war, zum Verkauf gelangten, durfte doch die fürstliche Familie große Teile der Gebäudeeinrichtung an sich nehmen und in die privat verbliebenen Familiensitze, vor allem in Baden-Baden und Salem, verlagern.

Eine besondere Herausforderung

Zum anderen war das Badische Landesmuseum in besonderer Weise herausgefordert, weil es von Gründung und Auftrag her als die zuständige staatliche Museumsinstitution gelten muß, die die Kultur- und Landesgeschichte Badens dokumentiert und präsentiert. Dazu gehört die Repräsentations- und Alltagskultur des fürstlichen Herrscherhauses, seine Förderung der bildenden Künste und seine Sammeltätigkeit, für die in dem riesigen, seit 1918 weitgehend den Blicken der Öffentlichkeit entzogenen Objektbestand in Baden-Baden eine Fülle einzigartiger Zeugnisse vermutet werden mußte. So stand für das Badische Landesmuseum (BLM) keineswegs im Vordergrund, mit „Lustkäufen" wünschenswerte Ergänzungen seiner Sammlungen vorzunehmen, sondern einer elementaren Sicherungspflicht unverzichtbarer Zeugnisse badischen Kulturerbes zu genügen; Werke, die vor 1918 schon einmal zumindest zum geistigen Kulturbesitz des Landes gehört hatten. Bis es schließlich zum Erwerb von über 500 bedeutenden Zeugnissen der badischen Kunst- und Kultur- und Landesgeschichte kam, den das Badische Landesmuseum schließlich bis heute tätigen konnte, war ein hindernisreicher, teilweise abenteuerlicher Weg zurückzulegen.

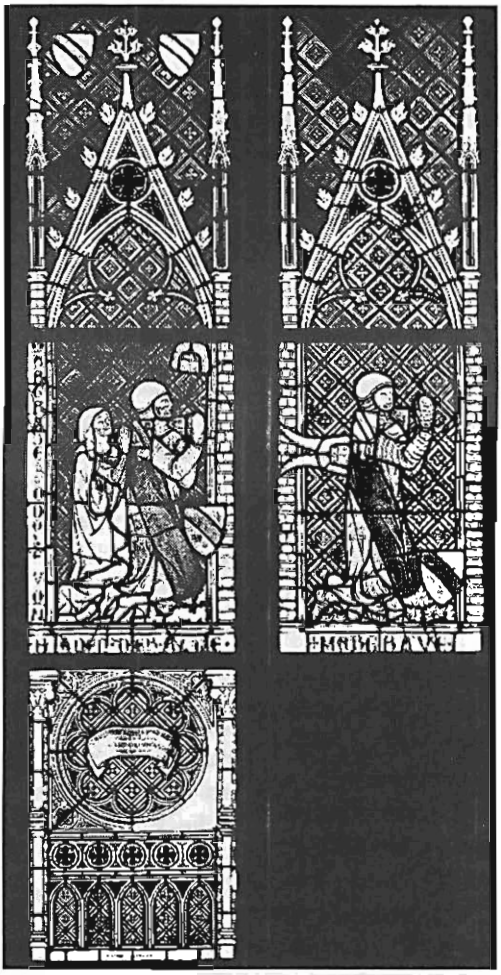
Entdeckungen über Entdeckungen

Seit Beginn des Jahres 1995 waren Experten des Auktionshauses Sotheby's, das vom markgräflichen Haus mit der Veräußerung beauftragt war, mit der Sichtung des gesamten über 25 000 Objekte umfassenden Inventars des Neuen Schlosses in Baden-Baden beschäftigt. So schrittweise, wie sich dieser Expertenstab durch die 105 Räume des Schlosses durchkämpfte und dabei selbst erst nach und nach Entdeckung auf Entdeckung machte, konnte auch das Badische Landesmuseum nur an detaillierte Einzelinformationen über das Kunstgut gelangen. In lebhafter Erinnerung ist es noch, wie zwei Tage nach der Eröffnung einer Ausstellung über die 750 Jahre Geschichte des Klosters Lichtenthal im Badischen Landesmuseum aus Baden-Baden bekannt wurde, die in der Ausstellung als „seit 1936 vermißt" angeführten Glasmalereien aus der Lichtenthaler Klosterkirche aus der Zeit um 1300 mit den ältesten Bilddarstellungen badischer Markgrafen schlechthin seien im Neuen Schloß entdeckt worden. Auch die Existenz umfangreicher Bibliotheks-

und Archivbestände wurde erst Monate nach Beginn der Sichtungen bekannt. Und schließlich war es ein denkwürdiger Moment, als das Haus Sotheby's bekanntgab, das markgräfliche Haus wolle sich nicht nur vom gesamten Inhalt des Neuen Schlosses in Baden-Baden trennen, sondern auch eine Reihe hochkarätiger Kunstwerke aus Schloß Salem veräußern; einige Tage später rollte ein schwerer Kunsttransporter vor dem Badischen Landesmuseum vor, um „zur Ansicht" auszuladen: die Tafeln des Marienaltars aus Salem von Bernhard Strigel, ein Hauptwerk der süddeutschen Kunst zu Beginn des 16. Jahrhunderts, von dem das BLM bereits den geschnitzten Mittelschrein besaß, weitere Tafelbilder desselben Künstlers und des Ulmer Malers Martin Schaffner, einen gemalten astrologischen Kalender des 15. Jahrhunderts aus dem bei Konstanz gelegenen Kloster Petershausen, Gobelins aus der einstigen Ausstattung des Mannheimer Schlosses, Glasmalereien des 15. und 16. Jahrhunderts aus Schloß Staufenberg, ein vielteiliges Tafelaufsatzensemble von 1885.

Ankaufsstrategien

Diese Objekte wurden deswegen ins Karlsruher Schloß verbracht, weil die Landesregierung auf die Verkaufsabsicht des Markgrafen mit einem „Verbringungsverbot" nach dem Denkmalschutzgesetz reagiert hatte: erst nach der Vorlage einer genauen schriftlichen und fotografischen Dokumentation aller dort vorhandenen Gegenstände könne über eine Freigabe für den Verkauf entschieden werden. Trotz eines einstimmigen Votums einer interministeriell aus Vertretern aller betroffenen Institutionen zusammengesetzten Arbeitsgruppe wurde das Angebot des Markgrafen, den gesamten Inhalt des Neuen Schlosses für einen Pauschalpreis von 80 Mio. DM zu erwerben, von der Landesregierung abgelehnt; ein modifizierter Vorschlag des damaligen Vorsitzenden des „Vereins der Freunde des Badischen Landesmuseums", eine solche Gesamtauflösung mittels einer „Auffanggesellschaft" oder GmbH mit Beteiligung des Staates und der Industrie möglich zu machen, die selber auch Verkäufe, des Entbehrlichen tätigen könne, stieß, trotz des heute auch im kulturellen Bereich generell eingeforderten „unternehmerischen Denkens", wohl als zu



Glasmalerei aus Kloster Lichtenthal, um 1310, mit Darstellung von Markgraf Rudolf I. von Baden und seiner Frau Kunigunde von Eberstein und Markgraf Rudolf II. von Baden.

utopisch auf keinerlei politische Resonanz. So wurde diese im Auftrag des Denkmalamtes durchgeführte Inventarisierung Grundlage der Einzelentscheidungen verschiedener Institutionen wie dem Badischen Landesmuseum, welche Prioritäten beim Erwerb ausgewählter Einzelobjekte zu bilden waren. Verschiedentlich mögliche eigene Sichtungen haben dann jedoch den entscheidenden Ausschlag für die Erwerbungsentscheidungen gegeben.

Bis es dazu kam, waren weitere Hürden zu überwinden. Nachdem der Gesamterwerb gescheitert war und auch deswegen fragwürdig wurde, weil inzwischen die zusätzlichen Verkaufsangebote aus Salem vorlagen und andererseits aus dem Inhalt des Neuen Schlosses Objekte zum Verbleib in der markgräflichen Familie entnommen wurden, stand zunächst eine von Sotheby's selber zusammengestellte Auswahlliste für einen Teilerwerb im Raum, die jedoch nicht den eigenen Vorstellungen entsprach und deswegen zurückgewiesen werden mußte. Nur schwer waren die – aus geschäftlicher Sicht nachvollziehbaren – Bedenken des Veräusserers zu überwinden, ein Teilerwerb nach Museumswünschen könnte alle wichtigsten Stücke der im Anschluß daran vorgesehenen Auktion entziehen und diese dadurch wesentlich entwerten; nicht nur auf seiten der Landesregierung, sondern auch beim Verkäufer mußten so vielerlei Schwierigkeiten überwunden werden, daß es überhaupt zu einem qualifizierten Teilerwerb vor der Auktion kam. Schließlich siegte die Einsicht in die kulturelle Verantwortung, nicht zuletzt dank der Vermittlungsdienste des damaligen Geschäftsführers von Sotheby's Deutschland, Dr. Christoph Graf Douglas.

Nach langen Diskussionsprozessen und vielerlei Initiativen konnte schließlich im Juni 1995 im für das Badische Landesmuseum zuständigen Ministerium für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst der Vertrag über 273 Objekte zum Preis von 17 Mio. DM abgeschlossen werden. Die Mittel dafür wurden aus den den fünf großen staatlichen Kunstmuseen zustehenden Lotto-Toto-Erträgen und Spielbankeinkünften, ohne Inanspruchnahme von Steuergeldern, aufgebracht. Voraussetzung war ein Beschluß aller an diesen Mitteln partizipierenden Museumsdirektoren. Dieser Ankauf wurde flankiert durch die Schenkung von 69 Objekten landesgeschichtlicher Bedeutung, die das markgräfliche Haus dem Badischen Landesmuseum machte, und die Überlassung der Tafeln des Antoniusaltares von Martin Schaffner als Dauerleihgabe an die Staatliche Kunsthalle Karlsruhe.

Auswahl der Ankäufe

Die Auswahl erfolgte nach folgenden Kriterien:

1. Es bestand eine Absprache mit anderen Institutionen, daß das BLM sich – neben einigen unverzichtbar wichtigen Einzelobjekten – auf Zeugnisse der historischen badischen Kunstkammer konzentrieren solle. Die Existenz einer solchen Kunstkammer wurde erst im vollen Umfang während der Sichtungen des Jahres 1995 bekannt. Es war allerdings unumgänglich, daß im Rahmen der zur Verfügung stehenden Finanzmittel lediglich eine repräsentative Auswahl von ca. der Hälfte der ca. 200 Objekte erworben werden könne, wobei der Schwerpunkt auf „klassischen" Kunstkammerobjekten des 16. und 17. Jahrhunderts lag und spätere Erweiterungen – eine Besonderheit badischer Kunstsammeltätigkeit – nur in wenigen ausgewählten Objekten Berücksichtigung finden konnte.

2. Bei den weiteren erworbenen Objekten hatten herausragende Kunstwerke wie die Lichtenthaler Glasmalereien oder die historischen Tafelaufsätze besonderen Vorrang.

3. Generell waren die auf der „Liste nationalen Kulturgutes" befindlichen Objekte vorrangig zu berücksichtigen, um diese Werke nationalen Ranges vor einem Verkauf zu retten und damit auch einer Verkaufsbedingung des Veräußerers zu entsprechen. Es gelang bei allen 14 auf dieser Liste herausragenden nationalen Kunstgutes verzeichneten Objekten, sie entweder zu erwerben oder im Besitz des markgräflichen Hauses zu halten.

4. Schließlich hatte bei allem der geforderte Preis eine wesentliche Rolle zu spielen. Niemandem lag zum damaligen Zeitpunkt das gesamte Verkaufsangebot quasi wie ein Warenhauskatalog – wie später die Auktionsbände – zur Auswahl vor, sondern die Preise mußten stets einzeln in einem umständlichen Verfahren von den Sotheby's-Experten abgefragt werden. In einigen Randbereichen war dies bis zum Vertragsabschluß im Kunstministerium gar nicht möglich. Und es bedarf besonderer Betonung, daß die geforderten Festpreise für den staatlichen Vorerwerb nicht etwa mit den späteren Festpreisen im Auktionskatalog identisch, sondern in der Regel weitaus höher waren. Die später erzielten Auktionsergebnisse, die ja die Schätzpreise weithin um ein Mehrfaches, manchmal Vielfaches überschritten, stellten sich dann aber oft wiederum als weitaus höher als die vorherigen Festpreise heraus. In einigen wenigen Fällen, bei denen der Vorerwerb des BLM wegen zu hoher Preisforderungen nicht zustandekam, gab dem freilich auch das spätere niedrigere Auktionsergebnis recht. Insgesamt hat das BLM aber, wie ihm verschiedene auswärtige Gutachter bescheinigten, beim Vorerwerb preislich durchaus sehr günstig ankaufen können. Bei diesem ersten Erwerbungspaket, das schließlich die „Kulturstiftung der Länder" in Berlin und das Bundesministerium des Innern in Bonn mit jeweils 5 Mill. DM mitfinanzierten, blieb doch das Schicksal der Tafelmalereien von Bernhard Strigel ungewiß, für die das Land Baden-Württemberg eine Erwerbungsoption aussprach. Sie konnten dann schließlich in einem zweiten Schritt im September 1995 zu einen heruntergehandelten Preis von 12 Mio. DM erworben werden.

Nunmehr waren die staatlichen Mittel erschöpft. Die nicht vom BLM und den staatlichen Schlösser und Gärten des Landes erworbenen Objekte gelangten in eine Auktion, der schon im Vorfeld und nach Veröffentlichung des sechsbändigen Auktionskataloges das Attribut „Jahrhundertereignis" zugemessen wurde. Auf alle Fälle offenbarte der Auktionskatalog, daß noch zahlreiche Objekte von zentralem kultur- und landesgeschichtlichen Rang zum Verkauf standen, deren Existenz bekannt war, jedoch vorher im Rahmen der staatlichen zur Verfügung stehenden Mittel nicht gesichert werden konnten, aber viel mehr erst jetzt ans Tageslicht geriet, was in den Inventarverzeichnissen von Sotheby's aufgrund des enormen Zeitdrucks nicht erfaßt oder nicht in seinem Rang erkenntlich war.

Private Spendenaktionen

Um nunmehr innerhalb der Auktion weiteres Kulturgut zu sichern, das mit Vorlage des Auktionskataloges im August 95 nicht mehr für Vorerwerbungen zur Verfügung stand, galt es, private Spenden- und Sponsorenmittel aufzubringen, die in der Auktion eingesetzt werden konnten. Glücklicherweise konnte das BLM dabei schließlich über 3,1 Mio. DM verfügen. Der Dank hat hierfür vor allem einzelnen Unternehmen zu gelten, die im Vorstand und Beirat des „Vereins der Freunde des Badischen Landesmuseums" engagiert sind: der Badischen Beamtenbank, der Bausparkasse Schwäbisch

Hall, der Fa. SEW Eurodrive in Bruchsal, der Baden-Württembergischen Bank, der Fa. Würth in Künzelsau. Gleichzeitig engagierten sich, dank der Initiative der 1. Vorsitzenden Gerlinde Hämmerle und des 2. Vorsitzenden Dr. Gerhard Zehender, auch die persönlichen Vereinsmitglieder insgesamt in vorbildlicher Weise, und schließlich wurde die Vereinskasse selber für ein solches „Jahrhundertereignis" geschlachtet.

170 Erwerbungen hat das Badische Landesmuseum während der 16 Tage vom 5. bis 21. Oktober 95 dauernden Auktion in 125 Bietzuschlägen noch tätigen können. Mit an die 40 getarnten Beauftragten in wechselndem Einsatz vermochten wir in einer ausgeklügelten Bietstrategie, bei der dem Museumsdirektor selber eine zusätzliche strategische und mehr schauspielerische Rolle, die zusätzliche Verwirrung stiftete, zukam, zu moderaten Preisen weitere Erwerbungen zu tätigen. In mehr als doppelt so vielen Fällen wie den erfolgreichen Zuschlägen hat das BLM, wenn die Limits der Beauftragten erschöpft waren, bei den Bietgefechten verloren. Nur in zwei exorbitanten Fällen, einem kostbaren Schachbrett aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, das als einziges Objekt insgesamt durch eingelegte Initialen als persönlicher Besitz des Markgrafen Karl Friedrich und der Markgräfin Karoline Luise ausgewiesen ist, und einer allegorischen Bronzegruppe von Hermann Volz von 1896, einem Geschenk der acht großen badischen Städte an den Großherzog Friedrich I. zu seinem 70. Geburtstag, in dem die damalige Selbstdefinition Badens als „Musterländle" focusartig verdichtet ist, war es notwendig, die Preislimits deutlich zu überschreiten, um diese unverzichtbaren Werke im öffentlichen Besitz des Landes gegen auswärtige Gegenbieter zu erhalten.

Die Sonderausstellung

Aus den 512 Erwerbungen zeigt das Museum vom 13. März bis 9. Juni gut die Hälfte der bedeutendsten Objekte in einer Sonderausstellung. Mehr konnte aufgrund der äußerst kurzen Zeit, dem beschränkten Platz und der Notwendigkeit, daß so gut wie alle Erwerbungen der Restaurierung bedürfen, vorläufig nicht geleistet werden. Die Ausstellung beinhaltet die hochrangigen Werke der badischen Kunstkammer, die vom 5. bis zum 18. Jahrhundert reichen: mittelalterliche Elfenbeinreliefs, Goldschmiedearbeiten vom 15. Jahrhundert bis in die Barockzeit, darunter die berühmte „Jamnitzerburg", die Glasmalereien vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, eine herausragende spätgotische Pietà, Tafelmalereien jener Zeit. Die höfische Kunst des 18. Jahrhunderts ist veranschaulicht durch einzigartige Uhren, Möbel, Wandbespannungen aus den Schlössern Karlsruhe und Bruchsal und charakteristische Zeugnisse der Kulturgeschichte jener Zeit, z. B. der Karlsruher Hofapotheke, dem Mikroskop der Markgräfin Karoline Luise, Porzellanen und Fayencen aus markgräflichem Besitz. Das 19. Jahrhundert ist breit repräsentiert durch Objekte, die die badische Landesgeschichte widerspiegeln: von der Epoche des Großherzogs Karl über die Revolution von 1848/49 (in einem Gemälde der Schlacht von Waghäusel 1849) bis zur Regierungszeit der Großherzöge Friedrich I. und Friedrich II. Neben Zeugnissen der Einrichtungskultur des Karlsruher Schlosses, die bis zu modernen Schöpfungen des Jugendstils z. B. der Werkstätten in Nance von Emile Gallé und den Gebrüdern Daum reichten, besitzen die Jubiläumsgeschenke aus Kreisen der badischen Bevölkerung an das großherzogliche Haus nach 1850 eine besondere Rolle, auf deren Erwerb sich das BLM besonders konzentrierte. Solche Jubi-

läumsanlässe wie Geburtstage, Hochzeiten, Hochzeitsjubiläen und runde Regierungsdaten manifestierten sich z. B. in dem dreiteiligen, fast 10 Meter breiten Gemäldezyklus, der den Festzug des badischen Volksvereins 1881 vor dem Karlsruher Schloß wiedergibt, dem Silbergeschenk von 1885 oder dem „Staatsschiff" von 1896. Viele andere Schenkungen dieser Art kommen hinzu. Ein kurioses Objekt konnte noch zuletzt außerhalb der Auktion erworben werden und bildet den Schluß der Ausstellung: ein gerahmtes Bild mit der fotografischen Reproduktion eines Gemäldes von Friedrich II. von Preußen, von einem großen Loch zerfetzt, das durch den ersten Schuß der Revolutionäre 1918 auf das Karlsruher Schloß bei der Vertreibung des Großherzogs vor seiner Abdankung entstanden ist. Symbolischer könnte die Ausstellung, die im ersten Obergeschoß des Karlsruher Schlosses gezeigt wird, kaum beschlossen werden.

Gleichzeitig stellt das BLM die Präsentation des wiedervereinigten Strigel-Altares in den Mittelpunkt einer – provisorischen – Erweiterung seiner Mittelalterabteilung. Sie verfügt mit diesem einzigartigen Werk, dessen Bilddarstellung der „Geburt Christi" z. B. das erste Nachtbild in der deutschen Malerei überhaupt ist, über einen neuen Höhepunkt innerhalb der mittelalterlichen Kunst- und Kulturgeschichte im Erdgeschoß des Karlsruher Schlosses. Schrittweise werden auch die anderweitigen Neuerwerbungen aus markgräflichem Besitz in die neugestalteten Räume unserer ständigen Schausammlungen integriert.

Kein Schlußstrich

Unter dem Ausverkauf des markgräflichen Kunstbesitzes, der zwar das badische Landesmuseum bereichert, aber gleichwohl zu unwiderbringlichen Verlusten geführt hat, ist noch kein Schlußstrich gezogen. Nicht nur der Kunsthandel und private Erwerber, die mittlerweile die Geldausgabe reut, bieten nunmehr ihre Auktionserwerbungen zum Weiterverkauf an staatliche Institutionen an, auch weitere Kunstverkäufe teilweise einzigartiger Objekte – außerhalb der Auktion durch den Kunsthandel – stehen zur Diskussion. Wie prophezeit, wird das Thema das BLM und potentielle Mäzene noch lange Zeit beschäftigen. Es ist zu wünschen, daß viele die Verantwortung spüren, sich in dieser außerordentlichen Situation weiter engagieren zu müssen. Das jährliche Museumsfest, das das BLM 1996 vom 3.–5. Mai mit dem Thema „Der Glanz Badens. Schätze einer Kulturlandschaft" zu der Ausstellung seiner Erwerbungen aus markgräflichem Besitz veranstaltet, sollte diesem Engagement neuen Auftrieb geben. *Harald Siebenmorgen*

IV. Die Erwerbungen der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe

Für die Kunsthalle Karlsruhe war – anders als für das Badische Landesmuseum – aus dem Angebot der reichen markgräflichen Sammlung nur ein geringer Teil interessant, hat sie doch schon im 19. Jahrhundert auf das großzügigste sogenanntes „Allerhöchstes Privateigentum" überwiesen bekommen. Auch war ihr 1920 im Zuge der „Fürstenteilung" schon fast alles für sie Wichtige zugefallen.

Entgangenes

Daß die vier Flügel und die Predella des Salemer Altars von Bernhard Strigel als Hauptwerk spätgotischer Malerei nicht in die altdeutsche Abteilung ihrer Gemäldegalerie Einzug halten darf, entspricht nicht dem Verständnis ihrer Direktion und der wissenschaftlichen Mitarbeiter. Sie haben jedoch die Entscheidung des Ministeriums für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst Baden-Württemberg und der Direktoren der Staatlichen Museen des Landes zu respektieren, daß das Badische Landesmuseum durch den jahrzehntelangen Besitz des geschnitzten Mittelschreins dieses Altars zur Zusammenführung in seinen Räumen legitimiert sei.

Erwerbungen

Im Rahmen eines Vertrages zwischen dem Ministerium für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst und S. K. H. Maximilian Markgraf von Baden vom 3. Juli 1995 gelangte die Kunsthalle in den Besitz einer kleinen Tafel Bernhard Strigels mit der Darstellung des Gebets Christi am Ölberg. Sie gehört zu einem aufgelösten Altarretabel, von dem die Kunsthalle bereits zwei größere Tafeln besitzt. Darüber hinaus erhielt die Kunsthalle ein Album mit Nachzeichnungen der Deckenbilder Tobias Stimmers im zerstörten alten Baden-Badener Schloß als Geschenk des Markgrafen von Baden sowie als Leihgabe vier Tafeln des Salemer Altars von dem Ulmer Maler Martin Schaffner, die Szenen aus dem Leben des hl. Antonius darstellen. Die in Öl und Tempera auf Holz gemalten, 146 x 55 cm großen Figurszenen mit landschaftlichen Hintergründen spiegeln die Beschäftigung Schaffners mit der Malerei Albrecht Dürers, der Donauschule und Matthias Grünewalds. Sie fügen sich als bedeutende Akzente in die altdeutsche Abteilung der Gemäldegalerie ein.



Flora Géraldy
Bildnis der Großherzogin Sophie von Baden, Prinzessin von Schweden, um 1830.

12 000 DM Spenden

In der Baden-Badener Versteigerung der Sammlung der Markgrafen und Großherzöge von Baden durch das Auktionshaus Sotheby's konnte die Kunsthalle im Oktober 1995 einige Kostbarkeiten des 19. Jahrhunderts für sich sichern. Ein an die Öffentlichkeit gerichteter Spendenaufruf erbrachte aus privaten Händen 12 000 DM Spendenmittel, die zur Erwerbung eines Bildnisses der Großherzogin Sophie von der Pariser Miniaturmalerin Flora Géraldy verwendet werden konnten. Das in seinem originalen Goldrahmen mit alter Verglasung erhaltene, in Deckfarben auf Pergament gemalte Hochoval aus der Zeit um 1830 kann den Grundstock einer bisher in der Kunsthalle nicht vertretenen Sammlung von Bildnisminiaturen des 19. Jahrhunderts bilden. Es zeigt die junge Gemahlin Großherzogs Leo-



Carl Agricola
Bildnis der Großherzogin Stephanie von Baden (1789–1860) um 1815.

polds in einem lichtgelben Sonnenhut, der ihre rüschengeschmückte Lockenfrisur betont. Da badische Fürstenportraits infolge der Fürstenteilung nach dem Ersten Weltkrieg bisher in der Kunsthalle fehlten, kommt dieser repräsentativen Bildnisminiatur wie auch den beiden anderen Erwerbungen besondere Bedeutung zu.

Aus einer Spende der Volksbank Karlsruhe konnte das um 1815 entstandene Aquarell-Bildnis der Großherzogin Stephanie von dem Wiener Maler Carl Agricola erworben werden, das ebenfalls von feinster Qualität ist. Ein ausgesprochenes Spitzenwerk der Portrait-Miniatur ist das z. T. aus Mitteln der Volksbank, privaten Spenden und Toto-Lotto-Mitteln erworbene Bildnis des jungen badischen Erbprinzen Ludwigs II., das dieser während seines Wiener Studienaufenthalts um 1842 von dem bedeutenden Wiener Biedermeiermaler Moritz Michael Daffinger



Moritz Michael Daffinger
Bildnis des Erbprinzen Ludwig II. von Baden.

hat malen lassen. Als Halbfigur vor einer Säule mit Vorhang und einer Parkkulisse verbindet es die einem Großformat entsprechende Würde des Motivs mit zartester Feinmalerei.

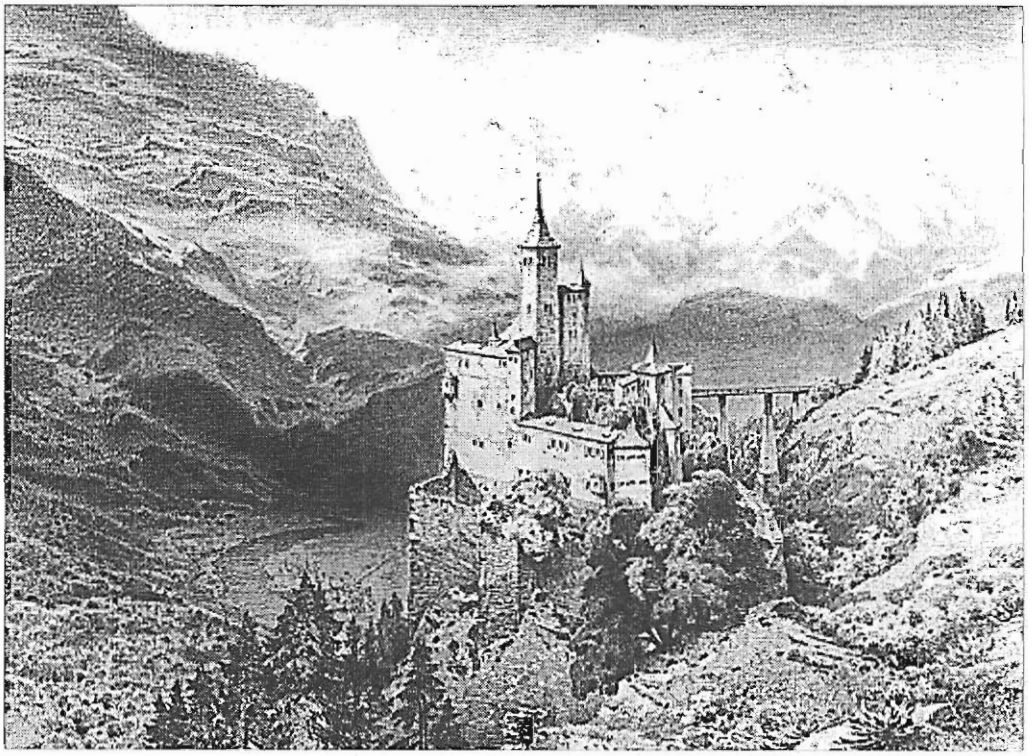
Ein Glücksgriff

Ein besonderer Glücksgriff gelang der Kunsthalle, nachdem ihr Konservator Dr. Rudolf Theilmann unter den erst eine Woche vor der Auktion zur Besichtigung freigegebenen Zeichnungen eine Reihe von Blättern entdeckt hatte, deren Zugehörigkeit zu einem besonderen Zeugnis der badischen Kunstgeschichte den Experten des Auktionshauses Sotheby's entgangen war. Als Einzellose auf verschiedene Tage der Auktion verteilt, mußte jedes Blatt im einzelnen Bietgefecht ersteigert werden. Die Zeichnungen gehören zu dem seit dem 19. Jahrhundert in der Kunsthalle verwahrten Friedrich-Luisen-Album, das badische und deutsche Künstler auf einen Aufruf des Akademiedirektors



Amalie Kaercher (1819–1887)
Rosenstrauß.

Johann Wilhelm Schirmer und des Kunsthallendirektors Carl Frommel als Geschenk zur Vermählung Großherzog Friedrichs I. von Baden mit Prinzessin Luise von Preußen im September 1856 gestiftet hatten. Sie werden nun mit den bereits in der Kunsthalle vorhandenen 95 Blättern vereint. Ihr besonderer Reiz ist eine 1856 eigens aus Spendenmitteln finanzierte, vom Hofmaler und Landeskonservator August von Bayer entworfene Pultvitrine. Was nun glücklich zusammengeführt ist, bietet mit den überwiegend von der Düsseldorfer Malerschule beeinflußten Landschaftsdarstellungen, den Historienbildern und Portraits einen repräsentativen Querschnitt des badischen Kunstschaffens um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Zugleich ist es ein besonderes landesgeschichtliches Dokument der Zusammenge-



Stanislaus von Kalckreuth (1820–1894)
Burg in den Alpen, 1856.

hörigkeit von Hof, Bürgerschaft und Künstlern. Leider ließen überhöhte Preise die Erwerbung von weiteren zehn Blättern nicht zu. Auch müssen der kostbar verzierte Deckel und die übrigen 20 Blätter weiterhin als verschollen gelten. *Siegmar Holsten*

V. Erwerbungen für die Stadt Karlsruhe

Wie hinreichend bekannt ist, fand im Oktober vergangenen Jahres im Neuen Schloß zu Baden-Baden eine der größten je abgehaltenen Auktionen von Kunstschätzen statt. Die international renommierte englische Firma Sotheby's versteigerte große Teile des markgräflich badischen Kunstbesitzes und viel Mobiliar und Ausstattungsstücke unterschiedlichster Art. Insgesamt erbrachte die Auktion laut Ergebnisliste des Hauses Sotheby's DM 80.043.812,-. Das ist weit mehr als erwartet worden war. Die erzielten Preise erreichten in vielen Fällen ein mehrfaches realistischer Schätzwerte. Mit anderen Worten: Fast alles war viel zu teuer. Aber wer etwas erlangen wollte, mußte eben mithalten.

Die Situation für die Städte

Die Vorbereitung von Institutionen und interessierten Personen auf die Auktion war erschwert, solange nur unvollständig bekannt war, was wirklich zur Versteigerung anstand. Nur den Landesinstitutionen waren wenn auch nicht ganz vollständige Listen überlassen und ihnen im Vorabverkauf Teilerwerbungen zugestanden worden. So kamen das Badische Landesmuseum, das Generallandesarchiv und die Badische Landesbibliothek schon vor der Auktion in den Besitz wertvoller Schätze. Weiteres mußten auch sie in der Versteigerung erwerben. Den interessierten Städten war die Möglichkeit zu einem Voraberwerb trotz aller Bemühungen nicht eingeräumt worden. Erst die Veröffentlichung des sechsbändigen Katalogs kurz vor der Auktion ermöglichte einen genauen Überblick über die zur Veräußerung stehenden Objekte.

Auch für die Stadt Karlsruhe erhob sich die Frage, ob die Auktionsmasse Stücke enthielt, die für ihre Stadtgeschichtlichen Sammlungen von Bedeutung waren. Allzu viel war es, gemessen am Gesamtvolumen, nicht. Selbstverständlich war das Badische Landesmuseum der wichtigste Teilnehmer an der Versteigerung, und dieses hatte viele Objekte, für die sich auch die Stadt interessierte, bereits vor der Auktion erworben, so daß sie für die Stadt nicht mehr zur Verfügung standen. Dazu gehörten unter anderem so gut wie alle Durlacher Fayencen.

Die Finanzierung

Ein weiteres Problem für die Stadtgeschichtlichen Sammlungen bestand darin, daß im Haushaltsplan der Stadt für derartig kostspielige Erwerbungen keine Mittel vorgesehen waren. Hier sprangen großzügige Spender ein, an erster Stelle die Sparkasse Karlsruhe und mit weiteren Beträgen die Firma Kamphues, die Grötzinger Heimatfreunde, der Verein Baden in Europa und der Freundeskreis Pfinzgaumuseum Durlach.

Die verfügbaren Mittel wurden verantwortungsbewußt eingesetzt und reichten schon deswegen aus, weil die Zahlung immer höherer Preise nicht in jedem Fall vertretbar erschien. So erwarb die Stadt Karlsruhe schließlich nur 16 Losnummern, die allerdings zum Teil aus einer größeren Anzahl von Einzelstücken bestehen.

Die zweifellos wertvollste Erwerbung ist ein sogenanntes „Tête-à-Tête" aus dem Besitz der Markgräfin Karoline Luise. Es handelt sich dabei um ein Frühstücksservice für zwei Personen mit Kaffee- und Teekanne, Milchkrug, Zuckerdose und einer großen Servierplatte. Alle Teile sind auf dunkelblauem Fond in goldumrandeten Medaillons individuell mit spielenden Putten bemalt. Das aus dem Karlsruher Schloß stammende Service wurde um 1780 in der Berliner Porzellanmanufaktur hergestellt. Im Stadtmuseum im Prinz-Max-Palais wird es künftig in der Abteilung über das 18. Jahrhundert einen nicht zu übersehenden Platz einnehmen.

Ein wichtiges Stück dieser Abteilung wird auch ein Elfenbeinporträt des Stadtgründers, des Markgrafen Karl Wilhelm, bilden. Das im 18. Jahrhundert entstandene ovale Relief ist auf einen Ebenholzsockel montiert und mit aus Obstholz geschnitzten militärischen Emblemen (Fahnen, Kanonenrohre, Spieße) umgeben.

An den letzten fürstlichen Besitzer des Prinz-Max-Palais und letzten Reichskanzler des deutschen Kaiserreiches, Prinz Max von Baden, erinnert eine Reihe von Porzellanplaketten der Kopenhagener Manufaktur Bring & Gröndahl aus den Jahren 1910 bis 1913. Es handelt sich dabei um Oster-



August Pecht
Schiller nach der Erstaufführung der Räuber 1782, vor dem Hoftheater in Mannheim.

geschenke der Großherzogin Luise an ihren Neffen. Für das Prinz-Max-Palais sind dies die einzigen Stücke, die aus dem Haus selbst und aus dem Besitz des Namengebers des Hauses stammen.

Ein Hochzeitsgeschenk an Großherzog Friedrich I. und die Großherzogin Luise ist das 1856 von dem Karlsruher Schreiner August Glaenz hergestellte neugotische Eckschränkchen. Dieses reich beschnitzte Möbelstück erhält seinen besonderen Reiz dadurch, daß auf den Innenseiten der Schranktüren unter Glas zwei gut erhaltene Aquarelle des Hofmalers Wilhelm Dürr angebracht sind, die überdies Ausschnitte aus Gedichten Johann Peter Hebels und Ludwig Uhlands enthalten.

Eine gleichfalls gut erhaltene farbige Zeichnung findet sich im Deckel einer Schreibschatulle aus der Zeit um 1840. Sie stellt den von Weinbrenner erbauten Gotischen Turm mit einigen Personen dar. Schon zwanzig Jahre später verschwand das Bauwerk, so daß das Bild zugleich dokumentarischen Wert hat.

Ähnliches kann von einer großformatigen Bleistift- und Tuschepinselzeichnung gesagt werden. „Auf dem Weg nach Beiertheim" heißt das 1856 von F. von Stockhorn gemalte Bild. Es gibt einen guten Eindruck davon, wie das Gebiet, das heute noch Beiertheimer Wäldchen heißt, damals ausgesehen hat.

Eine Ansicht des Schlosses Gottesaue aus der Mitte des 19. Jahrhunderts findet sich auf einer großen, ansonsten sehr bunt verzierten Porzellantasse.

Einige Gegenstände, welche die Stadt in der Auktion erworben hat, entstammen der Karlsruher handwerklichen Produktion.

Dazu gehört eine große Kanzleiuhr des Uhrmachers Otto Freyheit vom Ende des 19. Jahrhunderts.

Zu seinem 70. Geburtstag am 9. September 1896 erhielt Großherzog Friedrich I. unzählige Geschenke aus ganz Baden von allen möglichen Institutionen und Vereinigungen. Diese zum Teil äußerst kunstvollen Gaben gingen fast alle an das Badische Landesmuseum, auch die aus Karlsruhe stammenden. Für die Stadtgeschichtlichen Sammlungen konnte ein großes ovales Kupfertablett erworben werden, das die Metzgergenossenschaft Karlsruhe dem Großherzog zum Geschenk gemacht hatte. Die Platte ist reich verziert und mit dem badischen Wappen und entsprechender Widmung versehen.

Ein besonders bemerkenswertes Stück ist ein von der Karlsruher Möbelfabrik Bernhard Grothues gefertigter Prunktisch aus Nußbaumholz und Einlegearbeiten aus verschiedenen Edelhölzern. Die Schützengesellschaft Karlsruhe schenkte den Tisch dem Großherzogspaar 1881 zur Silbernen Hochzeit.

Einige Erwerbungen der Stadt sind für das Pfinzgaumuseum Durlach gedacht, darunter eine Fayence-Platte aus der Mitte des 18. Jahrhunderts mit sehr schöner Blumenbemalung, aber leider auch einigen Randbestossungen.

Aus der Zeit um 1700 stammt eine kleine silber-vergoldete Patene (Abendmahlsgerät) mit dem Wappen von Baden-Durlach.

Nach einem Gemälde des Hofmalers Johann Baptist Kirner entstand eine großformatige Lithographie, die zwar als „Jagdpartie im großherzoglichen Wildpark" bezeichnet, aber etwas nördlich von Durlach aufgenommen ist. Man sieht die Stadt und den Turmberg im Hintergrund. Vorne steht Großherzog Leopold mit einer Anzahl von Jagdgenossen.

Auf das Jahr 1833 datiert ist ein großes Aquarell von Carl Ludwig Frommel. Es zeigt eine Gruppe von Bauern im Innenhof der Karlsburg. Weil später verschwundene Gebäudeteile auf dem Bild noch zu sehen sind, besitzt es dokumentarische Bedeutung.

Vielleicht das größte Interesse vieler Durlacher wird ein Gemälde von 1856 finden,

das der Maler Karl Roux „Der Bauherr" betitelt hat. Auf ihm erkennt man den Markgrafen Karl II., wie er auf einer Baustelle aus seiner legendären „Dasch" die Bauarbeiter auszahlt. Der Schauplatz Durlach wird durch den im Hintergrund sichtbaren Turmberg angedeutet.

Gemeinsamer Erwerb mit der Stadt Mannheim

Unkonventionell wurde beim Erwerb eines Gemäldes von August Pecht aus dem Jahr 1865 verfahren, das Schiller nach der Uraufführung der „Räuber" 1782 vor dem Hoftheater in Mannheim zeigt. Den Kaufpreis von DM 60 000,- erbrachten je zur Hälfte das Mannheimer Reiss-Museum und die Stadt Karlsruhe. Da Mannheim gleichermaßen an diesem Bild interessiert war, konnten so Überbietungen vermieden werden. Für Karlsruhe ist das Bild deswegen von Bedeutung, weil das Pendant dazu „Goethe am Karlsruher Hof" ehedem im selben Zimmer im Karlsruher Schloß hing. Heute befindet es sich im Museum für Literatur am Oberrhein. Dorthin soll das sehr große neu erworbene Bild nach dem Umzug des Dichtermuseums in's Prinz-Max-Palais auch kommen. Zunächst wird es aber für einige Zeit in Mannheim gezeigt. Wo das Gemälde dann endgültig bleiben soll, muß eine spätere Vereinbarung ergeben.

Alle Erwerbungen der Stadt werden nach ihrer Restaurierung in den Räumen der Sparkasse Karlsruhe der Öffentlichkeit präsentiert werden.

Heinz Schmitt

40 Jahre Bundesfachschule

Sanitär- und Heizungstechnik an der Heinrich-Meidinger-Schule Karlsruhe

Vor 40 Jahren, am 20. Februar 1954, fand in der Aula der damaligen Gewerbeschule im Gebäude der jetzigen Carl-Hofer-Schule eine Feierstunde statt, in der zum letzten Mal Absolventen der Meisterschule für das Installateur- und Klempnerhandwerk entlassen und die Umwandlung und Eröffnung der Bundesfachschule für das Installateur-, Klempner-, Zentralheizungs- und Kupferschmiedehandwerk vollzogen wurden. Die Meisterschule war zu diesem Zeitpunkt bereits 45 Jahre alt, – sie war 1909 gegründet worden. In ihrer Geschichte spiegelt sich die technische Entwicklung der Sanitärtechnik von einfachsten Handgriffen zu vielseitigen und umfassenden handwerklichen Fertigkeiten und einer hochtechnischen Gerätetechnik wider.

Ursache und Anlaß im 19. Jahrhundert: Cholera – Hygiene

Ende des 18. Jahrhunderts in der Rokokozeit gehörte Waschen und Baden nicht zum guten Ton. Schminke, Puder und Parfüm ließen Unsauberkeiten und unangenehmen Geruch verschwinden. Die Abfälle wurden in die Flüsse geworfen, durch das Regenwasser oder durch Bächle – heute noch in Freiburg zu sehen – in die Flüsse gespült. Aus den Flüssen aber kam das Wasser in die Trinkwasserversorgungssysteme. Eine weitere Belastung ergab sich durch die zunehmende Industrialisierung. Die Abgänge der Fabrikation wurden in die Flüsse und Seen geleitet.

Die 1817 aus Indien eingeschleppte Cho-

lera und ihr epidemisches Auftreten in den folgenden Jahrzehnten waren u. a. die Ursache für eine intensive wissenschaftliche Erforschung der Zusammenhänge zwischen dieser Krankheit wie auch von Pest und Typhus und dem Zustand des Trinkwassers, der körperlichen, hygienischen Sauberkeit und der Entsorgung des verbrauchten Wassers. Robert Koch entdeckte 1882 den Erreger der Tuberkulose und 1883 den Cholerabazillus. Max von Pettenkofer begründete die experimentelle Hygiene. 1892 brach in Hamburg eine Choleraepidemie aus, an der in kurzer Zeit 8 600 Menschen starben. Nun drang ins allgemeine Bewußtsein, daß eine Versorgung mit sauberem Trinkwasser, häusliche Hygiene und ein Abwassersystem, das ein Eindringen von Bakterien und krankheitsübertragenden Tieren in die Häuser des einzelnen aber auch des Volkes unabdingbare Voraussetzung waren und entscheidende Bedeutung hatten.

Die Stunde der Technik: Erfindungen, Entwicklungen und ein neuer Beruf

Die Naturwissenschaft hatte grundlegende Zusammenhänge aufgedeckt. Das Ziel war bekannt. Die Technik hatte nun die Aufgabe, die Vorgaben in die Wirklichkeit umzusetzen und mit den entstehenden Schwierigkeiten fertig zu werden. Das Großherzogtum Baden schuf sich in Karlsruhe im 19. Jahrhundert hierfür beste Voraussetzungen: 1825 wurde das Polytechnikum gegründet und 1834 das duale Ausbildungssystem geschaffen, das die Lehrlingsausbildung revolutionierte und gerade heute nicht nur in Deutschland hochgelobt wird.

Die öffentlichen Wasserver- und -entsorgungsunternehmen verlegten Trinkwasserleitungen und Abwasserkanäle bis zur Grundstücksgrenze bzw. zum Hauseingang, so wie es auch heute noch üblich ist. Auf dem Grundstück bzw. im Haus war es dann Aufgabe der selbständigen Handwerker, die notwendige Technik einzubauen oder, wie es jetzt hieß, zu installieren. Mit diesem aus dem Französischen entnommenen Wort (installation = Anlage) war auch gleich die Bezeichnung für den sich neu entwickelnden Beruf gefunden: Der Installateur war geboren, d. h. der Anlagenbauer. Heute: der Anlagenmechaniker.

Die Ursprünge des Berufs liegen am Beginn des Mittelalters und zwar beim Schmied, der Eisen und Kupfer zu Blechen (= Blechner) ausschmiedete und daraus Spangen (= Spengler), Behälter (= Flaschner), Rüstungen (= Plattner, Harnischmacher) und Klempen (mittelhochdeutsches Wort für Haken oder Spange: Klempner) herstellte. Durch das rasche Wachstum der Städte im 19. Jahrhundert weiteten sich die Aufgaben der Klempner auf die Ausführung der Trinkwasserversorgungs- und Abwasserentsorgungsanlagen sowie der Gasleitungsanlagen aus. Die fachmännische Installation und Wartung der Wasserversorgung, der sanitären Anlagen, der Entwässerungsanlagen, der Gaskocher und der damit zusammenhängenden Einrichtungen waren Ziele und Aufgaben des nun neu entstandenen Berufsbildes des Gas- und Wasserinstallateurs.

Trotz der fortschrittlichen beruflichen Ausbildung seit 1834 in Karlsruhe zeigte es sich, daß aufgrund der fortschreitenden Technik, der immer komplizierteren Anlagensysteme und des zunehmenden fachkundlichen Wissens eine solide handwerkliche Ausbildung allein nicht mehr ausreichte. Vor 85 Jahren genehmigte die Stadtverwaltung die Einrichtung von dreimonatigen Fachkursen im Ganztagsunterricht für Blechner und Installateure. Am 17. Mai 1909 begann der erste Kurs mit neun Teilnehmern, die „Süddeutsche Fachschule für Blechner und Installateure" war gegründet.

Mit der Gründung der neuen Fachschule war damals eine vielfältige Zielsetzung verbunden:

– In technischer Hinsicht wird eine weit über den üblichen Rahmen hinausgehende gründliche Fach- und Weiterbildung vermittelt.

– Tüchtige Handwerksmeister sollen herangebildet werden, Staatsbürger mit einer verantwortungsbewußten Persönlichkeit.

– Für den Beruf des Blechners und Installateurs wurde eine Aufstiegsmöglichkeit geschaffen, da an keiner Bau- oder Ingenieurschule ein entsprechendes Studium eingerichtet war.

– Die staatliche personelle und sächliche Trägerschaft und Aufsicht garantierte einen Qualitätsstandard, wie er in Baden bereits Tradition hatte und der von äußeren Interessenlagen und Situationen unabhängig war.

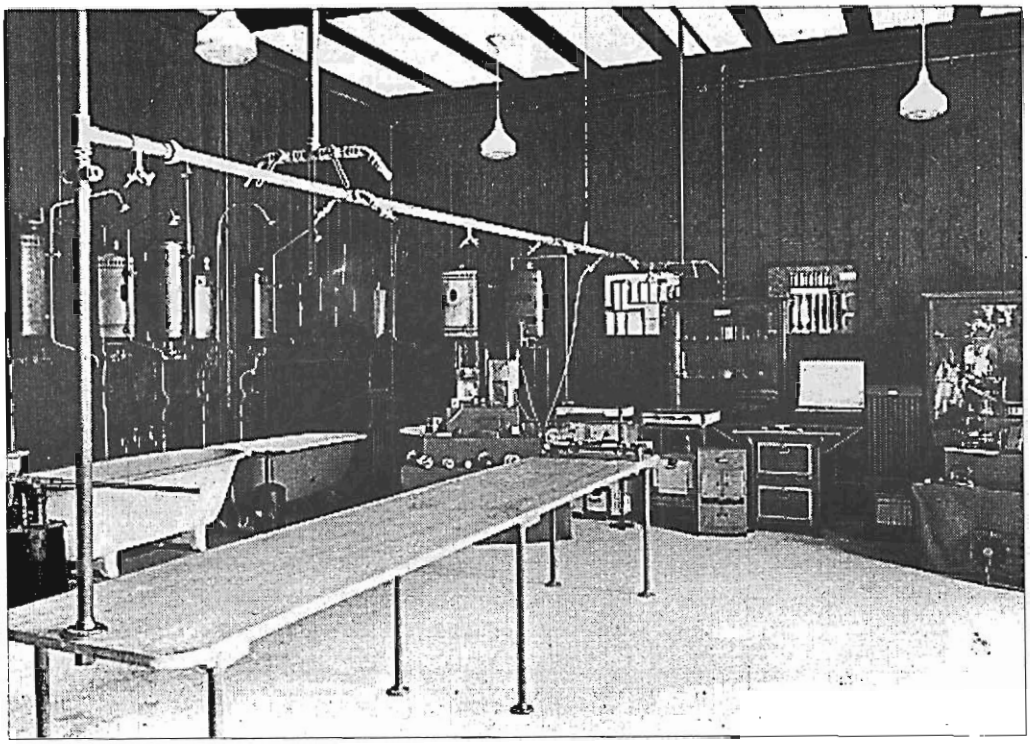
Mit der Aufnahme des Lehrbetriebs war eine geschlossene Ausbildung der Blechner und Installateure vom Lehrling bis zum Meister gewährleistet. Die Voraussetzungen zur Bewältigung der technischen Probleme, die sich mit der Entwicklung der Haustechnik ergeben haben, waren damit geschaffen.

Die Umwandlung zur Bundesfachschule: Vom Installateur zum Sanitärtechniker

Die Situation zu Beginn der 50er Jahre war nicht unähnlich der zu Beginn des Jahrhunderts: Die Bauwirtschaft und damit die Bauhandwerksberufe wurden bald nach der Währungsreform vor große Aufgaben gestellt. Wie auch damals ging die Initiative von der Wirtschaft, d. h. vom Zentralverband des Installateur- und Heizungshandwerks in Bonn, aus, eine zentrale Bildungsstätte zu schaffen. Eine Gründungsvereinbarung zwischen dem Zentralverband des Installateur-, Klempner-, Kupferschmiede- und Zentralheizungsbauerhandwerks Bonn, dem Lande Baden-Württemberg und der Stadt Karlsruhe wurde am 20. Februar 1954 in die Wirklichkeit umgesetzt: Die „Bundesfachschule" war geboren. Auf der Grundlage einer mit Gesellenprüfung abgeschlossenen Lehre und einer dreijährigen Gesellenzeit wird der künftige Techniker in drei Semestern in einer der Fachrichtungen Klempnerei und Installation bzw. Kupferschmiede und Apparatebau bzw. Heizung-Lüftung-Wärmewirtschaft ausgebildet. Nach erfolgreicher Abschlußprüfung darf er sich „Staatlich geprüfter Techniker" in einer der drei Fachrichtungen nennen.

Das Ziel der Bundesfachschule wird folgendermaßen beschrieben: Dem handwerklich vorgebildeten und befähigten jungen Menschen soll eine wissenschaftlich fundierte theoretische und praktische Ausbildung geboten werden, die ihn befähigt, als Techniker in handwerklichen, industriellen und öffentlichen Betrieben in Planung, Fertigung und Überwachung erfolgreich tätig zu sein. Die Unterrichtskonzeption war außerordentlich fortschrittlich: Der gegliederte Unterricht in den einzelnen Fächern wurde durch Projekte kleinerer und größerer Art fächerübergreifend thematisch zusammengefaßt und unter Realbedingungen durchgeführt, wie sie für den Techniker in den Betrieben vorlagen. Diese Konzeption stellte hohe Anforderungen an die Lehrer, denn die Praxis in den Planungsbüros diktierte Inhalte und Unterrichtsstil, sowie an die Schüler, denn die umfangreichen Projekte erforderten Genauigkeit und hohen Zeitaufwand. Diese Konzeption wurde erst in den 80er Jahren mit der Neuordnung der Metallberufe neu entdeckt; sie hat auch wohl die Qualität, das Niveau und den guten Ruf der Bundesfachschule erwirkt und läßt sich mit sporadisch eilig eingerichteten Technikerklassen in ansonst ganz anders konzipierten Gewerbeschulen nicht kopieren.

1961 wurde die im Laufe der vorangegangenen Jahrzehnte für das Installationsgewer-



Blick in den Ausstellungs- und Versuchsraum der Blechner- und Installateurfachschule Karlsruhe.

be neu aufgenommene Bezeichnung Sanitärtechnik in den Schulnamen übernommen: Sie heißt nun „Bundesfachschule für Sanitär- und Heizungstechnik". Mit diesem Begriff wird wohl auch die Hauptaufgabe dieses Handwerks umschrieben, nämlich die technischen Voraussetzungen für ein gesundes Leben in den Wohnungen und Häusern zu schaffen (Sanitär von: sanitaire (franz.) von: Sanitas (lat.) = Gesundheit). Interessanterweise ist es der lateinische Begriff für die gleiche Aussage, die mit dem Wort Hygiene beschrieben wird.

In der weiteren Entwicklung der Bundesfachschule wurde die Meisterschulausbildung wieder aufgenommen, durch die Berufsschule ergänzt und für diese gesamte organisatorische Einheit der Name „Heinrich-Meidinger-Schule" eingeführt. Die Ausbildung wurde auf vier Semester Dauer erhöht, durch zusätzliche Kurse wurde der Durchstieg zur Fachhochschule ermöglicht und die Verbindung zum allgemeinbildenden Schulwesen mit der Zuerkennung der Fachschulreife hergestellt. Die ideelle Trägerschaft des Zentralverbandes Sanitär-Heizung-Klima St. Augustin und des Bundesverbandes Heizung-Klima-Sanitär in Bonn ist geblieben und bildet ein unverzichtbares und wichtiges Verbindungselement zu den Betrieben, die die ausgebildeten staatlich geprüften Techniker einstellen, z. B. für speicherprogrammierbare Steuerungstechnik, Datenverarbeitung, Energiesparsysteme, umweltschonende Geräte- und Anlagensysteme. Seit 1909 wurden ca. 1 500 Fachschüler erfolgreich auf die Meisterprüfung vorbereitet, seit 1954 haben etwa 6 400 staatlich geprüfte Techniker der Sanitär- bzw. der Heizungs-Lüftungs-Klimatechnik die Bundesfachschule verlas-

sen und sind im ganzen Bundesgebiet in Industrie, Handwerk, Behörden, Verbänden und Verlagen tätig.

Insofern hat die Heinrich-Meidinger-Schule Karlsruhe eine Schlüsselstellung erhalten, wie wir sie uns in unserer modernen deutschen Zivilisation nicht mehr wegdenken können.

Wolfgang Paech

Straffälligenhilfe in Baden
Der Badische Landesverband für soziale Rechtspflege

Der Name des Verbandes steht nicht nur für anderthalb Jahrhunderte Gefangenenfürsorge, sondern ebenso für mannigfache neue Arbeitsfelder der Straffälligenhilfe, die im Laufe der Zeit hinzugekommen sind. Bis ins beginnende 19. Jahrhundert hinein hatte man nämlich die Strafgefangenen in Türmen und Kellerverliesen eingesperrt und bis zur Hinrichtung oder Freilassung nur mit dem Nötigsten versorgt. Eine eher zufällige Betreuung in der Zelle verdankten sie allein der karitativen Initiative einzelner Helfer oder kleiner Gruppen. Erst im Gefolge der Aufklärung, dann der Französischen Revolution, wandelte sich der Strafgedanke und damit die Vollzugsbedingungen.

Mehr und mehr setzte sich jetzt die Erkenntnis durch, daß der Delinquent besserungsfähig sei. Man errichtete menschenwürdigere Haftanstalten – „Zucht-, Arbeits- und Spinnhäuser" –, wo trotz harter Strafvollstreckung mittels Erziehung und Ausbildung ein tadelfreies Leben nach der Entlassung vorbereitet werden sollte.

Frühe Gefängnisreformen

Mutige Wegbereiter wie John Howard (1726–1790) und Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827) haben schon früh Gefängnisreformen und persönliche Fürsorge für die Gefangenen eingefordert. Ihre Gedanken fielen auf fruchtbaren Boden, bald entstanden „Schutzgesellschaften" wie die 1776 gegründete Philadelphia Society. 1826 kam es in Rheinland-Westfalen zur Gründung einer Gefängnis-Gesellschaft, 1828 folgte der Berliner Verein für die Besserung der Strafgefangenen. In Württemberg bildete sich 1830 der erste Verein zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene. Um die gleiche Zeit wurden im Großherzogtum Baden Schritte eingeleitet, um ebenfalls einen Schutzverband zu gründen.

Schlüsselgestalt war der Rechtsprofessor Karl Joseph Anton Mittermaier (1787–1867), der an der Universität Heidelberg neben anderen Fächern Strafrecht, Strafprozeß und Kriminologie lehrte, der 1833 zum Präsidenten des badischen Landtags in Karlsruhe und 1848 auf den Präsidentenstuhl des Vorparlaments in Frankfurt berufen werden sollte.

In einer Denkschrift des Jahres 1830 schlug Mittermaier vor, an allen Orten im Badischen, wo Gefängnisse bestehen, einen Bezirksverein zu schaffen. In Karlsruhe müsse ein Zentralverein – der spätere Landesverband – entstehen, der eine Art Oberleitung über die örtlichen Zusammenschlüsse ausüben sollte. Am 21. August 1830 legte der Professor der Karlsruher Regierung einen 44 Artikel umfassenden Satzungsentwurf vor für einen „Verein zur Besserung der Strafgefangenen und Verbesserung des Schicksals entlassener Häftlinge", der unter

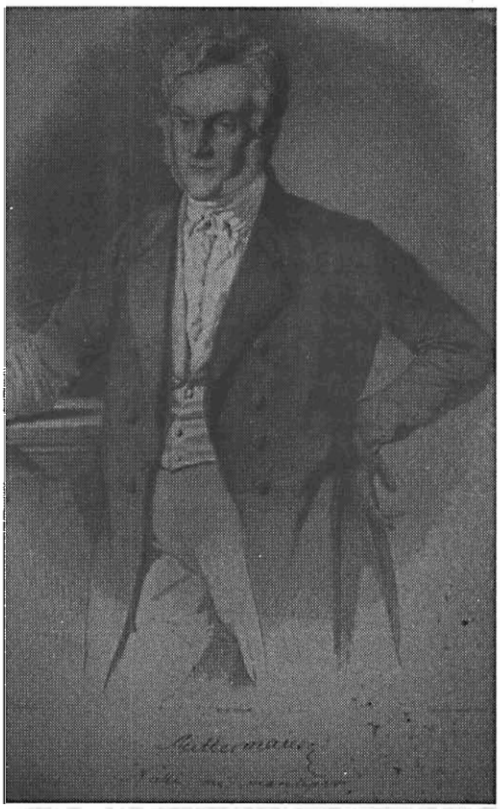
dem 20. Januar 1831 vom Staatsministerium gebilligt wurde.

Zum ersten Vorstand der Generaldirektion wurden mehrere Karlsruher Bürger gewählt: Geheimer Referendar Ziegler als Vorsitzender sowie Geheimer Rat Baumgärtner, Hofdiakon Deimling, Oberpostdirektor Freiherr von Fahnenberg, Handelsmann Griesbach, Prälat Hüffel und Finanzrat Rutschmann als weitere Vorstandsmitglieder. Am 14. November 1832 fand die erste Generalversammlung statt – dies sieht man heute als offizielles Gründungsdatum an. Um die gleiche Zeit bildeten sich draußen im Land 16 Bezirksvereine. Ihre Zahl sollte im Laufe der nächsten Jahrzehnte bis auf 60 ansteigen.

Hilfen zu Existenzgründung

Eine Vielzahl von Hilfsmaßnahmen lief an: In den Gefängnissen erteilten Lehrer auf Kosten der Vereine Unterricht im Rechnen, Schreiben und Handwerken. Erhebliche Mittel wurden aufgewendet für die Unterstützung von Familienangehörigen während der Haftzeit des Ernährers. Bei Entlassung wurde der Gefangene mit neuer Kleidung ausgestattet, mit Reise-, Überbrückungs- und auch Auswanderungsgeldern versehen, verpfändetes Handwerkszeug ausgelöst.

Zur Existenzgründung hat man Spinnmaschinen, Webstühle oder Tischlergerät angeschafft. Die Vereinsmitglieder standen den ehemaligen Gefangenen mit Rat und Tat zur Seite, bemühten sich vor allem um geeignete Arbeitsstellen. Mancher Helfer hat einen Strafentlassenen in seinem eigenen Betrieb angestellt oder gar in sein Wohnhaus aufgenommen. Im Jahre 1888 errichtete der Landesverband das Erziehungsheim Flehingen und 1912 in der Karlsruher Werderstraße ein Wohnheim für gefährdete männliche Jugendliche. Im Jahre 1919 wurde das Erziehungsheim Stutensee für schulentlassene Jungen



Karl Josef Anton Mittermaier 1787–1867

eröffnet, vom stellvertretenden Verbandsvorsitzenden Dr. Wetzlar und seiner Frau jahrelang persönlich betreut.

Vereinsvermögen ging verloren

Das erfolgreiche Wirken war auch von Seiten der Obrigkeit anerkannt worden, denn der Großherzog hatte 1887 dem Landesverband, 1896 auch den Bezirksvereinen den Sonderstatus von Körperschaften des öffentlichen Rechts verliehen, den sie bis heute innehaben. Die Verbandsgeschichte hat seither gute wie ungünstige Phasen durchlaufen. So ging mit der Inflation das gesamte Vereinsvermögen verloren.

Nach der braunen Machtübernahme wurde

der Verband dem Amt für NS-Volkswohlfahrt angegliedert. Gleichwohl konnte die Hilfstätigkeit noch einige Zeit ziemlich ungestört fortgesetzt werden, bis dann mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges die Arbeit wegen Personalmangels weithin eingestellt werden mußte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach Kriegsende und Währungsreform regte sich das Vereinsleben wieder. Nunmehr bemühte man sich um Ausstattung der Haftanstalten mit Rundfunk- und Fernsehanlagen, Büchereien, Sport- und Bodybuildinggeräten, weiter um Kostentragung für Aus- und Fortbildung, z. B. soziales Training; in einem Falle wurde eine Schweißlehrwerkstätte angeschafft. Hand in Hand liefen die traditionellen Einzelfallhilfen für Gefangene, Entlassene und deren Angehörige weiter.

Zu Anfang der 70er Jahre ging man dazu über, schrittweise Einrichtungen der teilstationären Straffälligenhilfe zu schaffen. Dort beraten Sozialarbeiter in Anlaufstellen die Beschuldigten und Probanden, in Übergangswohnheimen finden Entlassene erste Unterkunft bis zur Wiedereingliederung im normalen Wohnbereich. Im Jahre 1973 konnte der Karlsruher Verein für Jugendhilfe im Stadtteil Daxlanden das Neue Christophorushaus eröffnen, wo junge Menschen ein Stück Heimat, zugleich modernste jugendpädagogische Betreuung finden. Inzwischen betreiben die Bezirks- und Mitgliedsvereine des Verbandes im badischen Landesteil über 20 ortsgebundene Hilfseinrichtungen.

Neue Sozialarbeit

Parallel hierzu hat man zahlreiche rechts- und kriminalpolitische Maßnahmen gefördert und mitgetragen. So wurde nach Einführung der Strafaussetzung zur Bewährung 1954 das Wirken der Bewährungshelfer unterstützt, die Wiedereinführung der Gerichtshilfe ist Verdienst des Landesverbandes, denn er hat die ersten Sozialarbeiter für die neuartige Aufgabe gewonnen und eingesetzt, bis sie vom Staat übernommen wurden. Bedeutsam war in diesem Zusammenhang die gleichzeitig in Karlsruhe laufende Erprobung des Modells Vollstreckungsgericht, wodurch alle Entscheidungen nach rechtskräftiger Verurteilung zentral ein und demselben Gericht übertragen werden sollten. Aktuelle Aufmerksamkeit finden Entschuldungsberatung und Täter-Opfer-Ausgleich als neuzeitliche Formen der Kriminalitätsprophylaxe und der Diversion im Strafrecht.

Die gegenwärtige Lage

Nach der Wiedervereinigung hat man partnerschaftlich zum Aufbau der Straffälligenarbeit im neuen Bundesland Sachsen beigetragen. Zu nennen sind schließlich die Bemühungen um grenzüberschreitende Straffälligenhilfe hinüber zu den Nachbarländern. Vorbereitungen sind getroffen, um gemeinsam mit französischen Freunden in Straßburg eine europäische Anlaufstelle für Straffällige zu eröffnen, in der namentlich auch deutsche Beschuldigte Rat und Hilfe finden sollen.

Der Badische Landesverband für soziale Rechtspflege versteht sich als selbständiger regionaler Träger der freien Straffälligenhilfe. In gemeinnützigem Einsatz versuchen seine Mitglieder, einer mit Vorurteilen betrachteten Randgruppe weiterzuhelfen. Nur wenn wir den vorbestraften Mitbürger wieder annehmen und eingliedern, vermag er straffrei unter uns zu leben.

Reiner Haehling von Lanzenauer

Die Entwicklung des Volksschulwesens im Raum Karlsruhe

Vom 16. zum 19. Jahrhundert

Zuvor ein Rückblick: Über Jahrhunderte hinweg ging die Volksbildung von den Klöstern aus. In den Klosterschulen wurden sprachliche und andere Kenntnisse vermittelt. Sogenannte Ritterschulen sorgten für die körperliche Ertüchtigung der künftigen Turnier-Streiter. Die Markgrafen von Baden, oft in Fehden zur Sicherung ihres Herrschaftsbereiches verwickelt, begrüßten es, daß die Klöster Bildungs- und Erziehungsaufgaben übernahmen und gewährten ihnen Schutz und Unterstützung.

In den einzelnen Dörfern beschränkte sich jedoch die Unterweisung der Bevölkerung auf die Verkündigung der christlichen Lehre und auf die Anleitung zur Bestellung der Felder sowie anderer für den Lebensunterhalt notwendiger Verrichtungen. Das Lesen und Schreiben war für sie eine unbekannte Kunst. Von einem allgemeinen Schulwesen in der badischen Markgrafenschaft kann deshalb vor dem 16. Jahrhundert nicht gesprochen werden.

„Niedere lateinische Schulen"

In den Anfangsjahren des 16. Jahrhunderts entstanden neben den Lateinschulen die sogenannten „niederen lateinischen Schulen". Während in den Lateinschulen vorwiegend die künftigen Geistlichen und Söhne aus den Adelsgeschlechtern, aber zunehmend auch Söhne aus dem Bürgertum herangebildet wurden, besuchten diese kleineren Schulen auch Kinder aus dem Kaufmanns- und Handwerkerstand. Diese „niederen lateinischen Schulen" waren örtliche Einrichtungen, von den Gemeinden unterhalten und beaufsichtigt. Eine solche Schule befand sich z. B in Durlach. Aus einer Schulordnung für diese Schule aus dem Jahre 1536 ist zu erfahren, daß der Stadtschreiber die Obliegenheit hatte, Schule zu halten und er dafür eine jährliche Besoldung von 10 Gulden und 4 Malter Korn bezog. Die Schulordnung gibt u. a. folgende Anweisung:

„Ein Schulmeister zu Durlach soll zum Vordersten geloben und schwör einen jeden jungen Knaben, der ihm zur Zucht und Lehre befohlen, er sei fremd oder heimbsen, reich oder arm, erstlich zu Gottes Ehr, zur Zucht und Ehrerbietung gegen der Obrigkeit, ihren Eltern, auch alle alte gelepten Personen zum fleissigsten anhalten, lernen und weisen ...". Weiter enthält die Schulordnung die Anweisung, Knaben, die nicht Latein lernen, sondern „allein ein Namen zu lesen und schreiben in teutscher Sprach zu lehren begeren und folgens zu Handwerken oder andern Geschäften thun und brauchen wollen, dieselben soll der Schulmeister mit obgemeltem und gleichförmigem Fleiß und Ernst teutsche Sprach zu schreiben und zu lesen unterweisen, zu göttlicher Forcht, gutenn Sitten und Tugenden ..." in Bedacht des Spruchs Aristotelis – zu deutsch –: „Fortschritte im Wissen ohne gute Sitten schaden mehr als sie nützen." Außer diesen „niederen lateinischen Schulen" war auch in der Entwicklung zu einem allgemeinen Schulwesen mit den sog. „Pfarrschulen" ein guter Anfang gemacht worden. Diese waren eine Einrichtung, die mit kirchlichen Mitteln unterhalten wurde.

Die „Pfarrschulen"

Im Jahre 1556 führte Markgraf Karl II. in der Markgrafschaft Baden-Durlach die Reformation ein und gab am 1. Juni 1556 eine neue Kirchenordnung heraus. Er erteilte einer aus Beamten und Geistlichen bestehenden Kommission den Auftrag, in jeder Gemeinde neben der Zustimmung zur neuen Kirchenordnung auch überall festzustellen, ob eine Schule vorhanden sei. In jeder größeren Gemeinde, wo bis dahin keine Schule bestanden habe, solle eine solche gegründet werden. Der Superintendant jeder Diözese habe sie jährlich mindestens zweimal zu visitieren und darüber Bericht zu erstatten. In der neuen Kirchenordnung ist im Hinblick auf die Unterrichtung der Jugend u. a. folgendes zu lesen:

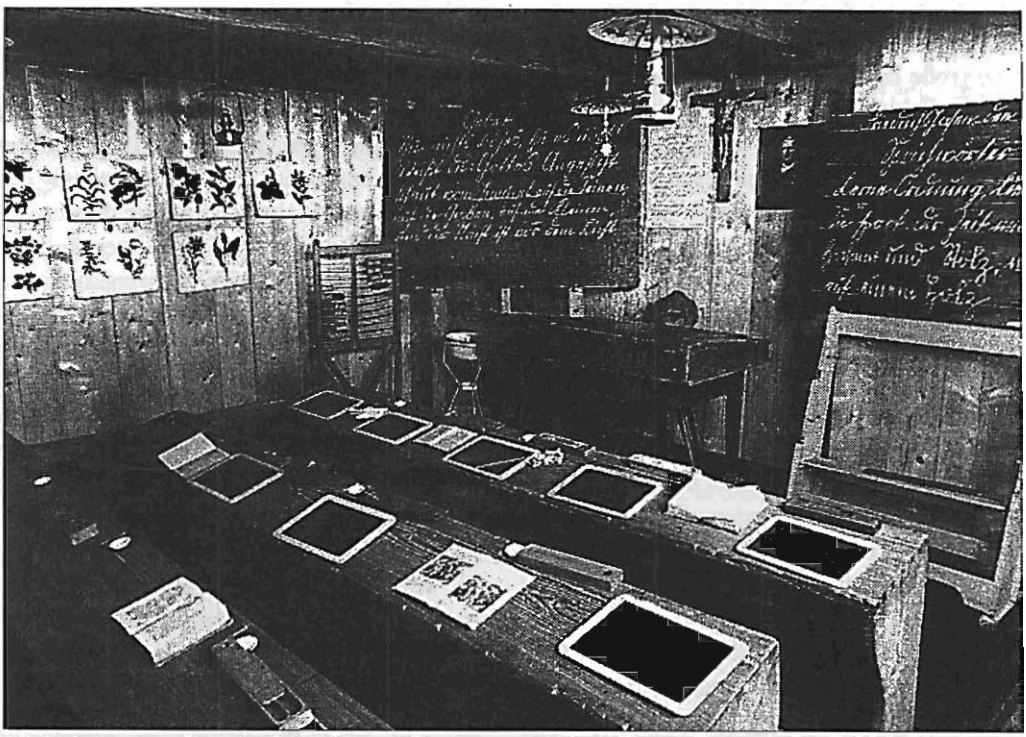
„Ein jeglicher Pfarrher oder sein Diakonus soll alle Sonntag eine sondere Zeit zu dem Catechisimo, fürnämlich für das jung Volck inn der Kirchen ... fürnehmen, und die Jugend dahin gewonen, daß sie folgender Catechisimum von Wort zu Wort auswendig lernen ... Hernach soll er ettliche Jungen öffentlich verhören ... und sollen die Kirchendiener mit der Jugend so freundlich und holdselig handeln, daß sie nicht von dem Catechismo abgeschreckt, sondern deren lustig werden, wie unser Herr Christus selbst sich der Kinder auf das freundlichste angenommen hat." Im Jahre 1599 gab Markgraf Ernst Friedrich Richtlinien für die Kirch- und Schuldiener der Markgrafschaft bekannt, in denen es heißt: „Es obliegt Uns, vorneblich auff Kirchen und Schulen nach äusserstem vermög ein wachsames aug zu haben."

Die Unterrichtszeit beschränkte sich anfänglich in der Regel auf die Wintermonate. Die Eltern schickten ihre Kinder erst nach der Erntezeit zur Schule, und im Frühjahr, wenn die Feldarbeit begann, hielten sie diese vom Unterricht fern. Jedoch ist Berichten zu entnehmen, daß es im 16. Jahrhundert neben den Winterschulen vereinzelt zusätzlich auch Sommerschulen gab, die während des 17. und 18. Jahrhunderts zur allgemeinen Einrichtung wurden. Gleichzeitig mehrten sich aber auch die Klagen wegen des unregelmäßigen Schulbesuchs gerade bei den Sommerschulen. Auch im Karlsruher Raum wurden solche Sommerschulen in vielen Orten eingeführt.

Anfang des 18. Jahrhunderts erfahren wir von solchen u. a. in Bauschlott, Durlach, Eggenstein, Linkenheim, Hochstetten, Knielingen, Grötzingen, Staffort, Wolfartsweier, Ittersbach, Söllingen, Stein und anderen Orten. Doch auch hier reißen die Klagen wegen des schlechten Schulbesuchs nicht ab. So wird aus Ittersbach gemeldet: „Schule wird schlecht frequentiert, Ermahnungen haben nicht gefruchtet". Von Bauschlott ist zu hören: „Schulmeister halte zwar Sommerschule, aber Niemand als des Pfarrers Kinder besuchen dieselbe." Die Klage aus Eggenstein ist mit einem energischen Vorschlag verbunden: „Die Eltern sollen das Schulgeld bezahlen, ob sie ihre Kinder schicken oder nicht; das sei das einzige Mittel, das helfen könne." Aus Stein hört man, „daß ungeachtet die Sommerschule allezeit verkündigt werde, schikken die Eltern ihre Kinder nicht einmal den Winter hindurch in die Schule, geschweige im Sommer". Selbst aus Durlach kommen Klagen, daß die Kinder besonders im Sommer „liederlich zur Schule kommen".

Die Lehrer

Sicher spielte dabei auch die wirtschaftliche Lage der Eltern eine nicht unerhebliche Rolle, da die das Schulgeld für den Lehrer aufbringen mußten. Von einem Volksschul-Lehrerstand kann in jener Zeit noch nicht gesprochen werden; oft war der Pfarrer der Lehrer. In manchen Orten wurden auch Lehrer aus anderen Gegenden als Schulmei-



Schulmuseum Friedrichshafen am Bodensee, in dem Darstellungen des Schulwesens vom Mittelalter bis zur Gegenwart gesammelt werden. (Öffnungszeiten Di–So 10–17 Uhr)

ster angenommen. Oder man holte als Lehrer Leute im Ort, die lesen, schreiben, singen und den Katechismus abhören konnten.

Diese übten ihre Tätigkeit meist als Nebenberuf aus, denn das Schulgeld, das sie von den Eltern erhielten, stellte infolge des unregelmäßigen Schulbesuchs kein sicheres Einkommen dar. Viele übten deshalb ein Handwerk aus, oder sie wurden als Gerichtsschreiber und zu Arbeiten im Gemeindedienst herangezogen. So waren z. B. die Schulmeister von Rüppurr und Berghausen 1658 mit dem Schätzungseinzug beschäftigt. Nach der Mitte des 17. Jahrhunderts erhielten die Schulmeister an manchen Orten auch schon eine Besoldung durch die Gemeinde.

Schulhäuser und Lehrerbesoldung

Schulhäuser entstanden erst langsam gegen Ende des 16. und im Laufe des 17. Jahrhunderts. Vorher war es üblich, daß der Schullehrer in der eigenen Wohnung Schule halten mußte. Das Wohnzimmer des Lehrers war zugleich die Schulstube. Der Bericht eines Schullehrers aus jener Zeit gibt einen Einblick in diese Situation: „Wenn Einer den Winter über 20 bis 30 Schulkinder bekommt, wäre es Noth, daß Weib und Kinder aus der engen Schulstuben wichen und den ganzen Winter über den anderen Leuten überlästig sein müssen."

Von den im 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts unter großen Anstrengungen errichteten Schulhäusern wurden dann viele im 30jährigen Krieg zerstört. Nur langsam

kamen danach die Schulen wieder in Gang; doch es währte nicht lange, da erlitt wiederum eine große Zahl der erbauten Schulhäuser das gleiche Schicksal.

Die badische Markgrafschaft war durch den Pfälzischen Erbfolgekrieg erneut Kriegsschauplatz geworden, wobei neben vielen anderen Orten am Oberrhein Durlach in Schutt und Asche sank. Die Kriegsfolgen bekamen nach der Wiederaufnahme des Schulunterrichts auch die Lehrer zu spüren, denn die Gemeinden konnten ihre Besoldung nicht mehr aufbringen. Erst um das Jahr 1720 wurde durch Markgraf Karl Wilhelm, dem Stadtgründer von Karlsruhe, der Ausbau des Schulwesens wieder systematisch vorangetrieben. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgte auf Antrag der Kirchenbehörde eine zweimalige jährliche Kollekte für einen Schulhaus-Baufonds. Gleichzeitig wollte man auch eine Aufbesserung der Besoldung für die Lehrer erreichen.

Nach einer Übersicht von Kirchenrat Bürklin im Jahre 1747 mit einer Aufzählung der Gemeinden, bei denen der Lehrer „hinreichende" Bezahlung erhielt, – wozu auch Karlsruhe zählte –, wird festgestellt: „bei den übrigen Schulstellen benebst einer Anzahl Pfarreien reicht das Einkommen zur täglichen Nothdurft nicht hin". Am 16. März 1747 wird der Markgraf gebeten, die fürstliche Rentkammer solle wegen der Aufbesserung der Lehrerbesoldung einen Vorschlag machen. Allein die Rentkammer war mit einer solchen Aufbesserung keineswegs einverstanden. Sie erwiderte, daß sie „die Verbesserung der allzu geringen Pfarr- und Schulkompetenzen, welche sich auf 4–5 000 Reichsthaler belaufen dürfte, vor eine pure Ohnmöglichkeit ansehe".

Nach einem weiteren Vorstoß bei Markgraf Karl Friedrich erging jedoch ein Betrag des Fürsten an die Rentkammer, um durch einen jährlichen Zuschuß an den geistlichen Verwaltungsfundus zur Verbesserung der schlechten Landesschulbesoldungen beizutragen. Diese Zuschüsse galten jedoch nur für die „geringsten Schulbesoldungen". Eine weitere Verbesserung, die heute wohl besonderes Erstaunen hervorruft, betraf die Heizung des Schulzimmers. Es bestand bisher die Anweisung, daß jedes Schulkind im Winter täglich 1 Scheit Holz in die Schule mitbringen mußte. Mit Decret vom 17. Mai 1754 wurde angeordnet, daß die Lieferung des Brennholzes künftig durch die Gemeinde erfolgen muß.

Die Förderung des Schulwesens durch Markgraf Karl Friedrich zeigte sich auch in der Einführung der Schulpflicht für alle Kinder vom 6.–13. Lebensjahr (General-Verordnung vom 28. September 1753). Sie galt sowohl für die Winter- wie Sommerschulen. Außerdem richtete er zusätzlich die Sonntagsschulen für die aus der Schule entlassenen Jugendlichen ein, wobei der Unterricht 1768 dahingehend erweitert wurde, daß er neben Religionslehre auch Lesen, Schreiben und Rechnen umfaßte.

In einer General-Synodal-Verordnung vom 25. Mai 1756 wird im Hinblick auf den Schulbesuch den Eltern, die ihre Kinder künftig nicht regelmäßig zur Schule schicken, angedroht, daß die Schultheißen diese für jeden versäumten Schultag sollen „ganz ohnfehlbar einstecken lassen". Gleichzeitig wird bestimmt, daß für arme Kinder das Schulgeld „aus dem Flecken-Almosen" beschafft werden soll. Die einzelnen Unterrichtsfächer wurden in einem Schulschematismus geregelt.

Vereinigung der Markgrafschaften

Im Jahre 1771 wurden die seit dem Jahre 1527 getrennten Markgrafschaften Baden-Durlach und Baden-Baden wieder vereinigt. In der Markgrafschaft Baden-Baden, die nach der Reformation katholisch verblieben war,

hatte es in den vergangenen 250 Jahren ebenfalls große Anstrengungen zur Hebung des Volksschulwesens gegeben.

Zuletzt hatte Markgraf August Georg v. Baden-Baden vor seinem Ableben in einer „Allgemeinen Landschulordnung" vom 27. Juni 1770 ebenfalls die Schulpflicht für das ganze Jahr eingeführt. Hier wurden für Eltern, die ihre Kinder nicht regelmäßig zur Schule schickten, Strafgelder angeordnet. Schulgeld wurde für arme Schulkinder nicht erhoben.

Nach dem Zusammenschluß der beiden Markgrafschaften blieben die konfessionsverschiedenen Schulen erhalten, und meist schickten die Eltern ihre Kinder auch in die Schule ihres Bekenntnisses; ein Zwang hierzu bestand jedoch nicht.

Da sich in der Folgezeit durch die Herausbildung verschiedener Schultypen das Schulwesen immer mehr differenzierte, entwickelte es sich zunehmend hin zur Simultanschule, die dann in Baden im 19. Jahrhundert eingeführt wurde und Vorbildfunktion für das Schulwesen in den anderen deutschen Ländern erlangte.

Die Lehrerausbildung

Zur Ausbildung der Lehrer ist erst aus dem Jahr 1756 eine allgemeine Verordnung bekannt. Sie sah vor, daß sich der angehende Lehrer bei dem Pfarrer und einem guten Schullehrer in den Schulunterricht – auf seine Kosten – wenigstens ein Jahr lang einfuhren und einüben ließ.

In einer Anweisung von 1757 werden nähere Ausführungen über die „am Schlusse der Ausbildung vor dem Fürstlichen Kirchenrats-Kollegium abzulegende Prüfung" gegeben. 1768 wurde beim Gymnasium in Karlsruhe ein Schulseminarium eingerichtet. Aufnahme in das Seminarium sollten nur solche finden, die „schon die ganze Schul-Präparation durchlaufen haben".

Die Ausbildungszeit dauerte ein Jahr. Im letzten Halbjahr sollte sich der Schulkandidat bei einem der besten Schullehrer „täglich eine Stunde in Methode Docenti üben". Im Hinblick auf den Bauernstand sollte auch das Okulieren der Bäume und der Seidenbau erlernt werden, ebenso mit Rücksicht auf die Handwerker und Architekten „die Reißstunden auf dem Rathaus zu Carlsruhe" besucht werden.

Den Nachweis über ihre Eignung hatten die Lehrer in häufigen Schulvisitationen zu erbringen. Bereits 1756 war eine monatliche und vierteljährliche Schulvisitation angeordnet worden. Beim jährlichen Hauptexamen waren 65 Prüfungsfragen zu beantworten.

1805 hatte Baden nach dem Sieg Napoleons über Österreich einen Teil der vorderösterreichischen Lande, zu denen der Breisgau gehörte, erhalten. Die Schulen dieses Gebietes unterstanden bisher der Regierung in Wien. Auch durch diesen Gebietszuwachs ergab sich für Baden, das nun Großherzogtum geworden war, die Aufgabe, durch einen Organisationsplan das gesamte Schulwesen neu zu ordnen, womit die Weichen für die weitere Entwicklung des Volksschulwesens in das 19. Jahrhundert gestellt wurden.

Amalie Heck

Hofrat Johann Lorenz Boeckmann und das erste deutsche Telegramm

Ein Karlsruher Physiker fördert „Telegraphik"

Bemühungen, Nachrichten auf große Entfernungen schneller als durch Boten zu übermitteln, reichen bis ins Altertum zurück. Vielfältig waren im Laufe der Jahre die Versuche, mit Hilfe von Apparaten optische Signale zu übermitteln, doch erst dem Franzosen Claude Chappe gelang es, einen wirklich brauchbaren optischen Telegraphen zu konstruieren. In seinem Land war 1789 die Revolution ausgebrochen, und der zur Untätigkeit verdammte Abbé Chappe hatte nun genügend Zeit, sich mit der von ihm geliebten Physik zu beschäftigen. Damals reifte in dem ehemaligen Geistlichen der Gedanke an eine telegraphische Übertragung, „die es der Regierung möglich machen könnte, Anordnungen in einem Bruchteil der bisher benötigten Zeit zu übermitteln". Nach vielen Versuchen, die seine Angehörigen mit umfangreichen Geldmitteln unterstützten, gelang es Claude Chappe, diesem optischen Telegraphen seine endgültige Form zu geben.

Das Signalisiergerät hatte einen zweiarmigen Hebel, der aus Brettern balkenartig zusammengesetzt auf einem Gerüst drehbar gelagert war, und an dessen Enden jeweils ein kleiner Flügel zusätzlich bewegt werden konnte. Mit Hilfe des Hebels und der Flügel vermochte Chappe 196 verschiedene Zeichen darzustellen. Um aber allzu schwierige Einstellungen zu vermeiden, beschränkte er sich auf 92 Zeichen. So brauchten nur Stellungen benutzt zu werden, die sich deutlich gegen den Horizont abhoben.

Claude Chappe

Am 22. März 1792 legte Claude Chappe seine Erfindung dem Konvent (Volksvertretung) der französischen Republik vor. Dieser entschied, daß eine Versuchsstrecke gebaut werden solle, die von Pelletier St. Fargeau nach St. Martin du Thertre führte. Am 17. Juli 1793 tauschte man auf dieser Telegraphenlinie – unter den mißtrauischen Blicken von Politikern und Wissenschaftlern – zwei Depeschen aus.

Die Nachricht lautete:

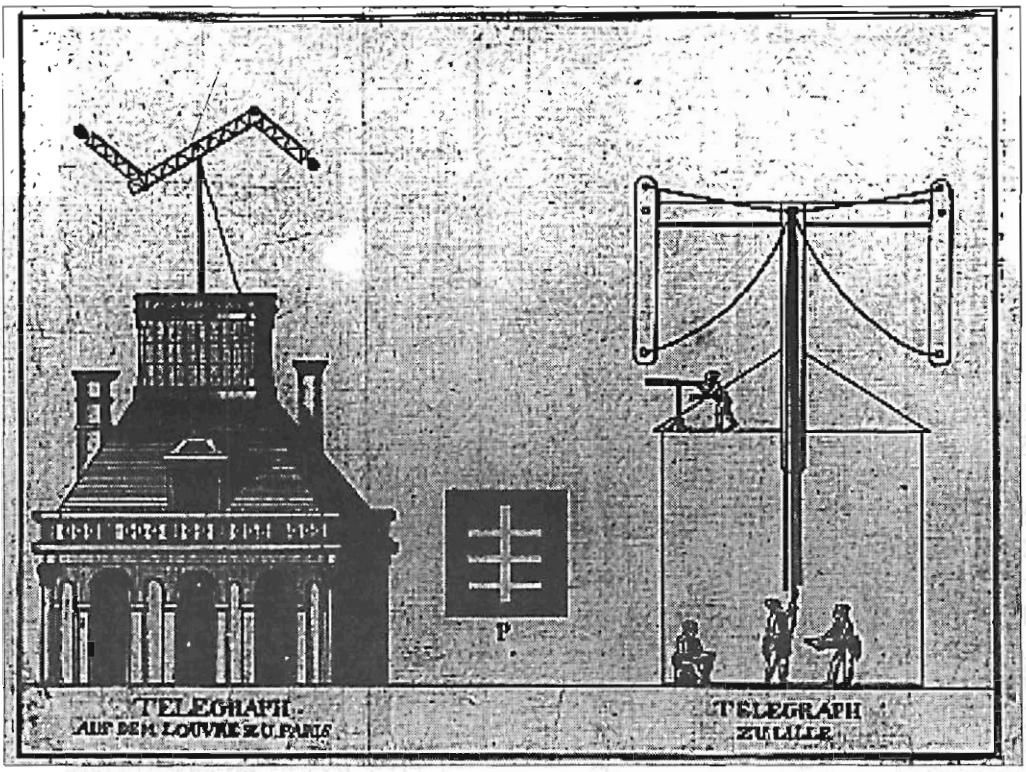
„Danou ist hier angekommen, er kündigt an, daß der Nationalkonvent seinen Sicherheitsausschuß autorisiert hat, die Papiere der Deputation zu versiegeln."

Die Antwort hieß:

„Die Bewohner dieser reizenden Gegend machen sich durch ihre Achtung gegenüber dem Nationalkonvent und dessen Gesetzen der Freiheit würdig."

Claude Chappe verblüffte die Prüfungskommission mit einer für damalige Zeiten unglaublichen Geschwindigkeit, in der die Telegramme durchgegeben werden konnten: Das erste benötigte für die 70 Kilometer lange Strecke elf, das zweite neun Minuten! Er wurde von der Regierung zum Telegrapheningenieur ernannt und der Pioniertruppe zugeteilt, denn das neue Kommunikationsmittel sollte militärischen Zwecken vorbehalten bleiben. Zugleich beauftragte man ihn mit dem Bau einer Telegraphenlinie von Paris nach Lille.

Es stellte eine gewaltige Herausforderung für ihn dar, eine Strecke von rund 225



Zwei Chappe-Telegraphen: Anfang und Ende der Linie Paris – Lille
Ein Pariser Bürger berichtet: „Der hiesige Telegraph befindet sich auf dem mittelsten Pavillon des Louvre. Es ist eine Art Observatorium, das über dem Dach emporragt, hat eine viereckige Form und ist flach gedeckt. Seine Seiten sind ganz verglast, damit man sich allenthalben umsehen kann... Wenn die Maschine schreibt, dann sagt das zu Tausenden umher versammelte Volk: 'La maschine va, ah! la maschine va!'"

Kilometern mit seinem System zu überbrükken. 22 Stationen mußten gebaut werden, und er äußerte sich hierzu:

„Es waren Initiative, Mühe und Hilfsmittel in unvorstellbarem Ausmaß aufzuwenden, um die zunächst nicht vorhersehbaren Hindernisse und Schwierigkeiten wegzuräumen und eine entsprechende Organisation zu bilden."

Europa horcht auf

Kaum hatte diese Linie mit ihrer Erprobung begonnen – ein Zeichen durchwanderte die 225 Kilometer in 2 Minuten –, als schon spektakuläre Depeschen nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa aufhorchen ließen.

In der Condé war es zu einem Aufstand von Royalisten gegen die neue Republik gekommen. Die Regierung gab den Generälen Kleber und Westermann Order, die Erhebung niederzuwerfen. Mit Hilfe des Chappe-Apparates konnte die Einnahme der Condé durch republikanische Truppen dem Konvent während einer Sitzung telegraphisch von Lille aus gemeldet werden. Der Text lautete:

„Die Condé ist der Republik wiedergewon-

nen worden, die Eingliederung hat heute um sechs Uhr stattgefunden."

Der Chappe-Telegraph hatte seine Leistungsfähigkeit bewiesen, und sein Erfinder wurde von der französischen Republik beauftragt, weitere Telegraphenlinien aufzubauen.

Johann Lorenz Boeckmann

Schon seit 1793 hatte im badischen Karlsruhe ein Mann mit wissenschaftlichem Interesse den Werdegang dieses neuartigen Signalsystems verfolgt: Hofrat Johann Lorenz Boeckmann. Geboren wurde er am 8. Mai 1741 in Lübeck. Nach dem Besuch des Gymnasiums in seiner Heimatstadt studierte er in Jena Theologie und Mathematik. Bereits 1764 wurde er zum Professor der Mathematik und Physik am akademischen Gymnasium in Karlsruhe ernannt. Zeitweise war er auch als Lehrer am badischen Hof tätig und genoß besonders das Vertrauen des Markgrafen Karl Friedrich.

Im Dezember 1794 erscheint in der Zeitung „Allgemeines Intelligenz = oder Wochenblatt für sämtlich = Hochfürstlich = Badische Lande" folgende Anzeige:

„Carlsruhe. Des Herrn Hofrath Boeckmanns Versuch über Telegraphik und Telegraphen, nebst der Beschreibung und Vereinfachung des französischen Telegraphen und der Anzeige einiger von ihm vorgeschlagener neuen Methoden, mit Kupfern, hat soeben die Presse verlassen und ist in Macklots Hofbuchhandlung à 1 fl. (Gulden) zu haben."

Am Anfang seines Büchleins stehen die Zeilen:

„Wenn anders ein Gegenstand, der von unbezweifelter Wichtigkeit ist, und ein reiner, guter Zweck einer literarischen Arbeit auch bei sonst geringen Vorzügen einigen Werth geben können, so verdient diese kleine Abhandlung über Telegraphik vielleicht eine nicht ungütige Aufnahme vom Publikum. Denn sie zielt ab auf Menschen und Länder Wohl, und ihr Thema ist vielumfassend und groß; zwar wohl nicht durchaus neu, und schon von würdigen Männern vor mir bearbeitet, doch immer noch mancher Entwicklung fähig, ganz das Augenmerk der itzigen Zeitperiode, und den Bedürfnissen derselben vollkommen angemessen!"

Einige Seiten weiter vermerkt er:

„Was ist denn also Telegraphik? Was sind Telegraphen? – Nach dem eigentlichen Sinn des Wortes ist jene eine Schreibkunst in die Ferne, oder die Wissenschaft, jemandem eine willkürliche Gedankenreihe in beliebiger Entfernung und mit ungewöhnlich großer Geschwindigkeit bestimmt und sicher bekannt zu machen; und ein Telegraph wäre dann ein Mann, der diese Kunst auszuüben versteht. Doch wird das Wort Telegraph itzt größtentheils in einer anderen Bedeutung, und für die ganze Einrichtung selbst gebraucht, vermittelst welcher die Gedanken in die Ferne mitgetheilt werden. . ."

Johann Lorenz Boeckmann geht nun auf Methoden ein, die bislang zur Übertragung von Botschaften oder Hinweisen verwendet worden waren: akustische Signale durch Zurufe über eine Menschenkette oder Sprechen in Röhren, um so den Schall möglichst weit zu befördern, Glockenschläge, Abfeuern von Geschützen usw. Beim optischen Signalisieren verweist er auf Feuer und Rauch, erwähnt dabei die Fackelzeichen des Altertums und schlägt vor, sehr hohe Buchstaben herzustellen, die mit Ferngläsern abgelesen werden könnten, ja, durch Beleuchten von hinten dem Beobachter auch nachts sichtbar zu machen wären.

Eine neue Methode

Doch auch eine neue Methode findet in seiner Schrift ihren Platz, nämlich das Zei-

chengeben mit Hilfe der Elektrizität. Natürlich drückt sich unser Physiker noch recht vage aus, schließlich hat er dies schon vor 200 Jahren geschrieben.

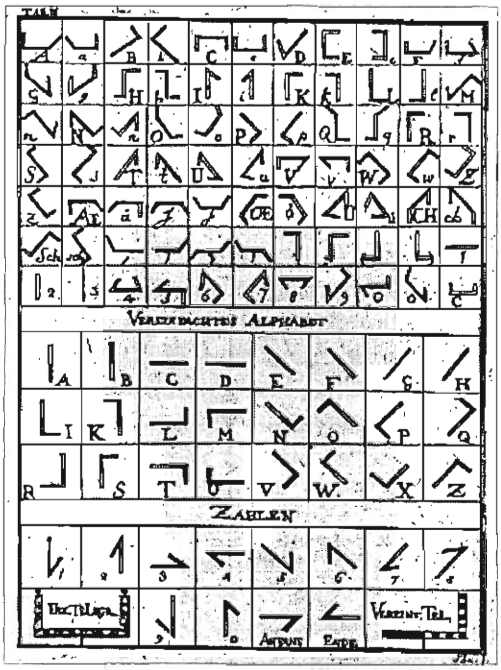
„Sie gäbe ohne Zweifel", so Professor Boeckmann, „die geschwindeste, weitreichendste, unaufhaltbarste, geheimste, allgemeinste Methode von allen, wenn sich bei ihrer Anwendung nicht so viele Schwierigkeiten fänden, und wenn sie nicht so außerordentlich teuer bey der ersten Anordnung wäre."

Natürlich ist sich Hofrat Boeckmann darüber im klaren, daß zu der Zeit, während der er das Manuskript für sein kleines Werk erarbeitet hat, der Chappe-Apparat wohl das optimalste auf dem Gebiet der Telegraphik darstellte, und er meint:

„Der merkwürdigste Zeitpunkt für die Telegraphik seit Jahrtausenden fängt ohne Zweifel im vorigen Jahre an, da die französische Nation, mitten unter ihrer schrecklichsten Staatsumwälzung, von der Wichtigkeit dieser Kunst belebt, sich entschloß, einen sehr ausgedehnten Gebrauch davon zu machen, die schleunigste Anordnung dazu fürs erste von Lille bis Paris anbefahl, solche seit wenigen Monaten mit dem Aufwande sehr großer Summen vollendet und benutzt sieht, und nun ähnliche Einrichtungen für alle Hauptorte des Reichs wirklich beschlossen hat ...

Die Mittheilung der Depeschen kann bey jeder Witterung geschehen, nur nicht bey starkem Nebel und regnerischem Himmel. Und die Nachrichten können auf jeder Station entweder bekannt werden oder geheim bleiben; können mit großer Schnelligkeit auf beträchtliche Weiten fortgeschickt, auch zur Vermeidung von Irrthümern revidiert und verbessert werden."

Doch so ganz ist unser Karlsruher Physiker mit der Konstruktion des französischen Telegraphen nicht einverstanden, und er



Das Alphabet von Chappe-Telegraphen (o.) und das vereinfachte Alphabet von Boeckmann (u.) „Ich will es nicht rügen", meinte der Karlsruher Physiker zur oberen Tabelle, „daß einzelne Buchstaben dar nicht da sind, wie zum Einen das kleine d. Ich will es übersehen, daß unterschiedliche Buchstaben mit einerlei Figuren bezeichnet sind, denn es können dieses Fehler des Zeichners oder Kupferstechers seyn."

meint: „Übrigens hat diese Methode im Ganzen viel Schätzbares an sich. Sie ist nämlich in Absicht ihrer Erfindung nicht ohne Witz und Scharfsinn. Sie hat eine gewisse Einfachheit zur Grundlage, und es fehlt ihren Signalen nicht an Wahrnehmbarkeit und Deutlichkeit. Doch finden sich auch bei der näheren Untersuchung und wirklichen Anwendung derselben mancherlei Schwierigkeiten und Mängel, und daher ziemlich viel Stoff zu allerhand Bemerkungen, und Veranlassungen genug zum Wunsche, sie vereinfacht und verbessert zusehen...

Sobald ich die erste Nachricht von der

Beschaffenheit dieses Telegraphen erhielt", erklärt er, „so verfertigte ich mir auf der Stelle ein kleines Modell und signalisierte zuerst mit demselben im Zimmer. Dadurch fand ich denn bald das Mangelnde und Beschwerliche bey ihm, sowohl im Geben der Zeichen als im Beobachten derselben. Ich beschäftigte mich nun vor allen Dingen mit der Vereinfachung des Alphabetes, indem ich zuerst die überflüssigen Zeichen für die großen Buchstaben verwarf, und dann die Zeichen für Colon und Semicolon, für Frage und Ausrufung und für die Klammern ausstrich. Denn wer wird wohl in einem Aufsatz für Telegraphen Einschiebsel bringen? Oder, wer wird seine Periode (Satzgefüge) nicht so bilden, daß man eine Frage auch ohne das Zeichen erkennen könne? Wem indessen diese Zeichen am Herzen liegen sollten, der kann sie immerhin behalten, da Figuren für diesselben genug da sind, Allein es muß bey dieser Schreiberey alles aufs möglichste vereinfacht werden, so lang' es nämlich ohne Nachtheil der Deutlichkeit geschehen kann ...

Allein auch hier mißfiel mir die unaufhörliche Veränderung in der Lage der zween Arme gegen die große Rahme, weil sie zeitfressend ist und leicht Gelegenheit zu Irrthümern geben kann. Ich bediene mich daher izt nur noch eines einzigen Armes, und gebe zu diesem Zwecke der einen Hälfte der großen Rahme ein Unterscheidungs-Merkmal, wozu ich unter mehreren anderen deswegen die durchscheinenden Intervalle an der Rahme und dem Arm wählte, weil diese Seite, die durch den Arm etwas schwerer ist, dadurch wieder etwas erleichtert wird. Aus dieser Veränderung entspringt nun der Vortheil, daß die große Rahme für sich allein, und ohne Arm, durch ihre vier Hauptstellungen schon acht deutlich ausgedruckte Zeichen abbildet; weil nämlich in jeder Lage derselben die durchscheinende Hälfte einmal oben und einmal unten ist. Es liefert ferner der Arm, wenn er mit der großen Rahme unter einem Winkel von 90° einmal rechts und einmal links verbunden wird, wieder 16 Zeichen, und so sind denn die 24 Buchstaben-Charaktere da! Wird endlich der Arm spitzwinklig gestellt, so gibt er Zeichen für die Zahlen.

So vereinfacht ist denn nun der französische Telegraph noch weit brauchbarer als vorher. Auch ist der Unterricht für seine Behandlung weniger mühsam; und selbst der Kostenaufwand scheint mir izt, da wir die ganze Sache kennen, ganz anders."

Am Ende seines Büchleins vermerkt Johann Lorenz Boeckmann:

„Ehrfurchtsvoll zieh' ich mich hier zurück mit der bescheidenen Hoffnung, daß dereinst, wenn die izt ausgestreute Saat in vollen Ähren aufblühet und der reichen Ernte entgegenreifet, daß dann ein Biedermann vielleicht es der Nachwelt sagen wird, daß auch meine schwache Hand in gutem Lande eine kleine Furche zur Aufnahme und Entwicklung jenes Samens gezogen habe!"

Das erste Telegramm

Zu der Zeit, als das Manuskript in Druck gegangen ist, muß es gewesen sein, daß der Hofrat einen Telegraphen nach seinen Entwürfen anfertigen läßt und einige Helfer mit der Handhabung des Geräts vertraut macht. Am 22. November hat Markgraf Karl Friedrich Geburtstag, und Professor Boeckmann plant, ihm einen außergewöhnlichen Glückwunsch zu übermitteln. Der Physiker braucht für seinen Telegraphen einen günstigen Standort, damit dieser vom Schloß aus gut zu sehen ist, und man kann annehmen, daß er dazu den Turmberg bei Durlach bestimmt hat. Das Ganze ist von Boeckmann gut organisiert worden, und so kann er am 22. November 1794 Deutschlands erstes Telegramm durchgeben. Dieses Ereignis dokumentiert die „Hanauer Neue Europäische Zeitung". Am

13. Dezember 1794 bringt sie die Nachricht:

„Bei Gelegenheit des Geburtsfestes des Herrn Markgrafen von Baden ward folgendes kleine Gedicht durch den neuen Telegraphen des Herrn Hofraths Boeckmann aus einer Entfernung von anderthalb Stunden (gemeint sind Wegstunden, etwa 6,5 km) nach Karlsruhe signalisiert:

Groß ist das Fest, und schön! der Gute lebt,
Um dessen Fürstenthron der Vorsicht Auge schwebt,
Den seines Volkes Lieb', den Bürgertreu beglücket.
Heil ihm! so tönt es fern und nah!
O Fürst, sieh hier, was Teutschland noch nicht sah,
Wie Dir ein Telegraph heut Segenswünsche schicket."

Die Zeitung fügt hinzu:

„Die Depesche hat mehr als 200 Buchstaben und war in weniger als 10 Minuten deutlich und sicher signalisiert."

„Mit seinem Instrument (dem Telegraphen)" berichtet Hofrat Wucherer, ein Zeitgenosse von Boeckmann, später, „begab er sich im Januar 1795 nach Heidelberg und von da nach Mannheim, wo, auf Befehl des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, Versuche damit angestellt wurden, die so befriedigend ausfielen, daß seine Königliche Hoheit den Entschluß faßte, eine telegraphische Linie von Mannheim nach Mainz errichten zu lassen."

Albert von Sachsen-Teschen war Oberbefehlshaber der damaligen Reichsarmee, die die Absicht hatte, Boeckmanns optisches Signalsystem einzufahren. Doch die wirren Zeiten wirkten sich ungünstig für den Karlsruher Physiker aus. Seit 1792 tobt der erste Koalitionskrieg mit Frankreich auf der einen und Österreich und Preußen auf der anderen Seite. Die Franzosen haben in der jetzigen Phase der Auseinandersetzung eindeutig die besseren Karten, und schon knapp drei Monate nach Boeckmanns Versuchen in Mannheim schließt Preußen am 5. April 1795 zu Basel eine Separatfrieden mit der französischen Republik. Zum Bau einer Telegraphenlinie kommt es deshalb nicht.

„Merkwürdig ist's", vermerkt Hofrat Wucherer geheimnisvoll, „daß schon 1795, gleich nach den in Mannheim angestellten Versuchen, zu verschiedenen Zeiten drey vornehme Fremde die sich aber nie völlig zu erkennen gaben – ihn hier in Carlsruhe besuchten und ihm fremde Dienste unter höchst vorteilhaften Bedingungen anboten. Er aber blieb unbeweglich bey seinem Entschluß: Hochfürstlich Badische Dienste verlaß' ich nicht!"

Seine wohl letzte Kutschenreise unternimmt er anfangs des Jahres 1802 zu seinem „Sohn und Erben" nach Erbach. Vermutlich will er an seinem Lebensende alles geregelt wissen. Am 15. Dezember 1802 schließt Hofrat Boeckmann in Karlsruhe für immer die Augen.

Sein Lebenswerk

Der badische Professor war ein arbeitsamer und schreibfreudiger Mann. So erschien 1769 sein Buch „Erste Gründe der Mechanik", dem 1775 die „Naturlehre" folgte. 1781 und 1784 wurden seine Schriften „Beyträge zur neuesten Geschichte der Witterungslehre" und „Carlsruher Beyträge zur physischen Geschichte des außerordentlichen Winters von November 1783 bis April 1784" verlegt. 1786 kam dann die Arbeit „Ueber Anwendung der Electricität bei Kranken" heraus, und 1787 seine Abhandlung „Welche Fortschritte machten Mathematik und Naturlehre in den badischen Ländern". 1794 wurde „Versuche ueber Telegraphie und Telegraphen" veröffentlicht, und 1830 – 28 Jahre nach seinem Tod „Ueber Blitzableiter" als Neuauflage. Im Ganzen erschienen von ihm

24 Arbeiten sowie zahlreiche Artikel und Rezensionen in verschiedenen Journalen und Zeitungen.

In seinem Nachruf für den Wissenschaftler Johann Lorenz Boeckmann schreibt Hofrat Wucherer unter anderem:

„Nun sieht er die Wahrheit im vollen Lichte, Boeckmann, dessen Leben der Erweiterung seiner Lieblingswissenschaften, dem näheren Dienst des Hochfürstlichen Badischen Hauses, unserer akademischen Fürstenschule, dem Vaterland im Ganzen und seinen Freunden gewidmet war."

Heinz Straub

Christian Thran

Markgräflich Badischer Hofgärtner und Afrikareisender

Touristen, die sich heute in den Badeorten der tunesischen Mittelmeerküste sonnen, werden wahrscheinlich kaum eine Vorstellung davon haben, wie gefahrvoll und strapaziös eine solche Reise vor mehr als 250 Jahren war. Darüber berichtet uns der markgräflich badische Hofgärtner Christian Thran, der von 1731 bis 1733 im Auftrag des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach eine Reise nach Afrika machte, um seltene Pflanzen und Tiere für den Schloßgarten der gerade neu angelegten Residenzstadt Karlsruhe zu holen. Daß sich seine Aufzeichnungen überhaupt erhalten haben, ist als Glücksfall zu bezeichnen. Erst 1914 nämlich wurde das Tagebuch seiner Afrikareise auf einer Straßburger Auktion für den Großherzoglichen Hausfideikommiß erworben. Es befindet sich deshalb seither im Generallandesarchiv.

Im sächsischen Auftrag

Daß Thrans Reise überhaupt zustandekam, ist allerdings dem Erkenntnisinteresse eines anderen Monarchen zu verdanken, dessen Hofhaltung weit prächtiger und größer als die des badischen war. Es handelt sich um Friedrich August I., genannt der Starke, der in Personalunion Kurfürst von Sachsen und König von Polen war. Seine Prachtentfaltung am Dresdener Hof ist legendär. So hatte Markgraf Karl Wilhelm u. a. an den dortigen Karnevalsfestlichkeiten, die mit enormem Aufwand veranstaltet wurden, teilgenommen. Zu einer standesgemäßen Hofhaltung gehörte es damals offensichtlich aber auch, daß die fürstlichen Gärten mit exotischen Gewächsen und Tieren ausgestattet waren. So wollte sich der sächsische König von Polen mit seinen vier Löwen, zwei Leoparden, zehn Tigern und mehreren Affenarten, die er in seinen Menagerien in Dresden und beim Jagdschloß Moritzburg hielt, noch nicht zufriedengeben und genehmigte die Mittel für eine naturwissenschaftliche Entdeckungsreise des Leipziger Gelehrten Johann Ernst Hebenstreit (1702–1757) nach Afrika. Diesen begleiteten u. a. der Botaniker Christian Gottlieb Ludwig, der englische Forschungsreisende Thomas Shaw und der Maler Christian Friedrich Schuberth. Die Reise führte zunächst über Frankfurt nach Karlsruhe, um den „Blumengärtner Thran, einen in der Kräuterwissenschaft und Zeichnungskunst erfahrenen Menschen", aufzunehmen, aber auch „sowohl einige in des Herrn Markgrafen Menagerie befindliche seltene Tiere, als sonderlich einen guten Vorrat fremder Gewächse nach dem bereits eingesandten

Verzeichnis zu erwerben". Der leidenschaftliche Botaniker Karl Wilhelm hatte offenbar schon bis dahin eine so imposante Sammlung in Fauna und Flora vorzuweisen, daß man auch in Dresden davon profitieren wollte. Die Expedition aus Sachsen kam ihm gerade recht, um seinen Gärtner mit nach Afrika schicken und damit seine Sammlung ergänzen zu können. Am 14. November 1731 reiste Thran „in Gesellschaft der von Ihro Churfürstlichen Durchlaucht von Sachsen an die Barbarische Cüsten beorderte Compagnie" von Karlsruhe ab, zunächst „um das lustig und wohlgebaute Schloß Rastatt zu besehen". Man ließ sich offensichtlich Zeit, um die Sehenswürdigkeiten der an der Reiseroute liegenden Orte und Landschaften studieren und außerdem noch botanische Studien betreiben zu können. So beschreibt Thran ausführlich die Stationen der Reise von Straßburg durch das Elsaß nach Basel, durch die Schweiz nach Lausanne und Genf, und durch Frankreich von Lyon über Orange und Avignon nach Marseille.

Die Reise nach Algier

In Marseille schiffte sich die Reisegesellschaft nach Algier ein. Der englische Kapitän des Schiffes „Neptun" und sein betrunkener Steuermann bewiesen sich als unzuverlässige Seeleute, die in einem Nordweststurm den Kurs verloren. Erst nach 23tägiger Irrfahrt erreichte man erschöpft, aber glücklich Algier, „ganz weiß zwischen den Bergen", nachdem schon Proviant und Trinkwasser ausgegangen waren. Die Expedition betrat afrikanischen Boden am 16. Februar 1732, somit nach einer bisherigen Reisedauer von einem Vierteljahr.

Algerien und Tunesien sind seit der Eroberung durch die Kalifen im 7. Jahrhundert n. Chr. unterschiedlich stark vom Islam geprägte Länder. Im frühen 18. Jahrhundert



Gesellenbrief von Meister Christian Thran für Gottfried Abraham Schneeberger 1755. In der Majuskel „I" des Ausschnitts stellt die Figur mit dem Rechen wahrscheinlich ein Selbstportrait von Christian Thran dar.

waren sie Vasallenstaaten des osmanischen Reiches. Die Entdeckungsreisenden sollten dies gleich bei ihrer Ankunft zu spüren bekommen. Auf Empfehlung des englischen Konsuls Mr. Black wurden sie in den Palast des türkischen Dey vorgelassen, der sie in seinem Schlafzimmer empfing, nachdem ihnen sogenannte Christensklaven die Schuhe ausgezogen hatten. Vor dem Dey mußten sie daraufhin niederknien und ihm die Hand küssen. Er gab ihnen die Genehmigung, die Stadt zu besichtigen und das Land zu bereisen, Thran beschrieb die Lebensverhältnisse in Algier in seinem Tagebuch auf mitunter recht drastische Art, wobei er auf Eß- und Trinkgewohnheiten, Kleidersitten und die Behandlung der Frauen in der islamischen Gesellschaft einging. Auch die Bauart der Wohnhäuser und der Sklavenmarkt waren ihm eine Betrachtung wert. Eine Strafexpedition, die der Dey unter Leitung seines Sohnes mit 150 Spahis ausgeschickt hatte, um von maurischen Gebirgsvölkern den überfälligen Tribut einzufordern, gab unseren Afrikaforschern die Möglichkeit, das Landesinnere zu besichtigen. Bei dieser Gelegenheit wurden nun auch Pflanzen gesammelt und Tiere eingefangen. Außerdem stieß man auf die Spuren römischer Ansiedlungen, die mit besonderem Interesse wahrgenommen und in den Reiseberichten beschrieben wurden. Nach Algier zurückgekehrt, begab sich die Reisegruppe mit Empfehlungsschreiben des Deys per Schiff nach Tunesien, wo sie mehrere Küstenorte besichtigte, bevor sie auf dem Landweg nach Tunis aufbrach.

Weiter nach Tunesien

Hier wurde ihnen die weitere Reise ins Landesinnere verwehrt, da der Bey von Tunis „wegen des Hasses der Mauren gegen die Christen" um ihr Leben fürchtete. Nachdem sie die Ruinen von Carthago besichtigt hatten, machte ein Teil der Gruppe, unter ihnen Hebenstreit und Thran, auf dem Seeweg noch einen Abstecher nach Tripolis. Von hier brach man zu einer Reise nach Lepida (Leptis Magna) auf, um die dortigen römischen Altertümer in Augenschein zu nehmen.

Die botanische Ausbeute in dem kargen Land war allerdings gering, so daß man alsbald wieder abreiste und über die Insel Malta nach Tunis zurückkehrte. Mit den in Tunis zurückgelassenen Gefährten machten unsere Afrikaforscher noch eine Expedition an die heute durch die Reiseprospekte bekanntgewordenen Badeorte an der tunesischen Ostküste Hammamet und Monasti und die Hafenstädte Sousse und Sfax sowie in das Landesinnere, nachdem dies ihnen der Bey inzwischen erlaubt hatte. Dabei streiften sie die Stadt Kairuan, die wegen ihrer großen Moschee das Mekka Nordafrikas genannt wird, und El Djem, das römische Thysdrus, in dem noch heute ein antikes Amphitheater steht, das dem Kolosseum in Rom in den Ausmaßen durchaus vergleichbar ist und das Thran in seinem Tagebuch auch begeistert beschrieben hat.

Die Rückreise

Nach den archäologischen Studien wandte man sich wieder dem eigentlichen Zweck der Reise zu, nämlich seltener Exemplare in Fauna und Flora habhaft zu werden, und kehrte schließlich mit einer Karawane auf dem Landweg nach Tunis zurück. Dort erreichte die Expedition die Nachricht vom Tode Augusts des Starken, der am 1. Februar 1733 gestorben war, und die Aufforderung, in die Heimat zurückzukehren. Ursprünglich sollte die Reise nämlich noch an die afrikanische Westküste in den Senegal und sogar bis zum Kap der Guten Hoffnung gehen. So aber machten sich unsere Afrikaforscher am 17. April 1733 per Schiff auf den

Heimweg, was ähnlich gefahrvoll wie die Hinreise werden sollte, gingen doch mehrere Tiere und ein Teil der Ladung im Sturm verloren. Die Gruppe hatte sich allerdings getrennt. Der Botaniker Ludwig und einige Gefährten reisten auf dem Seeweg über England zurück, Hebenstreit, der schon in Marseille per Reskript zum Professor an der Universität Leipzig ernannt wurde, und Thran durch Frankreich, Holland und Belgien.

Dies gab unserem Hofgärtner die Gelegenheit, wiederum die Städte auf dieser Reiseroute zu bewundern, wobei ihn Paris und Amsterdam besonders faszinierten, Thran traf am 26. September 1733 wieder in Karlsruhe ein und war damit fast zwei Jahre unterwegs gewesen. Wie er hier empfangen worden ist und wie die Ausbeute seiner Afrikareise ausgefallen war, hat er in seinem Tagebuch leider nicht mehr überliefert. Dresden erreichten immerhin 50 Tiere, darunter „eine muntere Löwin", ein „Tigerthür", eine Hyäne, ein Schakal, sechs „barbarische Schafe", zwei Stachelschweine und mehrere Vogel- und Affenarten. Welche Pflanzen den Weg in die kurfürstlichen Gärten nahmen, ist einem Verzeichnis von 1735 zu entnehmen. Die Naturaliensammlungen, Zeichnungen Schuberths und vielleicht auch Thrans wurden im Zwinger aufbewahrt und bei einem Brand am 6. Mai 1849 vernichtet. Den Verlauf der Reise hat Martin Große aber anhand der Berichte Hebenstreits und Ludwigs und noch ohne Kenntnis von Thrans Tagebuch 1901 in den „Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig" rekonstruieren können.

Wissenschaftliche Ausbeute

Was Thrans Aufzeichnungen über die zumeist trocken wissenschaftliche Berichterstattung der anderen Reiseteilnehmer hinaushebt, ist die lebendige Schilderung „von Landschaft und Leuten, vor allem aber Sitten und Gebräuchen", wie Emil Lacroix schon 1932 in der Zeitschrift „Pyramide" festgestellt hat. So ist sein Tagebuch nicht nur eine interessante Quelle für Botaniker und Archäologen, sondern auch für Ethnologen und Historiker. Um diese Quelle dem genannten Forscherkreis besser nutzbar machen zu können, wurde das 175 Doppelseiten umfassende Tagebuch im Rahmen eines Praktikums bei den Stadtgeschichtlichen Sammlungen von Roland Dauber bereits vollständig transkribiert. Vielleicht kann es sogar einmal ediert und in gedruckter Form vorgelegt werden.

Thrans Lebensweg

Zur Biographie seines Verfassers ist relativ wenig bekannt. So weiß man über Thrans Lebensweg vor seiner Tätigkeit in Karlsruhe allein, daß er 1695 in Sonderburg auf der dänischen Insel Alsen geboren wurde. Vielleicht hat ihn Markgraf Karl Wilhelm auf einer seiner zahlreichen Auslandsreisen kennengelernt und nach Karlsruhe mitgenommen.

Bedarf nach kundigen Experten war ja bei der Anlage der Schloßgärten genug vorhanden. Wer für die Planung der Gärten nach dem Versailler Vorbild seit der Stadtgründung im Jahre 1715 die Hauptverantwortung trug, ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen, waren doch dort noch andere Gärtner außer Thran am Werk. Sein Einfluß scheint erst später gewachsen zu sein. 1739, ein Jahr nach dem Tod des Stadtgründers, zeichnete er die bekannten Karlsruher Stadtansichten aus der Vogelperspektive in den entgegengesetzten Himmelsrichtungen.

Hier beschreibt er auch sehr detailliert die Gartenanlagen und die Menagerien und bezeichnet sich selbst als „Gärtner, der die Inspection über sämtliche allhiesigen Fürstl.

Gärten hat". Nach Karl Gustav Fecht gab Thran 1747 einen Pflanzenkatalog heraus, der „über 2000 verschiedene exotische Pflanzen und Bäume" enthielt, darunter Kampfer- und Maulbeerbäume, die wohl zur Ausbeute seiner Afrikareise gehört hatten.

Nach Otto Konrad Roller soll Thran angeblich auch die Krapp-Pflanze, die sich zum Färben von Stoffen eignete, aus Afrika mitgebracht haben.

Sicher ist, daß er 1753 eine privilegierte Gesellschaft zur Einführung der Krappindustrie gründete.

Daraufhin entstanden Krappfabriken in Durlach und Grötzingen, und noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts bauten die Bauern der Umgegend Krapp an, bis der Anbau dieser Pflanze durch die Farbstoffe der chemischen Industrie unrentabel wurde.

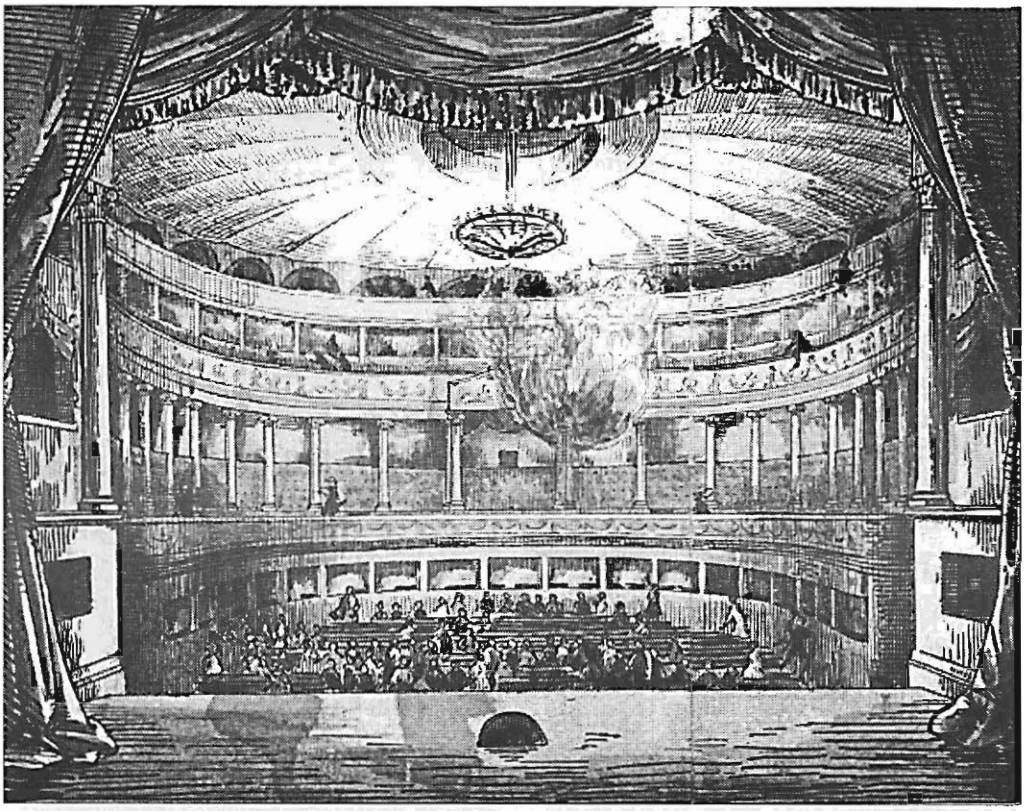
Als Markgraf Karl Friedrich 1746 die Regierung antrat, wurden die barocken Gartenanlagen und Menagerien als nicht mehr zeitgemäß empfunden und verschwanden nach und nach. Thran zog sich nach Durlach zurück und betreute den dortigen Schloßgarten. Er nahm aber auch noch Lehrlinge an. So ist ein prächtiger 1755 von ihm ausgestellter und gezeichneter Gesellenbrief überliefert, der im Stadtarchiv aufbewahrt wird. Derart aufwendige „Handwerkskundschaften" waren im 18. Jahrhundert üblich. Thran bescheinigte darin dem Durlacher Gottfried Abraham Schneeberger, daß dieser drei Jahre lang „fleißig" die Gartenkunst bei ihm erlernt habe und nun auf Wanderschaft gehen wolle. Die vegetabilischen Verzierungen und der exotische Figurenschmuck auf der Urkunde sind sicherlich eine Reminiszenz an seine Afrikareise. Kleine Veduten von Paris, Karlsruhe und Rom sowie offensichtlich ein Selbstportrait mit Rechen sind ebenfalls unter dem barocken Zierat zu finden.

Bis ins hohe Alter war Thran als Gärtner tätig. So fertigte er noch als über 80jähriger ein Verzeichnis über sämtliche Gemüsearten in den markgräflichen Küchengärten an. Als er am 17. November 1778 starb, hinterließ er seinen drei Töchtern ein recht ansehnliches Vermögen, was er vielleicht durch die Beteiligung an der Krappfabrikation erworben hatte. Seine Frau Rosina, geb. Kummer, die er 1734 geheiratet hatte, war ihm bereits 1761 vorausgegangen, und seine beiden Söhne, Johann Christian, zu dessen Taufe 1735 auch der Leipziger Gelehrte Hebenstreit gekommen war, und der 1744 geborene August Theodor waren wahrscheinlich auch nicht mehr am Leben.

Peter Pretsch

Der Karlsruher Theaterbrand 1847 und sein letztes Opfer

Am 28. Februar 1847, einem Sonntag, brach bald nach 17 Uhr im Großherzoglichen Hoftheater zu Karlsruhe ein verheerender Brand aus, der das von Weinbrenner erbaute Theater in kurzer Zeit völlig vernichtete. Das Brandunglück forderte zahlreiche Todesopfer. Das für die Unglücklichen im alten Friedhof an der Kapellenstraße errichtete Denkmal zählt 64 Namen. In Wirklichkeit waren es 65 Tote. Ein Name war vergessen worden. Die Kunde von der Brandkatastrophe erschütterte nicht nur die Stadt Karlsruhe und das badische Land, sondern verbreitete sich rasch in ganz Europa. Überall erschienen ausführ-



Blick ins Innere des Hoftheaters beim Ausbruch des Brandes.

liche Presseberichte und eine Unzahl von Broschüren, welche die Vorgänge beim Brand ausführlich schilderten, oft unter Zitierung von Augenzeugenberichten. Danach war der Brand an der Hofloge ausgebrochen, als ein Hofdiener die schadhafte Gasbeleuchtung entzündete und die durch einen Luftzug noch verstärkte Flamme die zu nahe angebrachte, leicht brennbare Draperie ergriff.

Hof-Feuer-Polizei und Feuer-Lösch-Ordnung" von 1840

Der dramatische Verlauf des Unglücks zeigte, daß viele Sicherheitsvorgaben unbeachtet geblieben waren, obwohl die Vorschriften solche durchaus enthielten. So erscheint es unverständlich, daß von vier vorhandenen Türen auf der dritten Galerie, um Personal zu sparen, seit langem nur eine einzige geöffnet war. Die Flüchtenden stürzten vor dieser Tür übereinander und verstopften sie so vollständig, daß niemand mehr hindurchkommen konnte. Erst als der siebenundzwanzigjährige Kaufmann Moritz Reutlinger eine weitere Tür durch Einsatz aller Körperkräfte aufgebrochen hatte, konnte noch eine Anzahl von Gefährdeten durch diese nach unten gelangen.

Nachdem die Besucher des Parterres und der unteren Galerien sich relativ problemlos retten konnten, kam die verhängnisvolle Falschmeldung auf, es sei niemand mehr im Theater. Infolgedessen wurden die Türen im Parterre geschlossen. Wer von der dritten

Galerie hinuntersprang, kam nicht mehr hinaus. Zu allem Überfluß schaltete man die Gaszufuhr ab, so daß alle noch nicht von den Flammen ergriffenen Gänge und Treppen völlig im Dunkeln lagen.

Verzweifelt versuchten viele sich durch Sprünge aus dem dritten Stock auf ein Vordach zu retten, was tatsächlich den meisten ohne größere Verletzungen gelang. Das Schreien und Jammern der Eingeschlossenen endete, als sie allmählich durch den beißenden Rauch betäubt wurden und vollends, als das Gebäude lichterloh brennend in sich zusammenstürzte.

Alle Maßnahmen geschahen völlig unkoordiniert. Die vorhandenen Hilfsmittel waren absolut unzulänglich. So zeigte sich unter anderem, daß die Rettungsleitern alle zu kurz waren. Nicht viel besser stand es mit den drei verfügbaren Feuerspritzen, von denen überhaupt nur eine funktionierte. Als die gut ausgerüstete und wohltrainierte Durlacher Freiwillige Feuerwehr eintraf, war nicht mehr viel zu retten. Immerhin war es ihr möglich, angrenzende Gebäude vor dem Übergreifen der Flammen zu bewahren.

Die vielen Versäumnisse und das zum Teil verständliche Fehlverhalten der Verantwortlichen während der Brandkatastrophe wurde diesen bald um Vorwurf gemacht. Man glaubte, daß es kaum zu Todesopfern hätte kommen müssen, wenn nicht völlig kopflos gehandelt worden wäre.

Die Opfer

Zu den Opfern zählten vor allem Besucher der über der Hofloge gelegenen dritten Galerie. Dort hatte sich das Publikum schon frühzeitig eingefunden und drängte sich lange vor 5 Uhr um die besten Plätze.

Das auf dem Spielplan stehende Stück „Der Artesische Brunnen" von G. Raeder war eine ausgesprochen volkstümliche Zauberposse mit



Joseph Fromholzer 1825–47, nach einer Daguerreotypie, Lahr 1846.

Musik, die sich bereits in der vorausgegangenen Fasnachtszeit als Kassenschlager erwiesen hatte. Daher waren die billigen Plätze der dritten Galerie vorwiegend von jungen Leuten besetzt.

Bei den städtischen Unterlagen befindet sich ein „Verzeichniß der bey dem Hof Theater Brand am 28. Februar 1847. Verunglückten".

Hier sind 64 Namen aufgeführt mit Angabe des Geburtsortes, des Alters, der Konfession oder der familären Herkunft. Das jüngste Todesopfer war der achtjährige Sohn Eduard des Oberleutnants Kobe. Die älteste Verunglückte war mit 44 Jahren die aus Ottobeuren stammende Dienstmagd Josepha Rothärmel. Viele der Toten stammten aus Karlsruhe. Es befanden sich aber auch zahlreiche Dienstmägde aus der näheren Umgebung und vor allem Handwerksgesellen darunter, die in Karlsruhe in Arbeit standen, deren Hei-

matorte zum Teil aber weit entfernt lagen. In diesem ersten handschriftlichen, aber auch in den nachfolgend gedruckten Verzeichnissen ist der Name des Färbergesellen Joseph Fromholzer nicht enthalten. Er steht jedoch auf dem Denkmal im alten Friedhof. Fromholzer starb erst am 9. April 1847 an seinen schweren Verletzungen im Spital.

Da von den meisten Todesopfern des Theatersbrandes außer den genannten Daten so gut wie nichts bekannt ist, kann es als glücklicher Umstand bezeichnet werden, daß sich von und über Joseph Fromholzer in Familienbesitz schriftliche Unterlagen, ja sogar eine frühere Photographie, eine sogenannte Daguerreotypie erhalten haben. Die Familie Fromholzer betreibt heute noch in Ruhmannsfelden im Bayerischen Wald eine Färberei und textile Handdruckerei. Sie hat das Bild, das Wanderbuch und Briefe ihres im Alter von 22 Jahren verunglückten Familienangehörigen treulich bewahrt. Durch diese Dokumente kann die Biographie eines der vielen Verunglückten exemplarisch erhellt werden.

Das letzte Opfer

Joseph Fromholzer hat seine Lehre als Färber im väterlichen Betrieb absolviert. Im Alter von 18 Jahren ging er 1842 auf die vorgeschriebene Wanderschaft. Diese führte ihn über Sachsen nach Berlin bis nach Königsberg und schließlich über Danzig nach Neustadt in Westpreußen, anschließend nach Pommern und Mecklenburg. In Rostock blieb er ein Vierteljahr und reiste dann weiter durch ganz Norddeutschland.

Von Düsseldorf ging die Reise Joseph Fromholzers nach Frankfurt am Main, dann durch Thüringen, Sachsen, Böhmen, Oberösterreich, Salzburg und München. Schließlich kehrte er am 14. November 1843 in seinen Heimatort Ruhmannsfelden zurück. Ein Jahr und sieben Monate war er der Heimat fern gewesen.

Moderne Verkehrsmittel wie die Eisenbahn konnte Fromholzer nur selten benutzen, da zu der Zeit nur wenige Strecken existierten. Gelegentlich fuhr er auch mal mit einem Dampfschiff. Grundsätzlich mußte damals alles zu Fuß zurückgelegt werden, es sei denn, man leistete sich eine Postkutsche. Das aber tat ein Handwerksgeselle nur in äußerst seltenen Fällen. Joseph Fromholzer hielt sich fast nie länger als einen Tag an einem Ort auf. Er notierte aber bei jeder Stadt die Einwohnerzahl und die wichtigsten Gewerbe. Bei den durchwanderten Landschaften vermerkte er immer die Fruchtbarkeit der Böden und die angebauten Feldfrüchte.

Zwei Jahre und vier Monate blieb Joseph Fromholzer nun im väterlichen Betrieb, um seine Wanderung 1846 fortzusetzen. Dieses Mal ging die Reise durch Süddeutschland. München, Augsburg und Ulm waren die ersten Stationen. Es folgten Stuttgart und Tübingen. Über den Schwarzwald kam Fromholzer am 20. März 1846 nach Lahr.

In einem ausführlichen Brief an seine „Aeltern", die er mit „Sie" anschreibt, berichtet er am 19. Juli 1846 aus Lahr über seine Erfahrungen im Beruf, die zum Teil sicher auch seinem Vater nützlich sein sollten. Lahr wollte er vor allem wegen des Liederkranzes nicht so schnell verlassen. Nach relativ kurzem Aufenthalt hatte der renommierte Verein den Färbergesellen zum Mitglied aufgenommen, was auf dessen Bildungsniveau, seine Umgangsformen und eine gewisse Wohlhabenheit schließen läßt. Der strebsame junge Mann war sogar in der Lage, Arbeitskollegen Geld zu leihen. Ansonsten gefielen Fromholzer die badische Lebensart, der Wein und die Gegend, die er für die schönste und fruchtbarste Deutschlands" hielt. Mit dem Brief übersandte Joseph Fromholzer seinen Eltern sein „Portraits", „gemacht auf einer Kupfertafel", die schon erwähnte in Lahr

angefertigte Daguerreotypie.

Briefe aus Karlsruhe

Der nächste erhaltene Brief Fromholzers datiert vom 14. Februar 1847 aus Karlsruhe. Er war froh, in Eduard Printz in Karlsruhe einen Arbeitgeber gefunden zu haben, der ihm anbot, „für immer hier zu bleiben", allerdings unter der Bedingung „im fall es keine Arbeit giebt, so giebt es auch keinen Lohn". Nach längerem Zögern nahm Fromholzer das Angebot an, „den ich hatte keine beßere Aussicht, das Reißen im Winter ist beschwerlich, kostet viel Geld, u. wan ich auch Arbeit erhalte, so ist sie nur von kurzer Dauer. Den bis ende Merz müßte ich wieder hier sein, da ich doch noch mehr Uebung bey dieser Arbeit haben will". Fromholzer deutete aber an, daß er bei Herrn Printz nicht auf Dauer bleiben wolle und sich um eine Stelle an einem anderen Ort bewerbe. „Im Monate Juni werde ich mehr zu schreiben haben u. wen ich es ausführen kan so ist es der letzte Brief aus Karlsruhe." Es sollte sein letzter Brief überhaupt sein. Am 5. März 1847 ließ der Schönfärbermeister Eduard Printz durch seinen Bruder in einem Brief Herrn „Krummholzer" in Ruhmannsfelden mitteilen, daß sein Sohn bei dem Theaterbrand „ebenfalls sehr stark verwundet wurde". Printz gesteht, daß er das Unglück zunächst verschweigen wollte, „allein das Uebel hat so sehr um sich gegriffen daß ich es für meine Pflicht halte Ihnen hiervon Nachricht zu geben". Am 16. März schreibt Printz „mit großem Vergnügen" an Herrn Fromholzer, daß sein „Sohn Joseph gänzlich außer Gefahr" sei. Auf ein Schreiben des Vaters Fromholzer vom 22. antwortete Printz am 27. März sehr ausführlich mit einer Schilderung des Brandunglücks, und daß sich Joseph durch einen Sprung aus einem Fenster im dritten Stock wie viele andere retten konnte, wenn auch mit schweren Brandwunden an Gesicht und Händen. Der Bericht von Printz muß, soweit er Joseph Fromholzer betraf, auf dessen eigener Erzählung beruhen. Daß dies möglich war, deutet tatsächlich auf eine fortschreitende Heilung hin, denn in der Broschüre des Stenographen Erhard Giavina über den Hoftheaterbrand heißt es von dem „Färbergesellen Frommholzer aus Rumanswelden bei Passau" noch: „Dieser junge Mann ist im Gesicht dermaßen verbrannt und überpflastert, daß dasselbe mehr einem Skelett als dem eines lebenden Menschen ähnlich sieht. Uebrigens konnte derselbe nicht vernommen werden, da er besinnungslos im Bette liegt und kein anderes Lebenszeichen von sich gibt, als das eines schnarchenden Athems."

Trügerische Hoffnungen

Printz drückt die Überzeugung aus, daß Joseph Fromholzer in höchstens drei Wochen das Krankenhaus verlassen könne. Es sei für die fünf Verwundeten im Spital schon viel Geld gesammelt worden, und selbst der Großherzog mit seiner Familie nähmen Anteil am Schicksal der Unglücklichen.

Im nächsten Brief vom 8. April bestätigt Printz noch einmal den guten Heilungsverlauf der Brandwunden, schränkt jedoch diese gute Nachricht durch die Mitteilung ein, daß die Brust von Joseph Fromholzer „durch den schweren Rauch stark noth gelitten" habe und sein Zustand seit fünf Tagen „etwas schlimm wieder geworden" sei. Die Krankheit nähme nach Aussage des Arztes „ein sehr bedenklichen Karakter an", doch gäbe der Doktor „die Hoffnung nicht ganz auf". Printz lädt den Vater Fromholzer in sein Haus ein, falls er seinen Sohn besuchen solle. Es gäbe zwar „noch keinen Beweis daß er stirbt", aber die Familie solle auf alles vorbereitet sein.

Nach dieser schlechten Botschaft überrascht

es nicht mehr, daß Printz bereits am nächsten Tag „den wertesten Herrn Fromholzer" vom Tod seines Sohnes unterrichten muß. Printz hatte ihn am Vorabend noch besucht, wobei ihm das Sprechen sehr schwer gefallen war. Am Vormittag hatte Joseph nach einem Pfarrer verlangt und war bald nach dessen Besuch verstorben. Printz versucht die Angehörigen damit zu trösten, daß Joseph schwer gelitten habe und sein Tod für ihn die Erlösung bedeutet hätte. Außerdem wäre er bei seiner Genesung sicher sehr entstellt gewesen. Er würde ein Ehrenbegräbnis erhalten, und die Krankenhauskosten übernähme wohl der Staat. Zum Andenken für die Familie hatte Printz eine Haarlocke von Joseph Fromholzer abnehmen lassen.

Der Verstorbene wurde bei den am 4. März bereits in einem gemeinsamen Grab Beigesetzten bestattet, sein Name auf das Denkmal für die Opfer des Theaterbrands gesetzt. Der Karlsruher Bürgermeister Helmle schrieb an den Vater Fromholzer einen Beileidsbrief, in dem er von dem Ehrenbegräbnis berichtete und von dem großen Trauerzug.

Heinz Schmitt

Carl Friedrich Meerwein – ein vergessener Flugpionier

Im alten, längst nicht mehr benutzten und zum Teil in eine Anlage umgewandelten Friedhof der südbadischen Stadt Emmendingen befindet sich das Grab dieses Mannes. Die Gedenktafel auf seiner Ruhestätte trägt die Inschrift: „Hochfürstl. Bad. Landbaumstr. Carl Friedrich Meerwein, * 22. 8. 1737 in Leiselheim, † 6. 12. 1810 in Emmendingen".

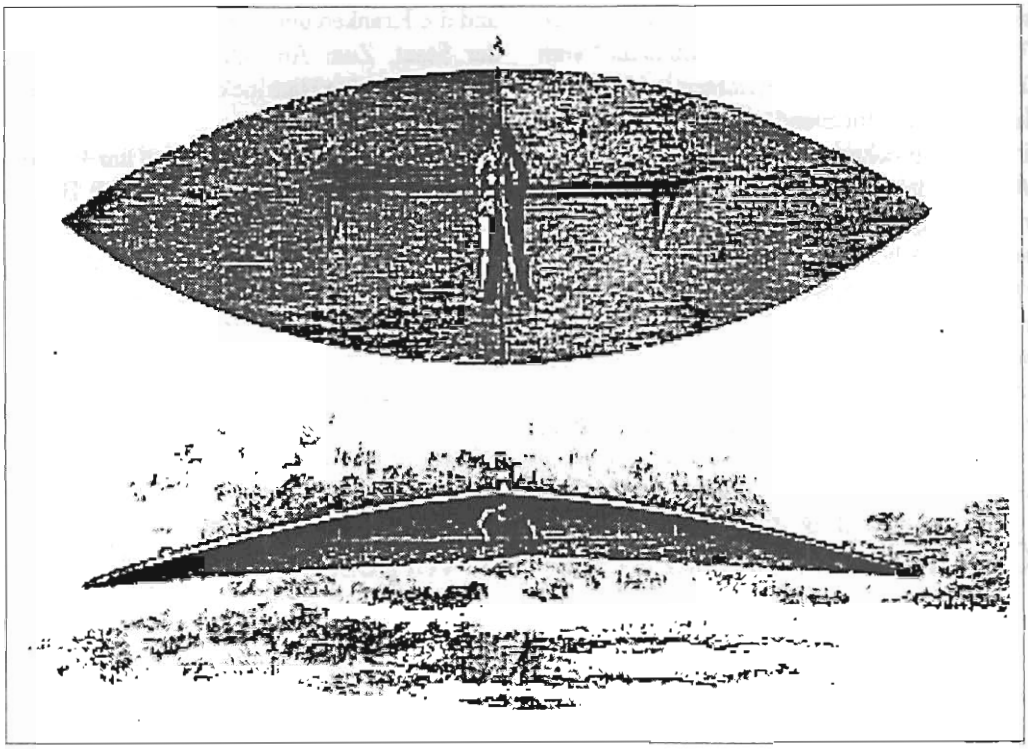
Nach mündlichen Überlieferungen ist der Badische Landbaumeister tatsächlich geflogen, und die Strecke, die er mit seinem selbstgebauten Flugapparat zurücklegte, betrug 50 Meter. Eine winzige Strecke im Vergleich zu den Entfernungen, die die Astronauten in ihren Raumschiffen durchmessen. Doch wenn man überlegt, daß dieser denkwürdige Flugversuch schon im Jahre 1784 stattfand, zu einer Zeit also, in der die Postkutsche das allgemeine Verkehrsmittel war, sieht die Sache schon anders aus. Und während die amerikanischen Weltraumflieger anfangs zur weichen Landung den Ozean benutzten, war Landbaumeister Meerwein mit einem Dunghaufen zufrieden.

Daß die Kunde von seinem Flug kaum über die Grenzen Badens hinausdrang, mag zum Teil am Wesen dieses im Grunde bescheidenen Mannes gelegen haben. In der Hauptsache gaben aber wohl die spektakulären Nachrichten aus dem Nachbarland Frankreich den Ausschlag, daß nur wenige Notiz von Meerweins Versuch nahmen.

Dort waren fast zur gleichen Zeit der Warmluftballon – die Montgolfière – und der Gasballon – die Charlière – erfunden worden und im Jahre 1783 der bemannte Flug eines Warmluftballons von 25 Minuten Dauer über Paris hinweg geglückt. Im gleichen Jahr flog ein bemannter Gasballon über 4 Stunden und erreichte dabei eine Höhe von 2 700 Metern. Mit solchen Rekorden konnte der Badische Landbaumeister nicht aufwarten.

Sein Lebensweg

Über seinen Lebensweg wissen wir Folgendes: Er wurde als Sohn des Pfarrers Christian Meerwein geboren. Nach einer kurzen Lehrzeit beim Hochfürstlichen Bauamt in Karlsruhe studierte er in Straßburg und Jena.



Meerweins Flugmaschine
Wie man aus den Bildern ersieht, sollten die Flügel nicht mittels ausgebreiteter Arme bewegt werden. Durch Vorstoßen einer „Balancier-Stange" (h) wurde die Muskelkraft wesent-

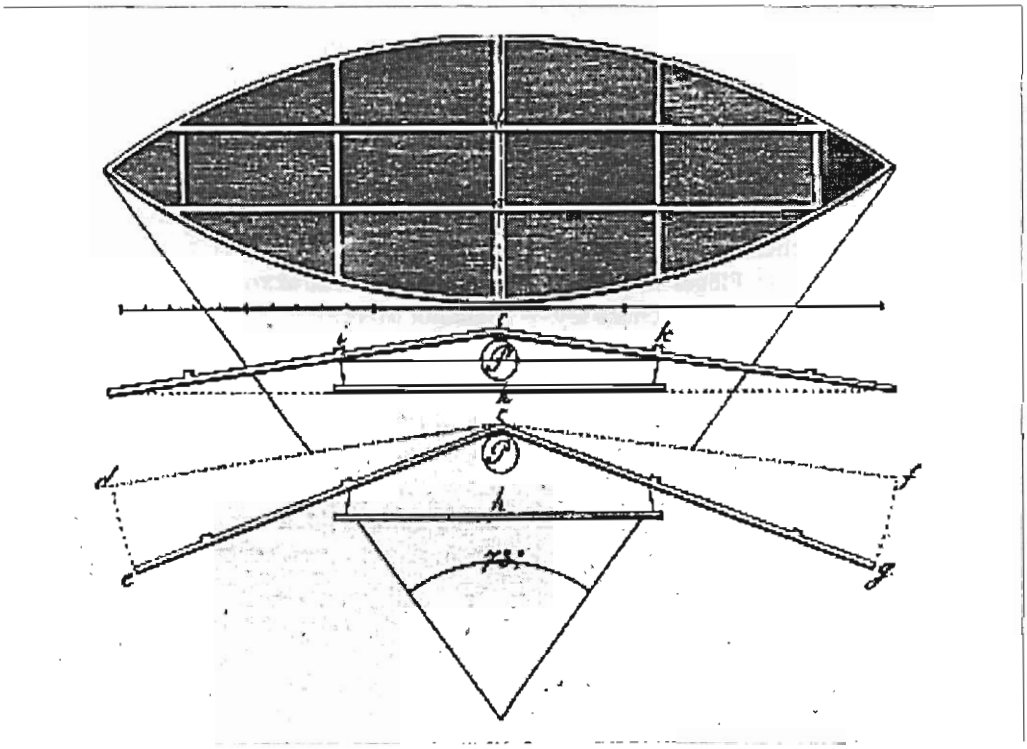
Im Jahre 1764 trat er wieder beim Bauamt in Karlsruhe in den Dienst seines Landesherrn. Nach vollzogener Prüfung in der „Civilbaukunst" wurde er zum „Cammer-Accessist" ernannt. Schon im Jahre 1769 übertrug man ihm den Posten des Landbaumeisters in Emmendingen, der für das gesamte Bauwesen des badischen Oberlandes zuständig war.

Als „Hochfürstlich Markgräflich Badischer Landbaumeister" mußte er diesen Landstrich regelmäßig, sicher meist auf Schusters Rappen, bereisen. Bei seinen vielen Dienstgängen mag er wohl ebenso oft den Flug der Greifvögel in den Aufwinden an den Schwarzwaldhängen beobachtet haben, als auch den der Wasservögel über den Altrheinarmen. Auf Grund dieser Beobachtungen wird Meerwein – genau wie später Otto Lilienthal – zu der Erkenntnis gekommen sein, im Vogelflug die Grundlage des „menschlichen Fliegens" zu sehen.

Seine Untersuchungen und seine Ansichten darüber schrieb er nieder in der Abhandlung: „Der Mensch! sollte der nicht auch mit der Fähigkeit zum Fliegen gebohren seyn?", erschienen in den „Oberrheinischen Mannigfaltigkeiten", Basel 1782. Im Jahre 1784 gab der Landbaumeister die gleiche Denkschrift, mit zwei Kupferstichen versehen, ebenfalls in Basel, in Buchform heraus.

Seine Abhandlung

Darin sagt er über den Ballon: „Der Her-



lich rationeller übertragen. Trotz allem überschätzte natürlich Meerwein die menschlichen Kräfte. Im Grunde genommen war seine Konstruktion ein Gleiter, bei dem in gewissen Grenzen die Tragflächen auf und ab bewegt werden konnten.

ren Montgolfiers par hazard erfundene Methode, sich, vermittelst einer leichtern Luftart, in der Luft zu erheben, ist aber mehr ein Schwimmen in der Luft, nach der Art der Fische im Wasser, als ein Fliegen, nach Art derer Vögel, zu nennen. Es bleibt demnach die Montgolfierische Erfindung von der meinen noch weiter verschieden, als das Schwimmen des Fisches, vom Fahren auf einem Schiffe, verschieden ist."

In seiner Abhandlung versucht er die Gründe darzulegen, weswegen dem Menschen die Fähigkeiten des Fliegens versagt geblieben waren, und zählt auf:

„1. Entweder in dem Bau und in der Struktur des Menschen selbst;

2. Oder in dessen zu großer Schweere;

3. Oder im Mangel hinlänglicher Stärke, die Maschine zu regieren;

4. Oder endlich im Mangel tauglicher Materialien zu einer solchen Maschine."

Meerwein geht nun diesen Punkten nach und kommt zu der Ansicht, daß der Mensch mittels einer „tauglichen Maschine" durchaus das Fliegen erlernen könne. „Daß nehmlich der Mensch das Complementum der ganzen thierischen Schöpfung, und daher eben sowohl zum Fliegen als zum Schwimmen, oder einen Elephanten zu besteigen, und dergleichen mehr, fähig gebohren seye; sobald er nur ernstlich will."

Dem Haupteinwand vieler seiner Zeitgenossen, der Mensch sei viel zu schwer, um fliegen zu können, entgegnet der Landbau-

meister, „die Vögel seien ja auch schwer und selbst der Adler wird zum fliegen zu schweer, so bald man ihm die Flügel stutzet oder die Schwungfedern ausrupfet; oder wenn man ihm Zaunkönigs-Flügel geben könnte. – Und eben so, wenn man behauptet, der Vogel Strauß sey zum fliegen zu schweer, so sagt man doch gewiß nichts weiters, als daß dasjenige, was man dieses Vogels Flügel nennet, vor den Strauß zum fliegen nicht hinreichend sey."

Wenn ich die tragende Fläche meiner Maschine nur groß genug mache, so überlegt sich Meerwein, muß ein Mensch damit fliegen können. Um die erforderliche Größe der Fläche zu finden, braucht er ein Vergleichsobjekt. Der Landbaumeister wählt eine wilde Ente. „Niemand wird in Abrede stellen, daß eine wilde Endte gut fliegen könne", meint er in seiner Schrift.

Meerwein vergleicht nun das Gewicht der Ente mit der tragenden Fläche ihrer ausgespannten Flügel und errechnet daraus die theoretische Fläche für ein Pfund. Er setzt sein Körpergewicht und das geschätzte Gewicht des Flugapparates zusammen mit 200 Pfund in die Rechnung ein und erhält eine benötigte Fläche von 126 Quadratschuh für die Maschine, wenn sie unter gehörigem Gebrauch 200 Pfund eben so sicher durch die Luft tragen solle, als eine wilde Endte fliegt".

Unser Landbaumeister ist aber ein vorsichtiger Mann und stellt deshalb noch Vergleiche mit anderen Vogelarten an, die sehr unterschiedlich ausfallen. Zwar erhält er bei einem Schwan einen ähnlichen Wert, nämlich 116 Quadratschuh, doch bei einem Fischreiher erhöht sich die Fläche auf 313, und bei einer Ohreule sogar auf 634 Quadratschuh. Mit weiteren Vogelarten werden die Untersuchungen fortgesetzt, und deren Ergebnisse differieren ebenfalls.

Vermutlich nimmt der Landbaumeister aus den unterschiedlichen Ergebnissen den Mittelwert, denn bei der Flugmaschine, die er in seinem Büchlein vorstellt, gibt er die Fläche mit 240 Quadratschuh an, „ohne das Steuerruder, welches vor sich ebenfalls 20 bis 40 Quadratmeter, je nachdem das Gleichgewicht eine Größe erfordert, halten kann."

Der Flugapparat

Über die Konstruktion seines Flugapparates schreibt Meerwein: „Wenn ich mir also eine Maschine mache, welche aus 2 gleichen Theilen bestehet, und wenn ich diese Flügel im Mittel durch biegsame Bande verbinde, auch diese zusammen gesetzte Maschine noch soweit als breit mache, und so, daß ich mich in horizontaler Lage darinn zu befestigen und mich mit derselben so zu vereinigen vermag, daß ich dadurch gar nicht gehindert werde, alle meine Kraft auf die vorteilhafteste und der Absicht angemeßenste Art anzuwenden: so darf ich sicher darauf zählen, daß ich mit einer solchen Maschine werde fliegen lernen können."

Er warnt allerdings vor übertriebenen Hoffnungen und meint: „Da aber der kleinste Umstand oft alles ändern kann, so könnte, wenn auch gleich die Erfindung und Zusammensetzung der Maschine schon ihre vollständigste Richtigkeit hätte, dennoch die erste Probe, wegen eines kleinen Versehens in den Handgriffen, welche doch erst erlernt werden müßen, – und aus Mangel der Uebung, mißlingen; so wie schon mancher ertrunken ist, nicht deswegen, weil das Schwimmen dem Menschen unmöglich ist, gewiß nicht! sondern ganz allein deswegen, weil man zu erschrocken war, oder die Vortheile noch nicht kannte, oder ein anderer Zufall – selbst schon dem beßten Schwimmer – begegnete."

Was das Baumaterial betrifft, führt er aus: „Wenn unter der bestimmten Größe die Maschine nicht mehr als 40 bis 50 Pfund schweer seyn darf, und dabey doch von erforderlicher Stärke seyn muß, so müßen die Materialien

zähe und stark und dennoch so leicht als möglich gewählet werden."

In der Carlsruher Zeitung" vom 24. März 1784 lesen wir: „Der Badische Herr Landbaumeister Meerwein, Emmendingen, hat schon seit 18–20 Jahren auf die Methode gedacht, den Menschen zum Fliegen zu bringen ... und glaubt nun, in dieser Kunst so weit gekommen zu seyn, daß er nicht abgeneigt ist, vielleicht ehestens eine Probe damit zu machen. Sollte dieser Versuch glücklich von statten gehen, so gehört die Ehre der Erfindung der Teutschen Nation, weil sie älter ist als die Erfindung des Herrn Blanchard. Auch kann man dieses versichern, daß die Einrichtung sehr einfach ist."

Der Franzose Blanchard hatte ebenfalls einen Flugapparat konstruiert, der aber nie flog und ihm nur Spott und Hohn seiner Landsleute einbrachte. Kurzerhand hing Blanchard seine Maschine an einen Gasballon und gab vor, ihn damit lenkbar machen zu können. Obwohl der Franzose von vielen seiner Zeitgenossen für einen Scharlatan gehalten wurde, sei zu seiner Ehre gesagt, daß es ihm, mit dem Engländer Dr. Jeffries als Passagier, im Jahre 1785 als erstem gelang, mit einem Ballon den Kanal von England nach Frankreich zu überqueren. Seinen nutzlosen Flugapparat, den er an die Gondel montiert hatte, um damit angeblich nach Frankreich zu steuern, mußte er allerdings ins Meer werfen, um den immer mehr sinkenden Ballon flugfähig zu halten.

Doch nun zu unserem Landbaumeister zurück, der nicht mehr lange zögerte, mit einer Maschine die Richtigkeit seiner Behauptungen unter Beweis zu stellen.

Flugversuche

So kam es zu diesem denkwürdigen Flug, der auf einer Geländeerhebung, der sogenannten „Burg", in der Nähe des Meerweinschen Hauses seinen Ausgang nahm und auf dem umfangreichen Dunghaufen im Hof des Gasthauses „Zum Engel" endete.

Ob bei diesem Unternehmen der Landbaumeister mit den Flügeln zu schlagen imstande war, ist nicht bekannt geworden. Vermutlich dürfte es sich um einen reinen Gleitflug gehandelt haben.

Von einem zweiten Flugversuch, den Meerwein in Gießen im Jahre 1785 unternahm, berichtet uns der Schriftsteller und Robinson-Crusoe-Übersetzer Joachim Heinrich Campe. Er hatte den Landbaumeister bei dessen Schwager Professor Schlettwein kennengelernt. Der Flug fiel weniger glücklich aus als der erste in Emmendingen, da Meerwein versucht hat, diesmal mit den Flügeln zu schlagen.

In seiner Beschreibung „Reise von Hamburg bis in die Schweiz im Jahre 1785" berichtet Campe unter anderem darüber folgendes: „Er wollte sich, auf einer Anhöhe stehend, durch Hilfe gepolsterter Riemen an diese Flügel festbinden lassen, und sich alsdann von der Anhöhe herabwerfen. Dann hoffte er, es nicht blos in seiner Gewalt zu haben, sich schwebend zu erhalten, sondern auch durch eine leichte Bewegung der Flügel sich gemächlich fortzuschwingen ... Zum Glück war der Ort, von welchem er sich herabstürzte, eben nicht hoch, und die ausgebreiteten großen Flügel hielten seinen Fall doch soviel auf, daß er nicht gar zu unsanft niederstürzte." Von weiteren Flügen hört man nichts mehr. Wahrscheinlich hing dies mit dem Alter Meerweins, er ging schon auf die Fünfzig zu, zusammen. Leider ist seine Flugmaschine nicht erhalten geblieben. Sie wurde zunächst von seinen Nachkommen aufbewahrt, später jedoch wegen Raummangels abgebrochen.

Wenn auch der Flugpionier Meerwein nur noch selten in fluggeschichtlichen Veröffentlichungen Erwähnung findet, sollte man ihn doch nicht ganz vergessen. Obwohl der ge-

lungene Gleitflug nur mündlich überliefert ist, gibt sein Büchlein schriftliche Kunde von ernsthafter Forschertätigkeit auf flugtechnischem Gebiet. Und als Otto Lilienthal im Jahre 1889 seine Schrift „Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst" veröffentlichte, war Meerweins Abhandlung immerhin schon über hundert Jahre alt. *Heinz Straub*

Ein Zirkel zur Förderung der Kunst

Der Badische Kunstverein feiert 1993 sein 175. Gründungsjubiläum.

Im Jahr 1818 fanden sich Karlsruher Bürger in einem elitären Zirkel zusammen, um sich gemeinsam mit zeitgenössischer Kunst zu beschäftigen: Sie gründeten – als einen der ältesten in Deutschland – den Badischen Kunstverein, der bis 1823 der Karlsruher „Museumsgesellschaft" angegliedert war. Der Verein dehnte seinen Zuständigkeitsbereich auf das gesamte Großherzogtum aus. Sein definiertes Ziel war es, „Sinn und Liebe für die bildende Kunst" zu fördern. Dies geschah auf zwei Wegen, innerhalb des gesellschaftlichen Zirkels und als öffentliches Wirken.

Die Vereinsmitglieder trafen sich sonntags nach der Vormittagskirche im Vereinslokal, um gemeinsam über Kunst zu debattieren. Die dem Verein angehörenden Künstler standen dabei den Laien, den sog. Kunstfreunden, beratend zur Seite. Als Jahresgaben wurden an die Mitglieder Reproduktionsgraphiken nach historischen oder aktuellen Gemälden ausgegeben. Dies und besonders die Aussicht, bei der jährlichen Mitgliederverlosung ein wertvolles Ölgemälde zu gewinnen, boten einen durchaus ökonomischen Anreiz zur Teilnahme am Kunstverein. Das Vereinsvermögen wurde in einer eigenen Gemäldesammlung angelegt.

Das öffentliche Wirken des Kunstvereins bestand vor allem in der Veranstaltung jährlicher Verkaufsausstellungen. Um dies finanziell und organisatorisch bewältigen zu können, war jedoch ein Zusammenschluß mehrerer Kunstvereine notwendig. So schloß sich der Badische Kunstverein 1836 mit den Kunstvereinen in Mainz, Darmstadt, Mannheim und Straßburg zum „Rheinischen Kunstverein" zusammen. Gemeinsame Ausstellungen wanderten zwischen Frühjahr und Herbst durch diese Städte. Dabei holten die Kunstvereine aus einem Einzugsbereich, der immerhin von den Städten Paris, Lyon, Mailand, München, Prag, Berlin, Hamburg und Brüssel umschlossen war, gleichzeitig bis zu 500 Exponate in die Ausstellung. Die Kunstvereine wurden so zu lokalen Trägern des Ausstellungswesens und des Kunstmarktes. Gleichzeitig wirkten sie als Mittler zwischen Künstlern und Publikum bzw. Käufern.

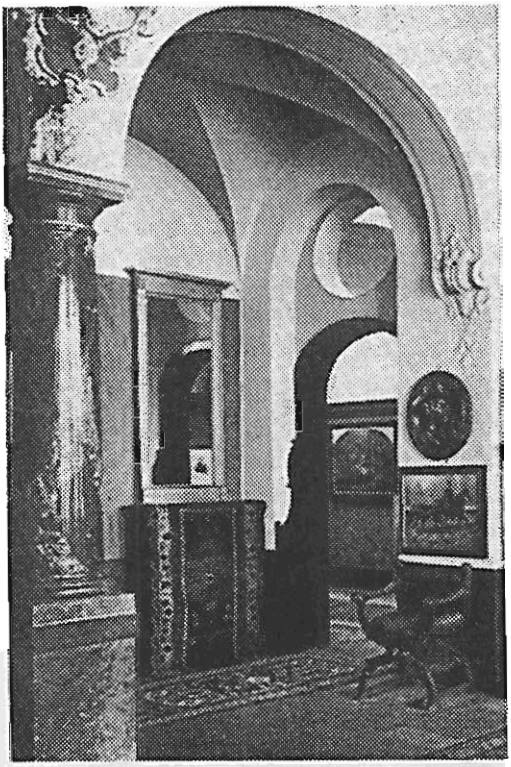
Das Bürgertum fand in den Ausstellungen der Kunstvereine die Bilder zur Ausstattung seiner Wohnzimmer. So war die für die Ausstellungen der Kunstvereine typische Kunst kleinformatig, im Motiv vom bürgerlichen, durchaus dekorativ ausgerichteten Kunstgeschmack bestimmt und im Preis an den finanziellen Möglichkeiten dieser Käuferschicht ausgerichtet. Nur selten wurde ein Bild für mehr als 200 fl. verkauft.

Werke der zeitgenössischen berühmten Künstlerpersönlichkeiten und besonders die Bilder der monumentalen Historienmalerei überstiegen dieses Preislimit um ein Vielfaches und waren deswegen auf den Kunst-

vereinsausstellungen nur in Ausnahmefällen vertreten. Um auch sie fördern zu können, schlossen sich die Kunstvereine 1854 in der „Verbindung für historische Kunst" zusammen. Diese bildete gleichzeitig den nationalen Dachverband der Kunstvereine, dem sich neben den deutschen auch die österreichischen Kunstvereine anschlossen. In der „Verbindung" äußerte sich das Interesse der bürgerlich geprägten Kunstvereine an der Einheit der deutschen Nation. Die „Verbindung" gab großformatige Historienbilder in Auftrag, sandte sie auf mehrjährigen Ausstellungstourneen durch ihre Mitgliedsvereine und verloste sie schließlich.

Das Losglück beschied dem Badischen Kunstverein bis zum Ende des 19. Jahrhunderts immerhin vier „Verbindungs"-Gemälde, darunter das „Gastmahl der Generale Wallensteins", das der Dresdener Maler Julius Scholtz 1862 vollendete. Das Gemälde wurde 1881 zum Preis von 9 000 Mark an Großherzog Friedrich I. verkauft, der es in die Karlsruher Kunsthalle gab. Mit dem Geld konnte der Kunstverein einen Großteil der Kosten bestreiten, die der Bau seines ersten eigenen Ausstellungsgebäudes erforderte, das nördlich der Karlsruher Kunsthalle errichtet wurde. Dieser Ankauf war einer von vielen Gunstbezeigungen, die der Karlsruher Kunstverein vom Großherzoglichen Haus erfuhr: Die badischen Großherzöge Ludwig, Leopold und Friedrich I. waren Mitglieder des Badischen Kunstvereins, Sie wirkten als Protektoren, besorgten dem Verein Staatszuschüsse zur Veranstaltung von Ausstellungen, überließen ihm in der Kunsthalle und in den Orangerien Räume als Vereins- und Ausstellungslokale, Der Badische Kunstverein dankte es mit dauerhafter Loyalität.

Die Großherzöge kauften zahlreiche Gemälde aus den Ausstellungen des Kunstvereins an. Die meisten dieser Bilder gelangten direkt oder über die großherzoglichen Privatsammlungen in die Karlsruher Kunsthalle, deren Sammlung in vielfacher Weise von der Tätigkeit des Badischen Kunstvereins zeugt.



Blick in den „Kunstgewerbesaal" des Badischen Kunstvereins in der Karlsruher Waldstraße (1906).

Bis 1900 errichtete Friedrich I. dem Kunstverein in der Waldstraße ein repräsentatives Gebäude. Der Kunstverein überließ nun seine Räume vor allem der örtlichen Künstlerschaft, die so die Möglichkeit erhielt, aktuelle Werke auszustellen. Hatte sich der Kunstverein seit seiner Gründung stets auf die Beschäftigung mit der zeitgenössischen Kunst konzentriert, so folgten seine Ausstellungen doch dem Kunstgeschmack des konservativen Bürgertums, dem die meisten Mitglieder angehörten. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Karlsruher Kunstszene besonders von Hans Thoma beherrscht, der 1899 im bereits

hohen Alter von 60 Jahren zum Direktor der Kunsthalle und zum Akademieprofessor ernannt worden war. Im Einvernehmen mit dem ihm besonders wohlgesinnten Grhzg. Friedrich I. bestimmte Thoma die Ankaufspolitik des Museums. Er erwarb vorwiegend badische Kunst und kaufte häufig aus den Ausstellungen des Kunstvereins, der dafür eine Provision von 10% des Verkaufspreises erhielt.

Dagegen fand der Badische Kunstverein lange keinen Zugang zu progressiven Kunstströmungen. In der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts wurde die Abweisung der internationalen Avantgarde besonders offensichtlich: Das Ausstellungsprogramm des Kunstvereins sah es vor, neben heimischer Kunst auch die aktuelle nationale und internationale Kunst bekannt zu machen. Hierfür nahm der Verein das Angebot der durch Deutschland in Umlauf gegebenen Wanderausstellungen wahr, die in der Regel auf Empfehlung, aber unbesehen übernommen wurden. Mit dieser Ausstellungspraxis holte sich der Kunstverein bis 1910 drei Ausstellungen ins Haus, die zu Aufregungen und gar zu Skandalen führten. Kunstverein, Presse und Karlsruher Publikum standen dieser Kunst offensichtlich hilflos gegenüber: 1906 betraf es die Ausstellung „Französische Künstler", in der u.a. Werke von van Gogh, Paul Gauguin, Georges Seurat, Paul Signac und Emile Bernard gezeigt wurden. Im Jahr 1908 stellte die expressionistische „Dresdener Brücke", die Künstlergruppe um Ernst Ludwig Kirchner, Erich Heckel und Karl Schmidt-Rottluff im Badischen Kunstverein aus. Die Ausstellung der „Neuen Münchener Künstlervereinigung „ vom Oktober 1910 wurde zum größten Karlsruher Kunstskandal des beginnenden 20. Jahrhunderts. Zu dieser Vorläufergruppe des „Blauen Reiter" gehörten neben dem Karlsruher Maler Alexander Kanoldt u.a. Franz Marc, Alexej von Jawlensky, Pablo Picasso, Georges Braque und Wassily Kandinsky. Der Vorstand des Badischen Kunstvereins sah sich zur Übernahme der Ausstellung verpflichtet, distanzierte sich aber öffentlich von ihr. Der Kritiker des „Badischen Beobachters" fand die auf acht Tage verkürzte Ausstellung skandalös und bezeichnete die gezeigten Werke als Leinwandschmierereien und Verunglimpfungen der Kunst.

Obwohl in den 1920er Jahren auch die Karlsruher Realisten, zu denen Georg Scholz, Karl Hubbuch und Wilhelm Schnarrenberger zählen, im Badischen Kunstverein ausstellen konnten, änderte sich am prinzipiellen Selbstverständnis des Kunstvereins nichts. So kann es nicht verwundern, daß er sich nach der Machtergreifung der Nazis äußerst bereitwillig den neuen Verhältnissen anpaßte. Die traditionelle Loyalität des Kunstvereins zur herrschenden Macht setzte sich auch nach 1933 fort. Der Badische Kunstverein betrieb quasi seine eigene Gleichschaltung und richtete sein Ausstellungsprogramm nach dem offiziellen Kunstverständnis des „Dritten Reiches" aus.

Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg nahm der Badische Kunstverein seine Tätigkeit wieder auf. Die Hinwendung zur Avantgarde war von nun an Programm. Eine besondere Popularität erreichte der Karlsruher Kunstverein 1958 bis 1967 unter der Geschäftsführung von Klaus Gallwitz. Er organisierte eine Serie bedeutender Ausstellungen der klassischen Moderne und der aktuellen Kunst. Erinnert sei an den 1967 im Rahmen der Bundesgartenschau installierten, heftig diskutierten „Garten der Lüste" von Horst Antes. Die Nachfolger, Georg Bussmann und Michael Schwarz, hoben in den 1970er Jahren mit ihren Ausstellungen den politischen und gesellschaftlichen Auftrag der historischen und aktuellen Kunst hervor.

Jutta Dresch

Europäische Kulturtage

Jacques Delors, dem Präsidenten der Kommission der Europäischen Gemeinschaft, wird der Satz zugeschrieben: „Man verliebt sich nicht in einen Binnenmarkt." Kein Zweifel: Ministerratssitzungen über Agrarpreise, über die Harmonisierung der Besteuerung von Lastkraftwagen bis zum Erlaß einer Vorschrift über die Standardschnitthöhe des künftigen europäischen Rasenmähers sind keine Themen und Anlässe, die die Herzen höher schlagen lassen. Das Band, das Europa zusammenhält, die Kraft, die die Menschen verbindet und motiviert, ist vielmehr die gemeinsame Kultur. Die Werteordnung der griechischen Philosophie, das römische Staats- und Rechtswesen, die jüdisch-christliche Tradition, aber auch die germanischen, keltischen Wurzeln und der Einfluß der arabischen Welt und der Slaven sind ihre prägenden Elemente. Das Abendland – um einen Begriff zu verwenden, der diese geschichtlichen kulturellen Gemeinsamkeiten wohl am besten Ausdruck verleiht – war sich seiner Identität immer gewiß. Dennoch ist Europa kein „melting-pot". Es sind viele und sehr verschiedene Kulturen im Laufe der Jahrhunderte in Europa entstanden und zusammengekommen. Europäische Kultur zeichnet sich gerade dadurch aus, daß sie unter Bewahrung ihrer Vielfalt einerseits aus verschiedenen Nationalkulturen besteht, andererseits aber auch spezifisch Europäisches zusammenfaßt. Einheit und Vielfalt sind die



Eröffnung der 1. Europäischen Kulturtage 1983 (Kunst und Kultur Kataloniens) mit Ministerpräsident Lothar Späth, Minister für Wissenschaft und Kunst Prof. Dr. Engler, OB Otto Dullenkopf.

zwei Momente europäischer Kultur, die ihr beide gleichermaßen wesentlich sind. Einheit und Vielfalt sichtbar zu machen, das ist auch das Anliegen, das die Europäischen Kulturtage Karlsruhe verfolgen. Sie werden seit 1983 von der Stadt Karlsruhe gemeinsam mit dem Badischen Staatstheater veranstaltet und können auf eine nunmehr schon über zehnjährige Tradition zurückblicken. Die Europäischen Kulturtage stehen jeweils unter einem besonderen Thema. Sie beschränken sich auch nicht auf eine einzige künstlerische Gattung, sondern sind für alle Kunstformen offen. Darüber hinaus nehmen auch historische, gesellschaftliche und politische Fragestellungen einen breiten Raum ein.

Die Darstellung von Ländern und Regionen (Katalonien 1983, Deutschland 1991, Estland 1992, Slowakei 1993) war dabei ebenso Gegenstand der Kulturtage wie die Beschreibung von Epochen (Biedermeier und Vormärz 1984, die 50er Jahre 1986, Jahrhundertwende 1987, Gegenwart 1988) und die Aufarbeitung von Sachthemen (Klassiker 1985, Französische Revolution 1989, Städtegründungen – Gründungsstädte 1990). Die Sachthemen werden in diesem Jahr mit dem Thema „Widerstand" fortgesetzt, während 1996 mit dem Thema St. Petersburg – nach finanzbedingter Unterbrechung 1995 – eine Europäische Stadtregion im Mittelpunkt steht. Mit ihrer Themenstellung wollen die Europäischen Kulturtage bewußt auch einen Beitrag zu den politischen und gesellschaftlichen Aufgaben unserer Zeit leisten und sich dieser Verantwortung nicht durch Flucht in die reine Ästhetik der Künste entziehen. Der Fall des Eisernen Vorhanges gebietet es insbesondere den Ländern Mittel- und Osteuropas, durch Präsentation ihrer Kultur die Rückkehr ins gemeinsame europäische Haus zu erleichtern. Durch ihre themenbezogene Projektarbeit sind die Europäischen Kulturtage auch nicht der Gefahr der Nivellierung und Austauschbarkeit durch Veräußerlichung und Starkult erlegen. Die Europäischen Kulturtage sind kein „Einkaufsfestival". Sie setzen nicht auf das einmalige Ereignis der „Megastars", sondern auf die Kontinuität einer thematischen Aufbereitung eines Themas. Die Zusammenarbeit mit den örtlichen kulturellen Initiativen und Institutionen ist dafür ein wichtiger Eckpfeiler. Die Europäischen Kulturtage sind dem örtlichen Kulturleben nicht „aufgesetzt", sondern mit diesem in langfristiger Zusammenarbeit vernetzt und von diesem mitgestaltet. In seiner Entschließung vom 9. September 1993 hat der Deutsche Städtetag ausgeführt: „Entscheidend sind weniger einmalige, repräsentative Veranstaltungshöhepunkte als vielmehr langfristige Arbeitskontakte unter Einbeziehung der Alltagskultur und kultureller Initiativen und Vereine." Für diese Empfehlung sind die Europäischen Kulturtage ein gutes Beispiel. Als Fest und Lernort werden sie auch weiterhin einen wichtigen Beitrag zur Begegnung der Menschen und zum Zusammenwachsen Europas leisten.

Michael Heck

Heinrich Hübsch (1795–1863)

Zum 200. Geburtstag des großen Architekten

Zum zweihundertsten Male jährt sich 1995 der Geburtstag von Heinrich Hübsch. Das ist ein Anlaß, seiner zu gedenken, nimmt er doch in der großen Reihe bedeutender Karlsruher Baumeister des 19. Jahrhunderts einen herausragenden Platz ein. Er galt seinerzeit als einer der wichtigsten Architekten Deutschlands. Als unmittelbarer Nachfolger seines

Lehrers Weinbrenner trat Heinrich Hübsch 1827 in dessen Funktionen ein und war einige Jahrzehnte lang oberster badischer Baubeamter, zugleich auch Professor am Polytechnikum.

Studium und erste Bauten

Am 9. Februar 1795 wurde Hübsch in dem damals noch pfälzischen Weinheim an der Bergstraße als Sohn eines äußerst wohlhabenden und studierten Postmeisters geboren. Seine Mutter war eine lutherische Pfarrerstochter aus dem Odenwald. Nach seiner Schulzeit in Weinheim und Darmstadt studierte er zunächst Philosophie und Mathematik in Heidelberg, kam aber 1815 für zwei Jahre an Weinbrenners Bauschule, um sich ganz der Architektur zuzuwenden. Ein mehrjähriger Italienaufenthalt und eine Griechenlandreise schlossen sich an. Italien blieb zeitlebens das Land seiner Sehnsucht. Insgesamt sieben Mal hielt er sich, zum Teil viele Monate lang, dort auf.

Nach der Examinierung durch Weinbrenner in Karlsruhe erhielt Hübsch seine erste Ausstellung 1824 beim Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt am Main. In diese Zeit fällt die Ausführung erster Bauten, eines Waisenhauses in Frankfurt und einer Kirche in Barmen (Wuppertal). Auch mit seiner schriftstellerischen und architekturtheoretischen Publikationstätigkeit hatte Heinrich Hübsch bereits begonnen. Aus seinem ersten Werk „Über griechische Architektur" entspann sich ein heftiger Streit mit dem Berliner Professor Aloys Hirt. Dieser vertrat eine Position, die derjenigen Weinbrenners entsprach, so daß sich Hübschs Polemik in der zweiten Auflage des Buches indirekt auch gegen seinen Lehrer richtete. Sein bekanntestes Werk „In welchem Style sollen wir bauen?" ließ Hübsch aber erst nach Weinbrenners Tod erscheinen. Er wandte sich darin



vollständig von Weinbrenners klassizistischen Auffassungen ab und propagierte eine neue monumentale Architektur. Diese sollte im wesentlichen auf dem Rundbogenstil beruhen und Zweckbestimmung wie Konstruktion sichtbar werden lassen.

Wege zum eigenen Stil

In seiner architektonischen Praxis folgte Hübsch zwar nicht immer konsequent seiner eigenen Theorie, doch entwickelte er einen eindeutig identifizierbaren Stil. Ohne eine eigentliche Schule zu bilden, übte Heinrich Hübsch großen Einfluß auf die deutsche Architektur seiner Zeit, ganz besonders natürlich in Baden aus. Wichtig war ihm unter anderem die Materialsichtigkeit. Es gibt bei ihm nur wenige verputzte Bauten. Als Hauptbaumaterial verwandte Hübsch roten und gelben Sandstein, sowie besonders hart gebrannte Backsteine. Zierformen wurden

häufig in Terrakotta ausgeführt. Als einer der ersten wandte sich Hübsch dem Einsatz von Eisenkonstruktionen zu. Auch in der Schaffung von Gewölbeformen entwickelte Heinrich Hübsch interessante Modelle, die statische Erfordernisse mit optimaler Materialausnutzung zu ästhetisch befriedigenden Lösungen verbanden.

Heinrich Hübsch hat nur wenige Wohnhäuser geschaffen, einige für Verwandte in seiner Heimatstadt Weinheim und einige Dienstwohnungen. Der Schwerpunkt seiner Tätigkeit lag bei öffentlichen und repräsentativen Bauwerken. Als vornehmste Aufgabe für einen Architekten sah Hübsch immer den Bau von Kirchen an. Um die dreißig hat er für beide große Konfessionen entworfen. Aber nicht alle wurden gebaut. Die Krönung seines Lebenswerkes war für Heinrich Hübsch der Neubau des Westwerks am Kaiserdom zu Speyer, den er im Auftrag der bayerischen Könige Ludwig I. und Maximilian II. Joseph von 1854 an ausführte. Hier konnte Hübsch seine Auffassung von romanischer Baukunst und seine denkmalpflegerischen Vorstellungen verwirklichen, wie er sie bereits an der Ludwigskirche in Freiburg und am Konstanzer Münster erprobt hatte.

Die dem Umfang nach größte Bauaufgabe, vor die sich Heinrich Hübsch je gestellt sah, war das Männerzuchthaus in Bruchsal. Dieses galt lange Zeit als modernste Einrichtung seiner Art. Um Anregungen zu erhalten, hatte Hübsch Reisen nach Paris und London unternommen. 1841 wurde mit den Bauarbeiten begonnen. Der Komplex war bis 1848 soweit fertiggestellt, daß Teilnehmer an den revolutionären Unruhen in Baden als erste Insassen der Strafanstalt eingeliefert werden konnten.

In ganz Baden stehen Kirchen von Heinrich Hübsch, für die er ein auf dem Rundbogenstil basierendes Schema einfacher Landkirchen entwickelte. Alle sind aus rotem Sandstein erbaut. Einige Beispiele seien genannt: Epfenbach, Zaisenhausen, Bauschlott, Stahringen, Weizen, Bad Dürrheim. Die nie gebauten Entwürfe für eine evangelische und eine katholische Kirche in Karlsruhe sowie einen neuen Dom für das württembergische Rottenburg unterschieden sich freilich erheblich von den genannten Landkirchen. Dasselbe gilt für die doppeltürmige Stadtkirche in Ludwigshafen am Rhein, die nach den Kriegszerstörungen stark verändert wieder aufgebaut wurde.

Es ist hier nicht der Ort, alle wichtigen Bauwerke von Heinrich Hübsch aufzuzählen, doch sei, bevor auf seine Karlsruher Bauten eingegangen wird, wenigstens die Trinkhalle in Baden-Baden erwähnt, weil sie zu Hübschs eindrucksvollsten Profanbauten zählt. Sie dient immer noch dem Zweck, der ihr vom Bauherrn zugedacht war, ein Zeichen dafür, daß Hübschs Entwürfe nicht nur ästhetischen, sondern funktionellen Anforderungen, gerecht wurden. Auch für die meisten seiner anderen Bauwerke läßt sich das sagen, obwohl sein Stil zeitweilig nicht mehr sehr geschätzt war.

Karlsruher Bauwerke

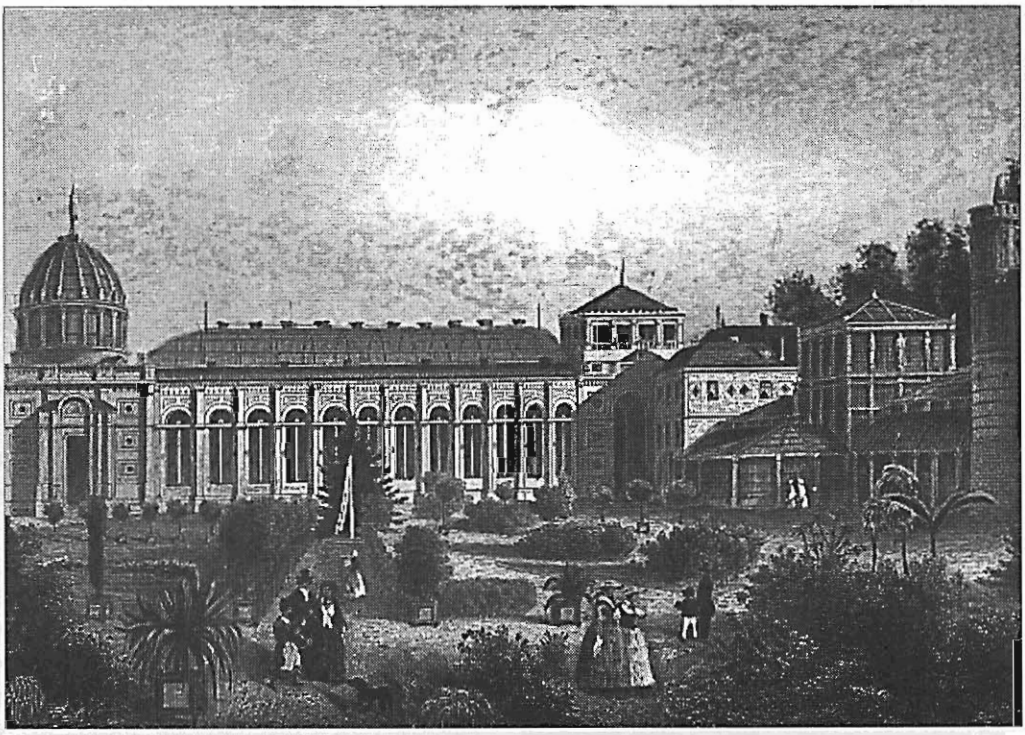
Wenden wir uns der Karlsruher Bautätigkeit von Heinrich Hübsch zu. Eine ganze Reihe von Bauten sind, zumeist infolge von Kriegseinwirkungen, verschwunden. Dazu gehören die Töchterschulen in der Lindenstraße, das Karlstor, das Lehrerseminar in der Akademiestraße, das Landesgestüt, von dem noch ein Torso an der Rüppurrer Straße bis vor wenigen Jahren erhalten war, das alte Vincentiuskrankenhaus am Karlstor und schließlich als größter und nach wie vor bedauernswertester Verlust das Hoftheater und spätere Badische Landestheater am Schloßplatz.

Am 28. Februar 1847 war das von Friedrich Weinbrenner erbaute Hoftheater abgebrannt,

und schon im Mai erhielt Heinrich Hübsch vom Großherzog den Auftrag zur Planung eines neuen Theaters. Im Februar 1851 wurde mit dem Bau begonnen, der am 17. Mai 1853 eröffnet wurde. Nahezu neunzig Jahre stand das vornehme Bauwerk als eines der schönsten Theater Deutschlands zwischen Schloß und Kunsthalle. Der Schloßplatz mit seiner vor dem Theater verlaufenden Lindenallee und dem Botanischen Garten als Hintergrund bildete ein wunderschönes Ambiente für das festliche Haus, das an italienische Vorbilder erinnerte. Im September 1944 trafen britische Brandbomben das Theater. Die zwar ausgebrannte, aber wieder herstellbare Ruine stand noch bald zwanzig Jahre am Schloßplatz, bis sie schließlich doch dem Neubau des Bundesverfassungsgerichtes weichen mußte.

Einige beachtliche, teilweise stadtbildprägende Bauwerke Heinrich Hübschs sind in Karlsruhe erhalten geblieben und dienen nach wie vor ihrer Bestimmung. Das schon zwischen 1830 und 1833 erbaute Regierungspräsidium beherbergte früher das badische Finanzministerium. Es füllt den östlichsten Baublock zwischen Schloßplatz und Zirkel. Das Gebäude war der damals noch am Schloßplatz bestimmenden barocken Gestaltungsidee anzupassen. Das bedeutete, daß Hübsch Kompromisse eingehen mußte. So nahm er die Schloßplatzarkaden auf, konnte aber die von ihm angestrebte Dreistöckigkeit nur für den Mittelteil des Bauwerkes durchsetzen, weil drei Stockwerke immer noch allein dem Schloß vorbehalten waren.

Freier war Heinrich Hübsch in der Gestaltung des Hauptbaues der „Polytechnischen Hochschule", der heutigen Universität, der etwa gleichzeitig an der Kaiserstraße entstand. Wie sich das Bauwerk heute präsentiert, besteht es allerdings erst seit 1864.



Orangerie und Gewächshäuser, erbaut 1857.

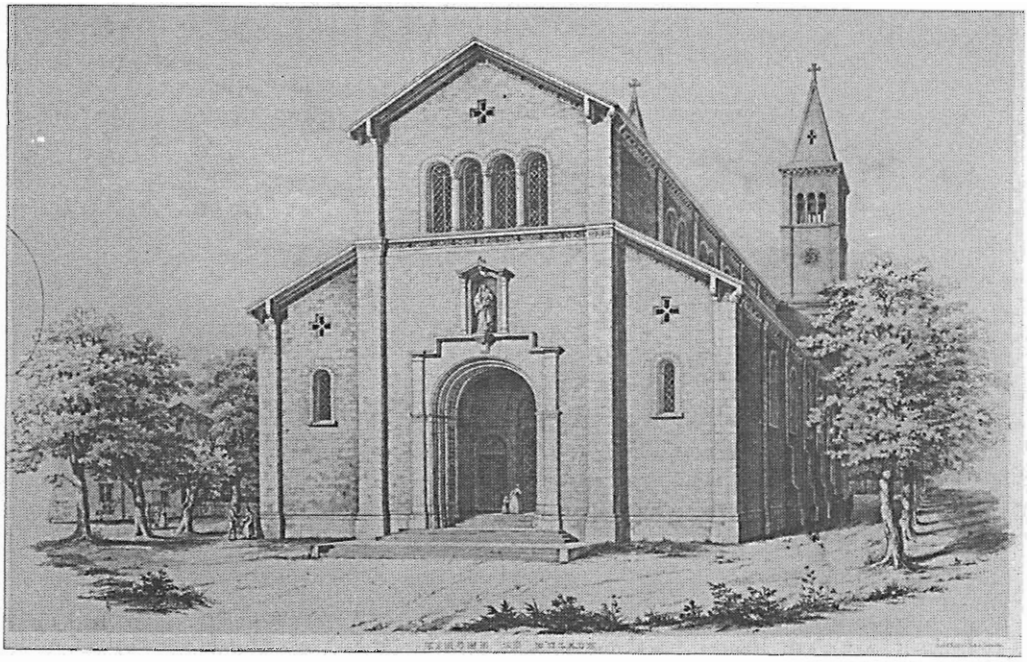
Theodor Fischer erweiterte damals das Hochschulgebäude, indem er etwas weiter östlich eine genaue Kopie des Hübschbaues errichtete und die beiden „Zwillinge" durch einen angepaßten Mittelbau verband. Sowohl die Hochschule als auch das Regierungspräsidium sind im Inneren ähnlich angelegt. Beide haben gewölbte Flure und zu den weiträumigen Treppenanlagen transparente Säulenstellungen, wodurch eine großzügige Raumwirkung entsteht.

Kunsthalle und Orangerie

Das bis heute am meisten besuchte Hübschbauwerk ist die Staatliche Kunsthalle. Sie entstand in den Jahren 1837 bis 1845. Dieses vornehme Gebäude wurde mehrfach erweitert, zuletzt von Heinz Mohl, zeigt aber zur Hans-Thoma-Straße immer noch die von Hübsch geschaffene Fassade samt den erhalten gebliebenen Türflügeln des Hauptportals. Bei der letzten Renovierung wurden die Erdgeschoßsäle in ihren ursprünglichen, von Hübsch konzipierten Zustand zurückversetzt und präsentieren dessen eindrucksvolle Innenraumgestaltung, die auch im Treppenhaus mit der monumentalen Wandmalerei Moritz von Schwinds zur Geltung kommt.

Die erst etwa zehn Jahre später von Heinrich Hübsch geplanten und gebauten Orangeriegebäude werden teilweise auch von der Kunsthalle genutzt. Sie umstellen den Botanischen Garten, der früher im Osten vom Hoftheater begrenzt wurde. Obwohl von den glasgedeckten großen Gewächshäusern zum Teil nur noch die damals moderne Eisenkonstruktion vorhanden ist, wirkt das Ensemble sehr romantisch im Sinne von Heinrich Hübsch. Hierzu trägt vor allem das Torgebäude mit seinen beiden ornamentierten Rundtürmen bei.

Ganz sicher hat man zwischen Kunsthalle und Orangerie auch den besten Platz für das



St.-Cyriakus-Kirche in Bulach, erbaut 1834–1837.

Heinrich-Hübsch-Denkmal gefunden, das 1867, vier Jahre nach seinem Tod, errichtet wurde.

St.-Cyriakus-Kirche

Das in seiner Umgebung auffälligste Bauwerk von Heinrich Hübsch steht in Bulach. Wer sich der Stadt Karlsruhe von Südwesten her nähert, erblickt schon von weitem das Doppelturmpaar der St. Cyriakus-Kirche. Hoch ragt der Kirchenbau über die Fachwerkhäuser des alten Ortskerns hinaus. Zur Zeit seiner Erbauung in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts mag er in dem dörflichen Ortsbild recht fremd gewirkt haben. Für Heinrich Hübsch war die Bulacher Kirche aber ein Höhepunkt seiner kirchlichen Bautätigkeit. Schon die Nähe der Gemeinden Bulach und Beiertheim, für welche die Kirche erbaut wurde, zur Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe waren für Hübsch Anlaß, ein Beispiel für seine Auffassung vom Kirchenbau zu geben. Das betraf den konstruktiven, dekorativen wie funktionalen Bereich. Hübsch hatte die Kirchenarchitektur seiner Zeit immer wieder kritisiert. Sowohl klassizistische als auch gotische Formen lehnte er ab. Vorbild war für ihn der „frühchristliche" Kirchenbau, was er in seinen theoretischen Schriften ausführlicher darlegte. Bulach war dafür ein Exempel.

Zeiten der Hochschätzung von Heinrich Hübsch folgten solche, in denen seine Architektur nicht mehr so viel galt. Heute können wir objektiver urteilen. Die große, nicht zu überschätzende Bedeutung des Architekten Heinrich Hübsch liegt darin, vor Ausbruch des Eklektizismus einen eigenständigen Baustil geschaffen zu haben, der romantische Rückbesinnung und zeitgemäße technische Entwicklungen in sich vereint.

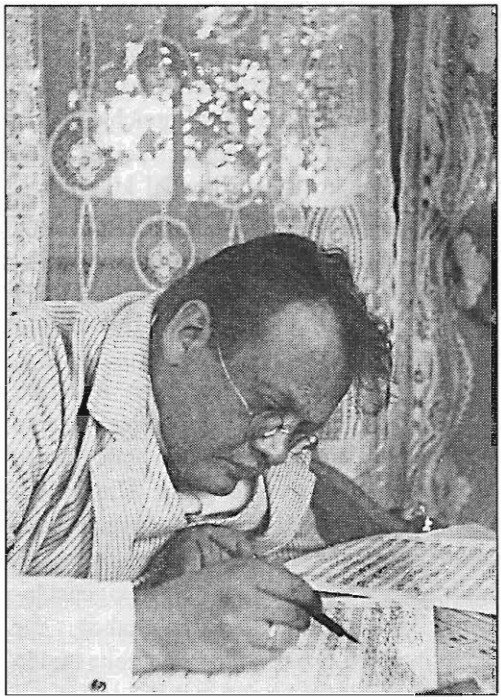
Heinz Schmitt

Begegnungen mit Max Reger

In der Ausgabe vom 15. November 1994 überraschten die Badischen Neuesten Nachrichten mit der Meldung, daß voraussichtlich das Max-Reger-Institut von Bonn nach Karlsruhe übersiedeln werde. Unbestreitbar gewönne damit unsere Stadt einen weiteren kulturellen Anziehungspunkt. Mit vielen Impulsen könnte ein solches Institut das Karlsruher Musikleben bereichern.

Hatte der Komponist Max Reger (1873 bis 1916), dessen Schaffen „in seinen gigantischen Ausmaßen nur dem Lebenswerk alter Meister vergleichbar" ist, und der vor allem in seiner Orgel- und Kammermusik „einen noch nicht abzuschätzenden Einfluß auf die neue Musik gehabt" hat (Helmuth Wirth) persönliche Beziehungen nach Karlsruhe? Nun, neunmal hat er hier konzertiert. Und wenn er auch einmal wütend ausgerufen haben soll: „nie wieder nach Karlsruhe", der Konzertsaal behagte ihm ganz und gar nicht (Karlsruher Tagblatt vom 13. November 1927), er kam doch immer wieder. Unter der Protektion des Prinzen Max von Baden veranstaltete man im Jahre 1912 sogar ein Karlsruher Regerfest, bei dem der Meister in der ehemaligen Festhalle mit seiner berühmten Meininger Hofkapelle auftrat und dabei, neben eigenen Werken, auch die dritte Sinfonie von Brahms dirigierte.

Nach Regers frühem Tod am 11. Mai 1916 fand schon am 7. Juni in Karlsruhe eine Gedenkfeier statt, bei der „eine reiche Folge Regerscher Tonwerke" erklang. Und nebenbei,



Reger bei der Reinschrift einer Partitur (Ballettsuite op. 130).

ein kongenialer Interpret von Regers Orgelmusik wurde in Karlsruhe geboren: Günther Ramin (1898–1956), der ab 1918 als Thomasorganist, später auch als Thomaskantor in Leipzig wirkte.

Regers Werk wurde in Karlsruhe kontinuierlich gepflegt, von den Chören, von den Organisten, im Bereich der Kammermusik, unlängst erst erklang eines der orchestralen Hauptwerke Regers, die „Vier Tondichtungen für Orchester nach A. Böcklin", op. 128, in einem Sinfoniekonzert der Badischen Staatskapelle. Auch wenn die Beziehungen des Komponisten nach Karlsruhe eher sporadischen Charakter hatten, es gibt sie immerhin, ganz anders als im Falle Georg Friedrich Händel. Über die Generation der Schüler und Enkelschüler hat Regers Tonsprache in Karlsruhe noch bis weit in unser Jahrhundert, ja sogar noch bis in unsere Tage nachgewirkt, man denke etwa an Franz Philipp, von 1924–1942 Rektor der Musikhochschule (damals Badisches Konservatorium) und an dessen Schüler.

Der einundzwanzigjährige Max Reger verfaßte während seiner Wiesbadener Studienzeit 1894/95 eine Suite für Orgel (op. 16), der er in einer Mischung aus Huldigung und Stolz den Untertitel beigab: „Den Manen Johann Sebastian Bachs". Er sandte das Werk an Johannes Brahms in Wien und fragte an, ob dieser einer Widmung an ihn zustimmen würde. Brahms, jungen Komponisten gegenüber meist recht abweisend, antwortete sofort und bedankte sich „hochachtungsvoll ergeben" für „das schöne Geschenk einer Widmung", worauf beide Photographien austauschten. „Dem Bild mit herzlicher Widmung von Brahms an Reger kommt die Bedeutung eines „Meisterbriefes" zu, der den Traditionszusammenhang der deutschen Musik besiegelt, wie einst von Schumann zu Brahms, so jetzt von Brahms zu Reger" (Riemann-Lexikon, 1961). Brahms war für den jungen Reger „der, an den man sich halten kann. Ich tue es aber auch!" (1891). Daneben steht für Reger stets das Bekenntnis zu „Allvater Bach, ... für mich Anfang und Ende aller Musik".

Um die Jahrhundertwende wurde Regers Musik als sehr modern empfunden, man sah in ihm den „Sozialdemokraten (!) unter den jetzigen Komponisten", einen „der den Umsturz predigt" (an A. Lindner, 1897). Ein Münchner Kritiker warf Reger 1903 gar vor, einen „Kult des Häßlichen um seiner selbst willen" zu betreiben. Reger selbst beteuerte demgegenüber immer wieder, daß es ihm um „Weiterbildung des Stiles", niemals um „Umsturz" ging. Deshalb lehnten andere bald auch seine Musik als konservativ ab. Kein Geringerer als Arnold Schönberg äußerte dagegen 1924: „Ich halte ihn für ein Genie". In Schönbergs Wiener „Verein für musikali-

sche Privataufführungen" war Reger der meistgespielte Komponist. Schönbergs Wertschätzung bezog sich dabei vor allem auf Regers Kammermusik, die im sogenannten „Jenaer Stil", der letzten Schaffensperiode, zu einer fast klassizistischen Klarheit und Durchsichtigkeit gefunden hatte. Ihre klangliche Sensibilität und Ornamentfülle machen sie zum wertvollen Zeugnis einer zwischen Jugendstil und Impressionismus angesiedelten Kunst.

Am stärksten hat Regers Musik bis heute weitergewirkt im Bereich der Kirchenmusik und bei den Organisten. Die Orgel betrachtete Reger als sein ureigenstes Terrain, wo ihm, zumindest in Deutschland, von keiner Seite Konkurrenz erwuchs. Dabei war seine Stellung zwischen den Konfessionen durchaus delikat. Der gebürtige Oberpfälzer schickte seine ersten Kompositionen nach Regensburg, damals eine Hochburg der katholischen Kirchenmusik. Wegen ihrer Neuheit stießen sie bei den strengen Caecilianern auf Ablehnung. Verstörend wirkte auch Regers Hinwendung zum evangelischen Kirchenlied: „Die Protestanten wissen gar nicht, was sie an ihren Chorälen haben."

Die großen Choralfantasien Regers durften in katholischen Kirchen nicht gespielt werden. Für seinen Hauptinterpreten, den ihm freundschaftlich verbundenen Karl Straube, verfaßte Reger deshalb Orgelwerke, die auch für eine Aufführung in katholischen Kirchen geeignet seien, wie etwa die „Variationen und Fuge fis-Moll über ein Originalthema", op. 73, aus dem Jahre 1903. Erst recht prekär wurde Regers Situation nach der Heirat einer geschiedenen Protestantin, Elsa von Bercken geb. von Bagenski 1902. Regers Tätigkeit in Leipzig, Meiningen und Jena führte immer wieder zur Entstehung von Werken, die dem protestantischen Milieu jener Zeit verhaftet sind. Die neuere Geschichte der evangelischen Kirchenmusik ist ohne Max Reger kaum denkbar. Gleichwohl bekannte dieser bis zu seinem Lebensende, er sei „katholisch bis in die Fingerspitzen".

Diese inneren Spannungen fanden ihren Ausgleich in der Musik. Die großen Choralfantasien Regers, etwa die über den „Morgenstern" oder das „Wachet auf, ruft uns die Stimme" wurden zu Schlüsselwerken der neueren Orgelkunst. Ihre Botschaft hat die Grenzen der Konfessionen weit hinter sich gelassen. An packender Wirkung haben sie bis heute nichts verloren. Regers Choralbearbeitungen, die Orgelwerke, die reiche Klaviermusik, seine noch zu entdeckende Vokalmusik oder das hinreißende Klarinettenquintett, Regers letztes vollendetes Werk, sind einzigartige Dokumente einer äußerst verfeinerten musikalischen Kunst zu Beginn unseres Jahrhunderts, unmittelbar vor dem Umbruch zu einer vollständig neuen Tonsprache. Die Beschäftigung damit wird eine Herausforderung für jede Musikergeneration bleiben.

Das Max-Reger-Institut in Karlsruhe könnte diese Musik am Aufbruch zur Moderne, die Zeit zwischen Brahms, Strauß, Mahler und Schönberg, neu in den Blick rücken. Baden-Württemberg besitzt zur Zeit nur ein musikwissenschaftliches Forschungsinstitut (Edition „Neue Schubert-Ausgabe" in Tübingen). mit einem Max-Reger-Institut in Karlsruhe entstünde auch im badischen Landesteil ein Forschungszentrum, dem internationale Beachtung sicher wäre.

Andreas Schröder

Der Hofkapellmeister Felix Mottl in Karlsruhe

Als Felix Mottl 1880 nach Karlsruhe berufen wurde, konnte man kaum ahnen, daß der vierundzwanzigjährige Hofkapellmeister, Schüler von Anton Bruckner und Otto Dessoff in Wien, der gerade die Uraufführung seiner ersten Oper „Agnes Bernauer" unter der Protektion von Franz Liszt in Weimar geleitet hatte, in wenigen Jahren zu einem der bedeutendsten Dirigenten seiner Zeit aufsteigen würde. In dem Vierteljahrhundert seiner Karlsruher Ära entwickelte sich die Badische Hofoper zu einer der führenden Bühnen Europas. Mottl konnte hierbei an das Wirken einiger hervorragender Vorgänger anknüpfen.

Joseph Strauß, tätig von 1824 –1863, hatte die Hofkapelle zu einem leistungsfähigen sinfonischen Klangkörper geformt. Über ihn schrieb Richard Wagner, der ihn bei einer Karlsruher „Lohengrin"-Aufführung erlebt hatte: „Ihm gehorchte alles wie einem Manne, der keinen Spaß versteht." Mit seinem Nachfolger Hermann Levi leitete zum ersten Mal ein Dirigent moderner Prägung das Karlsruher Orchester. Unterstützt vom Intendanten Eduard Devrient pflegte Levi das große klassische Repertoire und führte in den Sinfoniekonzerten die Werke seines Freundes Johannes Brahms auf. Der Komponist war damals als Klaviersolist und Dirigent seines „Deutschen Requiem" häufiger Gast in der Badischen Residenz.

Otto Dessoff, Hofkapellmeister von 1875 bis 1880, vorher Dirigent der Wiener Philharmonischen Konzerte, setzte den Kontakt zu Brahms fort und dirigierte im Abonnementskonzert am 4. November 1876 die Uraufführung der Ersten Sinfonie in Anwesenheit des Komponisten. Der Nachfolger Felix Mottl hatte sich schon während seines Studiums in Wien für Wagner begeistert und mit 17 Jahren einen Richard-Wagner-Verein gegründet, in dem er mit Hans Paumgartner, dem Vater des bekannten Salzburger Mozart-Biographen, den ersten Akt der „Walküre" an zwei Flügeln aufführte. In Wien durfte er dem Komponisten bei den Einstudierungen von „Tannhäuser" und „Lohengrin" assistieren. Für das Festspieljahr 1876 engagierte Wagner Mottl als Notenschreiber der Bayreuther „Nibelungen-Kanzlei" und musikalischen Assistenten. Bereits 10 Jahre später dirigierte er bei den Festspielen Aufführungen von „Parsifal" und „Tannhäuser".

Karlsruher Konzertatmosphäre

Die außerordentliche Ausstrahlung des Dirigenten Mottl wird von allen Zeitungen gerühmt. Am Pult identifizierte er sich völlig mit dem Werk und verausgabte sich bis zum Äußersten. Er hatte die Fähigkeit, alle Mitwirkenden mitzureißen und über sich selbst hinauswachsen zu lassen. Als späterer Direktor der Münchner Akademie muß er eine faszinierende Wirkung auf die Studenten ausgeübt haben. Der Komponist Walter Braunfels, der bei ihm an der Münchner Oper assistierte, hat in einem Nachruf Mottls Künstlerpersönlichkeit treffend charakterisiert:

„Eine einzigartige Vitalität lag in diesem Manne, alle Lebensreize prickelten in ihm, und wie aus einem Dämon sprudelte ihm bei jeder Gelegenheit seine ungemeine Begabung hervor. Seine Bewegungen waren von einem unbeschreiblichen Ausdruck, trafen das Wesentliche einer Stelle so bestimmt, daß die Geste selbst gleichsam zum neuen Einfall wurde, der wie ein Blitz Ausführende wie Hörer erleuchtete." Sicher war die Veranlassung einer solch ungemein plastischen

Zeichengebung auch die Tatsache, daß damals viel weniger als heute probiert wurde, manche Vorstellungen nach langer Pause wieder aufgenommen wurden und der Dirigent die richtige Spielweise sowie den entsprechenden Ausdruck im Augenblick fordern mußte.

Die Aufführungen in dem von Heinrich Hübsch erbauten Hoftheater neben dem großherzoglichen Schloß hatten ihre besondere Atmosphäre. Die Zuschauer kamen zu den Vorstellungen mit der Kutsche oder zu Fuß über den Schloßplatz. Der städtische Betrieb lag weitab, und man ließ sich innerlich erheben vom glanzvollsten festlichen Geschehen, das eine städtische Residenz ihren Bürgern damals bieten konnte. Die Karlsruher Gesellschaft saß im Parkett, auf den unteren Rängen und in den Logen, die Schüler und Studenten auf dem vierten Rang, wo damals der Platz nur 50 Pfennig kostete. In den Pausen promenierte man unter den Kastanien des Schloßplatzes oder am Teich im Botanischen Garten. Mit dem Solistenensemble, bei dem es wenig Wechsel und nur selten Gastspiele gab, war das Publikum wohl vertraut. Ein ganz außergewöhnliches Ereignis war es, wenn der berühmte Bariton Francesco d'Andrade den Don Giovanni sang oder wenn im Schauspiel die große Eleonora Duse mit ihrem italienischen Ensemble als Kameliendame auftrat.

Der junge aufstrebende Mottl hatte das Glück, daß die beiden Intendanten, die in seiner Ära das Theater leiteten, Edler zu Putlitz bis 1889, danach Albert Bürcklin, ihm weitgehende künstlerische Freiheit ließen und seine ehrgeizigen Intentionen unterstützten. Während im Schauspiel die klassischen Dramen von Goethe, Schiller und Shakespeare gespielt wurden, standen in der Oper jährlich etwa 40 verschiedene musikalische Werke auf dem Repertoire, wobei Mottl meistens selbst dirigierte, dazu die sechs Abon-



Felix Mottl in jüngeren Jahren in Karlsruhe.

nementskonzerte im Museum leitete und zudem bei den vier Kammerkonzerten im Foyer des Theaters häufig als Pianist und Liedbegleiter mitwirkte.

Mottl wagt Wagners Werke

Mottls jährliches Auftreten als Bayreuther Festspieldirigent und die damit verbundene internationale Reputation stärkten seine Position gegenüber dem Badischen Hof. Seine Vorliebe für die Bühnenwerke Richard Wagners wurde von Großherzog Friedrich I. unterstützt. Dieser hatte schon 1861 versucht, durch die geplante Uraufführung von „Tristan und Isolde" den Komponisten ganz nach Karlsruhe zu ziehen, was sich zerschlug, weil der damalige Intendant Devrient das Werk ablehnte. Im Dezember 1884 konnte Mottl die Oper erstmals in Karlsruhe aufführen. Das Karlsruher Publikum hatte damals noch

Schwierigkeiten, Wagners neue chromatische Tonsprache zu verstehen; so wurde hier der Schüttelreim geprägt:

Geh doch nicht in Mottl's Tristan
und hör dir dieses Trottel's Mist an!
Schaff' dir lieber ein Drittel Most an
und trink dir mit diesem Mittel Trost an!

Schon im März 1883 hatte Angelo Neumanns reisende Wagnerbühne unter der musikalischen Leitung von Anton Seidl mit dem gesamten „Ring der Nibelungen", im Karlsruher Hoftheater gastiert. Sicher schmerzte es damals Mottl, daß nicht er, sondern sein Bayreuther Kollege aus der Nibelungen-Kanzlei von 1876 den ersten „Ring" in Karlsruhe dirigierte. Jedenfalls begann er kurz danach mit der Einstudierung des „Rheingold", und in jährlichem Abstand folgten die drei weiteren Abende. Dadurch konnte er ab 1888 den „Ring" geschlossen aufführen und in jeder Saison meist zweimal bringen. Jeweils im Sommer zogen zu den Bayreuther Festspielen mit Mottl etwa 15 Orchestermusiker, eine ebenso große Gruppe von Chorsängern und einige Solisten. Die enge Verbindung der Badischen Hofoper mit Bayreuth veranlaßte Cosima Wagner, zu häufigen Besuchen hierher zu kommen, Sänger anzuhören und Spielplan-Konferenzen für die Festspiele mit Mottl und Levi abzuhalten. Im Frühjahr 1889 wirkte sie mit bei der Einrichtung für die Erstaufführung des „Rienzi" und half regielich bei der szenischen Wiedergabe der „Legende der Heiligen Elisabeth" ihres Vaters Franz Liszt. Ihr Sohn Siegfried studierte zwei Semester Architektur am Karlsruher Polytechnikum und wurde durch die Aufführungen unter Mottl bestimmt, sich ganz der Musik und dem Theater zuzuwenden.

Reiches Repertoire

Neben den Musikdramen Wagners pflegte Mottl die Werke Mozarts sowie die italienische und französische Oper. Unter seiner Leitung erschienen erstmals Verdis „Traviata", „Rigoletto" und „Falstaff" auf dem Spielplan, aber auch Bizets „Carmen". Seine besondere Vorliebe galt den Werken von Hector Berlioz, der sich damals in Paris noch nicht durchgesetzt hatte. Als Uraufführung dirigierte Mottl 1890 an zwei Abenden „Die Trojaner"; drei Jahre später brachte er in einem Berlioz-Zyklus von vier Abenden auch „Benvenuto Cellini" und „Beatrice und Benedict", eine ungeheure Leistung des Hoftheaters, das damit internationales Echo fand. Der französische Komponist Emanuel Chabrier wurde Mottls Freund durch die hiesigen Erstaufführungen seiner Opern „Gwendoline" und „König wider Willen". Mottl berichtete darüber Cosima Wagner. Chabrier sei in geradezu demonstrativer Weise gefeiert worden; der Großherzog betrachte ihn als Friedensbotschafter, da er die Harmonie mit sich bringe.

Alle neuen Projekte beriet Mottl mit seinem Karlsruher Vorgänger und väterlichen Freund, dem Münchner Hofkapellmeister Hermann Levi, mit dem er bei den Bayreuther Festspielen zusammenarbeitete. Bei manchen Novitäten rivalisierten die beiden um die Uraufführung, und oftmals war Mottl in Karlsruhe der Münchner Oper um Nasenlänge voraus. So verbreitete sich ab Ende der Achtziger Jahre der Ruf der Badischen Hofoper in musikalischen Fachkreisen, und bedeutende Musiker kamen von weither, um die vielgerühmten Aufführungen unter Mottl zu hören. Dieser erhielt viele ehrenvolle Einladungen, unter anderem, mit seinem Ensemble in Brüssel und London zu gastieren. Bernard Shaw schrieb in einer Musikrezension, das Londoner Orchester solle sich die Aufführung des „Tannhäuser" unter Mottl in Karlsruhe zum Vorbild nehmen. In einer Besprechung über Mottls Interpretation des

II. Konzert: Mittwoch den 15. Oktober 1903. — Generalprobe vormittags ½11 Uhr.

Festhalle Karlsruhe.

8 Abonnements-Konzerte

des

Grossh. Hoforchesters

(verstärkt durch auswärtige Künstler).

I. KONZERT

Mittwoch den 14. Oktober 1903.

Solist: Herr Hofopernsänger **Karl Burrian** (Dresden),

Gemischter Chor: Geladene Damen und Herren, Hoftheaterchor,

unter Leitung des Herrn Generalmusikdirektors

Felix Mottl.

PROGRAMM.

1. **Eine Faust-Ouverture** . . . . . *Rich. Wagner.*

(Geschrieben zu Paris 1840, umgearbeitet in Zürich, Januar 1855.)

Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach aussen nichts bewegen;
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhasst. *(Goethe.)*

2. **Vorspiel** zum 5. Akt und **Gebet** aus der Oper „**Rienzi, der letzte der Tribunen**“ . . . . . *Rich. Wagner.*

3. **Der 13. Psalm** (für Tenor-Solo, Chor und Orchester) . . . . *Franz Liszt.*

4. **Siebente Symphonie** (A-dur, op. 92) . . . . . *L. v. Beethoven.*

a. Poco sostenuto e Vivace. b. Allegretto. c. Presto. d. Allegro con brio.

Anfang 7½ Uhr. **Ende gegen 9 Uhr.**

Eröffnung der Kassen 7 Uhr.

Alle Eintrittskarten, ausschließlich der Abonnementskarten, sind **ohne Ausnahme** abzugeben; der Eintritt ohne Karte wird **nicht** gestattet.

Eingang und Garderobe für die gerade Nummer[illegible]

Eingang und Garderobe für die ungerade Nummer[illegible]

Während der Aufführung eines Musikstückes bleiben alle Türen geschlossen.

Diener, die Ihre Herrschaften begleiten oder abholen, haben in den Garderoben zu warten.

Hof-Buchdruckerei Karlsruhe.

Vorspiels zu „Lohengrin" las man über den Dirigenten: „Sein Beschwören, Anflehen, Abwehren, Drängen, würden Herzen von Stein erweicht haben."

In den Konzertprogrammen brachte Mottl neben der klassischen Sinfonik von Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert die neuen Orchesterwerke von Smetana, dirigierte aber neben Wagner und Bruckner auch die Sinfonien von Brahms. Die Abonnementskonzerte im Museum gewannen an Bedeutung durch das Erscheinen der damals berühmten Solisten, den Pianisten Eugen d'Albert, Ferruccio Busoni und Max Paur, den Geigern Leopold Auer und Eugène Ysaye. Zu den seltenen Gastdirigenten zählte Richard Strauss, der hier 1891 seine sinfonische Dichtung „Aus Italien" und 1902 seinen „Till Eulenspiegel" dirigierte. Strauss hatte sich mit Mottl in Bayreuth angefreundet, wo er ihm bei den Einstudierungen von „Tristan" und „Tannhäuser" assistierte. Siegfried Wagner leitete 1903 ein Konzert mit Werken von sich und seinem Vater. Seine Oper „Der Bärenhäuter" hatte Mottl kurz nach der Münchner Uraufführung 1899 in Karlsruhe einstudiert.

Star im neuen Konzertsaal

Ab 1897 fanden die Sinfoniekonzerte in der am Rand des Stadtgartens neu erbauten Festhalle statt. Mottl weihte den wegen seiner hervorragenden Akustik vielgerühmten Konzertsaal mit einer Aufführung des Requiems von Berlioz ein, wobei die 20 Pauken auf die vier Ecken des Saales verteilt waren. Unter Mitwirkung des schon 1861 von Wilhelm Kalliwoda gegründeten Philharmonischen Vereins konnte nun Mottl hier große Chorkonzerte mit Beethovens „Missa Solemnis", „Fausts Verdammnis" von Berlioz und dem „Liebesmahl der Apostel" von Wagner veranstalten. Die „Matthäus-Passion" von J. S. Bach führte er mit 600 Chorsängern und einem zusätzlichen Knabenchor von 120 Mitwirkenden auf. Außerdem wurde die Hofkapelle durch externe Musiker und Volontäre verstärkt.

Gelegentlich dirigierte Mottl eigene Kompositionen, wie sein Ballett „Pan im Busch". Bei der Premiere seines Einakters „Fürst und Sänger" stellte er 1893 dem Karlsruher Publikum in der weiblichen Hauptrolle die aus Wien stammende Sopranistin Henriette Standhartner als seine Frau vor. Um den Dirigenten hier zu halten, wurde sie als Ensemblemitglied verpflichtet, und Mottl erhielt den damals selten verliehenen Titel „Generalmusikdirektor". Seine Jahresbezüge waren von anfänglich viertausend auf fünfzehntausend Mark gestiegen. Er zog nun von seiner Wohnung in der Belfortstraße 21 in ein Haus mit Vorgarten in der Westendstraße 44.

In Wien, München und Berlin versuchte man mehrfach, den berühmten Karlsruher Dirigenten abzuwerben, doch stets gelang es dem Großherzog, Mottl durch großzügige Urlaube und Erhöhungen der Gage zu halten. Indessen kam es im Herbst 1903 zu einem ersten Konflikt, der zur Trennung führte. Mottl nahm eine Einladung an die New Yorker Metropolitain Oper an, bevor er die offizielle Genehmigung seines halbjährigen Urlaubs in der Tasche hatte. Mit der Aussicht, während 6 Monaten in Amerika soviel zu verdienen wie in Karlsruhe in 10 Jahren, trat er die Seereise an. Zum 15. Oktober 1903 wurde Mottls Vertrag als Großherzoglich Badischer Hofkapellmeister gelöst, nachdem er eine Woche zuvor eine Gesamtaufführung von Wagners „Ring" und „Meistersinger" sowie das erste Abonnementskonzert geleitet hatte.

Als letztes Auftreten in Karlsruhe dirigierte er dazu noch ein Konzert mit vier Kantaten von J. S. Bach in der Christuskirche. – In diesen Wochen wurde durch den plötzlichen Tod von Hermann Zumpe die Position des

Bayerischen Hofkapellmeisters vakant, und Mottl, dem die offizielle Entlassung nachgeschickt worden war, konnte bei der Rückkehr aus New York sofort seine neue Position in München antreten. So verließ Mottl ohne einen festlichen Abschied die Stadt, in der er 23 Jahre unermüdlich und mit weltweiter Resonanz gewirkt hatte.

Nach München

Als Folge seiner rastlosen Tätigkeit und einer unbändigen Intensität, mit der er sich beim Dirigieren verausgabte, hatten sich schon frühzeitig bedrohliche Anzeichen eines Herzleidens gezeigt. Die in München zunehmenden Beschwerden beachtete er nicht, erweiterte im Gegenteil seine beruflichen Verpflichtungen als Operndirektor und Leiter der Akademie neben Auslandsgastspielen. Nachdem er im II. Akt einer „Tristan"-Aufführung zusammengebrochen war, starb er wenige Tage später, am 2. Juli 1911, kaum 55 Jahre alt. Noch auf dem Totenbett ließ er sich mit seiner zweiten Frau, Zdenka Faßbender, trauen, die er schon 1900 als dramatische Sopranistin nach Karlsruhe engagiert hatte und die ihm nach München gefolgt war.

Seit dem Wirken Mottls in Karlsruhe ist ein ganzes Jahrhundert vergangen; seine Spuren sind verweht. Die Räume, die er mit seinem begnadeten Musizieren erfüllt hatte, sind im letzten Krieg in Schutt und Asche gesunken. Es bleibt aber das Beispiel einer einzigartigen Persönlichkeit, die in den zwei Dezennien ihrer besten Jahre das künstlerische Profil der Stadt Karlsruhe geprägt hat und der Generation unserer Großeltern kostbare Augenblicke höchster Beglückung schenkte, Momente des Außergewöhnlichen, nach denen wir uns als Angehörige einer nüchternen Umwelt mit nostalgischer Wehmut sehnen.

Frithjof Haas

100 Jahre Karlsruher Künstlerbund

Fortschrittliche Künstlervereinigung 1896 gegründet

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts bildeten sich in den europäischen Kunstzentren Künstlervereinigungen, die sich als Sezessionen bezeichneten. In der Regel stellten sich die Sezessionen in Opposition zu den in den Kunstakademien verwurzelten Künstlern und zu den von staatlicher Seite befürworteten Kunstnormen. Dagegen förderten sie die sich frei entfaltenden Künstler, von denen viele nach einem individuellen, der Modernität verpflichteten Stil strebten.

Die früheste Sezession entstand 1884 in Paris. Dort schlossen sich die Impressionisten in der Société des Independants zusammen. In Deutschland spalteten sich die Sezessionen von der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft ab, die seit 1856 Standesvertretung der Künstler war und sich die Förderung der nationalen Kunst zur Aufgabe gemacht hatte. 1892 wurde die Münchner Sezession gegründet. Im selben Jahr begann die Spaltung der Berliner Künstlerschaft. 1897 entstand die Wiener Sezession.

Im Karlsruher Lokalverein der Kunstgenossenschaft standen sich Ende des 19. Jahrhunderts zwei Gruppen gegenüber. Im Gegensatz zu den anderen Kulturzentren verlief in der badischen Residenz der Bruch nicht zwischen den Vertretern der Akademie und den freien Künstlern, sondern innerhalb der Kunstakademie. Die Exponenten der beiden Gruppen waren die Professoren Ferdi-

nand Keller und Leopold Graf von Kalckreuth.

Zwei gegensätzliche Gruppen

Ferdinand Keller erhielt in den 1860er Jahren in Karlsruhe seine künstlerische Ausbildung. 1854 war auf Initiative des Regenten und späteren Großherzogs Friedrich I. in der badischen Residenz die Kunstakademie gegründet worden. Zunächst war die Landschaftsmalerei im Mittelpunkt des Lehrplans gestanden, doch hatte sich bald auch die Historienmalerei etabliert. Im Jahr 1873 übernahm Keller die Professur für Historien- und Porträtmalerei, die er bis 1913 innehatte. Keller wurde an der Karlsruher Kunstakademie Hauptvertreter des Figurenfachs und erwarb sich darüber hinaus den Ruf eines der führenden deutschen Historienmalers der Gründerzeit. Sein virtuoser Malstil war an der aufwendigen Kunst des Barock geschult. Großartige Kompositionen und eine koloristische Ausführung sind für seine Werke charakteristisch. Kellers Karlsruher Hauptwerk ist das bis 1879 im Auftrag des Großherzogs für die Kunsthalle geschaffene Kolossalgemälde mit der Darstellung des Markgrafen Ludwig Wilhelm, des „Türkenlouis", in der Schlacht bei Salankamen.

Leopold Graf von Kalckreuth stammte aus Düsseldorf und war nach einer Lehrtätigkeit in Weimar als freischaffender Künstler tätig. Er war Mitglied der Münchner Sezession. 1895 wurde er als Professor an die Karlsruher Kunstakademie berufen. Kalckreuth zählte zu den frühen deutschen Vertretern der naturalistischen Freilichtmalerei. Daneben setzte er sich intensiv mit Drucktechniken auseinander, besonders mit der Lithographie. Kalckreuth stand in freundschaftlichem Kontakt zu Alfred Lichtwark, der als Direktor der Hamburger Kunsthalle einer der bedeutendsten Förderer der deutschen Avantgarde und der zeitgenössischen graphischen Künste war.



Leopold v. Kalckreuth, 1855–1928, Selbstbildnis.

Es waren nicht die unterschiedlichen Kunstauffassungen, die Kalckreuth und Keller trennten. Denn in Karlsruhe vertraten mehrere Künstler Malweisen, die der Kellers entgegengesetzt waren, ohne daß sie mit ihm in Konflikt gerieten. Hier sei nur Gustav Schönleber genannt, der in der Tradition der Münchner Freilichtmalerei stand und seit 1880 an der Karlsruher Akademie Professor für Landschaftsmalerei war. Andererseits opponierte Keller nicht nur gegen Kalckreuth. So verhinderte er, daß der Hamburger Friedrich Kallmorgen, der 1881 nach Karlsruhe gekommen war, an der Akademie angestellt wurde. Der Freilichtmaler und virtuose Zeichner Kallmorgen konnte sich dennoch in Karlsruhe etablieren. Er wurde Vorsitzender des Lokalvereins der Kunstgenossenschaft und war 1889 Initiator der Grötzinger Malerkolonie, als er sich in dem Karlsruher Vorort ansiedelte.

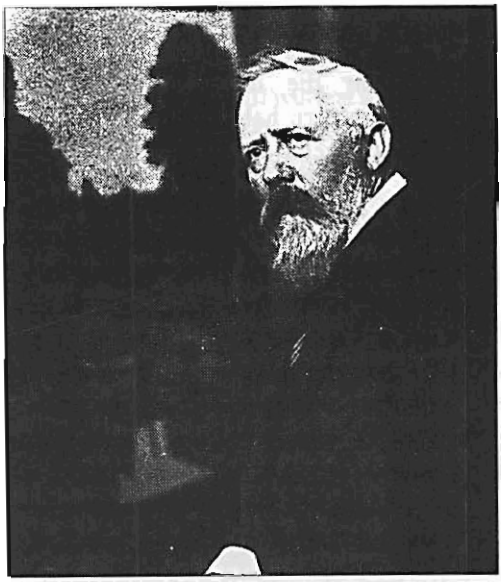
Während Keller mit der Karlsruher Kunstlandschaft offensichtlich zufrieden war,

strebte Kalckreuth nach Erneuerungen. Er wollte vor allem die Arbeitsbedingungen und Verdienstmöglichkeiten der Künstler verbessern. Denn seit Jahren gab es eine Überproduktion von Gemälden und Bildwerken, und gleichzeitig war die wirtschaftliche Lage besonders der jungen Künstler schlecht. Kalckreuth setzte auf die graphischen Künste und hoffte, mit ihnen neue Käuferschichten heranziehen zu können. Denn die in Auflagen gedruckten Graphiken waren im Vergleich zu künstlerischen Originalen sehr preisgünstig. Kalckreuths Initiative forderte die Abwendung vom idealen Künstlerbild, bot aber auch eine Antwort auf ökonomische Fragen.

Die Künstlergruppe um F. Keller, zu der Caspar Ritter und Carl Schurth gehörten, war gegen den Wandel. Kalckreuth fand jedoch die Förderung Friedrichs I., der offensichtlich erkannt hatte, daß Veränderungen notwendig waren. Mit Unterstützung des Großherzogs konnte Kalckreuth an der Karlsruher Akademie eine Lithographie-Klasse einrichten und seinen Schüler Carl Langhein als Assistenten einstellen.

Die Spaltung 1896

In dieser Zeit der Veränderung, im Frühjahr 1896, kam es zur Spaltung der Karlsruher Künstlerschaft. Anlaß war die Jurierung der Kunstwerke, die Karlsruhe auf der Großen Berliner Kunstausstellung desselben Jahres vertreten sollten. Eine aus Mitgliedern des Lokalvereins der Kunstgenossenschaft zusammengesetzte Jury hatte die Bilder für Berlin ausgewählt. Ihre Entscheidung wurde jedoch von den Unzufriedenen und Zurückgewiesenen heftig kritisiert. Man warf der Kommission unsachliches Handeln und die Bevorzugung eigener Werke vor. Diesen Vorwurf wies die Jury auf einer Generalversammlung am 16. April 1896 zurück. Doch konnte der Streit nicht geschlichtet werden,



Friedrich Kallmorgen, 1856–1924, Selbstbildnis.

und die Versammlung endete mit dem Austritt der 24 Jurymitglieder. Der Lokalverein der Kunstgenossenschaft verlor auf diese Weise viele seiner angesehensten Mitglieder.

Neun Tage später, am 25. April 1896, konstituierten die Ausgetretenen die Sezession und nannten sie Karlsruher Künstlerbund. Zu den Gründungsmitgliedern gehörten Julius Bergmann, Carlos Grethe, Robert Poetzelberger, Georg Tyrahn und Hans von Volkmann. Außerdem waren Künstler der Grötzinger Malerkolonie, Schüler des Landschaftsmalers Gustav Schönleber (der erst 1897 beitrat) und andere Anhänger der Freilichtmalerei dabei. Als erster Vorsitzender wurde Friedrich Kallmorgen gewählt. Leopold Graf von Kalckreuth wurde zweiter Vorsitzender. Der Künstlerbund machte sich die Pflege der hohen Kunst zur Aufgabe und strebte gleichzeitig danach, den Ausbau des Karlsruher Kunstlebens gemeinnützig und den Zeitverhältnissen angemessen voranzutreiben.

Kalckreuth war nicht nur der führende

Kopf, sondern wohl auch der Namensgeber der Karlsruher Sezession. Er scheint eine Vorliebe für die deutsche Bezeichnung „Bund" gehabt zu haben, die an den historischen Bundschuh und an den Bauernbund erinnert. Der Künstlerbund beeilte sich jedoch bekanntzugeben, daß er – im Gegensatz zu diesen Namensvettern – nicht umstürzlerisch gesinnt war, sondern rein künstlerisch agieren wollte. Er war loyal gegenüber dem großherzoglichen Haus, dem er stets seine Pläne unterbreitete, und bemühte sich um die Protektion des Großherzogs für seine Unternehmungen. Auch sein Verhältnis zum Lokalverein der Kunstgenossenschaft war im großen und ganzen unproblematisch. Gemeinsame Ausstellungen im Badischen Kunstverein waren über viele Jahre hinweg üblich.

Kalckreuths Bestrebungen zur Förderung der Druckgraphik wurden in den Karlsruher Künstlerbund eingebracht. Sein Assistent Langhein gründete 1897 eine eigene Druckerei. Sie firmierte als „Steindruckerei von Carl Langhein, Kunstdruckerei für den Künstlerbund Karlsruhe". Ziel des Unternehmens war die Pflege der künstlerischen Lithographie, die Vermittlung der Kunst an breite Bevölkerungsschichten und die Schaffung neuer Absatzgebiete für die Karlsruher Künstler. Noch im Gründungsjahr wurde Langheins Unternehmen an die G. Braun'sche Hofbuchdruckerei verkauft und erhielt die Bezeichnung „Kunstdruckerei Künstlerbund Karlsruhe". Mit dem Verkauf wurde die Herstellung hochwertiger Druckgraphiken auf eine ökonomisch solide Basis gestellt. Neben Lithographien wurden bald auch Holzschnitte und Radierungen gedruckt. Der Badische Kunstverein in Karlsruhe war regelmäßiger Abnehmer von Graphikmappen der Kunstdruckerei, in denen Werke von drei oder vier Künstlern zusammengefaßt waren. Zwischen 1904 und 1914 und dann noch einmal 1919 gab er solche Mappen als Jahresgaben für seine Mitglieder aus.

Der Karlsruher Künstlerbund bemühte sich intensiv darum, die Kunst seiner Mitglieder weit über die Grenzen der Stadt hinaus bekanntzumachen. Er bereitete seine kollektiven Beteiligungen an nationalen und internationalen Ausstellungen mit großer Sorgfalt vor. Schon zur Wiener Aquarellistenausstellung von 1896 schrieb ein Rezensent: „Einen überraschend frischen Zug brachten die farbigen Lithographien des Karlsruher Künstlerbundes, der als geschlossene Gruppe auftritt und sich sehr kräftig von der sonstigen (...) Ausstellung abhebt." Im Jahr 1899 schlug sich das positive Auftreten des Karlsruher Künstlerbundes auf einer Ausstellung in Dresden in sechs Auszeichnungen nieder. So wurde er erfolgreicher als der Karlsruher Lokalverein der Kunstgenossenschaft.

Die Kunsterziehungsbewegung

Neben den Ausstellungserfolgen waren es vor allem Abhandlungen in überregionalen Kunstorganen, die den guten Ruf des Karlsruher Künstlerbundes ausmachten. Hier sei der Beitrag von Woldemar von Seidlitz in der avantgardistischen Zeitschrift „Pan" hervorgehoben. Er erschien bereits 1897 und ging – einmal mehr – auf eine Initiative Kalckreuths zurück. Dieser hatte seine Freundschaft mit Alfred Lichtwark genutzt, um den Artikel zu plazieren.

Lichtwark und Seidlitz waren auch Förderer der deutschen Kunsterziehungsbewegung, deren Ziel die künstlerische Erziehung und sittliche Erneuerung des Volkes war. Ende 1900 beschloß der Karlsruher Künstlerbund, dieser Bewegung beizutreten. Auf dem 1. Deutschen Kunsterziehungstag, der im darauffolgenden Jahr in Dresden stattfand, stellte die Karlsruher Kunstdruckerei ein Verlags-

programm mit dem Titel „Wandschmuck für Schule und Haus" vor. Angeboten wurden Drucke in verschiedenen Formaten und passenden Wechselrahmen. Der finanzielle Erfolg des Unternehmens wurde im Mai 1901 gesichert, als der Karlsruher Künstlerbund bei den renommierten Leipziger Verlagen Voigtländer und Teubner unter Vertrag ging eine Entscheidung, die mit Genehmigung des Großherzogs erfolgte und bald alle anderen Aktivitäten des Künstlerbundes in den Hintergrund drängte. Die beiden Verlage organisierten fortan den Vertrieb der Karlsruher Drucke. Dies bedeutete zwar die Kommerzialisierung der Produktion und verursachte ein Nachlassen der künstlerischen Originalität, ermöglichte aber den meisten Mitgliedern des Künstlerbundes den Broterwerb.

Bebilderte Kataloge informierten über das Angebot. Die Preise für eine Grafik lagen zwischen 15 und 50 Mark. Plakate wurden schon für drei Mark angeboten, Originallithographien in Postkartengröße gab es ab einer Mark. Hergestellt wurden auch künstlerisch gestaltete Glückwunsch-, Tisch- und Tanzkarten, die nur wenige Pfennige kosteten.

Kalckreuth verließ die badische Residenz schon im Jahr 1900, um Direktor der Kunstakademie Stuttgart zu werden. Der Karlsruher Künstlerbund war zu diesem Zeitpunkt etabliert und blieb in seiner Struktur unangefochten, bis nach dem Ersten Weltkrieg die nächste Generation der Künstlervereinigung heranwuchs. Von diesen sei nur die avantgardistische Gruppe Rih genannt, die 1919 gegründet wurde. Die Inflation raubte dem Künstlerbund den finanziellen Rückhalt. Sein Ende kam 1933, als er im Zuge nationalsozialistischer Gleichschaltung vom Reichsverband bildender Künstler Deutschlands, Gau Südwest, vereinnahmt wurde. *Jutta Dresch*

Wie kommt das Bild in die Kaserne?

„Und er hatte einen Traum..." So könnte die Gründungslegende der Stadt Karlsruhe märchenhaft beginnen. Den meisten Karlsruhern dürfte bekannt sein, wie von dem Jagdausflug des Markgrafen Karl Wilhelm in den Hardtwald erzählt wird: Auf der Rast sei er eingeschlafen und habe von einem Schloß geträumt, viel schöner als Durlach, mit Strahlen wie eine Sonne. Daraufhin soll er beschlossen haben, an dieser Stelle seine neue Residenz zu gründen.

In Karlsruhe gibt es eine Darstellung dieser Legende, die in der Öffentlichkeit wenig bekannt ist. Es handelt sich um ein Majolika-Wandbild im Speisesaal des Unteroffizierscasinos in der Grenadierkaserne an der Moltkestraße, das 1938 von dem Keramiker Gustav Heinkel angefertigt wurde. Ende letzten Jahres hat die Stadt Karlsruhe beim Landesdenkmalamt angefragt, ob das Wandbild aus seinem baulichen Zusammenhang herausgenommen und an einem anderen Ort neu montiert werden könnte. Da das Wandbild Teil des Kulturdenkmals Grenadierkaserne ist, kann es nicht ohne weiteres entfernt werden. Allerdings gehört es nicht zur Originalausstattung des 19. Jahrhunderts, weshalb sich die inhaltliche Zusammengehörigkeit von Bild und Gebäude nicht von selbst ergibt, sondern begründet sein will. So galt es, eine Antwort zu finden auf die Frage: Wie kommt das Bild in die Kaserne?

Die Grenadierkaserne entstand in den Jahren ab 1892, unmittelbar im Anschluß an die

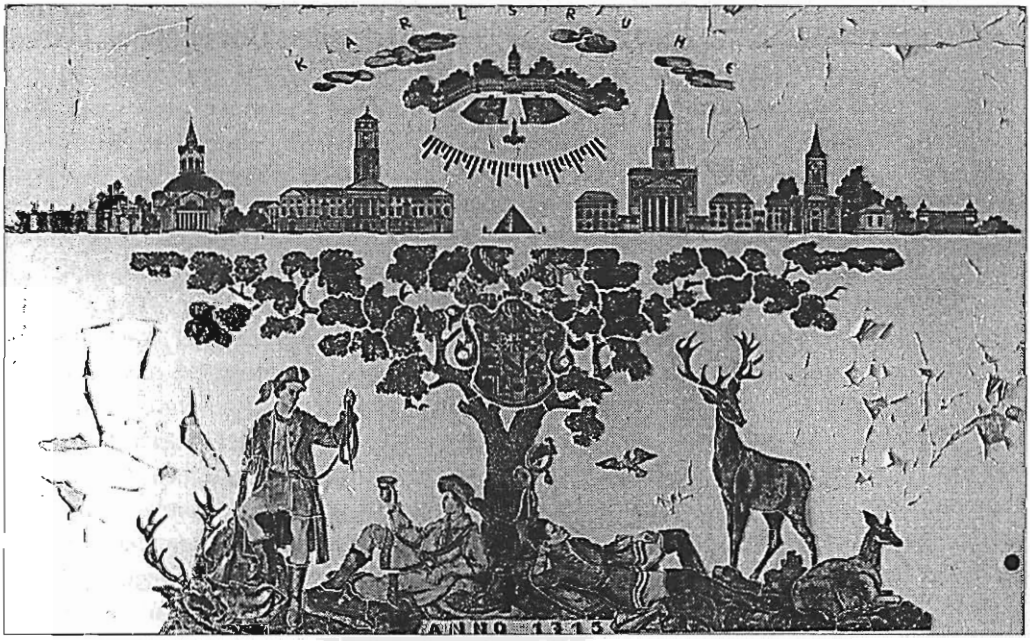
Bauarbeiten an der benachbarten Kadettenanstalt und gleichzeitig mit der Dragonerkaserne an der Kaiserallee. In den Baumaßnahmen spiegelt sich die Bedeutung Karlsruhes als größte badische Garnisonsstadt wider. In der Grenadierkaserne wurde das am 16. März 1936 nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht neu gegründete Infanterieregiment 109 zunächst behelfsmäßig untergebracht. Die bauliche Instandsetzung dieser und auch anderer alter Kasernen ging zügig voran. Gleichzeitig wurde überall im Gebiet der ehemaligen 50-km-Zone mit dem Bau neuer Kasernen begonnen. Innerhalb weniger Jahre entstanden neue Anlagen, bei denen trotz aller Zweckmäßigkeit und Einfachheit doch auch Wert auf baukünstlerische Qualität gelegt wurde. Schließlich repräsentierte sich die Armee nicht zuletzt auch durch die Militärbauten. Die Heeresbaudienststellen konnten sich auf einen Erlaß des Reichs-ministers für Volksaufklärung und Propaganda von 1934 berufen, der die Auftragsvergabe an bildende Künstler und Kunsthandwerker bei Bauaufgaben der Staatshochbauverwaltung regelte. So wurden auch bei Militärbauten mit der Ausschmückung Maler, Bildhauer und Kunsthandwerker beauftragt. Besonders beliebt war die künstlerische Ausstattung der Speisesäle, die sich hierfür aufgrund der Raumgröße, des geselligen Charakters der Nutzung aber auch durch die regelmäßige Frequenz eines Großteils der Soldaten besonders anboten. Die großformatigen Bilder zeigten Szenen aus dem Soldatenleben, wobei oft ein Bezug zum Standort oder zur stationierten Truppe gesucht wurde, daneben waren auch Stadtansichten und Weltkarten beliebt.

In Karlsruhe bot es sich an, mit der künstlerischen Ausstattung öffentlicher Gebäude die Staatliche Majolika-Manufaktur zu beauftragen. Bereits wenige Jahre nach ihrer Gründung 1901 war hier die Baukeramik als wichtiger Produktionszweig ausgebaut worden. Die Arbeiten erlangten schnell internationalen Ruhm, und noch in den 20er Jahren gehörte die Majolika zu den Spitzenbetrieben. Eine veränderte Architekturauffassung führte Ende der 20er Jahre zu einer Rückbesinnung auf die Gestaltungsmöglichkeiten von Wandbildern zum einen als Fliesenbilder, zum anderen aber entwickelten mehrere Künstler die neue Form der „Putzkeramik"; unregelmäßig geschnittene Fliesen werden hier entweder nur glasiert oder auch bemalt zu großen Motiven zusammengesetzt und in einen Putzgrund eingelassen.

Neben August Babberger (1885–1936) und Erwin Spuler (1906–1964) war Gustav Heinkel einer der Hauptvertreter dieser Art von Baukeramik. 1907 in Karlsruhe geboren, absolvierte Heinkel 1923–25 eine Lehre als keramischer Maler an der Manufaktur. Seine künstlerische Ausbildung verfeinerte er durch ein halbjähriges Studium an der Landeskunstschule Karlsruhe und die Mitarbeit im Atelier von Ludwig König. Später fand er Anregung in der gemeinsamen Arbeit im städtischen Atelierhaus in der Westendstr. 65 (heute Reinhold-Frank-Straße) mit Künstlern wie Emil Sutor oder eben Erwin Spuler. Heinkels erste große selbständige Arbeit sind Putzkeramiken für das Bezirkskrankenhaus in Forbach/Schwarzwald 1932. Es folgten weitere wie z. B. das Wandbild im Bahnhof am Karlstor in Heidelberg. Als staatlicher Betrieb wurde die Manufaktur insbesondere in den 30er Jahren in immer größerem Umfang mit öffentlichen Aufträgen versehen. Gestützt wurde die Auftragsvergabe auch durch ideologische Sichtweisen. „Kunstwerke aus heimischer Erde" entsprachen ganz der aktuellen politischen Weltanschauung. In den Arbeiten der Manufaktur wurde „...ein Stück echter Heimatkunst (gesehen), der im dritten Reich wieder die ihr zukommende Beachtung zuteil wird" („Der Führer" 11. Mai

1937). Entsprechend stieg die Produktion an gegenständlich erzählenden und symbolischen Putzkeramiken nach 1933 rasch an. Heinkel entsprach mit seiner Darstellungsweise den formal und inhaltlich restaurativen Tendenzen der 30er Jahre. Gerade auch in Kasernen begegnet man zahlreichen Putzkeramiken, die zum großen Teil von Gustav Heinkel stammen. Als weiteres Beispiel sei hier auf die Wandbilder im Hauptraum des Stabsgebäudes der Rheinkaserne in Karlsruhe-Knielingen hingewiesen. Vor der Kulisse des Speyrer bzw. Wormser Domes zeigen sie mittelalterliche Szenen, die einen unmittelbaren Bezug zum Kaiserreich assoziieren. Pikanterweise spielen diese Szenen auf Schiffbrücken. Hier drängt sich der Gedanke des Brückeschlagens auf, eine Brücke schlagen in das zu erobernde Land – ein in der Kunstgeschichte immer wieder begegnender propagandistischer Topos – hier konkret die Überquerung des Rheins in Richtung Frankreich. Darüber hinaus besteht ein direkter Bezug zu dem hier stationierten Pionierbataillon, dem auch die sogenannte Brückenbaukolonne angehörte, die den Pionierhafen am Rhein als Wasserübungsplatz nutzte.

Doch zurück zum Ausgangspunkt. Es wurde deutlich, daß die Putzkeramik im ehemaligen Unteroffizierskasino der Grenadierkaserne viel mehr Informationen trägt, als sich aus dem Inhalt des Bildes alleine erschließen läßt, das künstlerische Qualität sowohl in farblicher als bildnerischer Qualität besitzt und souveränen Umgang mit der Technik erkennen läßt. Gerade durch ihre Anbringung in der Kaserne wird von einem wichtigen historischen Zeitabschnitt berichtet, die Wiederbesetzung der entmilitarisierten Zone 1936 wird gegenwärtig, die zur Instandsetzung alter Kasernen führte, das Selbstbewußtsein der deutschen Armee wird spürbar. Wir erfahren von den Anfängen der nach heute als „Kunst am Bau" existierenden staatlichen Kunstförderung, die im Dritten Reich als Instrument zur Propagierung der neuen Weltanschauung eingesetzt wurde, aber auch, wie durch diese Förderpolitik die Arbeiten der Karlsruher Majolika neue Möglichkeiten zur Entfaltung erhielten. Heimatverbundenheit



einerseits, wie sie in der Gründungslegende zum Ausdruck kommt, aber auch relativ unverblümt dargestellte militärische Ansprüche, wie in den Bildern in Knielingen, sind Themen, die erst durch den Zusammenhang mit den Kasernengebäuden ihre Aussage ganz entfalten, die Motive für uns heute nachvollziehbar werden lassen. Es ist offensichtlich, daß dieses Bild, um seine geschichtliche Aussage bewahren zu können, in dem Kasino der Grenadierkaserne verbleiben muß.

Die Grenadierkaserne steht seit dem Abzug des Französischen Militärs 1991 leer. Die Gebäude wurden 1994 vom Land gekauft, um hier ein Behördenzentrum einzurichten, doch aufgrund der Finanzlage geht die Umsetzung nur langsam voran. Auch das ehemalige Unteroffizierskasino steht seitdem leer. Das Wandbild zeigt mechanische Beschädigungen, rundum blättert die Farbe von der Wand, eine baldige Instandsetzung ist notwendig. Sicherlich wird in dem ehemaligen Kasino eine Landesverwaltung untergebracht werden, doch ist zumindest der Speisesaal für eine Büronutzung wenig geeignet. Eher wäre der Raum mit seiner großzügigen Durchfensterung und der weiträumigen Kuppel als Seminarraum oder Vortragssaal sinnvoll, doch besteht daran nach dem bisherigen Nutzungskonzept des Gesamtareals ebensowenig Bedarf wie an einer Reaktivierung als Speiseraum – wenn überhaupt, so soll eine Kantine in der ehemaligen Offiziersmesse eingerichtet werden. Unbedingt wäre eine Nutzung des Gebäudes wünschenswert, die der Karlsruher Öffentlichkeit die Möglichkeit bietet, das Bild und damit auch einen Teil der erzählten Geschichte zu erleben. Hier bestände die Möglichkeit, einen neuen „Karlsruher Blickpunkt" zu erhalten.

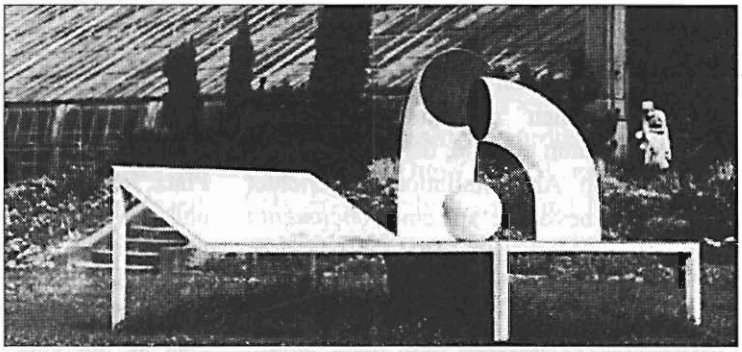
Ulrike Plate

„Woher hat der Dompfaff seinen Namen" oder: „Die Lust dagegen"

Zur Erinnerung an einen „Kunstskandal" im Karlsruher Botanischen Garten

Als am Freitag, dem 14. April 1967, in Anwesenheit höchster Repräsentanten der Bundesrepublik und des Landes die Bundesgartenschau eröffnet worden war, als bis zum Sonntag abend die ersten 250 000 Besucher die „Olympiade der Gärtner" besichtigt hatten, ahnte noch niemand etwas von einem „Kunstskandal", der sich an einer im altehrwürdigen Botanischen Garten eingerichteten „Sperrmüll-Sonderschau" entzündete und vier Wochen lang Diskussionsstoff für Tageszeitungen, Leserbriefschreiber und Rundfunkanstalten lieferte. In diesem Lustgarten der badischen Großherzöge, der selbst nicht in die Planung der Bundesgartenschau einbezogen worden war, aber als historisches Gelände dennoch dazu gehörte, an dessen östlicher Begrenzung gerade der Neubau des Bundesverfassungsgerichts errichtet wurde, waren keine erkennbaren, auf das Publikum zielenden gärtnerischen Eingriffe vorgenommen worden. Die Karlsruher konnten, wenn auch gegen Eintrittsgeld, ihr geliebtes Kleinod genießen und auswärtige Besucher die kunstvolle, in vielen Generationen gewachsene Anlage kennenlernen. Aber halt, es hatte sich doch etwas verändert: Die üblichen Frühjahrsblumen fehlten, dafür standen sieben plakativ grellbunte „Dinger" auf dem kurzgeschnittenen Rasen. Kein Hinweis auf

ihren Urheber, ihre Namen oder ihren Sinn war vorhanden (die Namensschildchen wurden ein paar Tage später angebracht). Horst Antes, Lehrer an der Karlsruher Kunstakademie, hatte im Auftrag des Badischen Kunstvereins und dessen Geschäftsführers Klaus Gallwitz – dieser wiederum im Auftrag der Gartenbauleitung – zum Thema „Plastik im Freien" einen poppigen „Lustgarten mit 7 Monumenten der Lüste" geschaffen. Hier ragte ein Kopf aus dem Rasen, dort stand eine im Drahtgitterkäfig eingesperrte Hand unter einer Wolke, drüben bestaunten auf einer Liege zwei gebogene Rohre ihre kugelige Nachkommenschaft, ein dampfendes Schiffsungeheuer – seinem Namen Yellow submarine zum Trotz weder gelb noch Unterseeboot und dennoch eine Anspielung auf den im August 1966 eingespielten „Ohrwurm" der „Pilzköpfe" – lud zu einer imaginären Rundreise durch den Lustgarten ein.

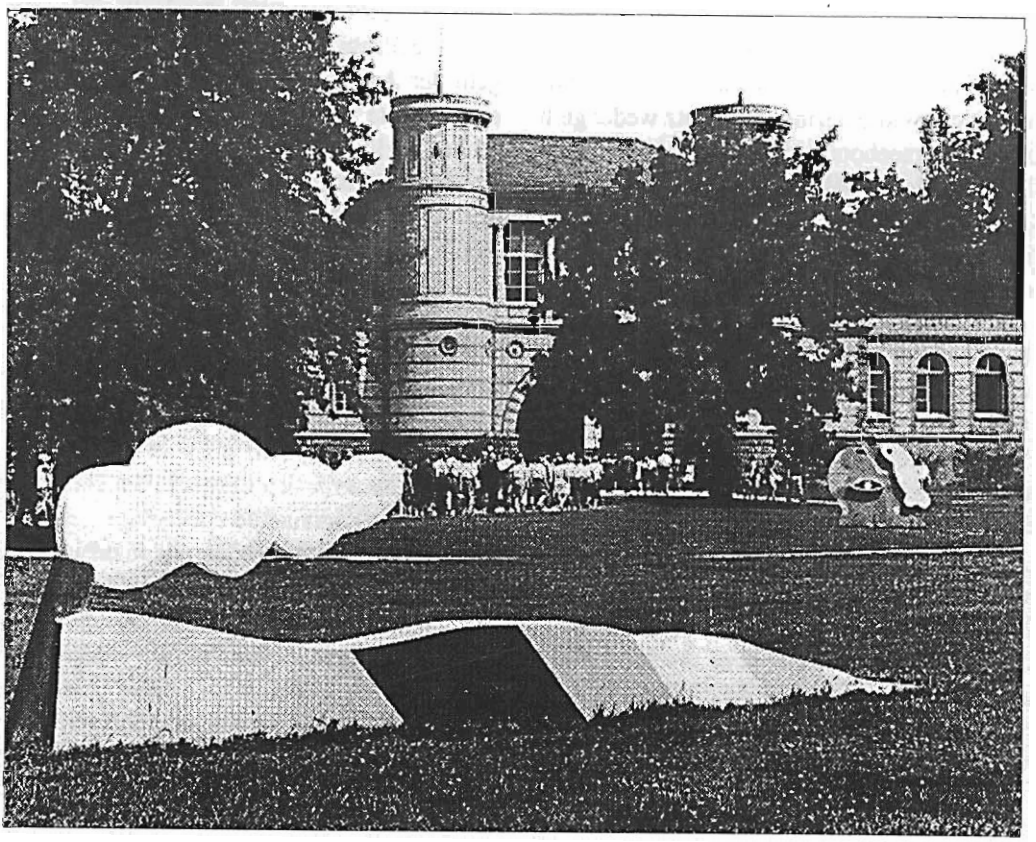


Die Familie oder die Lust der Lust.

Kaum waren die Beschriftungen angebracht worden, begannen sich Stirnen zu runzeln. „Eine der Blech gewordenen Geistreicheleien nennt sich „Die Blume oder die Lust dagegen". Auch wenn Horst Antes und der Badische Kunstverein es glauben: Die Lust dagegen ist einhellig." Man schämte sich „stellvertretend vor jedem auswärtigen Besucher" und dachte wehmütig an die „wertvollen Plastiken" der Reichsgartenschau 1938 in Stuttgart. Einen Monat lang erschienen Leserbriefe und redaktionelle Stellungnahmen in der lokalen, regionalen und schließlich überregionalen Presse und im Rundfunk zum angeblichen „Schandfleck" der Bundesgartenschau. Auf der Jahreshauptversammlung des Verkehrsvereins stellten die Mitglieder den Antrag, die Antesfiguren sollten verschwinden, nachdem der Verkehrsdirektor selbst schon zwei Tage nach der Eröffnung im „Karlsruher Fächer" auf die befremdlichen Gebilde hingewiesen hatte. Parlamentarische Gremien und der Bund der Steuerzahler wurden aufgefordert, sich der Sache anzunehmen, nachdem die demokratischen Spielregeln der Auftragsvergabe mißachtet worden seien. Hätte nicht ein „unabhängiges" Gremium „wirklicher" Sachverständiger gebildet werden müssen? Die „Olympiade der Gärtner" war durch die mit der bildhauerischen Tradition brechenden Werke eines Außenseiters unterlaufen, die große Harmonie aller Leistungen war gestört worden, so hieß es. Hier hatte sich ein zeitgenössischer Künstler provokant mit einem „Kunsthaufen" in den Vordergrund gespielt, um seinen Bekanntheitsgrad zu erhöhen, aber er hatte nichts Vorbildliches für den bürgerlichen Hausgarten oder die kommunale Parkanlage geschaffen. Der Botanische Garten war sozusagen im Handstreich von ein paar Spinnerten mißbraucht worden. Der Stadt der „vielen Möglichkeiten" drohte die Gefahr kultureller Diktatur durch Verrückte, deren Aktionen bestenfalls in die Räume des Kunstvereins paßten. „Dekorationen" und „Spielereien", intellektuelle Gedankensprünge und Pop Art entsprechen weder den Zielen der Bundesgartenschau noch den Bedürfnissen der

Besucher.

Im Rückblick erkennen wir freilich, daß vor über dreißig Jahren erstmals auf einer Bundesgartenschau moderne Kunst zum Gesamtprogramm gehörte, daß in Karlsruhe die erste Pop Art-Installation eingerichtet wurde, noch bevor sie auf einer *documenta* höhere Weihen erhalten hatte: Das geschah ein Jahr später, und Antes war auf Kurt Martins Empfehlung hin mit eben seinem Lustmonument vertreten. Auf dem Höhepunkt des „Skandals" luden Klaus Gallwitz, nun designierter Direktor der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden, und Horst Antes, inzwischen Professor der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe, zu einer Pressekonferenz ein. Als die Sprache auf die „Diskrepanz zwischen Werk und Titel" kam, stellte Antes schlagfertig die Gegenfrage: „Woher hat der Dompfaff seinen Namen?" ... Die sieben Monumente blieben bis zum Ende der Bundesgartenschau im Oktober an ihrem Platz; heute befinden sie sich in öffentlichen und privaten Sammlungen. Einem Denkmal ähnlich steht Antes' „Karlsruher Kopf" auf dem Neubau der Staatlichen Kunsthalle, schaut in den Botanischen Garten und erinnert sich an die Symbolik der Zahl Sieben, an Gestalten in Grimms Märchen und Morgensterns oder Ringelnatz' phantastische Gedichte: Sieben Todsünden, sieben Zwerge, sieben Töne der Tonleiter, sieben Wochentage, Zwergnase, Nasobem („es steht noch nicht im Brehm"), Suahelischnurrbarthaar bei Norderney. *Wilfried Rößling*



Yellow Submarine oder die Lust an der verlorenen Zeit.

Literarisches Nachkriegsleben in Karlsruhe

Anmerkungen zur Lyrik zwischen Gottsuche und Entfremdung

„Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch." Dieses Verdikt Theodor W. Adornos wurde von der Nachkriegszeit entschieden widerlegt. Nicht der Verzicht auf Lyrik war die Folge des Nationalsozialismus, sondern geradezu eine Lyrikschwemme. Die Lyrikerin Oda Schaefer begründete dies so: „Nach all dem Schreien, Singen, Marschieren ... dem panikartigen Heulen der Sirenen ist nun Stille eingetreten. Es überrascht mich ... daß die Jugend diese Stille zu hören versteht und daß sie danach verlangt, – daß sie nach der größten Konzentration der Stille verlangt: nach dem Gedicht." Es sei daran erinnert, daß etwa der Gründer der Gruppe 47, Hans Werner Richter, – er war Ehrendoktor der Karlsruher Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften – in der ersten großen Nachkriegszeitschrift „Der Ruf" die Rückbesinnung des einzelnen auf sich selbst als Ausgangspunkt des Denkens und Handelns forderte: Das Individuum wird zum „ruhenden Pol eines neuen gesellschaftlichen Seins". Diese Überzeugung fand in der sogenannten subjektiven Gattung der Lyrik ihren ursprünglichsten Ausdruck.

Eine Durchsicht der zwischen den Jahren 1945 und Anfang der 60er Jahre in Karlsruhe erschienenen bzw. von Karlsruher Autoren und Autorinnen geschriebenen Literatur zeigt, daß die Karlsruher „ Nachkriegsliteratur „ im ganzen dieselben Symptome, Themen und Formen aufweist wie die Literatur im Nachkriegsdeutschland überhaupt. Es gab keinen lokalen oder landschaftsgebundenen Sonderweg. Dies soll an Beispielen aus der Lyrik erläutert werden, auch wenn der literarische Markt hier nicht besonders groß war und ist. Es geht dabei nicht darum, die bekannteren Karlsruher Schriftsteller und Schriftstellerinnen zu würdigen, also z. B. Otto Schrag, Otto Gillen, Ernst Feuerstein, Lola Ervig, Ludwig Egler mit Beispielen zu berücksichtigen, wie es etwa Friedrich Bentmann im einzigen literaturwissenschaftlichen Titel über Karlsruhe „Karlsruhe im Blickfeld der Literatur" getan hat. Vielmehr sollen anhand einiger Beispiele typische Themen der Nachkriegslyrik in Karlsruhe verdeutlicht werden.

Neuer Sturm und Drang oder Kontinuität?

Das einschneidende Datum 1945 wurde bald verbunden mit dem Schlagwort vom „Nullpunkt". In der Tat empfanden viele, wenn nicht die meisten Menschen Kriegsende und Befreiung vom Faschismus als radikalen Einschnitt, der eine völlige Neuorientierung bedeuten mußte. Alfred Andersch, der zwar kein Karlsruher war, aber zum südwestlichen Raum gehört, hat dies in seiner Rede „Deutsche Literatur in der Entscheidung. Ein Beitrag zur Analyse der literarischen Situation" entsprechend gefordert. Andersch hielt die Rede auf dem zweiten Treffen der Gruppe 47, die im November 1947 nicht in Karlsruhe, sondern in Herrlingen stattfand. Gedruckt wurde die Rede jedoch 1948 in Karlsruhe im Verlag Volk und Zeit. Andersch führte aus: „Der Zusammenbruch der alten Welt hat aber, vor allem bei der jungen Generation, das Gefühl einer völligen Voraussetzungslosigkeit geschaffen, das Vorgefühl eines originalen Neu-Werdens, für das es keine Muster und Vorbilder gibt. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so richtet sich der dichterische Wille der jungen Generation auf einen neuen Sturm und Drang ...". Jedoch – die Zeichen trogen. „'Eine Stunde Null', einen ‚Kahlschlag', hat

es, wie auch anderswo, 1945 in der Kulturlandschaft des deutschen Südwestens nicht gegeben." So formulierte es z. B. Karl Schwedhelm in seinem Beitrag zur Nachkriegsliteratur in „Literatur im deutschen Südwesten". Das heißt also: auch in Karlsruhe nicht.

Statt „Stunde Null" lautete das neue Schlagwort „Kontinuität". Dies läßt sich am Beispiel des Scheffelbundes gut belegen. Der Scheffel-Bund bzw. die Literarische Gesellschaft wurde 1924 in Karlsruhe gegründet. Die ihr angelegene Pflege der oberrheinischen Literatur und die Sammlung des Oberrheinischen Dichtermuseums wurde im Jahr 1933, der Machtübergabe an die Nationalsozialisten, bruchlos fortgeführt, wenn man einmal davon absieht, daß der bisherige Bundesvorsitzende Prof. Friedrich Panzer im Dezember 1933 zum „Bundesführer" ernannt wurde. Im Jahr 1933 fanden die üblichen Dichterstunden statt, in denen z. B. Werke von Emil Strauß, Hans Carossa und natürlich Victor von Scheffel gelesen wurden. Die Dichterstunden standen unter dem Motto, wie es der Geschäftsführer Siegrist in den Mitteilungen von 1934 formulierte: „Das geisttreu gesprochene dichterische Wort wirkt unmittelbarer und stärker als das still gelesene. Unsere Dichterstunden sind Weihestunden, Stunden der inneren Sammlung und Besinnung." Insgesamt aber blieben nationalistische oder gar nationalsozialistische Töne weitgehend aus. Lediglich im Mitteilungsblatt von 1939 gab es zwei Ausfälle, einen bekennerischen in den redaktionellen Mitteilungen vom Preisträger-Treffen von 1939 und einen antisemitischen in einem Aufsatz über Marlowes „Juden von Malta" vom Scheffel-Preisträger W. Margendorff. Beide Ausfälle wurden in den 50er Jahren im Exemplar der Badischen Landesbibliothek überklebt; beide sind allerdings ohne weiteres noch lesbar.

Zum 1. September 1944 mußte der Scheffel-Bund seine Tätigkeit einstellen. Ein Jahr später begann der „Wiederaufbau", wie es in den Mitteilungen von 1946 heißt, und der Scheffel-Bund wurde in „Volksbund für Dichtung" umbenannt. Den Sinn der Dichterstunden erläuterte der Geschäftsführer Siegrist mit wenigen Varianten seiner früheren Formulierungen: „Der Grundgedanke unserer Dichterstunden ist der, daß das Werk des Dichters erst gesprochen seine stärkste Wirkung erlangt. Auf die Wirkung des Werkes aber kommt es an; der sprechende Künstler tritt also in die Rolle des Mittlers, des Dieners am Werk, zurück." Diese Kontinuität läßt sich auch an den wenigen Publikationen von Dichtungen, die den Mitteilungsblättern beigegeben waren, belegen. Im Heft von 1943 wurden zwei Gedichte des jungen Oskar Gitzinger abgedruckt, „Sonnenuntergang" und „Schlaflose Nacht", beides religiös gestimmte, unpolitische Gedichte, offenbar aus eigenem Erleben geschrieben, gottsuchende Verse, die nichts von seinem persönlichen Schicksal im Krieg erahnen lassen. Oskar Gitzingers Verse „Gebet" finden sich auch auf dem Umschlagblatt der ersten Mitteilungen nach dem Krieg, begleitet von der redaktionellen Mitteilung: „Oskar Gitzinger ist unseren Mitgliedern schon aus frühen Mitteilungen als begabter junger Lyriker bekannt. Träger des Scheffel-Schulpreises 1942 an der Wirtschaftsoberschule in Freiburg i. Br. hat er nach dem Abitur den Feldzug in Rußland mitgemacht, wurde schwer verwundet und lebt heute wieder in Freiburg i. Br." Zwei Strophen des Gedichts seien zitiert: „Gott – das läßt sich nicht sagen,/ ihn faßt kein wollendes Wort./ Gott wächst aus allen Tagen,/ wächst aus den Dingen fort.// Gott ist Vergehen und Reifen,/ er ist Rufer und Hall/ und über allem Begreifen/ Saatkorn und ewiges All."

„Neue Epoche der Metaphysik und Religion"

Keine Spur des von Andersch prophezeiten Sturm und Drang. Das Gegenteil ist der Fall. Das Thema – die Gottsuche – bleibt, und die Form wird traditionell, klassizistisch. Die Verse sind gereimt, ihnen liegt ein regelmäßiges Metrum zugrunde, und die Formulierungen bleiben einer traditionellen, allgemeinen und unkonkreten Wort- und Bildwelt verpflichtet. Rückwendung, nicht Neubeginn ist zu konstatieren. Das ist keineswegs nur für Karlsruhe typisch, obwohl die Tendenz hier besonders stark ausgeprägt war und die religiöse Thematik bei weitem überwog. Für die Nachkriegsliteratur gilt allgemein, was für das genannte Beispiel im besonderen zutreffend ist. Sie ist stark metaphysisch geprägt und knüpft damit – und vor allem mit dem Existentialismus – an die Zeit der späten 20er und frühen 30er Jahre an. Alfred Döblin, der 1945 als französischer Kulturoffizier nach Deutschland zurückkehrte und 1947 einen Essay in Baden-Baden „Zur literarischen Situation" publizierte, gab die Begründung: Nach der Zeit der äußersten Verweltlichung und Technifizierung durch den Nationalsozialismus breche eine „neue Epoche der Metaphysik und Religion" an: „Wo das Göttliche sich nähert, mit seinem Ernst, seinen Schauern, seiner Wahrheit und Herrlichkeit, klingen die Lieder der Kunst anders. Die Harfen werden neu gestimmt. Das ist keine Zeit für Klassen, Nationen und private Eigenbrötelei. Es ist die Epoche, in der wieder, und nicht das letzte Mal, die Frage nach dem Menschen aufgeworfen wird."

Deutlich wird: die Übermacht des Politischen während des Nationalsozialismus rief geradezu nach dem Unpolitischen, Übernationalen – wobei übrigens auch die Dichterstunden im „Volksbund für Dichtung" nach dem Krieg ausländischer und klassischer Literatur geöffnet wurden. Die Erfahrungen der Barbarei und der fabrikmäßigen Vernichtung von Menschenleben hatte die notwendige Besinnung auf den Menschen, das heißt auch seiner Ethik, zur Folge, und die Suche galt der verlorengegangenen, veräußerlichten und verdinglichten Ganzheit des Menschen. Verbunden war damit die Abkehr bzw. Verachtung der Masse, die ja eines der prägenden faschistischen Phänomene war, sowie die Besinnung auf die Bedeutung des Todes, der einerseits durch den Krieg und die Vernichtungspolitik der Nazis zum Massenphänomen geworden war, der andererseits in der Existenzphilosophie gerade als das Existential bestimmt worden ist, das zum je eigenen Dasein des Menschen gehört und das er im „Sein zum Tode" als die absolute Grenze der Persönlichkeit zu bedenken hat.

Klassizistische Formerneuerung

Die Rückkehr zum Klassizismus war keineswegs äußerlich. Formzertrümmerung als typische Erscheinungsform für die Literatur der Moderne war bereits in den 20er und 30er Jahren vielfacher Angriffspunkt der literarischen Kritik. So funktionierte die klassizistische Formerneuerung nach dem Krieg gewissermaßen als Ausdruck einer gebändigten, quasi in neue Zucht genommenen ethischen Haltung, die gegenüber der zertrümmerten Umwelt Halt, Harmonie und menschliche Erneuerung versprach. Auch hierzu ein Beispiel aus der Karlsruher Nachkriegsliteratur: 1967 publizierte der außerordentlich produktive Lyriker Kurt Rüdiger, der schon vorher einige Nummern des „Karlsruher Boten" mit seinen Gedichten gefüllt hatte, in der 305. Ausgabe einen Zyklus aus fünfzehn Sonetten. Darin führte Rüdiger seine formale Eigenart der Verknüpfung der einzelnen Sonette zur letzten Konsequenz. Der letzte Vers eines Sonetts bildete nicht nur den Anfangsvers des folgenden, alle vierzehn

Schlußverse ergaben zugleich das fünfzehnte Sonett. Dieses Verfahren greift tief in die Tradition christlicher Erbauungsliteratur zurück, also nicht nur in die des bürgerlichen Klassizismus: Keine Erneuerung also, keine Formenzertrümmerung, sondern Traditionspflege und Suche nach Formvollendung.

Die Bewahrung der Form hängt eng mit dem Dauerthema der Literatur des Nachkriegszeit zusammen, das bereits für die Literatur des Expressionismus kennzeichnend ist: die Erfahrung, daß der Mensch in der industrialisierten Welt immer mehr zum Objekt wird. Für die Karlsruher Nachkriegsliteratur ist eine religiöse Wendung als Antwort darauf charakteristisch. Das Gefühl, daß man nicht lebt, sondern gelebt wird, war eine der Grunderfahrungen, die sich in der Nachkriegszeit erneut besonders stark ausprägte. Ein Sonett aus dem Zyklus „Dämon. Starker Engel. Sonette 1934-1959" von Kurt Rüdiger aus dem Jahr 1949 kann dies belegen: „Und sind sie denn so fremd, der Geist, der Sinn?/ Hat sie vielmehr ein Wahn nicht aufgespalten,/ Die eins warn von je? Wird uns nicht inne,/ Daß wir Chimären an der Brust gehalten?// Nie hat dem nackten Geist ins Aug geschaut/ Ein Menschenantlitz, immer warn sie beide,/ Geist, Seele eins, erst mit Eurer Scheide/ schuft Ihr die Hydra, vor der uns nun graut./ / Dreieinig war der Leib, dreieinig Gott,/ Doch wir zerfielen über dieser Dreiheit,/ Die Lieb, die alles einbegreift, ward Spott.// Drei auch der Orte: Himmel, Erd und Hölle!/ Genug, zerrissner Wahn! Wir wollen stellen/ Die Lieb als Ort und Mitte unsrer Freiheit!"

„Verlust der Mitte"

Auffallend sind die Kernvokabeln, die für die Erfahrung der Entfremdung und Anonymisierung des Menschen in der Moderne stehen. Alles scheint „fremd" geworden, Geist und Sinne sind entfremdet. Im Hintergrund droht der „Wahn", die Wirklichkeit erscheint in Form von „Chimären", von „Ungeheuern". Die Folge für das Subjekt ist die Erfahrung des Grauens und der Zerrissenheit. In der Forschung zum literarischen Expressionismus wird diese Zerrissenheit unter „Ich-Dissoziation" geführt. Als Ausweg daraus erscheint, und zwar nicht nur in der Karlsruher Literatur, einzig die Wiederherstellung der Liebe und der, wie es heißt, begegnenden Beziehung zum Du, über den Glauben; Neufindung der Mitte, Rückbesinnung auf das Subjekt.

Walter Helmut Fritz, der wohl derzeit bekannteste lebende Karlsruher Schriftsteller, formulierte Ende der 50er Jahre dieselbe Erfahrung der Entfremdung, wenn auch um einiges anders. Fritz hat 1956 seine literarische Arbeit – wie damals auch anderswo üblich – mit Natur- und Landschaftsgedichten begonnen. Seine Diktion ist gegenüber Rüdiger knapp, verdichtend. Auch wenn er nicht mehr primär auf klassische Formen zurückgreift, bleibt doch in den früheren Gedichten der Wille nach entschiedener Formung sehr deutlich, und das Motto des Gedichts „Das Unglück" – „Frei geht das Unglück durch die ganze Erde"/ Thekla in „Wallensteins Tod" – greift auf die deutsche Klassik zurück, knüpft an Tradition an: „Selbst die Dunkelheit/ kann sich nicht davor retten.// Nichts ähnelt mehr dem,/ was die Hoffnung erfand.// Der Friede ist zu fern,/ als daß man gelassen sein könnte.// Die Heiterkeit meidet die Stadt.// Es ist etwas Sonnenlicht auf der Allee,/ das bald erstirbt.// Die Menschen sind beschäftigt/ mit einem Leben, das sie nicht erreicht hat."

Ausgangspunkt ist wiederum die Erfahrung, übermächtigen, aber unbekannten, anonymen Gewalten ausgesetzt zu sein. Was bei Rüdiger in Gestalt von Chimären begegnet, sind bei Fritz das „etwas Sonnenlicht, ...

das bald erstirbt", die Hoffnungslosigkeit und die Friedlosigkeit, die das nicht genauer bezeichnete „Unglück" universell werden lassen. Die Menschen sind außengeleitet, beschäftigt mit etwas, das sie sich selbst entfremdet, und verpassen so das Leben. Auch hier liegen konkrete Erfahrungen zugrunde, die aus der Tradition kommen, in den 50er Jahren aber eine neue Ausrichtung erhalten. Eines der Erklärungsmodelle für den Faschismus war nach dem Krieg, daß man in der im Weltkrieg dann ja sozusagen entfesselten technischen Welt die Gefahr einer totalen Ordnung und damit eine totale Funktionalisierung des Menschen sah. Diskutiert wurde der Amoklauf der Technik unter dem Schlagwort „Verlust der Mitte", das Walter Sedlmayr mit seinem gleichnamigen Buch von 1948 einführte. Den Verlust der Mitte führte Sedlmayr auf eine bewußte Absperrung des modernen Menschen gegen eine „obere Realität" (Transzendenz also) zurück: Der Mensch vertraut einzig auf sich, auf seine eigene Planung und vergißt die Besinnung auf sein Selbst, auf die menschliche Mitte.

Dämonen erscheinen in der Karlsruher Literatur der fünfziger Jahre allenthalben als Metapher für das Grauen und den Schrecken der Entfremdung. Für Kurt Rüdiger war der Begriff titelgebend, auch wenn er bei ihm doppeldeutig, also im Sinn der religiösen Wiederfindung der Mitte, gemeint ist. Auch die Frauenliteratur, der z. B. die Ausgaben innerhalb des „Karlsruher Boten", der „Amaryllis", gewidmet waren, befaßte sich damit. Margot Krumms Gedichte beziehen ihre Thematik fast ausschließlich aus der Welt des Zirkus und der Schausteller. Die Wahl des Gedichts „Der Feuerschlucker" erscheint in diesem Zusammenhang erst auf den zweiten Blick einleuchtend.

Es war bereits die Zeit, in der zunächst durch den Hörfunk, dann immer mehr durchs Fernsehen die Welt der Show in den Blickpunkt rückte und der Kritik ausgesetzt wurde: „ Dieser Mann ist ungeheuer, Leute,/ seht ihn Euch nur an!/ Dieser Mann schluckt rotes Feuer, Leute!// Sagt, daß er was kann!/ Dieser Mann macht das schon Jahre – / und noch nie ist was passiert!/ Seht doch seine weißen Haare!/ Seht nur hin,/ ganz ungeniert.'// Steht mit off'nem Mund die Menge,/ staunt den Mut an/ und den Mann –/ Daß die Seele er versenge!/ Niemand –/ niemand denkt daran!"

Durch die radikale Entfremdung in der Menschenmasse kommt der Mann nicht zur Selbstbesinnung. Nur das lyrische Ich stellt die Frage und kommt zur Antwort: der Mann verbrennt sich seine Seele. Damit wird der Feuerschlucker zum Bild des technischen Menschen, der in seiner Tätigkeit seine Mitte verliert und dennoch von der Menge begafft und bestaunt wird. Eben diese Veräußerlichung war für die 50er Jahre typisch. Das „Wirtschaftswunder" brachte eine Flucht in die Sachwerte mit sich, eine Rückbesinnung hatte trotz der versuchten Einkehren nach dem Krieg nicht stattgefunden. Und wenn es noch eine Mitte gab, so nur in Technicolor: Im Wald, auf der Alm, am Wildbach mit der geliebten Heidi, oder auf Immenhof mit den schönen, jungen unverdorbenen Mädels, oder auf dem Elbkahn mit dem schmalzig singenden Hans Albers – als Vorgaukeln eines schönen Scheins, dem keine Wirklichkeit mehr entsprach.

Lyrik als Zeitkritik

In einer Anthologie mit Großstadtlyrik, die einem Preisausschreiben des „Karlsruher Boten" gewidmet ist, finden sich die zwei wesentlichen Typen des Menschen der 50er Jahre wieder. Die einen, die „Maschinen-Menschen", könnten ebenso gut aus den 20er Jahren stammen: „Und Schicht um Schicht, wenn die Sirene brüllt,/ Durchhetzen Men-

schenmassen Asphaltbahnen-/ Und manchmal, wo der Kolben Fäuste lauern,/ Geschieht's, daß sich ein Schicksal jäh erfüllt." Mit den anderen, den „Halbstarken", kam ein neuer Typus des veräußerlichten Menschen in die Alltagswelt, und natürlich traf er auf Kritik. Die roarin' fifties kamen in die Literatur. Capri und Maria aus Bahia wurden von den hämmernden Klängen des Rock 'n' Roll verdrängt. Elvis Presley und Bill Haley hießen die neuen Götter. Die Karlsruher Reaktion darauf lautete so: „Halbstarke// Zu groß für ihr Alter./ Leiber von Riesen/ mit Köpfen von Kindern./ Geltungsbedürftig, intellektuell,/ aber mit unterentwickelter/ Vernunft./ Hilflos in Wachstums/ Dissoziationen gestürzt./ Wer kann das ausbalancieren?/ Dem dauernden Angriff/ von Sexbomben ausgesetzt./ Kein Beispiel, kein Vorbild,/ oft auch keine Familie;/ wenn's hochkommt:/ verständnislose Eltern./ Denen wollen wir's zeigen!/ Und wenn sie sich gerade/ ganz stark fühlen,/ von Schwächlingen/ Halbstark' genannt..."

Auch hier zeigt sich das Thema der Veräußerlichung und der Dissoziation bruchlos fortgeführt. Die Nachkriegszeit brachte nicht den ersehnten Einschnitt. Auf andere Weise und vielleicht in verschärfter Form setzten sich die Entfremdungen fort. Vereinsamung und Lebensverlust waren die Folgen. Vor allem jene Literatur, die die lyrische Einkehr forderte – sie war in der Nachkriegszeit in Karlsruhe dominant – übernahm kritische, wenn man will, gesellschaftskritische Funktion. Die Kritik freilich kam aus konservativer Überzeugung, die als Verlust beklagte, was an der Zeit und nicht auf zuhalten war.

In dem Gedicht „Alter Mann" von Walter H. Fritz wird die Vereinsamung thematisiert, Menschen begegnen sich als Masken – ein deutlicher Hinweis auf die im Modeboom sichtbar zunehmende Veräußerlichung. Das Ende von Fritz' Gedicht beklagt das Leben als Unfall, das nicht vom Ich, sondern von anderen, unbestimmten Leben gelebt wird. Was bleibt ist die Vereinsamung und das Warten auf den Tod. Ein weiteres Gedicht aus der Großstadtanthologie des „Karlsruher Boten" kann dies noch einmal belegen und zugleich auf einen weiteren zeitgeschichtlichen Hintergrund verweisen: „Immer die Geräusche/ aufs Trommelfell./ Trommellfeld./ Einschüsse/ in das leichte Gewebe/ der Stille./ / Radio/ Husten/ Rufen/ Hupen – / Dum-Dum scharfgeschossen.// Aber ich werde das weiße Tuch/ nicht werfen,/ den Bunker meiner Einsamkeit/ nicht preisgeben./ Der Feind wird den Versen,/ die ich ins Kampfgetümmel morse,/ auf die Dauer erliegen.// Ich habe Geduld."

Ausgangspunkt des Gedichts ist die zunehmende Monotonie des Alltags, die sich durch die Motorisierung der, westlichen Gesellschaft, durch die Einheitsbebauung, Bertolt Brecht sprach von Einheitsstallungen zur Wiederherstellung der Ware Arbeitskraft, vor allem aber auch über die Medien ausbreitete. Deren Siegeszug brachte in den 50er Jahren nicht etwa – das wissen wir heute noch deutlicher – Kommunikation mit sich, sondern Zerstreuung, die wiederum zu Einsamkeit führte, nicht aber zu einer Einsamkeit, die als Raum der Stille gewählt wurde – dies meinte Oda Schaefer –, sondern die aufgezwungen war, und zwar auf martialische Weise: von Einschüssen ist die Rede, von Dum-Dum-Geschossen, vom Bunkerdasein, von Feinden und von Kampfgewimmel. Die Kriege der Zeit, aber auch die Atombombenversuche auf dem Bikini-Atoll, fanden nicht nur in der Ferne, sondern konkret auch im alltäglichen Leben statt und deformierten die Menschen und verletzten sie. Der Krieg, der doch mit dem zweiten, weltweiten Krieg abgeschlossen zu sein schien, war nicht vorbei; er ging weiter, und

zwar nicht nur in der Ferne, sondern auch im scheinbar befriedeten Wohlstandsalltag der Bundesrepublik.

Ende der Nachkriegszeit

Für Walter H. Fritz wird das Deutschland der 50er und der frühen 60er Jahre zum Grenzland, bald ohne Namen, zum Niemandsland, in dem sich die weltweiten Konflikte spiegeln. Friede ist weit entfernt: „Vorwände// Zwischen uns und den Frieden/ haben wir Vorwände geschoben./ Sonst würden wir ihn entdecken,/ mitten auf der Ebene,/ über der unaufhörlich Schnee fällt,/ verlassen und bereit, sich zu nähern." Die Wiederbewaffnung Deutschlands prägte in den Jahren 1957/58 die Schlagzeilen. „Kampf dem Atomtod" und Angst vor neuen Kriegen in Europa bestimmten die Diskussion und das Lebensgefühl vieler Menschen. Wie wir wissen, ohne Auswirkungen auf politische Entscheidungen. Aber deutlich wird, die Nachkriegszeit war immer noch nicht vorbei, jedenfalls nicht in der Literatur, wenn die Verse Ende der 50er Jahre lauteten: „Denn geht's nicht mit Hitler, dann geh'n sie mit Clay/ Und wechselt die Firma – auch dann ist's okay/ Sie sind ja die alten geblieben ..." Einschneidende Veränderungen waren nicht eingetreten, und die Aussichten schienen düster zu sein, wenn Walter H. Fritz schreibt: „Hafen// Frachtschiffe, Tanker,/ Jachten, Passagierdampfer./ Ein Lotsenboot inmitten:/ der Tod eines Mannes,/ der sich langsam/ dem Hafen nähert."

Die Literatur, auch die Karlsruher, verweigerte sich den materiellen Aufschwüngen der bundesrepublikanischen Gesellschaft in den 50er Jahren und versuchte, die verdrängten Ängste und Gefahren zu formulieren sowie die Kontinuitäten der nicht „erledigten" – man sagte und sagt heute noch „bewältigten" – Vergangenheit offenzulegen. Ende der 50er Jahre begann zum ersten Mal der Putz von der bunten Wohlstandsfassade abzufallen. Statt Aufbau gab es die ersten Demontagen in der Industrie, die die betroffenen Kumpel im Ruhrgebiet als Demontage der Demokratie interpretierten. Die Literatur reagierte darauf mit einem neuen Realismus und der Propagierung von Gemeinschaft sowie Durchsetzung der Demokratie; Die Zeit der Vereinsamung, des Subjektivismus ging zuende – um später, aber das ist ein anderes Thema, erneuert zu werden. *Jan Knopf*

Der schwarze September 1944

Karlsruhe im Bombenhagel

In diesen Tagen jährt es sich zum 50. Male, daß unsere Heimatstadt dank der verkehrsstrategischen Lage und des Fehlschlages vom Großangriff am 25. April 1944 das Ziel einer Reihe, z. T. schwerer Luftangriffe wurde.

Nach dem Durchbruch von Avranches am 31. Juli hatten die Alliierten in einem Siegeszug ohnesgleichen Frankreich und Belgien zurückerobert. Im Zuge der Verfolgung sollte der Aufbau einer neuen deutschen Front verhindert werden. Zur Unterbindung von Nachschub und Truppenverschiebungen aus dem Inneren des Reiches konnte eine Reihe aufeinanderfolgender schwerer Schläge das Eisenbahnnetz im Dreieck Mainz-Saarbrükken-Karlsruhe zerschlagen.

Die Angriffsfolge eröffnete die 8. Britische Bomberflotte am 5. September um 1.58 Uhr. Auf das von zahlreichen Zielmarkierungen ausgeleuchtete Bahnhofsviertel wurden 23 Luftminen und 60 Sprengbomben abgeworfen. Am Rangierbahnhof wurde ein Stellwerk leicht beschädigt, die Strecke nach Mühlacker und Heidelberg sowie die Güterzugstrecke nach Hagsfeld zeitweise unterbrochen. Der Rest der Bomben richtete nur Wald- und Flurschäden an. Kaum waren die letzten britischen Flugzeuge zu ihren Einsatzhäfen zurückgekehrt, erhoben sich etwa 1 000 amerikanische Bomber, um Ziele in Südwestdeutschland anzugreifen. Ein Teilverband von 185 fliegenden Festungen spaltete sich bei Pirmasens ab und überschüttete von 11.35 bis 11.58 Uhr den Rangierbahnhof, die Eisenbahnhauptwerkstatt und die angrenzenden Stadtteile mit 1 452 Spreng- und 45 980 Stabbrandbomben. Zahlreiche Bomben der im schweren Flakfeuer pendelnden Flugzeuge verfehlten ihr Ziel und streuten von der Südweststadt bis nach Rintheim. 235 Tote und 28 Verwundete waren Opfer dieses Angriffes. Aber auch die Angreifer kamen nicht ungerupft davon. Von den am Morgen gestarteten Flugzeugen fielen 31 dem Vernichtungsfeuer der Flak an den verschiedenen Orten zum Opfer.

Kaum waren die schwersten Schäden eingedämmt, Verschüttete, sowie Hab und Gut geborgen, schlug die 8. Britische Bomberflotte erneut zu. Ab 1.30 Uhr warfen am 8. September Einheiten dieses Verbandes 22 Luftminen, 59 Spreng- sowie viele Brandbomben verstreut vom Bahnhof bis in den Hardtwald. Zehn Gefallene, zwölf Verwundete und 350 Obdachlose waren die traurige Bilanz dieses Angriffs.



Blick vom Kaufhaus Hölscher (heute Karstadt) nach Osten über die nach dem 27. September 1944 weitgehend zerstörte Innenstadt.

Die Zerstörung der Hauptwerkstatt

Seit dem 5. August 1941 versuchten die Alliierten wohl ein Dutzendmal, jeweils unzureichend, die Eisenbahnhauptwerkstatt nachhaltig zu zerstören. Um diesem langwierigen, von keinem nachhaltigen Erfolg gekrönten Kräfteverschleiß ein Ende zu bereiten, beschloß der Stab der 8. USAAF, endlich „Nägel mit Köpfen" zu machen. Von den in den frühen Morgenstunden des 8. September 1944 gestarteten 1 200 Bombern griffen 247 die Hauptwerkstatt mit 1 031 Spreng- und 66 330 Brandbomben an und vollendeten so das Werk der Zerstörung. Wiederum rauschten viele Bomben in der näheren und weiteren Umgebung bis zu dem bereits schwer heimgesuchten Rintheim nieder. Die St.-Bernhard- und die Lutherkirche standen in hellen Flammen. In der Südstadt erhielten die Johannis- und Liebfrauenkirche nochmals Treffer. 123 Tote und 129 Verletzte waren zu beklagen. Nur 22 der angreifenden Bomber, darunter vier durch die Karlsruher Flak, wurden an diesem Tag abgeschossen. Vorbei waren die Zeiten, als, wie bei den Angriffen auf Schweinfurt, ganze Geschwader vom Himmel gefegt wurden. Eine verantwortungsbewußte, nicht durch die Forderung nach der bedingungslosen Kapitulation politisch eingeengte Führung hätte den vom Zaune gebrochenen Krieg sofort beenden und der Bevölkerung weitere sinnlose Opfer ersparen müssen!

Die Fächerstadt unter dem „Todesfächer"

Richteten sich die bisherigen Septemberangriffe gegen strategisch wichtige Ziele, so sollte der nächste Großangriff das Stadtgebiet, die Zivilbevölkerung, treffen. Dazwischen aber lag eine revolutionäre Neuerung der Angriffstechnik, die Überflugmethode, auch Todesfächer genannt. Bisher wurden oft die Himmelsmarkierungen, die „Christbäume", vom Winde abgetrieben, z. B. am 25. April, oder die Bodenmarkierungen vom Qualm der Entstehungsbrände verdeckt. Vergebens hatten sich jahrelang die Stäbe aller Kriegsparteien um die Behebung dieser „Unzulänglichkeit" bemüht. Schließlich wurde dieses als unlösbar angesehene Problem verblüffend einfach gemeistert. Ein vor dem Zielbereich liegender, gut erkennbarer Platz, wurde bei Sicht im Tiefflug mit Bodenmarkierungen abgesteckt. Jedes angreifende Flugzeug flog einzeln diesen Punkt in einer vorgeschriebenen Höhe an, schwenkte unter befohlenem Winkel ab und klinkte nach genau berechneter Zeit die Bomben aus. Dadurch entstanden in einem engbegrenzten Sektor, eben dem „Todesfächer", größte Zerstörungen mit Tausenden von Toten.

Erstmals wurde der „Todesfächer" am Abend des 11. September 1944 über Darmstadt aufgespannt. Der Scheitel lag am Exerzierplatz zwischen Neckarstraße und Hauptbahnhof. Ca. 10 000 starben unter den Trümmern, die Stadt war verglüht. Diese so „erfolgversprechende" Angriffstaktik schien den Stäben in High Wycombe geeignet, endlich auch Karlsruhe, das sich immer wieder der völligen Zerstörung entziehen konnte, den Todesstoß zu geben.

Kleinere Störeinflüge in der Nacht vom 26./27. September und die durch sie ausgelösten Alarme ließen die ohnehin geschwächte Luftabwehr und die Bevölkerung ermüden. Als gegen 5 Uhr erneut die Sirenen aufheulten, blieben in der Annahme, der Alarm gelte einzelnen zurückfliegenden Maschinen, die meisten Leute übermüdet liegen. Minuten später mischten sich in das Abwehrfeuer der Flak die Detonationen der ersten Luftminen und Sprengbomben. Die 5. Britische Bomberflotte hatte den Angriff eröffnet!

Luftmarschall Harris hatte nach den Erfahrungen von Darmstadt sich für einen durch

Minen und Sprengbomben unterstützten Brandbombenangriff entschieden. Im Scheine grüner, am Himmel baumelnder Leuchtkaskaden markierte der Angriffsführer mit roten Bodenmarkierungen den damals kreisrunden Engländerplatz als Marking-Point. Fächerförmig ausschwärmend ließen 237 Bomber fast eine halbe Million Brandbomben vor allem auf die Innen-, Weststadt und Mühlburg herabprasseln. Binnen weniger Minuten wogte ein riesiges Flammenmeer vom Durlacher Tor bis zum Rheinhafen. Nur den breiten Straßen der Barockstadt, den vielen geräumigen Plätzen und den allenthalben klaffenden Lücken vorangegangener Zerstörungen, vor allem der bereits 1942 ausgeglühten Reinhold-Frank-Straße, ist es zu verdanken, daß der Glutofen der Innenstadt nicht mit der sengenden Lohe im Westen zu einem alles verzehrenden Moloch zusammenwuchs und es zu keinem Feuersturm vom Ausmaße wie in Hamburg, Wuppertal oder Darmstadt kam. Was aber Karlsruhe sein unverwechselbares Aussehen gab, stand in Flammen. Überhöht von dem in allen Farben des Goldes durch die züngelnden Flammen beleuchteten und im thermischen himmelan rauschenden Sog sich rasend drehenden und schließlich samt dem seiner Festigkeit beraubten Gebälk in die Tiefe stürzenden Engel auf der evangelischen Stadtkirche ging das Karlsruhe eines Weinbrenner, Durm, Jeremias Müller, Hübsch u. a. unter. Die TH, das Schloß, das Rathaus, die Randbebauung von Schloßplatz und Zirkel, die Christi-Auferstehungs-, Bonifatius- und Markuskirche brannten. In der verwinkelten, mit Seitenbauten, Hinterhäusern und Schuppen eng bebauten Innenstadt fand die Lohe reiche Nahrung. Die von Stabbrandbomben massenweise getroffenen Häuser konnten von Selbstschutzkräften nicht mehr unter Kontrolle gebracht werden. Allein durch Flucht zum Ettlinger Tor, dem Friedrichsplatz, Schloßplatz oder in den Hardtwald war das nackte Leben zu retten. Nur von wenigen Stabbrandbomben getroffene Gebäude waren zu bewahren, wenn die Bomben sofort mit Sand abgedeckt oder vom Dachboden geworfen wurden. Zudem mußte der seiner Ziegel beraubte, entrümpelte Speicher gegen Funkenflug verteidigt werden. Ein Spiel mit dem Leben war es allemal. Erleichtert dürften die Bergungstrupps aufgeatmet haben. Statt wie in Darmstadt etwa 10 000 Tote, waren „nur" 51 Opfer zu beklagen. 1 029 Verwundete, darunter 878 Rauchvergiftete, gemahnen daran, daß zu einer Katastrophe wahrlich nicht viel gefehlt hatte! Nach all dem Erlebten kam man zur Überzeugung, schlimmer könne es ja nicht mehr kommen; ein Feuersturm sei hinfort allein mangels zusammenhängender brennbarer Masse nicht mehr möglich. So ging man daran, auf dem Lande Zuflucht zu suchen oder sich in den erhalten gebliebenen Wohnungen, Kellern und Gartenhütten häuslich einzurichten. Noch lag das „Erdbeben" am Abend des St. Barbara-Tags im Schoße der Zukunft verborgen!

Die Angreifer verloren lediglich drei Flugzeuge. Ein Abschuß wurde der Luftwaffenhelferbatterie des Helmholtz-Gymnasiums vom Oberkommando der Luftwaffe bestätigt.

Noch lag beißender Qualm über der geschundenen Stadt, wurden Opfer versorgt und wieder aufflackernde Brände bekämpft, da beendete die 8. Britische Bomberflotte den „Schwarzen September". 54 Tonnen Spreng- und Brandbomben fielen verstreut von Rüppurr über die Bahnhofsgegend bis zum Binsenschlauch. Am bedrohlichsten war die Beschädigung des Albwehrs beim Kühlen Krug. Ein Bruch hätte den Verlust von gestautem Löschwasser zur Folge gehabt.

Ein halbes Jahrhundert ist seit jenem September vergangen. Mitteleuropa hat seitdem nicht mehr unter der Geisel des Krieges ge-

litten. Möge es den Verantwortlichen gelingen, statt falsche Hoffnungen zu wecken, endlich auch weltweit einen friedlichen Ausgleich zu schaffen. *Erich Lacker*

Zum „Reichseinsatz" in Karlsruhe

Ausländische Frauen und Männer in Karlsruher Betrieben 1939–1945

Während des II. Weltkrieges waren rund zehn Millionen ausländische Menschen, darunter ca. zwei Millionen Kriegsgefangene, zum Arbeitseinsatz in das Deutsche Reich gebracht worden. Ohne diese Ausnutzung fremder Arbeitskraft in der deutschen Kriegswirtschaft hätte das nationalsozialistische Deutschland den Krieg nicht so lange führen können.

Die Kriegsgefangenen sowie zwangsverpflichtete und verschleppte „Zivilarbeiterinnen und -arbeiter", kamen aus den von Deutschland besetzten Ländern. Sie wurden auch in Karlsruhe in Industrie, Handel, Handwerk, Landwirtschaft, öffentlichen Verwaltungen und Privathaushalten eingesetzt. Es waren insgesamt bis 1945 über 17 000 „Fremdarbeiter" aus Polen, den Niederlanden, Belgien, Luxemburg, Frankreich, Dänemark, Norwegen, der Tschechoslowakei (bzw. Protektorat Böhmen und Mähren), Griechenland, Jugoslawien, den baltischen Ländern und der Sowjetunion in Karlsruhe im Arbeitseinsatz. Die damals übliche Benennung als „Fremdarbeiter" unterschlägt, daß sich etwa ein Drittel „Fremdarbeiterinnen" darunter befanden. Am Kontingent aus der Sowjetunion betrug der Frauenanteil sogar über die Hälfte. Daneben arbeiteten in Karlsruhe noch Hunderte von Menschen aus neutralen und mit Deutschland verbündeten Staaten. Deren Rechtsstatus und die Behandlung unterschied sich grundsätzlich von den Zwangsverpflichteten.

„Nachschub" nach Karlsruhe

War Karlsruhe zu Beginn des Krieges wegen seiner Grenzlage noch weitgehend aus den Rüstungsplanungen herausgenommen und deswegen auch der Einsatz nichtdeutscher Arbeitskräfte, außer Kriegsgefangenen, beschränkt, so änderte sich dies ab 1941. Die ersten großen Kontingentwellen zwangsverpflichteter, aber zum Teil auch mehr oder weniger freiwillig gekommener ausländischer Arbeitskräfte trafen ab dem Frühjahr 1942 in der Stadt ein. Der „Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz" Sauckel sorgte für immer neuen „Nachschub" aus den besetzten Ländern. Diese sogenannten „fremdvölkischen Arbeiter" wurden von den Arbeitsämtern vor Ort, den durch ständige Einberufungen aus der Stammbelegschaft zur Wehrmacht und steigenden Rüstungsaufträgen nach Arbeitskräften verlangenden Betrieben zugewiesen. Bis zum Kriegsende hatten auf diese Weise z. B. die zehn größten Karlsruher Betriebe fast 9 000 der von 1941 bis zum Kriegsende eingesetzten ausländischen Arbeitskräfte in der Stadt genutzt; darunter z. B. die Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken (später IWKA) in ihren Werken in Karlsruhe und Grötzingen über 4 500, Gritzner & Kayser (später Pfaff) in Durlach mindestens 1 300, Haid & Neu rund 500.

Rassenschranken

Von den über 17 000 in Karlsruhe einge-

setzten Arbeitskräften kamen etwa 20 Prozent aus Polen, 35 Prozent aus der Sowjetunion. Letztere wurden unter der Bezeichnung „Ostarbeiter" geführt. Unter den mehr als 40 Prozent „Westarbeitern" summierten sich Menschen aus sogenannten „stammesähnlichen" Ländern. Die Situation der verschiedenen Gruppen der „Fremdarbeiter" unterschied sich je nach den nationalsozialistischen Kriterien der „Volkstumszugehörigkeit". Wesentlich in der rassistischen Hierarchie oben standen „germanische Völker" wie Holländer, Flamen, Dänen. Ihnen folgten Franzosen und Belgier, dahinter Menschen aus den besetzten Gebieten Südeuropas. Danach rangierten am Ende der Skala die slawischen „Untermenschen" aus Polen und dahinter die aus der Sowjetunion. Polen und Sowjetbürger wurden gezwungen, sich durch ein „P" bzw. „Ost" auf der Oberkleidung ähnlich dem Judenstern, deutlich zu kennzeichnen.

In der Bestimmung des Reichsführers SS vom 20. Februar 1942 „über Anwerbung und Einsatz von Arbeitskräften aus dem Osten", hieß es unter anderem, daß „entsprechend der Gleichsetzung der Arbeitskräfte aus dem altsowjetrussischen Gebiet mit Kriegsgefangenen eine straffe Disziplin in den Unterkünften und am Arbeitsplatz herrschen muß". Die Bestimmung zeugt davon, daß die Situation der „zivilen" sowjetischen Arbeitskräfte sich zu Anfang ihres Einsatzes nicht wesentlich von dem ihrer kriegsgefangenen Leidensgenossen unterschied. Auch wenn sich die ebenfalls darin enthaltene Anordnung, „während des Aufenthalts der Arbeitskräfte aus dem sowjetrussischen Gebiet im Reich ... diese streng von der deutschen Bevölkerung, (den anderen) ausländischen Zivilarbeitern und allen Kriegsgefangenen abzusondern", sich in der Praxis nicht hundertprozentig durchführen ließ, so war doch damit das Ziel vorgegeben: Kontakte zwischen Deutschen und Sowjetbürgern und Polen sollten, abgesehen von der Arbeitsaufsicht und Bewachung, nicht erfolgen.

Strenge Strafen

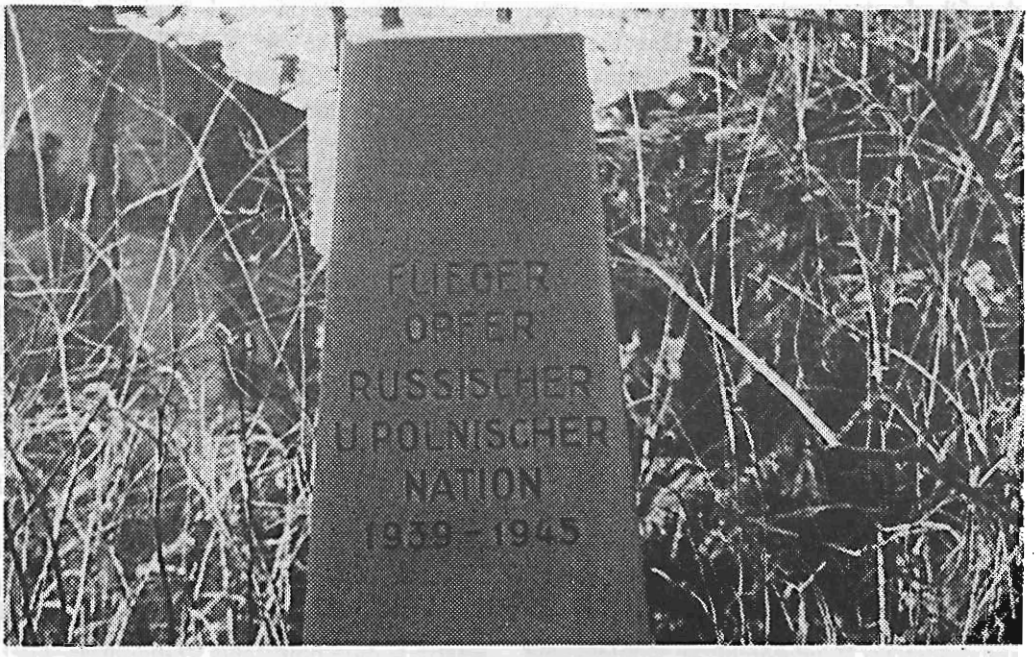
Strenge Bestrafung stand auf Arbeitsbummelei, das „Aufhetzen" anderer Arbeiter, auf eigenmächtiges Verlassen des Arbeitsplatzes und sonstige Verstöße gegen die Arbeitsordnung. Sexuelle Beziehungen zu Deutschen hatten „Sonderbehandlung", d. h. Tod durch Strang oder Einweisung in ein Konzentrationslager zur Folge, ebenso kriminelle Delikte wie Diebstahl oder Plünderung. Etwas besser erging es den „Westarbeitern". Formell hatten sie gleiche Arbeitsbedingungen und Entlohnung wie deutsche „Gefolgschaftsmitglieder", praktisch aber war ihre Freiheit als Menschen der besiegten Nationen eingeschränkt. Oft genug fanden sie sich auch Mißgunst und Verdächtigungen Deutscher ausgesetzt, die mit Argusaugen darüber wachten, daß diese ja nicht vermeintlich gleich oder gar besser als „deutsche Volksgenossen" gestellt würden, wie die geheimen SD-Berichte auch aus Karlsruhe mitteilten.

Der größte Teil der Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter war auch in Karlsruhe in Lagern zusammengefaßt. Dazu wurden eigens ab 1942 Baracken errichtet oder instandgesetzt, wie z. B. in der Karl-Wilhelm-Straße 89 und 91 (heute Teil der Haid-und-Neu-Straße). In den großen Betrieben wurden eigene Lager eingerichtet. Doch auch damit genügte die Kapazität immer noch nicht, so daß weiterhin ein großer Teil in Sälen und Gasthäusern in der Stadt untergebracht wurde. Wirtshäuser wie Ziegler, Walhalla, Festhalle in Durlach und viele andere waren Orte, an denen zumeist verschiedene Nationen auf engstem Raum zusammengepfercht und ständig überwacht leben mußten.

Der Karlsruher Polizeipräsident beschwerte sich im Januar 1942, daß sich deutsche Frauen in würdeloser Weise mit Ausländern abgegeben und Liebesverhältnisse angeknüpft hätten, was aus Gründen der „Rassenpflege", aber auch wegen der großen Ansteckungsgefahr, die von fremden Arbeitern allgemein ausginge, als verwerflich zu betrachten sei. Deswegen erwartete er polizeiliches Einschreiten, wenn es sich um Arbeiter der Feindstaaten, insbesondere Polen oder Russen handelte. Dies zeigt das Dilemma der Rassenfanatiker. Gegenüber den ausländischen Arbeitskräften aus mit Deutschland verbündeten oder neutralen Staaten, wie z. B. Italien bis 1943 oder Spanien und Rumänien, getraute sich die Staatsgewalt nicht so energisch vorzugehen, weil dies die Zahl der Anwerbungen gedrückt hätte. Nach dem Waffenstillstand Italiens, am 8. September 1943, entlud sich der „Volkszorn" über den ehemaligen Verbündeten dann auch an den hier in Karlsruhe lebenden italienischen Arbeitskräften. Hunderte italienischer Soldaten mußten bei Gritzner & Kaiser als Militärinternierte arbeiten, über 1000 Italienerinnen und Italiener wurden allein nach dem 8. September 1943 nach Karlsruhe gebracht.

Befreiung

Für Tausende von „Fremdarbeiterinnen und -arbeitern" brachte der Einmarsch der Franzosen in Karlsruhe am 3./4. April 1945 die Befreiung. Über 10 000 ausländische Menschen, die nun „Displaced Persons" hießen, warteten seit Mai 1945 in den großen Lagern in der Forstnerkaserne, der Rheinkaserne, der Kaserne in der Moltkestraße und in der Rheinlandkaserne in Ettlingen auf ihre Repatriierung, vor allem nach Polen und in die Sowjetunion. Wie wenig auch nach dem Krieg die Einsicht in die eigene Vergangenheit bei einigen deutschen Dienststellen entwickelt war, zeigt ein Schreiben des



Feld 23 auf dem Hauptfriedhof.

Ettlinger Bürgermeisters an den Landrat aus den ersten Monaten der jungen Bundesrepublik, 1949, worin er mitteilt, daß 22 polnische Staatsangehörige nicht nach Polen zurückkehren wollen. Daraus folgert er, daß „dadurch die vielfach verbreitete Meinung über die Verschleppten nach Deutschland ... ins Wanken gebracht (ist), denn meistens sind die Leute nicht verschleppt worden, sondern befinden sich aus Gründen, welche nicht näher untersucht werden sollen, in Deutschland."

Eine für die Betroffenen nachträglich belastende Situation stellt die Tatsache dar, daß ein großer Teil von ihnen, insbesondere aus der ehemaligen Sowjetunion, bis jetzt keine Wiedergutmachung erhalten hat. Viele sind mittlerweile verstorben, die noch Lebenden sind heute 70 Jahre und älter.

Jürgen Schuhladen-Krämer

Das Oberlandesgericht Karlsruhe im „Dritten Reich"

Die Rolle der Justiz im Nationalsozialismus ist vielfach untersucht, dennoch sind Arbeiten zu der Geschichte einzelner Oberlandesgerichte selten. Dies obwohl die Oberlandesgerichte mit der sogenannten „Verreichlichung der Justiz", der Abschaffung der Landesjustizbehörden also, funktionell an deren Stelle traten. Gerade die Akten der Oberlandesgerichte lassen deshalb ein weites Spektrum an Material über die Stellung der Justiz in jener Epoche erwarten, da sie sowohl Verwaltungsakten als auch Prozeßakten umfassen.

Als besonders glücklicher Umstand darf für das Oberlandesgericht Karlsruhe die Dichte des im Generallandesarchiv in Karlsruhe überlieferten Quellenmaterials gelten. Die Akten der Verwaltungsabteilung, der späteren Präsidialabteilung, sind fast lückenlos vorhanden, auch sind noch etwa 85 % der Zivilurteile überliefert. Ein geschlossener Bestand an Strafurteilen existiert demgegenüber nicht, jedoch finden sich etliche der politisch brisanten Urteile in Hoch- und Landesverratssachen in Gefangenenpersonalakten der Strafanstalten Bruchsal und Mannheim. Ergänzt werden diese Bestände durch Personalakten im Bundesarchiv in Koblenz und Akten der NSDAP des Gaus Baden, worunter insbesondere die politischen Beurteilungen der Richter von Interesse sind. So kann die Geschichte des Oberlandesgerichts Karlsruhe in der Zeit des Nationalsozialismus gezeichnet werden, und zwar die Geschichte der Institution, zunächst unter badischer Justizverwaltung, dann als Mittelbehörde der Reichsjustizverwaltung, zum anderen deren Rechtsprechung in Zivil- und Strafsachen. Ferner bezeugen die Akten des Generallandesarchivs die Geschichte der badischen Anwaltschaft während der Zeit der Nazidiktatur.

Geschichte der Institutionen

Die Geschichte der Justiz im „Dritten Reich" ist die einer Staatsgewalt, die sich von einem Machtfaktor in die Rolle eines Vollzugsorgans fremder Interessen drängen ließ. Auch das Oberlandesgericht Karlsruhe und die ihm nachgegliederten badischen Gerichte vollzogen diesen Weg, zunächst unter der Führung des 1930 zum Präsidenten ernannten Dr. Buzengeiger und dann seit 1937 unter der Präsidentschaft des überzeugten Nationalsozialisten Reinle. Das Land Baden verfügte zwar bis zum Ende der Weimarer Zeit über relativ stabile politische Verhältnisse, allerdings war auch in Baden eine fortschreitende

Radikalisierung der politischen Ansichten zu verzeichnen, eine Entwicklung, der man auch unter Zuhilfenahme der Justiz zu begegnen suchte. Wenn man der Justiz nicht zu Unrecht vorwirft, sie sei in der Weimarer Zeit auf dem rechten Auge blind gewesen, so war sie doch in die Bemühungen des demokratischen Staates um Behauptung gegen die Bedrohung von links wie von rechts einbezogen, und Urteile über politisch motivierte Straftaten fanden bei weiten Teilen der Bevölkerung keine Akzeptanz. Das Zivilrecht und mit ihm die Zivilrechtsprechung standen in dem Ruf weltfremd und volksfern zu sein.

Die badische Justiz und an ihrer Spitze das Oberlandesgericht Karlsruhe begab sich also in die ihr bevorstehende Auseinandersetzung nicht hocherhobenen Hauptes, sondern bereits angegriffen und sich ihrer Autorität keinesfalls gewiß. Andererseits war der Nationalsozialismus, trotz der auf nationalsozialistischer Seite weitverbreiteten Justizkritik, gerade bei jüngeren Richtern nicht unpopulär. Die nicht zu leugnende Abstraktheit des bürgerlichen Rechts konnte in der Tat als reformbedürftig erscheinen. Die populistische Forderung der Nationalsozialisten nach einer Abkehr von formaler Rechtsfindung und einer Hinwendung zu einer „völkischen Rechtsordnung" bot sogar Ansätze für ein Richterkönigtum und verhieß größere Akzeptanz der Justiz bei der Bevölkerung. Die Demokratie mit ihrem Parteienstreit stand demgegenüber in Verruf. Die Gruppe der badischen Richter, die dem Nationalsozialismus zunächst wenig abgewinnen konnten, kamen an der Erkenntnis nicht vorbei, daß tatsächliche oder vermeintliche politische Abseitigkeit mit Karriereverzicht gleichzusetzen war. Von großer Bedeutung war hier der Einfluß, den die neue Führung auf die Personalpolitik gewonnen hatte. Begeisterung und das Bemühen um Anpassung bildeten also wichtige Motive, sich in den Dienst der neuen Führung zu stellen.

Andererseits konnte die neue Führung auf die Justiz nicht verzichten. Um einen wirtschaftlichen Aufschwung zu erreichen, mußte das Zivilrecht berechenbar bleiben. Zudem war die Justiz erforderlich, um die politische Opposition zu kriminalisieren. Da man die Justiz brauchte und unter der badischen Richterschaft im Jahre 1933 alte Nationalsozialisten auch nicht annähernd in ausreichendem Maße vorhanden waren, übten badische Nationalsozialisten erheblichen Druck auf die Richterschaft aus, die diese dem neuen Staat gefügig machen sollte. Neben den bereits genannten Motiven sicherte also Zwang die Loyalität der Richter. Und die badische Justiz verweigerte sich in ihrer ganz überwiegenden Mehrheit den neuen Machthabern nicht, man diente der neuen Führung, teils begeistert, teils opportunistisch und zum Teil sicher auch eingeschüchtert.

Der Preis der Anpassung war von Anfang an hoch. Mit der Entlassung der jüdischen Richter wurde das richterliche Privileg der Unabsetzbarkeit beseitigt, und die Justizkritik der Nationalsozialisten verstummte während der Nazidiktatur nie. Im Gegenteil, sie nahm immer bedenklichere Ausmaße an und untergrub die Autorität der Justiz vollkommen. Den Richtern wurde die eigene Machtlosigkeit fortwährend demonstriert, etwa indem Freisprechungen von der Polizei durch die Verhängung von Polizeihaft korrigiert wurden, oder indem die Polizei ganz ohne vorangegangenes Gerichtsverfahren Haft verhängte oder Beschuldigte einfach erhängte und wie im Mittelalter öffentlich zur Schau stellte.

Aber auch die Entscheidungen der Ziviljustiz wurden nicht mehr uneingeschränkt akzeptiert. So verhinderten Badische Parteiinstitutionen durch Aufmarsch der SA die Vollstreckung von Zivilurteilen, wenn man glaubte, das Urteil habe gegen nationalsozialistische Grundauffassungen verstoßen. Zwi-

schen den Parteiinstitutionen und der entfesselten Exekutive war für eine mit eigenständiger Kompetenz ausgestattete Justiz kein Raum. Und für die eigentlichen Machtzentren bestand immer weniger Veranlassung, sich der behäbigen Justiz zu bedienen, wenn Entscheidungen auch ohne Justiz herbeigeführt werden konnten. Aus dem vielfach vorhandenen Wunsch, dem „neuen Staat" zu dienen, und der fortwährenden Demonstration der Machtlosigkeit und Überflüssigkeit der Justiz entwickelte sich ein Teufelskreis von Repression und Anpassung, bei dem jedes Bemühen um Anpassung die eigene Autorität weiter untergrub und der nächsten Pression Vorschub leistete. Die Konsequenz dieser Entwicklung waren die Richterbriefe und die, wie man damals sagte, „Lenkung" von Entscheidungen, ein Verfahren, bei dem der Oberlandesgerichtspräsident Reinle in politisch brisanten Prozessen vorab über den Ausgang der Verhandlung bestimmte und den eigentlich zur Entscheidung berufenen Richtern entsprechende Weisungen erteilte. Die Gerichtsverhandlung stellte lediglich noch eine Legalität zur Schau, die es längst nicht mehr gab. Zwar war bei weitem nicht die Mehrzahl der Fälle das Ergebnis gelenkter Entscheidungen; sobald aber politische Relevanz gegeben war, verzichtete die badische Justiz immer mehr auf eigenständige Machtausübung, ein Umstand, der vom überzeugten Nationalsozialisten Reinle in mehreren nach Berlin gerichteten Schreiben bitter beklagt wurde.

Die badische Richterschaft scheiterte also an der Justizfeindlichkeit des Nationalsozialismus, sie scheiterte aber auch, weil sie sich auf ein System eingelassen hatte, dem sie nichts bedeutete.

Die badische Anwaltschaft im „Dritten Reich"

Die Vorstände der badischen Anwaltsvereine wurden nach der „Machtergreifung" schnell abgelöst und die Verbände in den Bund Nationalsozialistischer Deutscher Juristen überführt, ein Vorgang, der ohne jeden Widerstand vollzogen werden konnte. Diese neue Führung der badischen Anwaltschaft wirkte intensiv bei der Diskriminierung der jüdischen und der politisch verfemten Kollegen mit und arbeitete dabei mit dem zu diesem Zeitpunkt noch bestehenden badischen Justizministerium eng zusammen. Einige Anwälte ließen sich ganz auf die neuen Gegebenheiten ein und zitierten in Schriftsätzen aus Hitlers „Mein Kampf" oder versuchten, indem sie sich an Parteiinstitutionen wandten, Druck auf die Richter auszuüben und so für die eigene Mandantschaft etwas zu erreichen. Widerstand und offene Kritik waren auch hier die Ausnahme, obwohl die badische Anwaltschaft mit dem am Oberlandesgericht zugelassenen Rechtsanwalt Reinhold Frank einen Vertreter aufzuweisen hatte, der zum Kreis der Widerstandskämpfer des 20. Juli gehörte, was er mit dem Tode bezahlte. Gerade die Anwaltschaft mußte jedoch in einen unausweichlichen Konflikt mit dem neuen System geraten. Die vom Anwalt erwartete Durchsetzung von Einzelinteressen konnte in einem Staat, der immer den Vorrang der Interessen des „Volksganzen" propagierte, auf Dauer nicht hingenommen werden. So waren es in der Endphase des Dritten Reiches vor allem die Plädoyers von Strafverteidigern, die auf Mißfallen stießen, da jedes Eintreten für die Angeklagten als Regimekritik aufgefaßt wurde. Es ergingen ernste Mahnungen, und der Anwaltschaft wurde verdeutlicht, daß die freie Advokatur auf dem Spiel stehe, wenn sich die Anwaltschaft nicht mäßige. Es gilt, was bereits zur badischen Richterschaft festgestellt wurde: die Mehrheit fügte sich.

Vom Oberlandesgericht sind noch etwa 4.200 Zivilentscheidungen überliefert. Einen Bezug zu den politischen Verhältnissen weisen nur etwa 6 % der Entscheidungen auf. Dieses Ergebnis überrascht zunächst, dürfte aber vor allem der politischen Neutralität der überwiegenden Mehrzahl der Zivilentscheidungen zuzuschreiben sein. Allerdings war das Oberlandesgericht Karlsruhe das erste Obergericht, das in einer reichsweit Aufmerksamkeit erregenden Entscheidung aus dem Jahre 1934 der Eheanfechtungsklage eines christlichen Ehemannes gegen seine jüdische Ehefrau stattgab. Dieser hatte sich auf einen Irrtum über die „Rasseeigenschaften" seiner Ehefrau berufen. Das Urteil wurde in Fachzeitschriften wie in der Tagespresse besprochen, und dies nicht nur wegen des Ergebnisses, sondern vor allem auch, weil die Urteilsbegründung des 2. Senats übelste antisemitische Ausfälle enthalten hatte. Weiterhin kann festgestellt werden, daß neue,

Die arisch-jüdische Mischehe anfechtbar

Eine grundlegende Entscheidung des Oberlandesgerichts Karlsruhe

Die Erkenntnis über Wesen und Bedeutung der Rasse, wie sie die nationale Revolution so außerordentlich verbreitet und gefördert hat, hat dazu geführt, daß Deutsche, die vor der nationalen Revolution in Unkenntnis über das Wesen der Rasse eine Ehe mit einem Juden eingegangen waren, versuchten, die Ehe anzufechten und für nichtig erklären zu lassen, da sie bei Kenntnis des Wesens und der Bedeutung der Rasse für die Ehe selbst und das deutsche Volkstum die Ehe nicht abgeschlossen hätten.

Bisher haben die Gerichte, insbesondere das Kammergericht, Berlin, solche Klagen abgewiesen, da durch die nationale Revolution nur eine Aenderung in der Bewertung der jüdischen Rasse eingetreten sei, die zur Anfechtung nicht berechtige.

Gegenüber diesen auf durchaus oberflächlicher Betrachtung des Wesens der Rasse beruhenden Urteilen hat das Oberlandesgericht Karlsruhe durch ein ausführlich begründetes Urteil vom 2. März 1934 (Aktenzeichen: II ZBR 208/33) als erstes deutsches Obergericht die Anfechtung einer arisch-jüdischen Mischehe wegen Irrtums über Wesen und Bedeutung der Rasse zugelassen.

Das Oberlandesgericht betont ausdrücklich, daß die Ariergesetzgebung des Jahres 1933 für die zur Entscheidung stehenden Fragen keinen Anhaltspunkt biete. Es führt aus, die Rassezugehörigkeit, d. h. die blut- und volksmäßige Herkunft eines Menschen bilde die Grundlage seiner Persönlichkeit, gleichgültig, ob im Einzelfall die spezifischen Rasseeigenschaften mehr oder weniger ausgeprägt seien.

Diese Erkenntnis sei gegenüber der früheren eine andere, viel weitgehendere, tiefere und klarere geworden.

„Man hat heute erkannt", so fährt das Urteil fort, „daß die jüdische Rasse hinsichtlich des Blutes, des Charakters, der Persönlichkeit und der Lebensauffassung etwas ganz anderes ist, als die arische Rasse und daß eine Verbindung und Paarung mit einem Angehörigen dieser Rasse für den Angehörigen der arischen Rasse nicht nur nicht wünschenswert, sondern verderblich, unnatürlich und widernatürlich ist, weil sie den Arier aus Einzelnen, namentlich aber auch in seiner Eigenschaft als Volksgenossen in die Gefahr bringt seiner Rasse und seinem Volkstum fremd zu werden und darüber hinaus artfremde Kinder zu erzeugen . . .

Der Gegensatz der Rassen, wie er heute erkannt ist, ist ein so tiefgehender, daß er führt noch zu einer Ehe zwischen Ariern und Nichtariern führen wird."

Das Gericht geht deshalb davon aus, daß der Kläger bei Kenntnis der wahren Sachlage die Ehe nicht geschlossen haben würde.

Damit sind aber die Voraussetzungen für die Anfechtung wegen Irrtums gem. § 1333 des bürgerlichen Gesetzbuchs gegeben.

Die Entscheidung bedeutet geradezu einen Marksteln in der deutschen Rechtsgeschichte.

Sie bringt als erste den Rassegedanken auch im Eherecht zur Geltung und beweist, daß die Gerichte schon nach geltendem Recht bei richtiger Rechtsanwendung der nationalsozialistischen Weltanschauung zum Durchbruch verhelfen können.

D. S.

„Der Führer", 4. März 1934, Nr. 105.

spezifisch nationalsozialistische Regelungen, wie etwa das neue Ehegesetz aus dem Jahre 1938, auch im Sinne der nationalsozialistischen Machthaber angewandt wurden. In Bereichen mit unveränderter Rechtslage fanden demgegenüber nationalsozialistische Wertungen nur sehr spärlich Eingang in die Entscheidungen. Im Einzelfall waren diese Urteile aber, wie etwa die oben angeführte Eheanfechtungsentscheidung, genauso spektakulär wie verabscheuenswürdig. Schließlich ist in einigen Fällen nachweisbar, daß bereits in der Anfangsphase der Nazidiktatur starker Einfluß auf die Richter ausgeübt wurde, um deren Entscheidung zu bestimmen.

Die zahlenmäßige Erfassung von gelenkten oder offenkundig nationalsozialistisch motivierten Entscheidungen liefert sicher nur ein ungenaues Bild. Der eigentliche Schaden, den die Zivilrechtsprechung genommen hatte, dürfte darin zu suchen sein, daß potentiell jedes Verfahren zum Gegenstand außerjustitieller Einflüsse werden konnte, wenn ein politischer Ansatzpunkt gegeben war. Als Beispiel seien hier die Prozesse unter Beteiligung jüdischer Parteien aufgeführt. Das Prozeßrisiko hatte sich entscheidend zu Lasten der nunmehr verfemten Minderheiten verändert. Schließlich mag die Beförderung von Richtern, die zumindest nach außen hin in der Lage waren, den Eindruck der Linientreue zu erwecken, ein übriges getan haben, um in Verfahren von politischer Relevanz Linientreue zu gewährleisten. Dies läßt den Schluß zu, daß sich politisch verdächtige Parteien gerichtlicher Hilfe nach Möglichkeit nicht mehr bedienten. Die Unvoreingenommenheit der Ziviljustiz war nicht mehr allen Rechtsuchenden garantiert und die Justiz damit eines wesentlichen rechtsstaatlichen Elementes beraubt.

Für die Strafurteile gilt, daß das Oberlandesgericht die neue Regierung bei der Verfolgung der politischen Opposition unterstützte. Die Zuständigkeit für die Hoch- und Landesverratssachen hatten die Oberlandesgerichte erst im Jahre 1933 erhalten, und der Geschäftsanfall gerade in den politischen Sachen war nach 1933 so hoch, daß ein weiterer Strafsenat gebildet werden mußte. Beim Oberlandesgericht Karlsruhe folgte der Anklage wegen Vorbereitung zum Hochverrat in aller Regel die Verurteilung, und für eine Gefängnisstrafe reichten bereits geringste Verstöße aus, wie etwa das Lesen eines oppositionellen Flugblattes. Allerdings ging es bei den Urteilen des Oberlandesgerichts in Hoch- und Landesverratssachen nicht um die physische Vernichtung der politischen Gegner, wie dies vor allem für die späte Praxis des Volksgerichtshofs und der Sondergerichte prägend war. Das Oberlandesgericht verhängte kein Todesurteil, die durchschnittliche Strafe für politische Delikte lag bei etwa 2 Jahren. Trotz seiner eifrigen Unterstützung bei der Verfolgung der politischen Opposition, und damit bei der Stabilisierung der politischen Verhältnisse, verlor das Oberlandesgericht Karlsruhe im Jahre 1937 die Kompetenz zur Aburteilung der Hoch- und Landesverratssachen an das Oberlandesgericht Stuttgart. Einige Hinweise deuten darauf hin, daß für den als schmerzlich empfundenen Verlust die als zu großzügig eingestufte Strafpraxis des Oberlandesgerichts verantwortlich zu machen ist.

Bezeichnend für die Situation der Strafjustiz im „Dritten Reich" ist, daß über die Strafe für politische Delikte auch das Oberlandesgericht nicht letztverbindlich entscheiden konnte, sondern daß diese Entscheidung der Gestapoleitstelle Karlsruhe vorbehalten war. Dort wurde nämlich darüber befunden, ob sich an die Strafhaft die Haft in einem Konzentrationslager anschloß, ein Verfahren, das der Autorität der Justiz äußerst abträglich war.

Die Akten des OLG's Karlsruhe bieten also

einen faszinierenden wie auch erschreckenden Einblick in den Justizalltag des „Dritten Reiches". Sie dokumentieren, wie im Land Baden rechtsstaatliche Errungenschaften, die man über Jahrzehnte erkämpft hatte, in nur 12 Jahren aufgegeben wurden. Sie belegen, daß für die Justiz wie für die Anwaltschaft die Abkehr von diesen Grundsätzen unausweichlich ins Verderben führt.

Christof Schiller

Hintersassen, Bürger und Stadträte in der Frühzeit der Stadt

„Wurde Johann Friderich Scharbach, der Hintersaß dahier, statt des Feiglens, welcher sich heute für den Bettelvogtdienst bedancket und solchen aufgegeben, zum Bettelvogt angenommen und ihme das Tractament, wie solches der Feigle bishero genossen, versprochen." Das Amt des Bettelvogts, das zu den niederen städtischen Diensten gehörte, wurde mit diesem Eintrag in dem Karlsruher Ratsprotokoll vom 31. Juli 1754 neu besetzt. Der Amtsinhaber Hanns Georg Feigle war zu diesem Zeitpunkt noch nicht lange im Dienst. Im März 1754 wird er zum erstenmal erwähnt, als er Joseph Pierot aus Italien angezeigt hatte, „welcher ohne Erlaubnus mit zinnenen Löffel und Salzbüchslen hausiren gegangen ist", und dafür "als Denunciant die Quart" der verhängten Strafe in Höhe von 15 Kreuzer erhielt.

Warum Feigle seinen Dienst so rasch wieder quittierte, erfährt man erst im Protokoll vom 14. August: Feigle hatte sich schriftlich an Bürgermeister Kreglinger mit der Bitte um Wiedereinstellung gewandt. Dieser Wunsch wurde nun im Rat behandelt: „Hanns Georg Feigle, der geweste Bettelvogt dahier, welcher, als er den 31. elapsi (des vorausgegangen Monats)vor versammletem Gericht und Rath im Rausch sich von seinem Amt abgebetten, dazumahlen sogleich auch wegen seiner täglichen Trunckenheit und sonstigen üblen Aufführung davon entlassen worden, hat nach der Hand, nachdeme der Wein bey ihm ausgetobt, dem Herren Amtsbürgermeister Kreglinger anligenden Aufsatz, so eine Bittschrift, daß er widerum zu solchem Dienst aufgenommen werden möchte seyn solle, überreichet." Die hier erwähnte Bittschrift findet sich nun in einer der wenigen Akten des Stadtarchivs, die bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen. Feigle schreibt:

„Hochedler Herr Bürgermeister!

Es sagt zwar der weise Zucht- und Sittenlehrer Syrach, der Wein erfreuet des Menschen Herz. Ich aber muß diesem Sittenspruch noch den fernern Beysaz zufügen, daß der überflüssig genossene Wein den Menschen zum Narren macht. Und ebenso ist mirs auch gegangen, da ich m[ich] bey dem Tanzen also starck erhizet und darauf einen kleinen Trunck über den Durst gethan. Dann dieses Labsahl hat mein Gehirn in solche Zerrüttung gebracht, daß ich besonders, da man mir den Kopf durch andere Erzehlungen noch so warm gemacht, mich erfrechet, in der Hize bis vor Euer Hochedel und ein Ehrsames Gericht und Rath zu taumeln und mein bisher so treu verwaltetes Nachtwächter- und Bettelvogts-, auch Ausschellersamt ganz unbesonnener Weise aufgekündet. Da mir aber diese begangene Übereilung um so unerträglicher fällt, als meine Hand der bisher so geschickt geführten Schelle unmöglich entbehren kan, meiner wachsamen Stimme, mit welcher ich nicht nur ein ganzes Ehrsames Gericht und

Rath, sondern auch die gesammte Bürgerschaft die ganze Nacht hindurch so munter behelliget, nicht zu gedencken, so verhoffe ich, es werden Euer Hochedel in bedauerlicher Beherzigung, wie ich nicht nur meinen begangenen Fehler grundmütig bereue, sondern auch künftighin mit der bisherigen Emsigkeit meinem wichtigen Amte vorstehen will, meine gethane Erklärung umso weniger um baar Geld annehmen, als ich, falls dieselbe es ebenfalls im Ernst verstehen und ich würcklich meines Amts entsezet werden sollte, bey meiner herzgeliebten Ehegattin, die doch von meiner Aufführung kein einiges Wort gewußt, keine ruhige Stund mehr im Haus haben würde. Ich lebe solchemnach zu Euer Hochedel der obwohl noch etwas bewenden, dennoch getröstenden Zuversicht, es werde dieselbe an der Störung meines Hausfriedens keinen Gefallen tragen und mich hiermit der so sehnlich erbittenden Verzeihung zu beseeligen belieben, damit ich künftighin mit freudiger Stimme deroselben bey anbrechendem Tagelicht nach wie vorher den guten Morgen anzuwünschen im Standt seyn möge, und weilen ich an der Willfahr nicht zweifle, so will ich mich auch neuerdingen unterschreiben

Euer Hochedel

getreuer Nachtwächter, Bettelvogt und Ausscheller Hanns Georg Feigle."

Carlsruhe, den 11. Augustii 1754

Trotz der so anschaulich vorgetragenen schwerwiegenden familiären Gründe wurde Feigle nicht wieder eingestellt. Sein weiterer Weg bleibt im Dunkeln, das er, wie die meisten der Karlsruher oder Klein-Karlsruher Hintersassen des 18. Jahrhunderts, nur kurz durch diesen in den Ratsprotokollen überlieferten Fauxpas verlassen hat. In den lange verloren geglaubten Karlsruher Ratsprotokollen des 18. Jahrhunderts werden eine Vielzahl solcher „kleinen Leute" erwähnt, über die man sonst wohl kaum etwas erfahren hätte, häufig im Zusammenhang mit der Besetzung der niederen städtischen Ämter.

Die niederen städtischen Ämter

Über derer Besetzung mußte der Rat entscheiden: Bettelvögte, die gleichzeitig Nachtwächter und Ausscheller waren, Feldschützen, Mehlwieger, Organisten, Orgeltreter, Stadtknechte, Stadtmeßner, Stadttamboure, Totengräber und Viehhirten waren von der Stadt angestellt. Wenn diese Dienste nicht ordentlich versehen wurden, schritt der Rat konsequent ein. So wurde der bisherige Kuhhirt „Niclaus Aster verabschiedet und zwar der Ursachen, weilen er des Forstamts eingeschickter Beschwerden nach großen Schaden in denen Waldungen gethan, mithin die Statt beständiger Verantwortung sich gewärtigen müssen, und ist daraufhin dem bisherigen Schweinhürthen, Herrn Martin Müller, auch das Rindvieh zur Hut anvertrauet und zu seinem Lohn von 1 Stück Rindvieh 1 1/2 Kreuzer, von einem Schwein 1/2 Kreuzer nebst denen in Durlach gewöhnlichen Accidentien bestimmet worden."

In aller Regel übernahmen Karlsruher Hintersassen die niederen städtischen Dienste.

Hintersassen

Wohl schon recht früh durfte der Rat über die Annahme von Hintersassen beraten. Auf eine oberamtliche Anfrage antwortete man am 22. Juli 1797, daß der Magistrat seit Gründung der Stadt Hintersassen angenommen habe, die vom Oberamt jeweils bestätigt worden seien. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gehörten diese Gesuche zum fast alltäglichen Geschäftsbereich des Stadtrats, wobei die meisten Gesuche – 110 von 119 – befürwortet wurden. Hintersassen, d.h. Personen, die keine Vollbürger waren, aber den Schutz der Stadt genossen, mußten Hintersassengeld zah-

len und waren zur Ableistung von Frondiensten und zur Übernahme von Wachen verpflichtet. Am 8. März 1763 wurde sogar betont, daß ein Mangel an Hintersassen herrsche. Wenige Tage später lehnte der Rat aber kurioserweise ein Annahmegesuch mit der Begründung ab, daß „die hiesige Stadt ohnehin schon mit dergleichen Leuthen übersezet seye."

Ebenso befaßte sich der Stadtrat mit Bittgesuchen Karlsruher Hintersassen um Unterstützung. Häufig handelte es sich um den Erlaß von schuldig gewordenen Abgaben, die nach Prüfung der sozialen Lage der Bittsteller meistens bewilligt wurden. 1746 erschien „Johann Georg Hübscher, der Hintersaß dahier, und gibt mit gantz kläglichen Wortten zu vernehmen, wie daß ihne schon in anno 1744 im Juli der Schlag getroffen habe, dahero er seit der Zeit etwas zu verdienen außerstande, mithien gezwungen seye, sein tägliches Stück Brod bey guthhertzigen Leuthen zu suchen. Gleichwie ihme aber bey dem löblichen Bürgermeisteramt bis daher das Hintersassengeldt nachgeführet und angefordert werde, er hingegen selbiges abzutragen ohnvermögend seye, als wolle er hiemit gantz unterthänig gebetten haben, ihme nicht nur seit der Zeit, da er von dem Schlag getroffen worden und nichts mehr verdienen können, das angesetzte Hintersaßgeldt zu schencken, sondern auch in Zukunft, und bis er wieder etwas zu verdienen imstand seyn würde, davor los zu sprechen."

Bürger

Auch über die Annahme als Bürger entschieden zunächst die markgräflichen Behörden. Erst am 9. November 1747 befaßte sich der Rat erstmals mit einem Bürgerannahmegesuch. Das Oberamt hatte mitgeteilt, daß der ehemalige Karlsruher Bürger Caspar Zwickel mit seiner Frau von Speyer zurückkommen wolle und man diesen „leidentlich" behandeln solle. Daraufhin ermäßigte der Rat das fällige Bürgergeld von 30 Gulden, 20 für den Mann, 10 für die Frau, auf die Hälfte. Neubürger mußten außer der Bürgertaxe einen Feuereimer, das Rathausbaugeld sowie das Dielen- und Schragengeld bezahlen. Außerdem waren sie seit 1724 zur Ableistung von Wachdiensten verpflichtet, für die sie aber Stellvertreter stellen konnten.

Nach 1750 scheint es dann üblich geworden zu sein, dem Rat die Möglichkeit zu einer Stellungnahme zu geben. Von den insgesamt 485 Anträgen auf bürgerliche Annahme lehnte der Stadtrat 110 ab. Abgelehnt wurden nur Männer, da die Frauen, um deren Annahme nachgesucht wurde, in der Regel Karlsruher Bürger heirateten.

Die häufigsten Begründungen für Ablehnungen waren das unzureichende Vermögen des Petenten (500 Gulden waren vorgeschrieben), die noch nicht erreichte Volljährigkeit oder aber die Überbesetzung der Zunft, in die der Petent eintreten wollte. Gelegentlich ließ man auch einfließen, daß der Aufnahmewillige katholischer Religion sei, ohne zu betonen, daß dies der ausschlaggebende Grund für die ablehnende Haltung des Rats war.

Gegenüber Ortsfremden wurden diese Kriterien stets strenger angewandt als gegenüber Bürgersöhnen, es sei denn, es gab einen finanzkräftigen Schwiegervater, der vielleicht sogar bereit war, sein Handwerk zugunsten des ortsfremden Schwiegersohns aufzugeben. In einigen Fällen wurden die um bürgerliche Annahme Bittenden aber trotz des ablehnenden Votums des Stadtrats von den markgräflichen Behörden angenommen.

Gerne befürwortete der Rat dagegen Annahmegesuche, wenn das Handwerk nur schwach besetzt war, wie z.B. 1761 im Falle des Zimmerers Johann Ludwig Weinbrenner, des Vaters des bedeutendsten Karlsruher Architekten Friedrich Weinbrenner. Oberstes

Kriterium war aber immer, ob der künftige Bürger sich und seine Familie werde ernähren können. Ganz in diesem Sinne unterstützte der Rat Annahmegesuche, wenn durch die Heirat mit dem Aufnahmesuchenden eine Witwe oder eine unverheiratete Bürgerstochter versorgt wurde, so z. B. am 30. Mai 1754: „Erscheinet auch Augusta, eine gebohrne Vortischin, weyland Johannes Schumachers, des gewesten Bürgers und Becken dahier, hinterbliebene Wittib, und bittet Johannes Fugmann, den bey ihr in Arbeit stehenden Beckerknecht von Bönnigheim aus dem Churmaynzischen gebürthig, welcher sie heurathen wolle, zu einem Bürger dahier aufzunehmen, welches Gesuch dann in Deliberation gezogen worden. Und möchte man dieser armen Wittib mit ihren 6 kleinen Kindern gerne gönnen, daß sie durch diese Heurath wiederum versorget würden. Da aber bekannt, daß der Fugmann sich in geringen Vermögensumständen befindet und das, was nach der neuerlichen Hochfürstlichen Verordnung zum Carlsruher Bürgerrecht erforderlich ist, nicht praestiren kan, so wird Serenissimi gnädigsten Resolution in Unterthänigkeit anheimgestellet, ihne, Fugmann, disfalls, wann er sich seiner ehrlichen und leibsfreyen Herkunft halben behörig legitimiren kan, gnädigst zu dispensiren." Fugmann wurde sicher nicht zuletzt wegen dieser befürwortenden Stellungnahme im Jahr 1754 als Bürger angenommen. Ebenso bereitwillig wurden Frauen aufgenommen, die einen verwitweten Karlsruher Bürger heirateten.

Die in den Protokollen festgehaltenen Bürgerannahmegesuche liefern generell Informationen über die Haltung des Stadtrats in dieser Frage und ergänzen die vorliegenden Bürgerlisten. Häufig erfährt man von den Vermögensverhältnissen und ob die um Aufnahme Bittenden leibeigen waren. Auch hier begegnet man zahlreichen Personen, die ansonsten kaum in den Quellen erwähnt werden.

Der Stadtrat

Innerhalb der Bürgerschaft nahmen die Stadträte, oder wie sie damals hießen, die Ratsverwandten, natürlich eine besondere Stellung ein. Am 24. März 1718, knapp drei Jahre nach der Stadtgründung, hatten 55 Karlsruher Bürger aus ihren Reihen den ersten Stadtrat gewählt, der wenig später von der markgräflichen Regierung in seinem Amt bestätigt wurde. Er bestand aus einem Bürgermeister und sechs Rats- und Gerichtsherren. Doch erst am 24. November 1718 tagte der Rat zum erstenmal, da die „Dringlichkeit der Geschäfte ... nicht sehr groß gewesen zu sein" scheint.

Die Befugnisse dieses Stadtrats waren zunächst auf wenige Aufgabenbereiche konzentriert. In den auf Bitten der Stadt gewährten Stadtprivilegien vom 12. Februar 1722 wurden diese genauer festgelegt: „Wir gestatten ferner denen Innwohnern zu Carlsruhe hiemit wohlbedächtiglich und wollen dazu beförderlich seyn, daß sie gute ehrbare Policey in ihrem Stattweesen selbst aus ihrem Mittel, doch mit Unserer Landesfürstlichen Ratification, Bürgermeister, Baumeister, Gericht, Rath und aus demselben alle überige zu Erhaltung eines löblichen Wesens nöthige Ämbter ohne Partheylichkeit erwehlen und unter Direction und Aufsicht Unseres jedesmaligen Beambten durch dieselbe allen ihnen selbst und ihren Mitbürgern vorkommende Kauf, Tausch, Testamenten und andere Handlungen, Erbtheylungen, Versorgung derer bürgerlichen Waysen mit tüchtigen Vormundschaften verrichten, zumahlen auch allerhand vorfallende bürgerliche Strittigkeiten erörteren und überhaubt gut Zucht und Ehrbarkeit mit Bestrafung aller vorgehenden Frevel und Muthwilligkeit nach Anleitung und Masgab Unsrer Fürstlichen Landrecht und Ordnungen in prima instantia handhaben und beybehalten mögen."

Für diese Geschäfte des Stadtrats reichten offensichtlich zunächst sechs Ratsverwandte aus. Zum Vergleich: In der vormaligen Residenz Durlach gab es zu dieser Zeit je zwölf Gerichts- und Ratsherren. Aber auch in Karlsruhe gab es noch vor 1725 zwölf Ratsmitglieder.

Bis 1770 dominierten die Handwerker mit 30 von insgesamt 44 Personen unter den Ratsverwandten (5 Bäcker, 3 Barbiere, 2 Glaser, 1 Hofbuchbinder, 1 Hofbuchdrucker, 3 Küfer, 1 Kupferschmied, 1 Kürschner, 3 Metzger, 1 Säckler, 1 Schlosser, 2 Schneider, 1 Schreiner, 3 Schuhmacher, 1 Seifensieder, 1 Zimmermann.)

Der erste Ratsverwandte, der kein Handwerker war, wurde erst 1731 mit dem Apotheker Johann Ernst Kaufmann gewählt, sieht man davon ab, daß der 1723 gewählte Johannes Rachael Küfer und Wirt war. Insgesamt umfaßte die Gruppe der Nichthandwerker 3 Apotheker, 4 Händler und 7 Wirte. Es dominierten also relativ rasch die Ratsverwandten, die in einer Beziehung zum markgräflichen Hof standen. Viele der gewählten Handwerker waren in der Tat als Hofhandwerker von den markgräflichen Aufträgen abhängig. Die Wirte beherbergten Hofgäste, Händler belieferten den Hof.

Neue Ratsverwandte wählte der Rat je nach Bedarf selbst dazu, die erforderliche Bestätigung durch das Oberamt traf in der Regel wenige Tage später ein. Ausdrücklich bestätigt wurde die Wahl der Schwäger Johann Ernst Kaufmann und Georg Ernst Baumann am 15. März 1731. Die Neuwahl des Bürgermeisters erfolgte ebenfalls durch den Rat in Anwesenheit eines fürstlichen Beamten.

Städtische Ämter

Aus ihren Reihen besetzten die Ratsherren folgende Ämter: Almosenpfleger, Billettenschreiber, Feuerbeschauer, Fleischschätzer, Gewicht- und Maßeicher, Kaufhausinspektor, Kirchenrüger, Marktmeister, Quartiermeister, Stadtleutnant, Umgelder, Waisenrichter und Weinsiegler. Da in der Regel pro Amt jeweils zwei Stellen besetzt wurden, übernahmen die Ratsmitglieder häufig mehrere Ämter. Als der Ratsverwandte Johann Michael Stargard 1754 starb, mußten z. B. ein Almosenpfleger, ein Feuerbeschauer und ein Brotwieger neu gewählt werden.

Daß diese Ämter nicht nur eine Ehre, sondern durchaus auch eine Belastung sein konnten, belegt die Bitte der Fleischbeschauer: „Wurde auf gethanen Vortrag derer Fleischbeschauere Herren Rachels und Castels, daß ein Gewisses wegen der Beschau und Abschätzung zur Gebühr reguliret werden möge, per unanimia der Schluß abgefaßt, daß, weilen die jeweilige Fleischbeschauere keine Besoldung oder etwaige Douceur dieses versehenden Amts halben von Gemeiner Stadt genießen, ihnen, da sie viele Versäumnus haben und Gänge thun müssen, von jedem Stück Ochsen, Rinder oder sonstigen Schmahlviehe der Metzgermeister, welcher solches schlachtet, vier Kreuzer, von denen Juden aber, welche dergleichen Viehe schächten, von jedem Stück sechs Kreuzer zur Belohnung gegeben werden solle."

Die alltäglichen Geschäfte des Stadtrats galten im 18. Jahrhundert häufig wenig spektakulären Dingen und Personen, von deren Existenz man sonst kaum erfahren hätte: der Hausierer Joseph Pierot, der Bürger Caspar Zwickel, die Witwe Augusta Schumacher, der Bäckerknecht Johannes Fugmann, der Kuhhirt Niclaus Aster, der Schweinhirt Martin Müller, der Hintersasse Johann Friderich Scharbach, der Bettelvogt und Nachtwächter Hans Georg Feigle oder der Hintersasse Johann Georg Hübscher, sie alle hätten wohl kaum irgendwelche Spuren hinterlassen, wenn sie nicht aus den unterschiedlichesten Gründen Objekt der Verhandlungen des Stadtrats geworden wären. *Ernst Otto Bräunche*

„So einen schönen Vikar kriegen wir nicht mehr..."

Nachlaß des Knielinger Vikars und Mühlburger Pfarrers Wilibald Reichwein gelangte durch Schenkung ins Stadtarchiv Karlsruhe

„So einen schönen Vikar kriegen wir nicht mehr, welches auch ganz wahr ist. Wir meinen halt alle, Sie sollten einmal unseren Herrn Pfarrer geben. „So die Vorsitzende des Knielinger Jungfrauenvereins Ursula Knobloch in ihrem Gratulationsbrief zur Hochzeit jenes beliebten Knielinger Vikars Wilibald Reichwein aus Karlsruhe mit Herta Albrecht im Jahr 1927. Der Brief ist Teil des Reichwein'schen Nachlasses, den Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer, ein Neffe Herta Reichweins, im Januar 1994 dem Karlsruher Stadtarchiv schenkte. Die zwei Kartons umfassenden Unterlagen aus den Jahren 1915 bis 1967 bilden den ersten Pfarrernachlaß, den das Stadtarchiv Karlsruhe in seinen Beständen aufbewahrt.

Jugend und Ausbildung

Wilibald Reichwein wurde am 1. März 1900 in Karlsruhe geboren. Nach dem Besuch des Bismarckgymnasiums und des damaligen Reformgymnasiums Goetheschule legte er 1918 das Abitur ab und studierte von 1919 bis 1922 in Heidelberg und Leipzig Theologie. Diese Stationen seines Lebens sind im Nachlaß durch ein Zeugnis der Goetheschule aus dem Jahr 1915, durch Urkunden der Universitäten Heidelberg und Leipzig sowie durch Prüfungsbescheide des Evangelischen Oberkirchenrats Karlsruhe überliefert. Auch daß Reichwein, der von Juni bis November 1918 als Kanonier am Ersten Weltkrieg teilgenommen hatte, Mitglied des Karlsruher Arbeiter- und Soldatenrats war, geht aus den dem Stadtarchiv überlassenen Unterlagen hervor. Sie enthalten das Foto seines Mitgliedsausweises und das Foto einer roten Armbinde. 1922 trat Wilibald Reichwein in der damals noch selbständigen Gemeinde Knielingen seine erste Vikariatsstelle an. Hier verfaßte er auch sein erstes schriftstellerisches Werk, die Ortsgeschichte „Knielingen - ein Beitrag zur Heimatgeschichte". „Und wir danken Ihnen auch noch für das schöne Büchlein . . ., wo alles richtig drinnen steht", urteilt die Knielingerin Ursula Knobloch über die Chronik und fügt selbstbewußt hinzu: „Es ist nur ein Fehler, daß der Knielinger Jungfrauenverein nicht drinnen steht, wo wir Jungfrauen jetzt sogar das Wahlrecht haben." Unter den Zeitungsartikeln, die Wilibald Reichwein während seiner Knielinger Vikariatszeit aus dem „Rheinboten" ausgeschnitten hat, befindet sich aber ein Bericht über die Tätigkeit des Knielinger Frauenvereins. Auch das Ergebnis der Reichspräsidentenwahl vom 26. April 1925 in Knielingen und ein Bericht über den damals 20jährigen Knielinger Fußballverein sind in der kleinen Zeitungsausschnittsammlung dokumentiert.

Knielinger Chronist

Mit seinem Werk „Knielingen – ein Beitrag zur Heimatgeschichte" schuf Wilibald Reichwein die erste bis dahin erschienene Gesamtchronik der Gemeinde. Das Buch enthält zahlreiche Abbildungen des 1935 nach Karlsruhe eingemeindeten Ortes.

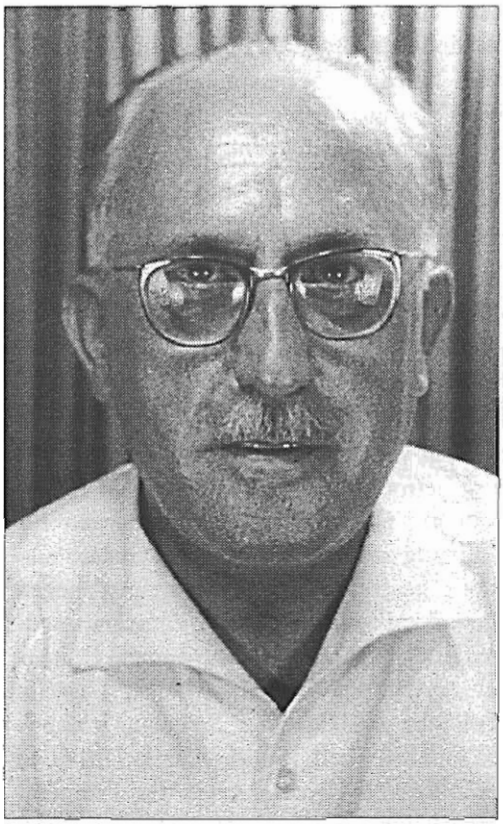
Ein eigenes Kapitel ist der Knielinger Ortssage „Die vier Kreuze von Knielingen" und einem Versuch ihrer geschichtlichen Beurteilung gewidmet. Ein Verzeichnis der Knielinger Bürgermeister von 1831 bis 1921,

eine Bevölkerungstabelle Knielingens der Jahre 1814 bis 1919, namentliche Aufstellungen des Knielinger Gemeinderats und Bürgerausschusses aus dem Jahr 1923 sowie das Lehrerverzeichnis von 1923 machen die Chronik darüber hinaus zu einem wertvollen Nachschlagewerk für die Knielinger Geschichte. Ein Arbeitsexemplar dieses Buches mit handschriftlichen Anmerkungen ist in Reichweins Nachlaß enthalten; ein Exemplar des 1924 erschienenen Werkes befindet sich selbstverständlich in der Bibliothek des Karlsruher Stadtarchivs.

Pfarrer in Mühlburg

Reichweins erster Vikariatsstelle in Knielingen folgten weitere in Mannheim, Rastatt und in der Karlsruher Altstadtgemeinde des „Dörfle". 1929 trat er seine erste Pfarrstelle in Boxberg im Odenwald an. Nach zehnjährigem Dienst in Boxberg wurde er schließlich zum Pfarrer der Karl-Friedrich-Pfarrei in Karlsruhe-Mühlburg ernannt. Die Bestallungsurkunde der Evangelisch-Protestantischen Landeskirche vom 12. September 1939 ist im Nachlaß Reichweins ebenso erhalten wie andere Unterlagen, die seine Tätigkeit während des Zweiten Weltkriegs in Mühlburg dokumentieren. Ein Schreiben des Knielingers Emil Stellwag vom 31. Januar 1943 an Pfarrer Reichwein läßt vermuten, daß dieser am vorausgegangenen Sonntag eine Predigt zum 10. Jahrestag der nat.-sozialistischen Machtergreifung gehalten hat: „Es drängt mich förmlich, Ihnen für Ihre heute gehaltene bedeutungsvolle Predigt ganz besonders zu danken. Der Inhalt dieser Predigt wäre würdig, in die ganze Welt hinausposaunt zu werden", lautet Emil Stellwags Reaktion.

Daß Konfirmation und Konfirmandenunterricht auch im Kriegsjahr 1944 in der Karl-Friedrich-Gemeinde in Mühlburg stattgefunden haben, geht aus einem Brief der damaligen Konfirmanden Wolfgang und Doris aus dem Jahr 1953 an Wilibald Reichwein hervor. „10 Jahre ist es jetzt her ..." schreiben sie und „wir waren uns einig, daß wir aus diesem Grunde ganz besonders Ihrer, verehrter Herr Pfarrer, gedenken wollen". Der Brief gibt außerdem Aufschluß über die Bedeutung des Pfarrers für die Jugendlichen. „Lassen Sie mich bitte ... auf das herzlichste danken für die hohen unersetzlichen Werte, die Sie uns mit ins Leben gegeben haben. Glauben Sie mir bitte, daß uns allen Ihre Person und die Art, in der Sie uns Gottes Wort nahe gebracht haben, stets unvergessen bleiben werden und daß wir immer das Gefühl tiefer Dankbarkeit für Sie in uns tragen werden, der Sie so väterlich zu uns waren",



Wilibald Reichwein (1900–1967).

schreibt Wolfgang und fügt noch einen persönlichen Eindruck über Wilibald Reichwein hinzu: „Überhaupt scheinen Sie mir jeden von uns besser gekannt zu haben, als wir es je nur ahnen konnten."

Luftangriff auf Mühlburg

Das Jahr 1944 war in Karlsruhe von zahlreichen schweren Luftangriffen auf das gesamte Stadtgebiet geprägt. Den schwersten Angriff während des Zweiten Weltkriegs, den die Stadt am 4. Dezember 1944 erlebte und bei dem vor allem die Weststadt und Mühlburg getroffen wurden, hat Wilibald Reichwein mit Blick auf die Auswirkungen für Mühlburg und die Karl-Friedrich-Gedächtniskirche geschildert: Meine Kirche dagegen brannte völlig aus ... Nur der Turm hat standgehalten", schreibt er in seinem „Situationsbericht zur augenblicklichen Lage in Karlsruhe und fährt fort: „So konnte ich noch das im Keller aufbewahrte Altarkruzifix und die Abendmahlsgeräte sowie das Taufgerät herausholen. Es gab diesmal sehr viele Tote, besonders bei uns in Mühlburg, da die „Drei Linden" mit einem öffentlichen Luftschutzraum sehr schwer betroffen wurde. Dort hatte es allein etwa 200 Tote ... Der Zustand der Stadt nach diesem Angriff ist trostlos." In Wilibald Reichweins Nachlaß ist auch das Foto einer Kohlezeichnung der Karl-Friedrich-Gedächtnis-Kirche nach diesem Luftangriff dokumentiert.

„Deutscher Christ"

Aufgrund seiner Zugehörigkeit zur Glaubensbewegung „Deutsche Christen" während der Jahre 1933 bis 1945 wurde Wilibald Reichwein mit Wirkung vom 2. Mai vom Dienst suspendiert. 1947 stellte die Spruchkammer Karlsruhe das Verfahren gegen Wilibald Reichwein als nicht betroffen ein, da



Die Karl-Friedrich-Gedächtnis-Kirche in Mühlburg nach der Zerstörung durch den Luftangriff vom 4. Dezember 1944. Kohlezeichnung von H. Straub.

die Mitgliedschaft bei den „Deutschen Christen" für sich allein keine Belastung im Sinne des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus bedeute. In seinem Lebenslauf vom 9. April 1946, den Wilibald Reichwein zum Zwecke der Lizenzerteilung, vermutlich für schriftstellerische Betätigung verfaßt hat, begründet er seine Mitgliedschaft bei der Glaubensbewegung: „Deutscher Christ bin ich gewesen, um der Partei gegenüber einen Ausweis zu besitzen und ungehindert wirken zu können".

Am 16. Dezember 1946 trat Wilibald Reichwein seine letzte Pfarrerstelle in Neun-

kirchen/Odenwald an, die er bis 1959 innehatte. Aus gesundheitlichen Gründen wurde er im Oktober 1959 vorzeitig in den Ruhestand versetzt. Seinen Lebensabend verbrachte Wilibald Reichwein mit seiner Frau in Baden-Baden.

Hier versah er oftmals aushilfsweise Pfarrstellen, was u. a. aus dem Glückwunschschreiben von Prälat Bornhäuser zum 65. Geburtstag Wilibald Reichweins hervorgeht. „Ich freute mich, neulich Dich und Deine liebe Frau wieder einmal zu sehen und bei dieser Gelegenheit zu hören, daß Du immer noch die Baden-Badener Feuerwehr bist", schreibt der Prälat.

Am 17. August 1967 starb Wilibald Reichwein in Baden-Baden. Ein letzter Bezug zu Karlsruhe erscheint in seinem Nachlaß mit einem Nachruf der Karl-Friedrich-Pfarrei Mühlburg im Gemeindebrief vom September 1967: „...Er ist allen, die in diesen Jahren in unserer vom Krieg schwer heimgesuchten Stadt lebten, in guter und dankbarer Erinnerung als treuer und tatkräftiger Gemeindepfarrer, der nach den Bombennächten mit seiner Frau in selbstloser Hilfsbereitschaft seinen Nachbarn beistand."

Angelika Sauer

Der Badische Rat Dr. Johannes Pistorius Niddanus d. J. (1546–1608)

Genau genommen hat J. Pistorius d. J. mit Karlsruhe nichts zu tun. Als er lebte, gab es die Gründung des Markgrafen Karl Wilhelm noch nicht. Keine geringe Rolle aber spielte der aus dem hessischen Nidda stammende Humanist in der badischen Geschichte des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Damals wäre vom benachbarten, jetzt eingemeindeten Durlach aus „das Badnerlied" dirigiert worden – mit „Gegenstimme" aus Baden-Baden –, wenn es diese Weise schon gegeben hätte.

Der badische Markgraf und Reformator Karl II. (1529–1577) suchte einen fähigen Leibarzt, einen Historiographen und zugleich eine gestandene Persönlichkeit, die die religiöse Erziehung seiner drei Söhne Ernst Friedrich (1560–1604), Jakob III. (1562–1590) und Georg Friedrich (1573–1638) fördern sollte. All diese Anforderungen erfüllte ab dem Jahr 1575 Johannes Pistorius Niddanus d. J. Sein Vater, Pistorius d. Ä., ging als Reformator Oberhessens in die Geschichte ein. Neuerdings ist wieder bekannt, daß er am Augsburger Reichstag von 1530 aktiv teilnahm und am Zustandekommen der „Augsburger Bekenntnisschrift" unter der Federführung Melanchthons beteiligt war. Später galt er als einer der Wortführer auf mehreren großen Religionsgesprächen der Reformationszeit. Die wertvolle Bibliothek des Vaters benutzte bereits der junge, hochbegabte Pistorius. Der Vater konnte sich dem einzig verbliebenen Kind besonders widmen, nachdem die Familie 1555 bei einer Pestepidemie die anderen fünf Kinder verloren hatte. Mit 13 Jahren immatrikulierte er sich in Marburg, wechselte nach Wittenberg und setzte danach in Tübingen seine Studien fort. Theologie, Jura und Medizin waren seine Studiengebiete. In Padua und Paris lernte er die damals modernste Medizin kennen: die Erkenntnisse, die Andreas Vesalius aus seiner „Anatomie" gewonnen hatte und die „innere" Medizin eines Jean Fernel.

Dr. med. Pistorius am Durlacher Hof

21 Jahre war der junge Dr. med. J. Pistorius alt, als er – auch qualifiziert als Dr. jur. – in Frankfurt und danach in Worms seine Tätigkeit als Arzt aufnahm. Er war bereits verheiratet und hatte drei Kinder, als Markgraf Karl II. den sprachkundigen, humanistisch breit ausgebildeten, zudem rhetorisch geschliffen auftretenden jungen Mann nach Baden holte (1575). Auch nach dem Tod (1577) des Erbauers der Durlacher Karlsburg blieb Pistorius am Hof. Weiterhin war er als Arzt gefragt, doch verlagerte sich der Schwerpunkt seiner Tätigkeit am Hof auf die Aufgaben eines Historiographen.

Historiker und Schulgründer

In den Folgejahren edierte er mehrere bedeutende Geschichtswerke, jeweils ausgestattet mit umfangreichen Registern, so eine erste „Polnische Geschichte" (1582) und zwei Foliobände einer „Deutschen Geschichte", die noch im 18. Jahrhundert nachgedruckt wurde. Nicht mehr bekannt war bis vor kurzem, daß der Forscher aus Nidda der Begründer der badischen Geschichtsschreibung ist. Pistorius war es, der z. B. herausfand, daß das badische Haus sich von den Zähringern herleitet. Daniel Schöpflin, der große Historiker des 18. Jahrhunderts, nennt in der Einleitung seiner „Historia Zaringo-Badensis" Pistorius noch als seine erste Quelle. Johann Christian Sachs verschweigt ihn fast gänzlich, Friedrich v. Weech erwähnt seine diesbezügliche Leistung gar nicht mehr. Von seinen Arbeiten zur badischen Geschichte sind noch einige genealogische Tafeln erhalten. Das heutige Bismarck-Gymnasium ging aus dem 1585/86 eröffneten Durlacher „Gymnasium Illustre" hervor. Niemand anderer als Johannes Pistorius Niddanus organisierte die Gründung der ersten nachreformatorischen badischen Lateinschule, er war es, der die Lehrpläne erstellte und die Lehrer berief. Die badische Ausbildungsstätte für Pfarrer und höhere Beamte, das als „Modell" dienende erste badische Gymnasium, wurde also von ihm initiiert. Die Kosten des Unternehmens trugen die Söhne Karls II. im Verhältnis zur Größe ihrer badischen Teillande: Ernst Fried-



Durlach im 17. Jahrhundert.

rich zahlte die Hälfte der Kosten, Jakob III. kam für 2/5, Georg Friedrichs Lande für 3/5 der Auslagen auf. So hieß die älteste nachreformatorische Lateinschule Badens im ersten Jahrhundert ihres Bestehens auch nicht „Ernestinum" oder „schola Ernestina".

Berater der Markgrafen Ernst Friedrich und Jakob III.

In Anerkennung seiner Leistungen für das Haus Baden wurde Pistorius 1585 von Ernst-Friedrich wie auch von Jakob III. zu ihrem „Consilliarius" berufen. Sein Aufgabengebiet erweiterte sich dahingehend, daß er als „Rat" sein Verhandlungsgeschick in „außenpolitischen" Missionen beweisen konnte und als Rechtsberater Vertragstexte vorformulierte. Da Jakob III. seit 1584 auf der Hochburg bei Emmendingen seine Residenz hatte, pendelte Pistorius oft zwischen Ernst-Friedrichs Durlacher Karlsburg und dem Hachbergerland. Ein schlimmer Schicksalschlag traf 1585 die Familie Pistorius: Catharina, seine Ehefrau, die ihm acht Kinder geschenkt hatte – vier davon wurden erwachsen – starb in Durlach. Der neununddreißigjährige Witwer war in der Folgezeit einerseits für seine Kinder da, andererseits widmete er sich neben Arbeiten für die Markgrafen seinen wissenschaftlichen Studien. Pistorius war es gewohnt, bis in die Nacht hinein zu lesen und zu schreiben. Das Theologiestudium, das er in Marburg begonnen hatte, setzte er jetzt intensiv fort. Nach dem Tode seines Vaters 1583 wurde er Alleinerbe von dessen wertvoller Bibliothek. Sie enthielt sämtliche Schriften Luthers, Melanchthons und anderer Reformatoren. Ihre Lektüre und die Auseinandersetzungen damit bestimmten von nun an bis zum Lebensende den Forscher und Schriftsteller. Ein nicht unbedeutender Rest der ehemaligen Pistorius-Gesamtbibliothek von 150 Titeln



konnte 1993 in Straßburg wiedergefunden werden. Das Manuskript einer zweibändigen Reformationsgeschichte, die der Reformator Pistorius d. Ä. als bedeutender Zeitzeuge und Mitgestalter der Vorgänge seit 1530 fast editionsreif vorbereitet hatte, kam ebenfalls in seinen Besitz. Damit war der Badische Rat Johannes Pistorius einer der bestinformierten Zeitgenossen in allen Fragen, die die Reformation und ihre Männer betrafen. Forschen, also „Dingen auf den Grund gehen" und „aktiv seine Umgebung mitprägen", wurde von nun an noch mehr seine Devise. Wie sein Vater war Pistorius innerhalb der Reformationsbewegung verschiedenen Erneuerungsansätzen gegenüber positiv eingestellt. Wie er war er nie „Calvinist", auch wenn das spä-

ter immer wieder behauptet wurde, oder „Kryptokalvinist", kein „Philippist" oder „Lutheraner". Die Sache einer Kirchenerneuerung war beiden viel zu wichtig, um sich nur auf Luther, Melanchthon, Zwingli oder Calvin einzuengen. Erbitterte Richtungsstreitigkeiten waren gut drei Jahrzehnte lang nach Luthers Tod (1546) in der protestantischen Bewegung entbrannt. Bei der Konkordienformel (1577), die längst nicht von allen evangelischen Ländern mitgetragen wurde, hatte sich dann die lutherische Orthodoxie durchgesetzt.

Die Konversion

Je mehr Pistorius Luther las, der ihm in vielem widersprüchlich vorkam, und er vor allem die Vertreter der Orthodoxie aus dem benachbarten Tübingen kennenlernte, um so mehr ging er auf Distanz zur Konkordienkirche. Pistorius erlebte nicht existentiell nah die z. T. verwerflichen Mißstände der vorreformatorischen Kirche wie z. B. sein Vater oder Martin Luther. Seine Zeit wird mitgeprägt vom Schwung und der Aufbruchstimmung in der nachtridentinischen Reformkirche, die es ohne Luther und seine Bewegung wohl kaum gegeben hätte, die inzwischen aber in manchen Bereichen der Reformation in Deutschland den Wind aus den Segeln genommen hatte. In dieser Reformkirche begann Pistorius immer mehr seine religiöse Heimat zu finden. Konsequenterweise konvertierte der Badische Rat 1588 im Alter von 42 Jahren zur katholischen Kirche. Zwei bedeutende Religionsgespräche zwischen Protestanten und Katholiken fanden damals auf badischem Territorium statt. 1589 in Baden-Baden war der wissenschaftlich fundiert und rhetorisch geschickt agierende Johannes Pistorius Hauptdisputant der katholischen Seite. Als sein „Contra" trat Jakob Andreae an. Zwischen beiden hatten sich seit Jahren – auch über Vater Pistorius – dermaßen viele Animositäten aufgebaut, daß der Stil der Unterredung höchst unerfreulich wurde. Ökumenische Annäherung war bei den damaligen kontroverstheologischen „Turnieren" nicht angesagt.

Ein Giftanschlag in Emmendingen 1590

Als Beobachter und Berater im Hintergrund fungierte Pistorius beim „Colloquium Emmendingense", das im Juni 1590 stattfand. Das Gespräch verlief spannungsgeladen, weil die Konversion Markgraf Jakobs III. unmittelbar bevorstand. Als Jakob dann am 15. Juli 1590 zur katholischen Kirche übertrat, kam es zu einer großen Unruhe unter den betroffenen 28 Predigern der Markgrafschaft, so daß sich Jakob III. veranlaßt sah, auf „allerhandt heimliche Zusammenkünfte unserer gewesenen lutherischen Prediger" hin, seinen Amtmann Varnbühler anzuweisen, „ohne Milde eine gebürende und ernstliche straff „ gegen die „Übertretter" vorzunehmen. Einen Monat später starb der vitale achtundzwanzigjährige Markgraf. Der Arzt Johannes Pistorius, der bei der sich anschließenden Sektion – ein sehr seltenes Ereignis im 16. Jahrhundert! – anwesend war, überlieferte darüber vorzügliche Details und ebenfalls das auch heute nicht zu widerlegende Urteil der beiden Freiburger Medizinprofessoren: Tod durch eine einmalig verabreichte Dosis Arsenik, wovon Reste noch an der Mageninnenwand gefunden wurden. Mit Jakobs Tod war Pistorius' gut fünfzehnjährige Zeit in badischen Diensten abrupt beendet. Etwa in dem Alter, in dem Luther nach zwanzigjähriger Zeit als Augustinermönch die Nonne Catharina von Bora heiratete, wurde der Witwer Pistorius nach fast zwanzigjähriger glücklicher Ehe katholischer Priester und bereits 1591 Generalvikar in Konstanz, dem damals größten deutschsprachigen Bistum. 1597 kehrt er nach Frei-

burg zurück. Ab 1600 reist Pistorius ein bis zweimal jährlich nach Prag, wo ihn Kaiser Rudolph II. zu seinem Rat, Hofprediger und Beichtvater erwählt hatte. Das bleibt Pistorius auf Lebenszeit.

Ein mutiger Humanist im Zeitalter des Hexenwahns

Mutig setzte sich der aufgeklärte Humanist Dr. Johannes Pistorius gegen den damals vor allem in Süddeutschland grassierenden Hexenwahn ein. So rettete er 1603 in Freiburg ein vierzehnjähriges Mädchen, das als Hexe verbrannt werden sollte, vor dem Feuertod und brachte es in einer Konstanzer Pflegefamilie unter. Es erscheinen nach den Durlacher Jahren vor allem theologische Werke von ihm. Die kontroverstheologische Hauptschrift, die Pistorius, der genaue Kenner sämtlichen Lutherbücher, ediert, verriet im Titel den Arzt. Er nannte sie „Anatomia Lutheri". Er nahm hier den vielfach derben Stil Luthers auf und übertraf den Wortgewaltigen z. T. noch. Vor allem in Ehefragen war Pistorius Luther gegenüber äußerst kritisch. Wußte doch Pistorius aus eigener Erfahrung, wovon die Rede war. Bei der Analyse der „Anatomia" erkennt man auch, daß der Autor Archivalien seines Vaters über damals geheimgehaltene Vorgänge der Reformationszeit benutzt hat, z. B. Luthers Beichtrat zur Bigamie des hessischen Landgrafen Philipp des Großmütigen. Dieses Buch löste in den von Intoleranz und Rechthaberei bestimmten zwei Jahrzehnten vor dem Dreißigjährigen Krieg laute Contra- und Pro-Diskussionen aus. Es gab bis in unser Jahrhundert noch Leute, die Pistorius nur nach dieser theologischen Streitschrift, der „Anatomia Lutheri" beurteilen. Das Buch war damals ein „Bestseller", wenn auch nicht sein bestes Werk. Doch kann Pistorius, vorbei am Streit der Theologen, mit ganz anderen Lebensleistungen aufwerten, wie schon gezeigt wurde. Johannes Pistorius d. J. starb am 19. Juni 1608 und wurde im Kreuzgang des heutigen Freiburger Augustinermuseums begraben. Seine Ruhestätte liegt also heute in Baden, für das er viel geleistet hat.

Hans-Jürgen Günther

Pfarrer D. Ernst Friedrich Fink – der 'badische' Wichern

„Der evangelische Verein"

Wenn ein Name für die Anfänge der Inneren Mission in Deutschland steht, dann der von Joh. Hinrich Wichern. Sein Lebenswerk hat die Forschung eingehend untersucht und gewürdigt. So gilt er gemeinhin auch als Wegbereiter der Liebestätigkeit in Baden, nicht zuletzt dank seiner programmatischen Rede anläßlich der Durlacher Versammlung am 10. Oktober 1849.

Wenig bekannt dagegen ist, daß bereits vier Jahre zuvor eine anonyme 46seitige Schrift in Heidelberg erschienen war, von der Wichern 1847 urteilte:

„Wir haben nirgends eine so klare Darstellung dessen, was auf dem Gebiete not tut, wenn ein gesundes Gedeihen der freien Liebesarbeit erzielt werden soll, wiedergefunden. In ihr weht der Geist der wahren evangelischen Freiheit, die fern von aller Einseitigkeit und Beschränktheit, das tiefe Bedürfnis unserer innerlich zerrissenen Kirche erfaßt hat und eine so großartige Einigung der

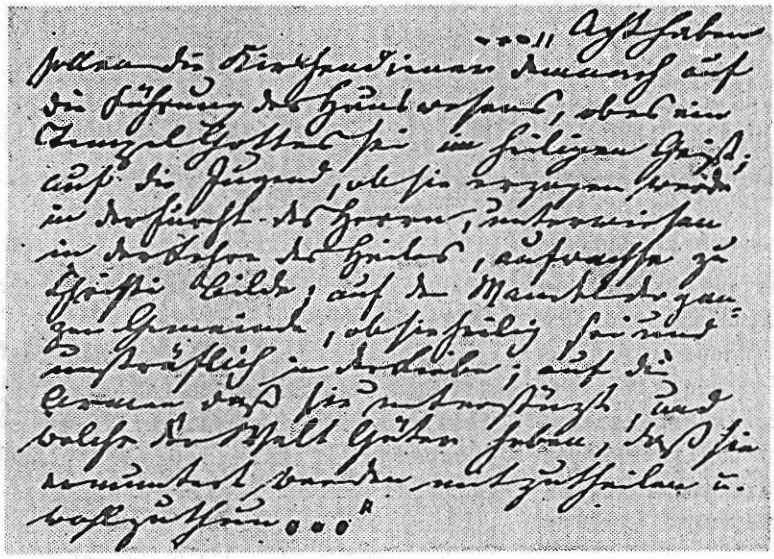
nach allen Seiten bis dahin isolierenden Vereinstätigkeit erstrebt, eine Einigung und Gliederung, wie sie uns von jeher in einem recht organisierten Verein für Innere Mission, seit darüber öffentlich verhandelt worden ist, vorgeschwebt hat."

Autor war unstreitig Pfarrer Ernst Friedrich Fink, geb. 1806 in Kandern. Nach seinem Theologiestudium in Halle, Freiburg, Berlin und Heidelberg wurde er 1833 Pfarrverwalter in Leutesheim und von 1842 bis zu seinem Tode (1863) Hausgeistlicher in der Illenau. Fink war der erste evangelische Geistliche dieser 1835 von Dr. Christian F. W. Roller gegründeten Anstalt, die schon bald einen führenden Ruf in der deutschen Psychiatrie gewann. Fink, der somit wie kaum ein anderer Pfarrer die Problematik von Behinderten aus eigener Anschauung kannte, berief sich in seinen „Aufruf..." ausdrücklich auf Wicherns 1844 in Hamburg erschienenen Schrift „Notstände der protestantischen Kirche und die Innere Mission" und die Vorbildfunktion des 'Rauhen Hauses' (gegr. 1833) für ganz Norddeutschland.

Somit sind genau 150 Jahre vergangen, seit der Autor mit seiner Schrift „Der evangelische Verein – Ein Aufruf an die Gemeinde." an die Öffentlichkeit trat. Eingangs erfolgt eine Bilanz der Not, „...die immer allgemeiner und schwerer zu Tage kommt, immer drohender das häusliche Glück, die Ordnungen des Staates, das Gedeihen der Kirche gefährdet.

Verkrüppelte Kinder, Waisenkinder in den Händen wenigstfordernder und noch weniger leistender Gewinnsucht, Blinde, Taubstumme, eine Jugend, die gar zu früh aller sittlichen Zucht beraubt ist, ...

Armuth und Verbrechen, zu spät entdeckt, noch schwerer zu heilen, Kranke und Gefangene, die der Pflege brauchen zur Wiederherstellung leiblicher und geistlicher Gesundheit, nehmen die Theilnahme der Gemeinde in Anspruch. Das Schlimmste bei all dieser Noth ist der Mangel einer sittlichen Grundlage in den Familien, ist der Mangel eines lebendigen Christenthums, das mit seinem ewigen Trost die Noth lindert. ..."



Handschrift des Predigttextes von Pfarrer Fink von 1838 aus dem Nachlaß im Landeskirchlichen Archiv Karlsruhe.

Bisher hat man dagegen „mancherlei Anstalten...errichtet, aber...wir haben der Anstalten nicht genug, wir haben für die Anstalten nicht genug, wir haben an den Anstalten nicht genug. ..."

Die eigentliche tiefere Ursache für die Notsituation ist, so Pfarrer Fink, „...einem Worte gesagt: es mangelt die Theilnahme der Gemeinde. Der Staat, die Lan-

deskirche sind nicht unthätig geblieben. Aber wenn die Liebe in den Staatseinrichtungen sich findet und in den Herzen der Gemeindeglieder nicht, was hilft es? ...

Mit Geld allein kann ja nichts ausgerichtet werden, das könnte der Staat durch die Steuern herbeischaffen. Aber die persönliche Theilnahme christlicher Liebe fehlt. ...

Daß diese Theilnahme der Gemeinde fehlt, das ist eine schwere Schuld, die mit ihrem Unsegen auf uns lastet."

Die Gemeinde, wie bereits der Untertitel der Schrift 'Aufruf...' besagt, ist daher gefordert: „Die Gemeinde Christi soll helfen. Ihr ist der Beruf geworden zu suchen und zu retten, was verloren ist, mit dem Wort und der That des Glaubens und der Liebe. Wo das durch die Organisation nicht geschehen konnte, da muß eine andere versucht werden....

So ist der Kirche Beruf und Bedürfniß, eine Mission nach innen zu stiften, woraus ein evangelischer Verein entsteht ...

Evangelisch heißt dieser Verein, denn er stehet auf dem Grunde des Evangeliums; er will, wie es den Heiden gepredigt wird, so auch das Wort der Predigt an die Armen in der Christenheit durch die That rettender Liebe unterstützen; er will, dem Gebote des Meisters folgend, helfen die Hungrigen speisen, die Nackten kleiden, die Kranken pflegen, die Verwirrten zurecht bringen, die Kinder zu Ihm führen....

Die Kirche kann sich unseres Erachtens nur freuen, wenn solche Vereine aus ihrem Grunde hervorgehen, vorausgesetzt, was wir stets voraussetzen, daß diese Vereine ihren inneren Zusammenhang mit der Kirche treu bewahren.

... der Staat hat sich eine eigene Behörde gebildet, die Polizei, die unter andern Verrichtungen auch die der Abhülfe von Noth und Armuth auf sich genommen hat. Aber diese einseitige Aushülfe reicht nicht weit. Der Staat ist wesentlich auf die Idee des Rechts gegründet, und das Recht reicht nicht aus, die Noth zu heilen. Gegenüber der Noth giebt es kein anderes Heilungsprinzip als das der Gnade. ...

In Summa, wir können im Allgemeinen den Satz aussprechen: unsere Elemente in Staat, Kirche, freier Geselligkeit liegen alle vorhanden, sie sind aber zerstreut, zum Theil in Streit und Mißverständniß. Wir sehen Armenkommissionen, Physikate, Dekanate, einzelne Vereine, aber alles das für sich, jedes geht seinen Weg, es fehlt die organisierende, sammelnde, zusammenhaltende Macht. Zerstreutes zu sammeln, ist Sache des Evangeliums. In diesem Sinne des Evangeliums möchten wir einen evangelischen Verein gegründet und wirksam sehen. .. ."

Sieben Aufgaben

Fink sieht für einen derartigen Verein sieben Aufgabenbereiche

Erziehung: Kinder- und Jugendpflege
Unterstützung: Armen- und Krankenpflege
Zucht: „Besserung" und „Gefängnispflege"
Bibelverbreitung, Gustav-Adolph-Verein,
„Colonistenpflege (in Amerika)" und
Äußere Mission.

Der Autor schließt mit einem Satzungs-Vorschlag:

Grundlage des evangelischen Vereins

1. Nach der Pflicht der Mitglieder evangelischer Gemeinden bildet sich auf den Grund des göttlichen Wortes in unserem Land ein evangelischer Verein zu leiblicher und geistiger Bewahrung, Pflege und Rettung der Hülfsbedürftigen.

2. Der evangelische Verein hat den Zweck, alle auf Abhülfe der vorhandenen, besonders sittlichen, Noth bei Kindern, Armen, Kranken, Gefangenen und andern Hülfsbedürftigen gerichtete christliche Tätigkeit des Staates, der Kirche, der Einzelnen oder anderer Ver-

eine vorbauend, mitwirkend, nachhelfend zu unterstützen und darin die Gesinnung der aus dem Glauben kommenden Liebe zu bethätigen.

3. Das Ziel des evangelischen Vereins ist nicht vornehmlich die Gründung neuer Anstalten. Er will vielmehr der werkthätigen freien Liebe der Glaubensgenossen Aufforderung und Gelegenheit verschaffen, sich zu üben, durch Vereinigung stärker zu werden und Erfahrungen zu sammeln, damit so bald als möglich in den Gemeinden lebendige Fürsorge zur Abhülfe der manchfaltigen Noth bereit sei.

4. Mitglied des Vereins kann jeder evangelische Christ werden, der sich verpflichtet, nicht nur dem Gebet der Kirche für die Hülfsbedürftigen sich anzuschließen, sondern auch seine herzliche Theilnahme durch Leistungen an Wort, Gaben und Handreichung zu persönlicher Aufsicht und Pflege nach Kräften zu beweisen ...

9. Während die Mitglieder einzeln oder verbunden die vorkommenden Gelegenheiten zum Dienst der Armen, Kranken, Gefangenen und anderer Hülfsbedürftigen wahrnehmen und benutzen, macht es sich der Verein zum besonderen Geschäft, taugliche junge Leute von christlicher Gesinnung und unbescholtenem Wandel zur Ausbildung und Verwendung für solchen Dienst der Liebe zu sammeln. ...

Die heutige Situation

Sind diese Ausführungen nur von historischem Interesse?

Hermann Erbacher hat bereits 1957 die wechselvolle Geschichte der Inneren Mission in Baden untersucht und besonders die Erfolge auf den Gebieten Rettungshausbewegung, Kleinkinder- und Altenpflege herausgestellt. Mittlerweile sind auch die dunklen Stunden, beginnend mit dem Kriegsausbruch 1939, weithin erforscht. In den darauffolgenden beiden Jahren wurden aus den Anstalten der Inneren Mission in Baden Kork und Mosbach ca. 375 Patienten in den Gaskammern von Grafeneck und Hadamar ermordet. Noch Ende Juni 1944 wurden weitere 49 Personen, von denen nur 5 überlebten, nach Uchtspringe b. Stendahl und Eichberg b. Wiesbaden abtransportiert.

Dem Gedenken an diese Vorgänge galt eine Fachtagung auf dem Schwarzacher Hof der Johannes-Anstalten Mosbach unter dem Wort „Euthanasie" damals und heute. Die Referenten, besonders Prof. Dr. W. Wolfensberger von der Syracuse University/New York, verwiesen auf sehr bedenkliche Tendenzen in der Gegenwart – „Totmachen: Der neue Genozid an den Benachteiligten, Alten und Behinderten".

Überblickt man die Forderungen Finks und vergleicht sie mit der heutigen Situation, so ist zu konstatieren: die materielle Not ist für den Einzelnen kaum noch existenzbedrohend. Dank unseres sozialen Netzes muß niemand in Deutschland verhungern. Zu beachten bleibt aber, was Oberkirchenrat W. Schneider, Hauptgeschäftsführer des Diakonischen Werks, in seinem Geleitwort zum Diakonie-Kalender 1995 feststellt:

„Die Grenzen des Finanzierbaren zeichnen sich ab. Es muß möglich bleiben, daß auch in Zeiten sozialer Veränderungen die Hilfe erhalten, die diese vor allem brauchen, um nicht ausgegrenzt zu werden." Entscheidend allerdings ist sein Eingangssatz, wenn er das Wesen „Unsere Diakonie" beschreibt: „Getragen von der Solidarität einer Gemeinschaft..." als zeitloses Postulat gegen egoistische Gruppeninteressen. An eben diese Solidarität appellierte schon Pfarrer Fink, als er die „Theilnahme der Gemeinde beschwor, und bereits 1838 mahnte er in einer Predigt über Apg. 20, 28–32 die Pflichten der Geistlichkeit an:

„Achthaben sollen die Kirchendiener (Pfar-

rer) demnach auf die Führung des Hauswesens, ob es ein Tempel Gottes sei im Heiligen Geist; auf die Jugend, ob sie erzogen werde in der Furcht des Herrn, unterwiesen in der Lehre des Heiles, aufwachse zu Christi Bilde; auf den Wandel der ganzen Gemeinde, ob sie heilig sei und unsträflich in der Liebe; auf die Armen, daß sie unterstützt, und, welche der Welt Güter haben, daß sie ermuntert werden mitzutheilen und wohlzuthun..."

Wertschätzung und Hoffnung auf die christliche Gemeinde sind bei Fink demnach bereits Ende der 1830er Jahre nachweisbar; von ihr erwartete er Hilfe.

Hermann Rückleben

Alfred Maul und die Großherzogliche Badische Turnlehrerbildungsanstalt in Karlsruhe

Sein Werdegang

Alfred Maul wurde am 13. April 1828 im Schloß Fürstenau bei Michelstadt im Odenwald als Sohn des Gräflich Erbach-Fürstenauischen Rentamtmannes, Kammerrat Johann Wilhelm Maul, geboren. Alfred Mauls Vater war schon in jungen Jahren ein begeisterter Turner und 1819 Mitbegründer einer Turnvereinigung in Michelstadt, die allerdings durch die von der hessischen Regierung verhängte Turnsperre schon nach einem halben Jahr aufgelöst wurde. Nach dem Ende der Turnsperre wurde Wilhelm Maul auf dem Friedhof von Michelstadt ein Denkstein errichtet.

Die Gedächtnisfeier auf dem Friedhof von Michelstadt war für Alfred Maul offenbar der Anlaß, sich



Hofrat Alfred Maul, Direktor der Turnlehrerbildungsanstalt.

den Turnern anzuschließen. In seinem Tagebuch vermerkte er: „Am 3. Juli 1843 meldete ich mich zum Turnen an, 30 Kr. monatlich, wobei ich Wams, Hose und ein Springseil haben muß." Die Turngruppe, der er sich damals anschloß, war eine private Turngesellschaft.

Nach dem Tode der Mutter und dem frühen Tode des Vaters war Alfred Maul Vollwaise und wurde von seinem Onkel in Darmstadt aufgenommen. Dort studierte er von 1843-1848 an der Höheren Gewerbeschule Mathematik und Naturwissenschaften. Der 1846 gegründeten Darmstädter Turngemeinde trat er noch im Gründungsjahr bei und lernte später Adolf Spieß kennen, der 1848 aus der Schweiz zurückgekommen war, um von Darmstadt aus das Schulturnen im Großherzogtum Hessen neu zu organisieren.

Die Begegnung mit Adolf Spieß, dessen Turnschüler er in den Jahren 1850/51 wurde, war sowohl für seinen künftigen Lebensweg als auch für den Inhalt seiner Turnlehre von großer Bedeutung. So war es Adolf Spieß, der Alfred Maul im Jahre 1856 eine feste Stelle am Realgymnasium in Basel vermittelte, nachdem die hessische Regierung Alfred Maul wegen des Verdachts demokratischer Gesinnung eine staatliche Anstellung verweigert hatte. Am Realgymnasium in Basel entfaltete Maul eine rege Tätigkeit im Schul- und Vereinsturnen. Mit seinem im Jahre 1858 in Basel verfaßten Aufsatz „Das Riegenturnen und die Spießsche Methode der Gemeinübungen" knüpfte er an das Wirken Adolf Spieß' in der Schweiz und an seine Lehrjahre bei ihm an.

Mauls Wirken in der Schweiz hat viel zur späteren grenzüberschreitenden Wirkung des von ihm geprägten badischen Schulturnsystems beigetragen. In den Jahren seiner Lehrtätigkeit in Basel, wo ihm zwei Jahre vor seinem Weggang noch das Bürgerrecht verliehen wurde, hatte er durch seine erfolgreiche praktische Unterrichtstätigkeit, seine turnpädagogischen Publikationen und seine organisatorischen Fähigkeiten so auf sich aufmerksam gemacht, daß er 1869 auf den Posten des Direktors der neugegründeten Großherzoglichen Badischen Turnlehrerbildungsanstalt in Karlsruhe berufen wurde.

Direktor in Karlsruhe

Offiziell eingeweiht wurde die Turnlehrerbildungsanstalt in Karlsruhe am 26. November 1869. Ein halbes Jahr später, im Juli 1870, wurde die Anstalt während des deutsch-französischen Krieges in ein Lazarett umgewandelt, und Maul fungierte in dieser Zeit als Lazarettverwalter. Über die damit verbundenen baulichen Veränderungen berichtet er in der Deutschen Turnzeitung von 1872:

„Etwas Gutes brachte die Lazarettzeit doch für die Turnanstalt mit sich, nämlich bauliche Veränderungen. Früher war die Turnhalle, wegen des einfach mit Schiefer gedeckten Daches trotz vier eiserner Öfen bei strenger Kälte nicht heizbar; ... Da drohte denn die famose Kälte im Dezember 1870 die Aufhebung des Lazaretts in der Turnhalle nötig zu machen, was ganz gegen die Absicht des Kriegsministeriums gieng. Dieser Umstand wurde schleunigst benutzt, um der Halle einen wärmeren Hut zu verschaffen. ... Jetzt ist die Halle ganz nach Wunsch heizbar, und von den jetzt darin befindlichen Oefen haben wir selten mehr als drei zu feuern nöthig."

Nach der Wiederaufnahme des Lehrbetriebes im Frühjahr 1871 ergaben sich für die Turnlehrerbildungsanstalt drei Hauptaufgaben:

1. – Abhaltung von Kursen, in denen schon im Schuldienst tätige Lehrer zu Turnlehrern ausgebildet werden sollten.
2. – Erteilung von Turnunterricht für verschiedene höhere Schulen in Karlsruhe.

Diese Aufgabe ergab sich vorwiegend daraus, daß wegen des Lehrer- und Turnhallen-

mangels die Schulen darauf angewiesen waren, den Turnunterricht in der Zentralturnhalle der Turnlehrerbildungsanstalt abzuhalten. Denn 1869 hatte keine badische Schule eine schuleigene Turnhalle. Das änderte sich erst in den folgenden Jahrzehnten. Bis zum Jahre 1894 wurden dann in Baden 38 Schulturnhallen neu gebaut, und im ganzen gab es ca. 80 Turnhallen, die für das Schulturnen zur Verfügung standen.

Die dritte Hauptaufgabe der Turnlehrerbildungsanstalt war die Inspektion des Turnunterrichts an auswärtigen Schulen durch den Direktor der Anstalt.

Der erste Turnlehrkurs fand 1871 mit 15 Lehrern statt, von denen 12 bis zum Schluß durchhielten. In den folgenden Jahren wurden jeweils zwei solcher Kurse pro Jahr durchgeführt, einer im Frühjahr für Volksschullehrer mit drei Wochen und einer im Herbst für Lehrer höherer Schulen mit vier Wochen. Die Kurse wurden weitgehend in den Schulferien veranstaltet. Am Ende der Kurse wurden keine Prüfungen abgehalten und die Absolventen erhielten lediglich eine Teilnahmebescheinigung. Der Lehrstoff bestand zunächst aus Frei- und Ordnungsübungen sowie aus dem Turnen an Geräten. Unter dem Einfluß der Spielbewegung kamen später noch Turnübungen hinzu.

Vereine und Schule

Alfred Maul hat sich ebenso große Verdienste um die Förderung des Vereinsturnens erworben. In seiner Person ist der Gedanke der Kooperation von Schule und Verein insofern vereint, als er Wesentliches zur Förderung sowohl des Schul- als auch des Vereins-turnens geleistet hat. Er war ja nicht nur Direktor der Großherzoglichen Badischen Turnlehrerbildungsanstalt, sondern auch von 1869–1881 Vorsitzender der Karlsruher Turnerschaft und des Turngaus, Mitglied des Oberrheinischen Turnerbundes und 1887–1895 der Deutschen Turnerschaft.

Aus den Erfahrungen der eigenen Lehrtätigkeit schöpfend hat Alfred Maul eine ganze Reihe turnpädagogischer Schriften verfaßt. So hatte für ihn der Turnunterricht in erster Linie eine erzieherische Funktion im Sinne der Herrschaft des Willens über den Körper. Darüber hinaus sollte der Turnunterricht auch der Gesundheitspflege dienen. Nach Spieß' schem Vorbild sollten die Ordnungs-, Frei- und Geräteübungen vorwiegend als Gemeinübungen und auf Befehl ausgeführt, der Turnstoff auf die einzelnen Schulklassen gemäß Alter und Können verteilt werden.

Dabei sah er einen methodischen Stufengang vom Leichten zum Schweren, vom Bekannten zum Unbekannten vor. Unabdingbar waren für ihn die Prinzipien der Anschaulichkeit, der Ganzheit und der Entwicklungsgemäßheit. Methodische Hilfsmittel beim Erlernen der Übungen waren für ihn die mündliche Bewegungskorrektur und die aktive Hilfe. Anfangs standen in den Turnstunden Ordnungs- und Freiübungen sowie Übungen an Reck, Barren und Pferd im Vordergrund.

Später kamen die anfangs von Maul abgelehnten Stabübungen hinzu. Noch von Basel aus hatte Maul diese Stabübungen kritisiert: „Man glaubt überall den reglementmäßigen Corporal zu hören... Obendrein sollen die Jungen dabei noch stets einen drei Fuß langen eisernen Stab tragen, aus dem sie sich vorstellen sollen, einen Schießprügel machen zu können." Erst nachdem er auf einer Turnlehrerversammlung in Stuttgart die Vorführung der Stabübungen gesehen hatte, war er bereit, diese in das System des badischen Schulturnens aufzunehmen.

Daß Maul im Prinzip erst einmal auf Spieß aufbaute, wird aus dem deutlich, was er in seiner „Anleitung für den Unterricht in

Knabenschulen" im Kapitel „Grundsätze des Turnunterrichts" ausführte, was auch heute noch Gültigkeit hat: „Der Turnunterricht muß vor allen Dingen, ..., anschaulich sein, Die Anschaulichkeit gewährt aber in erster Linie das Vorturnen der Übung, die die Schüler ausfahren sollen. Dieses Vorturnen kann zwar unter Umständen einem oder dem anderen Schüler übertragen werden, aber der Turnlehrer kann doch in die Lage kommen... selber die Übung vorzeigen zu müssen; auch ist sein Vorbild jederzeit wirksamer als das eines andern. Deshalb können dem Turnlehrer bloß theoretische Kenntnisse nicht genügen; er muß auch bis zu einem gewissen Grade selber turnen können."

Von den Schülern verlangt er höchste Genauigkeit bei der Ausführung der Bewegungen und – verglichen mit den Gelenkübungen von Pestalozzi und Spieß – stellt er noch eine weitere wichtige Forderung auf.

„Jede Übung soll also nicht eine Übung für einen einzelnen Körperteil allein, sondern stets eine Übung für den ganzen Körper sein." Beim stufenweisen Aufbau der Leistungsforderungen legt er aber nicht nur Wert auf die Genauigkeit der Ausführung der Bewegungen. Er ist darüber hinaus bestrebt, „die Schüler an gute Körperhaltung und schöne Bewegungsformen zu gewöhnen..." Es ist ferner nicht zu übersehen, daß der Turnunterricht zugleich eine Schule der Zucht und Ordnung für die Jugend sein soll. So sehr es auch zu seiner Aufgabe gehört, ihre Bewegungslust zu beleben, so muß er nichtsdestoweniger sie an die strengste Beherrschung derselben gewöhnen."

Offenbar war ihm aber klar, daß solche Betriebsweisen nicht unbedingt die Motivation der Schüler für das Turnen erhöhen. Deshalb wies er noch einmal auf die besondere Aufgabe des Lehrers hin, daß „die Turnlust der Schüler und die Freudigkeit, mit der sie am Unterricht teilnehmen, geweckt und erhalten" werden muß.

Und das hängt eben weitgehend von der Persönlichkeit des Lehrers und seinem Verhalten den Schülern gegenüber und von der Lebendigkeit des Unterrichtsverfahrens ab.

Alfred Maul war sich bewußt, daß nur durch eine sorgfältige Ausbildung von Turnlehrern der Turnunterricht in der Schule wirksam gefördert werden konnte.

Deshalb baute er die Karlsruher Turnlehrerbildungsanstalt durch regelmäßig ausgeschriebene Lehrgänge für Lehrer und Lehrerinnen zu einer für damalige Verhältnisse vorbildliche Ausbildungsstätte aus. So ist es nicht verwunderlich, daß die Teilnehmer an diesen Kursen nicht mehr nur aus Baden, sondern auch aus Württemberg, der Schweiz, Holland, dem Elsaß, aus Norddeutschland und aus dem ferneren Ausland kamen. Damit wurde sein badisches Modell des Schulturnens weithin bekannt und vielerorts übernommen.

Förderung des Mädchenturnens

Maul stellte seine Gedanken dazu in seinen „Turnübungen für Mädchen" vor und entwickelte darin einen Stufengang. Für die Sechs- bis Neunjährigen empfahl er Ordnungsübungen, Gehen, Laufen, Hüpfen und Freiübungen im Gehen und Stehen. Für die älteren Schülerinnen wurde dieses Übungsprogramm durch Übungen an Geräten, z. B. waagerechte Leitern, Rundlauf, Schaukelringe und Schwingseil erweitert. Am Barren sollten Stützübungen vermieden werden. Später kamen noch Schlagball mit Schlagholz oder Schlagnetz und andere Turnspiele wie Kreislaufen, 'Katze und Maus' oder 'Schwarzer Mann' hinzu.

In der Zeitschrift „Schulturnen" vom April 1928 berichtete die Turnlehrerin Ottilie Kammerer aus Freiburg die am letzten, von Maul geleiteten Kurs für Mädchenturnen teilgenommen hatte: „Punkt acht Uhr stehen wir in



Einweihung des Denkmals für Alfred Maul am 14. April 1911.

Reih und Glied. Turnschuhe und Kleid, das 20 cm vom Boden entfernt abschließt, sind Vorschrift. Mit flottem Wechsel von Gang- und Hüpfarten wird begonnen; manch hübscher Tanzschritt, auch manche Ordnungsübung wird eingefügt". Weiter heißt es dann: „... zur Belohnung für saubere Arbeit wird das ganze Gefüge, von Frieda Maul am Klavier begleitet, wiederholt ... mit großer Bewunderung erinnere ich mich der Sicherheit und Körperbeherrschung, mit der die große aufrechte Gestalt des ehrwürdigen Greises Drehungen, Tanzschritte und Schrittfolgen vormachte, aber auch der geistigen Beweglichkeit, mit der er bei den Lehrproben auf das Denken der Einzelnen einging ... Als er die Segnungen der körperlichen Erziehung auch den Mädchen zuteil werden lassen wollte, mußte er sich anfänglich gefallen lassen, daß die Schülerinnen in Anwesenheit der Mütter turnten; ja es war den Eltern sogar anheimgegeben, ob sie ihre Töchter am Turnunterricht teilnehmen lassen wollten; Ansicht der Landesmutter und vieler anderer Mütter war, daß ein anständiges Mädchen den Fuß nie höher als 20 cm vom Boden hebt."

Vorsitzender von Turnvereinen

Alfred Maul hatte im Anschluß an die Fortbildungslehrgänge an der Turnlehrerbildungsanstalt im Jahre 1872 den Karlsruher Turnlehrerverein gegründet, der dann 1874 die erste Badische Turnlehrerversammlung mit der beachtlichen Zahl von 110 Teilneh-

mern in Karlsruhe veranstaltete. Da die badischen Turnlehrerversammlungen auch eine große Zahl von Teilnehmern anzogen, die von außerhalb Badens anreisten, wurden diese Turnlehrerversammlungen ab 1880 in Oberrheinische Turnlehrerversammlungen umbenannt.

Diese Veranstaltungen waren Fortbildungsveranstaltungen mit praktischen Übungen und mit Vorträgen und Diskussionen. Aus den Programmen und Versammlungsberichten bis zum Jahre 1902, als in Karlsruhe Turnlehrerversammlungen stattfand, lassen sich auch Weiterentwicklungen des badischen Schulturnsystems ablesen. So lesen wir in der Monatsschrift für das Turnwesen 1899: „Das Ungewöhnliche und Eigentümliche des Badischen Verfahrens besteht ... darin, daß auch die schwierigeren, volle Kraftausladung beanspruchenden Leistungen, z. B. Umschwünge und Kippen am Reck, von mehreren Turnern zugleich nach Zählen und schließlich nach dem Takte eines Klavierstückes ausgeführt werden. So traten sogar die höchsten und der Natur nach subjektivsten Kraftübungen unter die Zucht des Rhythmus."

Aus gesundheitlichen Gründen, vor allem wegen seiner schwindenden Sehkraft, zog sich Alfred Maul allmählich aus der aktiven Arbeit zurück. Nach 1890 kam noch ein Rheumaleiden hinzu. Nach einem schweren Grippeanfall verstarb Alfred Maul am 12. Oktober 1907 in Karlsruhe.

Ehrungen und Vermächtnis

In Anerkennung seiner Verdienste um die Förderung des Schul- und Vereinsturnens wurde ihm im Dezember 1889 der Titel eines Hofrates verliehen.

Zum äußeren Zeichen des Dankes an den Vater des badischen Schulturnens wurde 1911 vor der Turnlehrerbildungsanstalt ein Denkmal mit der Büste Alfred Mauls feierlich eingeweiht. Die rechte Seite des Sockels zeigte einen speerwerfenden Jüngling, die linke Seite ein reifenschwingendes Mädchen.

Die Einweihung erfolgte in Gegenwart des Großherzogs Friedrich II. – übrigens vorübergehend auch ein Turnschüler von Alfred Maul – und im Beisein des damaligen Oberbürgermeisters Siegrist.

Bei der Denkmalseinweihung wurden im Namen des eidgenössischen Turnvereins, des holländischen Turnverbandes, des Allgemeinen deutsch-österreichischen Turnlehrervereins und des Nordamerikanischen Turnerbundes Kränze niedergelegt.

Schon vorher hatte die eidgenössische Société Fédérale de Gymnastique als Kostenbeitrag für die Errichtung des Denkmals den Betrag von 200 Francs zum Zeichen der Verbundenheit der Schweizer Turner mit Alfred Maul gespendet.

Im 2. Weltkrieg wurden sämtliche Bronzeteile dieses Denkmals eingeschmolzen und der stehengebliebene steinerne Sockel wurde erst 1958 entfernt und ist seitdem verschollen.

125 Jahre nach der Gründung der Großherzoglichen Badischen Turnlehrerbildungsanstalt wurde im Auftrag des Badischen Turnerbundes am 19. Oktober 1994 eine Erinnerungstafel für Alfred Maul am Gebäude der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe, das heute auf dem Platze der 1944 durch Bomben zerstörten Landesturnanstalt steht, enthüllt.

Außerdem würdigt der Badische Turner-Bund seit 1995 verdienstvolle ehrenamtliche Mitarbeit durch die Verleihung der Alfred-Maul-Plakette, die an Persönlichkeiten verliehen wird, die sich – wie es in der Ehrenordnung des Badischen Turner-Bundes heißt – „durch beispielhaftes und herausragendes Wirken um das Turnen in Baden verdient gemacht haben."

Auch die Schulbehörde versucht, das Andenken an Alfred Maul wachzuhalten. Das

Badische Ministerium des Kultus und Unterrichts stiftete anläßlich der 100. Wiederkehr des Geburtstages von Alfred Maul am 13. April 1928 die Alfred-Maul-Gedächtnismedaille, die noch heute vom Oberschulamt Karlsruhe an Abiturienten und Abiturientinnen für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete des Sports verliehen wird.

Zweifellos gehört Alfred Maul zu den herausragenden Führungspersönlichkeiten der Leibesübungen im 19. Jahrhundert.

Was ihn besonders auszeichnete ist die Tatsache, daß er in seiner Arbeit Theorie und Praxis in glücklicher Weise miteinander vereinte.

Erich Beyer

Vom einfachen Schöpfbrunnen zum Qualitätsprodukt Trinkwasser

Die Geschichte der Karlsruher Wasserversorgung

Neben vielen anderen Vorzügen hat Karlsruhe heute auch einen Spitzenplatz in Sachen Trinkwasserqualität. Karlsruhe gehört zu den wenigen deutschen Großstädten, deren Trinkwasser nicht gechlort werden muß und das ohne die Zugabe von Hilfsstoffen für die Wasseraufbereitung an die Bevölkerung verteilt werden kann. Aus den Karlsruher Wasserhähnen fließt ein naturbelassenes, aus Grundwasser gewonnenes Trinkwasser, das die Einwohner unserer Stadt unbeschwert genießen können. Ein Blick in die Geschichte der Karlsruher Wasserversorgung zeigt, daß dies nicht zu allen Zeiten der Fall war.

Wasserversorgung im 18. Jahrhundert

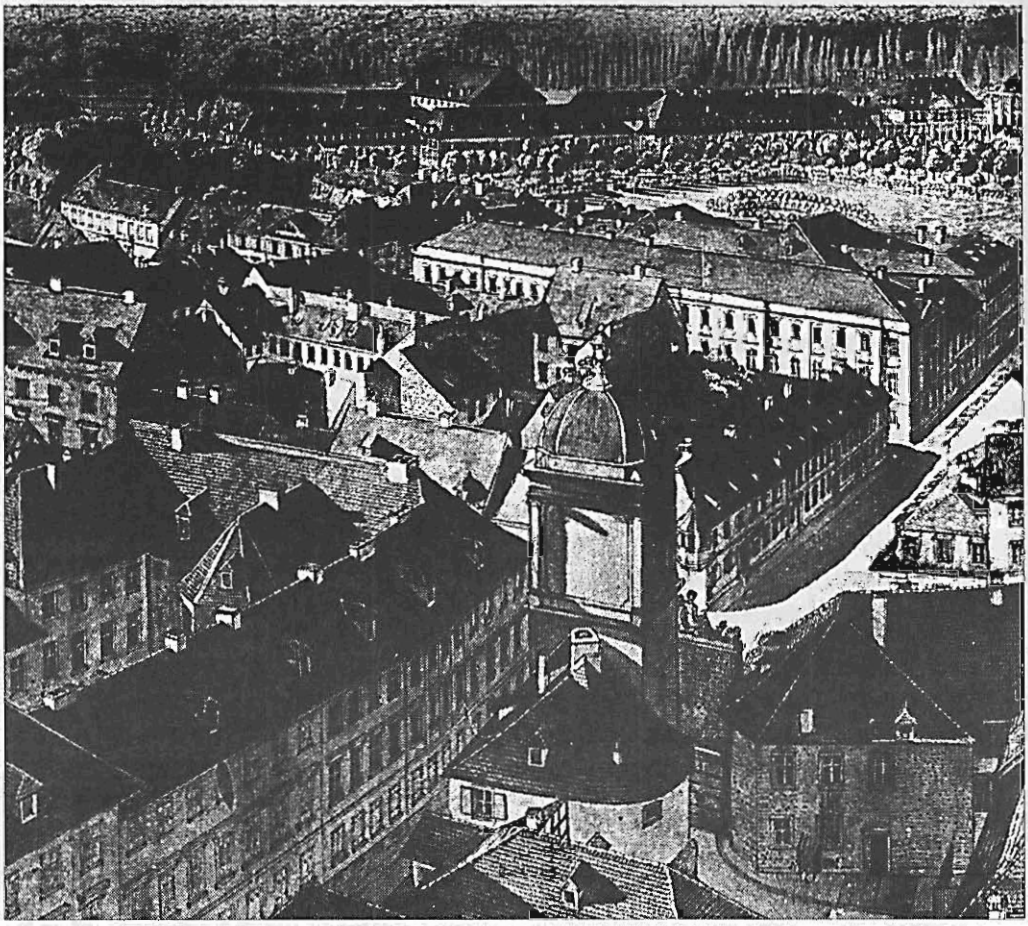
In den ersten Jahren nach der Stadtgründung im Jahre 1715 wurde das notwendige Wasser für den markgräflichen Hof und für die sich in der Nähe ansiedelnde Bevölkerung mit einfachen Pump- und Schöpfbrunnen dem in geringer Tiefe anstehenden Grundwasser entnommen. Da man alle Abwässer einfach im Boden versickern ließ, kam es aber bald zu „Kurzschlüssen im Wasserkreislauf". Krankheiten, die durch verunreinigtes Trinkwasser entstehen, waren die Folge. Aber nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ war diese einfache Form der Wasserversorgung bald nicht mehr ausreichend. Bei wachsender Bevölkerung der aufstrebenden Residenzstadt stieg der Wasserbedarf stark an. Der Nachfolger des Stadtgründers, Markgraf Karl Friedrich, ließ daher für die Wasserversorgung des Hofes und des Schloßgartens im Jahr 1762 das erste Wasserwerk an der heutigen Ecke Lamm- und Kaiserstraße bauen. Es war ein sogenanntes Pferdegöppelwerk, bei dem das aus einem Kesselschacht entnommene Grundwasser mit Hilfe von Pferdekraft in ein turmartiges Wasserreservoir gepumpt wurde. Von dort führte eine Leitung in den Hofbezirk und den Schloßgarten. Für die Karlsruher Bevölkerung wurden aus dem Wasserwerk lediglich einige einfache Laufbrunnen in der Langen Straße, der heutigen Kaiserstraße, gespeist.

Die Einwohner der Stadt mußten ihr Wasser noch mehr als 100 Jahre am nächsten Brunnen holen und in die Häuser und Wohnungen tragen. Der Wasserverbrauch dürfte schon aus diesem Grund sehr niedrig gewesen sein, während der markgräfliche Hof mit dem

großen Schloßgarten und den zahlreichen Brunnen und Fontänen relativ verschwenderisch mit Wasser umging.

Die Entwicklung im 19. Jahrhundert

Schon Anfang des 19. Jahrhunderts reichte die Kapazität des Wasserwerks an der Lammstraße nicht mehr aus. 1815 hatte Karlsruhe bereits über 15 000 Einwohner. Durch die Bevölkerungszunahme und damit durch die Zunahme der Senkgruben wurde außerdem die Qualität des Grundwassers im Stadtgebiet immer schlechter. Die großherzogliche Hofverwaltung ließ daher zwei gußeiserne Wasserleitungen aus dem Durlacher Quellgebiet am Turmbergfuß nach Karlsruhe bauen, Eine war für die Wasserversorgung des Hofes bestimmt und eine für die Speisung der Brunnen, an denen sich die Bevölkerung mit Wasser versorgte. Nach den Berechnungen des Architekten Weinbrenner waren die

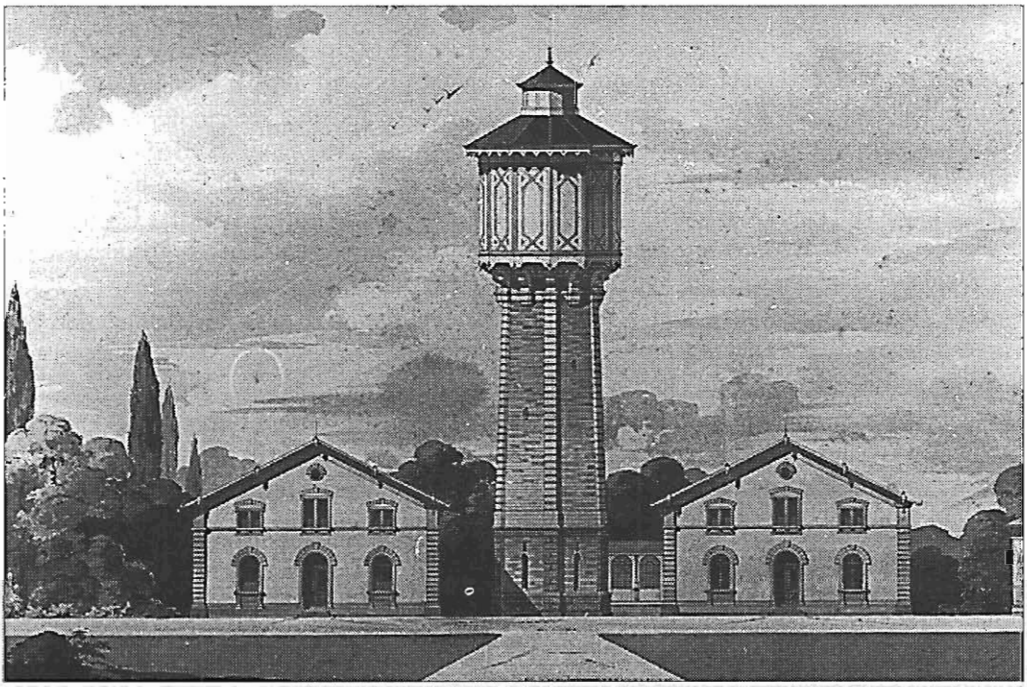


Wasserwerk Lammstraße. Das erste Karlsruher Wasserwerk wurde auf dem Gelände der kleinen und armen katholischen Gemeinde an der Lammstraße gebaut, die sich noch keine Kirche leisten konnte. Um die architektonische Symmetrie aus der Sicht des Schlosses wiederherzustellen, sah das Wasserwerk von außen wie eine Kirche aus und bildete ein Pendant zur bereits erbauten evangelischen Kirche an der Kreuzstraße.

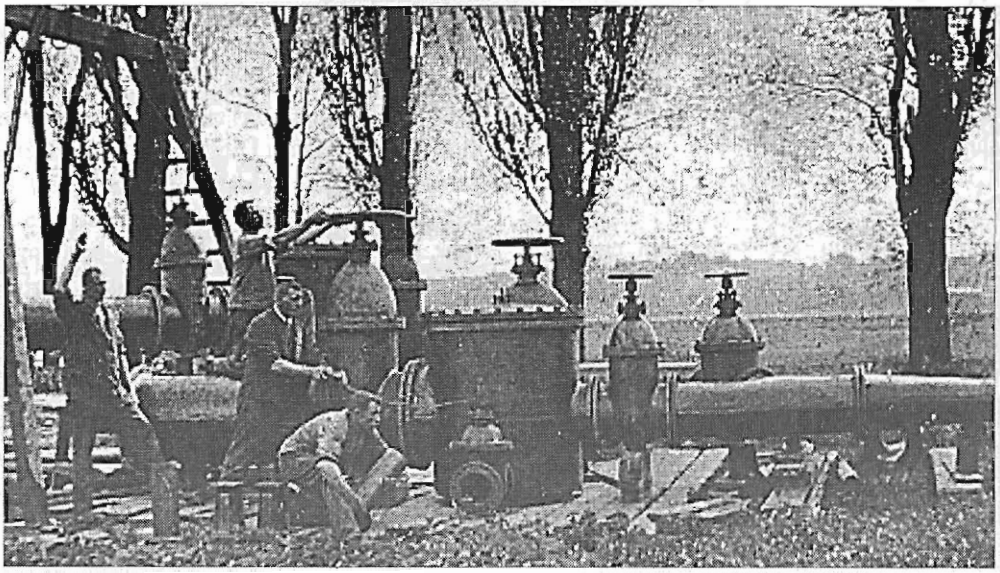
beiden Leitungen in der Lage, über das Pumpwerk Durlach zwölf Liter Wasser pro Sekunde von Durlach nach Karlsruhe zu transportieren. Bei der feierlichen Inbetriebnahme der beiden Leitungen am 5. Januar 1824 betonte der damalige Bürgermeister Winter euphorisch, daß die Zeit der Zieh- und Pumpbrunnen für Karlsruhe nun endgültig vorbei sei, obwohl es zu jener Zeit noch keine Wasser-Hausanschlüsse und damit noch kein Trinkwasser frei Haus gab.

Bald zeigte sich aber, daß die Ergiebigkeit der Durlacher Quellen überschätzt worden war. Im Trockenjahr 1835 mußten zum großen Leidwesen des Hofes zeitweise sogar die Ziehbrunnen und Fontänen im Schloßgarten abgeschaltet werden. Daß die Karlsruher Bürger in Trockenzeiten mit minimalen Wassermengen auskommen mußten, ist also sehr wahrscheinlich.

Der Brand des Hoftheaters im Jahre 1847 forderte 65 Menschenleben, weil neben baulichen Mängeln das zum Löschen notwendige Wasser fehlte. Diese furchtbare Brandkatastrophe gab den letzten Ausschlag für die Bildung einer Wasserleitungskommission im Jahr 1856. Sie beauftragten den berühmten badischen Ingenieur und Politiker Robert Gerwig, für die Versorgung der Stadt eine neue Wasserleitung und die dazugehörigen Wassergewinnungsanlagen zu planen und zu bauen. Als ideales Wassergewinnungsgebiet hat der großherzogliche Baurat das Gelände im Rüppurrer Wald empfohlen, auf dem heute noch das Wasserwerk „Durlacher Wald" steht. Die Qualität des Wassers aus diesem stadtnahen Waldgebiet hatte Robert Gerwig zuvor mit allen ihm verfügbaren Mitteln



Historische Zeichnung vom Wasserwerk Durlacher Wald. Das erste Wasserwerk für die Trinkwasserversorgung der Karlsruher Bevölkerung wurde 1871 in Betrieb genommen und ist nach umfangreichen Modernisierungen heute noch „im Dienst". Es beherbergt auch die Betriebszentrale der Karlsruher Wasserversorgung.



Bau einer Hauptwasserleitung im Jahr 1912.

getestet. So hatte er zum Beispiel die Wasserhärte durch die Ermittlung der Erbsenkochzeit, durch Geschmackstests beim Bierbrauen und durch den Seifenverbrauch beim Wäschewaschen bestimmt. 1858 legte er dem „Großen Bürgerausschuß" und dem großherzoglichen Hof eine Denkschrift vor, in der er die Vorteile des Wassers aus dem Rüppurrer Wald wie folgt angepriesen hat:

„Das für die Versorgung von Karlsruhe vorgeschlagene Wasser enthält um ein Siebtel weniger haltmachende Stoffe als das Durlacher Quellwasser und es darf daher wohl mit Zuversicht behauptet werden, daß der von mir vorgeschlagene Platz auch hinsichtlich der Güte des Wassers sehr günstig ist."

Wie so oft haben aber auch in diesem Fall finanzielle Streitereien den Baubeginn über Jahre verzögert, so daß Großherzog Friedrich I. 1862 für die Bedürfnisse des Hofes im Hardtwald beim heutigen Ahaweg ein eigenes Wasserwerk errichten ließ. Der Bau des nunmehr ausschließlich städtischen Wasserwerkes nach den Plänen von Gerwig verzögerte sich durch die beiden Kriege 1866 und 1870/71 zusätzlich, so daß es erst am 17. März 1871 in Betrieb genommen werden konnte. Erst ab diesem Zeitpunkt kann man von einer allgemeinen öffentlichen Wasserversorgung der Stadt Karlsruhe sprechen. Etwa zur gleichen Zeit wie das fließende Wasser hielt übrigens auch das Gaslicht Einzug in die Wohnungen der badischen Residenzstadt. Um 1880 begann dann die Kanalisation der Karlsruher Straßen, so daß bald auch das Problem der Abwasserentsorgung gelöst war.

Im Wasserwerk im Rüppurrer Wald konnten 2 550 Kubikmeter oder rund 2,5 Millionen Liter Wasser pro Tag gefördert und über die dazugehörenden Versorgungsleitungen in der Stadt verteilt werden. Da sich der Wasserbedarf in der Zeit zwischen der Planung und der Fertigstellung des Wasserwerkes aber erheblich vergrößert hatte, mußten die Berechnungen von Gerwig aus den Jahren 1856 bis 1858 bald aktualisiert werden. Schon 1884 wurden zwei und 1888 drei weitere Brunnen gebaut. Trotzdem konnte der Bedarf in den Hauptverbrauchszeiten bald nicht

mehr gedeckt werden. Man beschloß daher, auf einer künstlich hergestellten Aufschüttung im Stadtgarten, dem heute noch vorhandenen Lauterberg, einen Wasserhochbehälter zu bauen. Bei seiner Einweihung im Jahr 1893 hatte er ein Fassungsvermögen von 2 000 Kubikmeter, das bald auf 3 400 Kubikmeter vergrößert wurde. Den Ludwigsee im Stadtgarten verdanken die Karlsruher im übrigen der Aufschüttung des Lauterbergs, für die 194 000 Kubikmeter-Erdmaterial benötigt wurden.

Neue Wege seit der Jahrhundertwende

Aber auch nach dem Bau des Lauterberg-Hochbehälters waren die Kapazitäten des Wasserwerkes bald wieder erschöpft. Schon 1912 mußte die Zahl der Brunnen auf 14 erhöht werden. Die Erschließung eines neuen Wasserversorgungsgebietes war dringend erforderlich. Zunächst durchkreuzte aber der Erste Weltkrieg alle Pläne für einen angemessenen und raschen Ausbau der Karlsruher Wasserversorgung. Erst zehn Jahre nach dem Krieg begann man mit dem Bau von Brunnen für ein neues Wasserwerk im Mörscher Wald. Durch die schlechte wirtschaftliche Lage und den Zweiten Weltkrieg wurden die Arbeiten allerdings immer wieder verzögert. Erst in den Jahren von 1948 bis 1952 wurden die provisorischen Anlagen im Mörscher Wald zu einem richtigen Wasserwerk ausgebaut, das dann am 27. August 1952 feierlich in Betrieb genommen wurde.

Das für die Standortbestimmung des Wasserwerks im Mörscher Wald zugrundegelegte hydrogeologische Gutachten ging davon aus, daß der Schwarzwald an den Grundwasserleiter der Rheinebene fast unermeßlich große Wassermengen abgeben würde und daß damit im Mörscher Wald, der auf der Mittelterrasse des Rheines liegt, der Wasserbedarf von Karlsruhe für alle Zeiten gedeckt werden könne. Tatsächlich ist aber die Infiltration von Grundwasser aus anderen Gegenden sehr gering, und die Grundwasser-Neubildung ist fast ausschließlich auf die Niederschläge angewiesen. Die Ergiebigkeit des Wasserwerkes „Mörscher Wald" war daher nie zufriedenstellend, obwohl im Laufe der Zeit insgesamt 26 Brunnen gebaut wurden.

Schon bald nach der Inbetriebnahme des Wasserwerkes „Mörscher Wald" trat in Karlsruhe wieder Wassermangel auf. Denn bis zum Jahr 1962 hatte Karlsruhe 250 000 Einwohner, und der wirtschaftliche Aufschwung in der Nachkriegszeit vergrößerte den Wassermangel zusätzlich. Sicher können sich noch viele Karlsruher an die Autowasch- und Gartenbewässerungsverbote Anfang der 60er Jahre erinnern.

Der Bau eines Wasserwerkes im nördlich der Stadt gelegenen Hardtwald sollte Abhilfe schaffen. Doch trotz günstigerer hydrogeologischer Verhältnisse als im Mörscher Wald war die im Hardtwald mögliche Wasserentnahme auf 3 000 Kubikmeter pro Stunde beschränkt. Das reichte gerade aus, um das inzwischen vorhandene Defizit zu decken.

Nach der Inbetriebnahme des Wasserwerkes „Hardtwald" im Juli 1965 war der Bau eines größeren und höherliegenden Hochbehälters überfällig. Außerdem hatte sich inzwischen die noch eigenständige Wasserversorgung von Durlach aus den Hangquellen am Turmberg quantitativ und qualitativ so verschlechtert, daß es immer wieder zu großen Problemen in der Wasserversorgung dieses 1938 eingemeindeten Stadtteils kam. Gelöst wurden diese Probleme durch den Bau des Hochbehälters „ Luß" in der Vorbergzone von Durlach, der die Einbindung der Durlacher Wasserversorgung in das Karlsruher Versorgungsnetz ermöglichte. Der neue Hochbehälter wurde 1967 fertiggestellt und hat ein Fassungsvermögen von 20 000 Kubikmetern. Außerdem liegt der Wasserspiegel 20

Meter höher als im Lauterbergbehälter, der im gleichen Jahr außer Betrieb genommen wurde. Damit ließen sich die Druckverhältnisse im Karlsruher Wasserversorgungsnetz, an das immer mehr und immer höhere Gebäude angeschlossen wurden, erheblich verbessern. Der Hochbehälter „Luß" sorgt aber auch für einen wirtschaftlichen Betrieb der Karlsruher Wasserwerke. Denn in den Nachtstunden kann mit billigem Nachtstrom Wasser gefördert und in den Hochbehälter gepumpt werden.

Die heutige Situation

Mit dem Bau des Wasserwerks „Hardtwald" und des Hochbehälters „Luß" wurde die Karlsruher Wasserversorgung entscheidend verbessert. Bei ständig steigenden Einwohnerzahlen und einer stetigen Zunahme des Wassergebrauchs pro Person durch einen immer höher werdenden Lebensstandard mußte aber auch an die Zukunft gedacht werden. Daher hatte man schon 1962 mit Vorversuchen für den Bau eines weiteren Wasserwerks im Süden von Karlsruhe begonnen. 1968 bekamen die Stadtwerke dann die wasserrechtliche Genehmigung für den Bau eines Wasserwerks in den Rheinauewäldern auf den Gemarkungen der Gemeinden Elchesheim und Würmersheim. Es sollte aber noch fast zehn Jahre dauern, bis das gemeinsam von den Karlsruher Stadtwerken und dem „Zweckverband Wasserversorgung Albgau" gebaute Wasserwerk „Rheinwald" 1977 in Betrieb ging. Mit einer Kapazität von insgesamt 5 400 Kubikmeter pro Stunde für Karlsruhe, den Albgauverband und die mitversorgten Umlandgemeinden sorgt es heute für eine ausreichende Versorgung der Stadt mit Trinkwasser bester Qualität.

Dennoch haben eine Reihe von Unfällen mit wassergefährdenden Flüssigkeiten in Wasserschutzgebieten in den vergangenen Jahren gezeigt, daß Wasserwerke aus Vorsorgegründen zeitweise auch abgestellt oder in ihrer Förderkapazität eingeschränkt werden müssen. Aus diesem Grund wurde ein Wassersicherstellungsgebiet im Gewann Kastenwört in den Rheinauewäldern südwestlich von Daxlanden beantragt, um auch in Zukunft die Bürgerinnen und Bürger in Karlsruhe und den Umlandgemeinden jederzeit sicher und zuverlässig mit Trinkwasser versorgen zu können. *Jürgen Ulmer unter Mitwirkung von Gerda Willig und Markus Schneider*

Über Steinkohledestillation zum Erdgas

Die Geschichte der Karlsruher Gasversorgung

Ein Blick auf die Anfänge der Gasversorgung Karlsruhes ist direkt mit der Geschichte der Straßenbeleuchtung der Fächerstadt verbunden. In den vergangenen 150 Jahren hat die Entwicklung der Technik im Bereich der Gasversorgung viel bewegt: Nach dem Kokereigas und dem Raffineriegas kam im Oktober 1972 das Erdgas und damit die Grundlage für eine starke Ausweitung der Gasversorgung. Über 70 000 Karlsruher Wohnungen nutzen heute diese umweltschonende Heizenergie.

Die Anfänge

Mit den zwei Engländern namens Barlow und Manby begann im Jahre 1845 die Geschichte der Gasversorgung Karlsruhes. Sie errichteten außerhalb der damaligen Stadt-

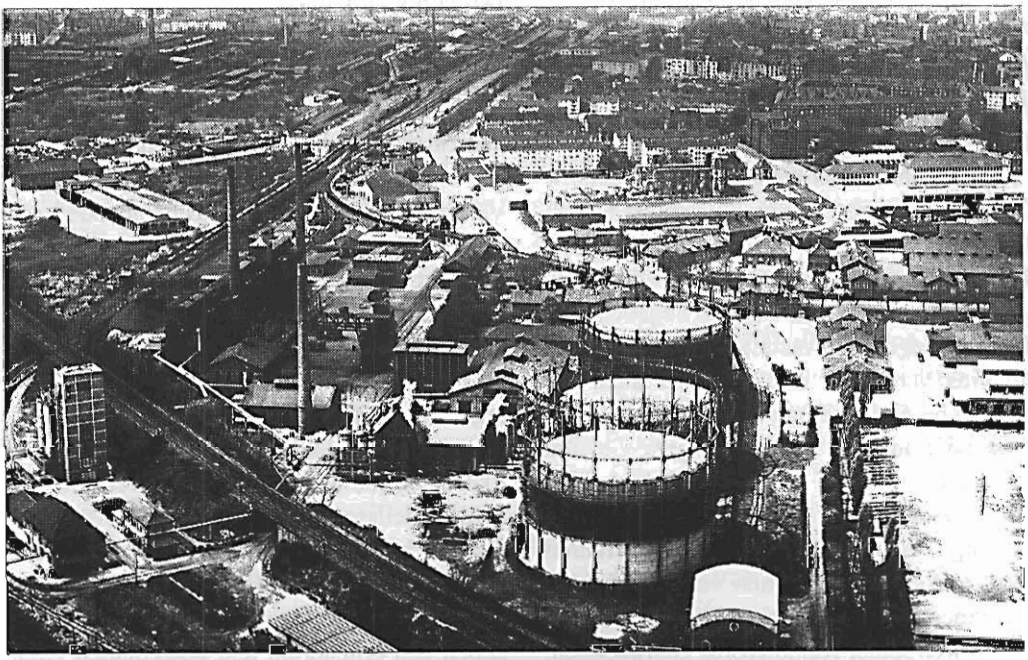
grenzen, vor dem Mühlburger Tor, eine „Gasanstalt". Nach langen „Verhandlungen, Versuchen und Begutachtungen" hatte sich der Stadtrat in diesem Jahr als Ersatz für eine vorhandene Straßenbeleuchtung mit Rapsöllampen für eine Kohlengasbeleuchtung in den Straßen entschieden und mit den beiden Londoner Unternehmern einen 25jährigen Vertrag zur Errichtung der Gasbeleuchtung abgeschlossen. In einer alten Chronik ist zu dieser Entscheidung des Stadtrates zu lesen: „Wenngleich die hiesige Beleuchtung glänzend genannt werden darf, wenn sie vielleicht die Beleuchtung der meisten Städte Deutschlands übertrifft, kann dies doch nicht ausschließen, vom Guten zum Besseren zu schreiten."

Den 30. November 1846 kann man dann auch als Geburtsstunde der Karlsruher Gasbeleuchtung bezeichnen: Um 21.30 Uhr wurde das mit Blumenkränzchen geschmückte Karl-Friedrich-Denkmal am Schloßplatz prachtvoll erleuchtet.

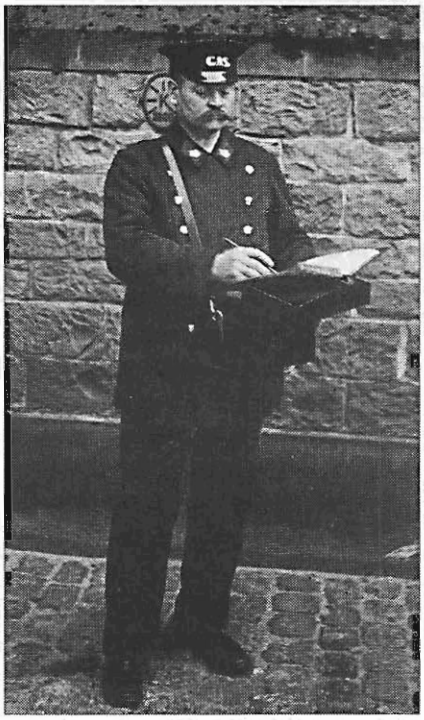
Zu dieser Zeit dachte man noch nicht an eine Verwendung des Gases etwa zu Heiz- oder Kochzwecken, ja selbst die Gasbeleuchtung fand nur sehr schwer Eingang in die Häuser. So ist es nicht verwunderlich, daß die Gasanstalt unrentabel war. Sicher lag es auch daran, daß mit den anfallenden Nebenerzeugnissen der Steinkohlevergasung wie Koks und Teer noch niemand etwas anzufangen wußte.

Steigender Gasverkauf an private Verbraucher

In den folgenden Jahren wechselten auch gleich mehrmals die Besitzer der noch jungen Gasanstalt. Erst 1860 hatte die Firma Spreng & Puricelly als 5. oder 6. Besitzer einigen Erfolg. Erst nachdem die Stadt das Werk 1869 für 343 000 Mark gekauft hatte, ging es richtig aufwärts. In einem Bericht über die ersten zehn Betriebsjahre des nun „Städti-



Blick auf das „Gaswerk Ost" in den Nachkriegsjahren, langjährige „Erkennungsmarke" der Stadt im Osten.



Früher kam einmal im Monat der „Gasmann" in jedes Haus und hat gleich vor Ort mit dem Kunden abgerechnet.

schen Gaswerkes" ist zu lesen:

„Die Gasanstalten haben längst aufgehört, das zu sein, was sie vor 25 Jahren in den Augen des Publikums waren: Anstalten, welche die öffentliche Beleuchtung besorgen und nebenbei auch Gas an Private abgeben. Sie sind im Gegenteil Anstalten, welche Privat mit Gas versorgen und nebenbei auch die öffentliche Beleuchtung und zwar meistens ohne oder mit nur ganz geringem Gewinn besorgen."

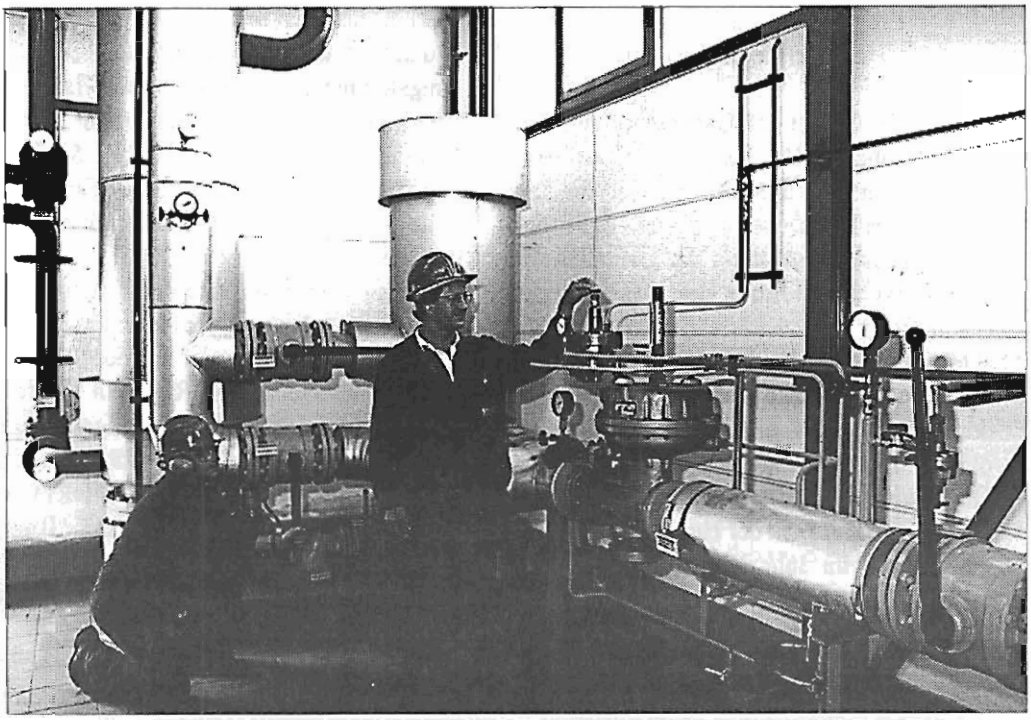
Von Anfang an wurde das sogenannte Leuchtgas nach dem klassischen Verfahren der „trockenen Destillation von Steinkohle" gewonnen. Nach den sogenannten Retortenöfen waren später Kammeröfen gebräuchlich. Entsprechend dem Anstieg der Gasabgabe wurde das Gaswerk laufend ausgebaut und im Jahr 1885 im Osten der Stadt, hinter dem damals entstehenden neuen Schlachthof, das Gaswerk II (Gaswerk Ost) erbaut. Beide Werke versorgten über zwei Jahrzehnte parallel die Stadt, bis im Jahr 1917 das Gaswerk West stillgelegt wurde. Dieses Gelände des ersten Karlsruher Gaswerks an der Kaiserallee beherbergte dann übrigens bis 1977 die Hauptverwaltung der Stadtwerke.

Steter Ausbau des Gaswerkes Ost

Schon 1914 wurde im Gaswerk Ost zu den beiden vorhandenen 20 000 Kubikmeter fassenden Gasbehältern ein neuer mit 40 000 Kubikmeter Fassungsvermögen gebaut. Die Tageserzeugung lag in dieser Zeit in einer Schrägkammerofenanlage, bestehend aus zweimal sechs Öfen bei 100 000 Kubikmetern. In den Jahren 1926/27 erfolgte der Bau weiterer Öfen und hierdurch stieg die Kapazität der Tageserzeugungsanlage auf 150 000 Kubikmeter.

Bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges ist die Geschichte der Gasversorgung Karlsruhes durch steigende Bevölkerungszahlen und ein rasches Wirtschaftswachstum, durch den ständigen Ausbau der Erzeugungs- und Verteilungsanlagen und die zunehmende Vergrößerung der Versorgungsgebiete gekennzeichnet. Der Zweite Weltkrieg unterbrach diese Entwicklung. Fliegerangriffe beschädigten im September 1944 das Gaswerk schwer. Auch die Verteilungsnetze wurden arg in Mitleidenschaft gezogen.

In den Jahren nach 1948 galt es daher, die Erzeugungsanlage und das Gasverteilungsnetz schnellstens wieder instandzusetzen, um den wachsenden Gasbedarf decken zu können. Eine Koks-Zentralgeneratorenanlage und eine Anlage zur Gasbeimischung steigerten neben den erneuerten und umgebauten Öfen die Erzeugungskapazität in den Nachkriegsjahren, so daß der damalige Generaldirektor



Der 1960 neuerbaute Ofenblock IV in der Gaskokerei.

der städtischen Versorgungs- und Verkehrsbetriebe, Dr.-Ing. Karl Möhrle, 1957 das Fazit ziehen konnte, daß, nach kontinuierlichen Umbauten auf den neuesten Stand der Technik, täglich eine Erzeugungsanlage von rund 230 000 Kubikmeter zur Verfügung stehe.

Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg

Über 81 Kilometer Gasrohre wurden in dieser Zeit neu verlegt und das gesamte Rohrnetz auf eine Länge von 350 Kilometer ausgebaut, Die Zahl der Hausanschlüsse stieg auf nahezu 13.000. Auch eine andere Zahl verdeutlicht das wirtschaftliche Wachstum der Nachkriegsjahre: Im Jahr 1955 betrug der Gasbedarf das 2,2fache der Abgabe des Jahres 1936.

Unter der Werkleitung von Dr. Möhrle wurde auch ein neuer Gasspeicher geplant und gebaut. 130 000 Kubikmeter Gas sollte sein Speichervolumen betragen, um die Versorgungssicherheit der Stadt zu erhöhen. Dieser Scheibengasbehälter war über Jahrzehnte eine Erkennungsmarke der Stadt im Osten, insbesondere von der Autobahn her gesehen, und wurde erst 1990 durch eine moderne großvolumige Leitung mit Speicherfunktion (bis zu 300 000 Kubikmeter) ersetzt.

Die Produktion von Kokereigas im städtischen Gaswerk in der Schlachthausstraße wurde 1965 eingestellt. Bis 1972 kochten und heizten die Karlsruher dann mit Raffineriegas aus den Erdölraffinerien im Westen der Stadt und mit Kokereiferngas, das von überregionalen Gasversorgungsunternehmen bezogen wurde.

Erdgas wird zur beliebtesten Heizenergie in Karlsruhe

Auf dem Gebiet der Gasversorgung brach in Karlsruhe am 10. Oktober 1972 ein neues Zeitalter an. An diesem Tag war die Umstellung des Karlsruher Gasnetzes auf Erdgas abgeschlossen und damit die Grundlage für eine starke Ausweitung der Gasversorgung geschaffen.

In einer zweijährigen Aktion stellten damals die Stadtwerke in Zusammenarbeit mit den örtlichen Gas- und Wasserinstallateuren über 140 000 Gasgeräte bei rund 74 000 Gaskunden in Karlsruhe von Stadtgas auf Erdgas um. Die Zahl der Heizgaskunden stieg von 15 000 im Jahr 1968 auf über 25 000 1971 und 33 000 im Jahr 1972.

Aufgrund seiner chemischen Zusammensetzung verbrennt Erdgas umweltschonend. Es rußt nicht, ist ungiftig, kommt unsichtbar und unhörbar über die unterirdischen Versorgungsleitungen ins Haus. Auch das leidige Energiebestellieferlager-Problem entfällt. Gründe, die heute über 70 000 Karlsruher Haushalte überzeugten und Erdgas zur beliebtesten Heizenergie in Karlsruhe werden ließen.

Das in Karlsruhe verteilte Erdgas stammt zum größten Teil aus westeuropäischen Förderländern, zum Beispiel aus den Niederlanden und aus Norwegen. Rund ein Viertel des in Deutschland verbrauchten Erdgases stammt sogar aus inländischen Lagerstätten. Langfristige Erdgasbezugsverträge mit dem Vorlieferanten der Stadtwerke, der Ruhrgas AG in Essen, sichern Karlsruhe heute eine ausreichende Gasversorgung für viele Jahre, weit ins neue Jahrtausend hinein.

Jürgen Ulmer unter Mitarbeit von Markus Schneid

Geschichte der Karlsruher Stromversorgung

Die vielseitige Energie Strom ist für unser modernes Leben einfach unverzichtbar. Ohne Strom geht heute fast gar nichts mehr.

Und doch ist diese Erfindung erst etwa 100 Jahre alt. Als der Karlsruher Stadtrat im Jahr 1899 die Errichtung einer „Elektrischen Zentralanlage für Licht- und Kraftversorgung" beschloß, haben unsere Groß- und Urgroßeltern sicher nicht geahnt, was für Folgen dieser Beschluß haben würde. Denn die elektrische Energie wurde rasch zu einer Schlüsselenergie, die die wirtschaftliche Entwicklung entscheidend geprägt und die Lebens- und Arbeitsweise der Menschen vollkommen verändert hat.

Um die Jahrhundertwende hatte Karlsruhe knapp 100 000 Einwohner. Durch die Straßen fuhren noch die Pferdebahnen, und in den Häusern brannten überwiegend Petroleumlampen oder Gaslichter. Aber die Industrie und das Gewerbe waren für damalige Verhältnisse in lebhaftem Aufschwung. Die industrielle Revolution war in vollem Gange, Für den Antrieb der immer zahlreicher werdenden Maschinen sucht man neue Kraftquellen. So entstanden um diese Zeit auch in Karlsruhe die ersten privaten Stromerzeugungsanlagen. Gleichzeitig wurden in Deutschland die ersten großen Elektrizitätswerke gebaut.

Am 28. April 1899 beschlossen nun Stadtrat und Bürgerausschuß unter Oberbürgermeister Schnetzler, daß auch in Karlsruhe ein Elektrizitätswerk gebaut werden sollte, und zwar in unmittelbarer Nähe des damals im Bau befindlichen Rheinhafens.

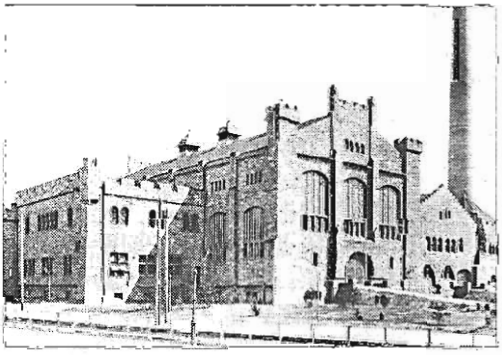
Nach einer Bauzeit von zwei Jahren ging das neue Elektrizitätswerk an der Honsellstraße am 9. April 1901 in Betrieb. Es war mit zwei Drehstromgeneratoren mit einer Leistung von je 400 Kilowatt bei 4 000 Volt und 50 Hertz ausgestattet. Die beiden Generatoren wurden von Kolbendampfmaschinen mit einer Leistung von je 600 PS angetrieben. Neben Mannheim hatte Karlsruhe damit eines der ersten Drehstromkraftwerke für die örtliche Stromversorgung in Deutschland. Gegenüber den damals noch gebräuchlichen Gleichstromanlagen bot das Drehstromsystem wesentliche technische und wirtschaftliche Vorteile, so daß es sich letztlich durchgesetzt hat.

Damals war Strom noch teuer

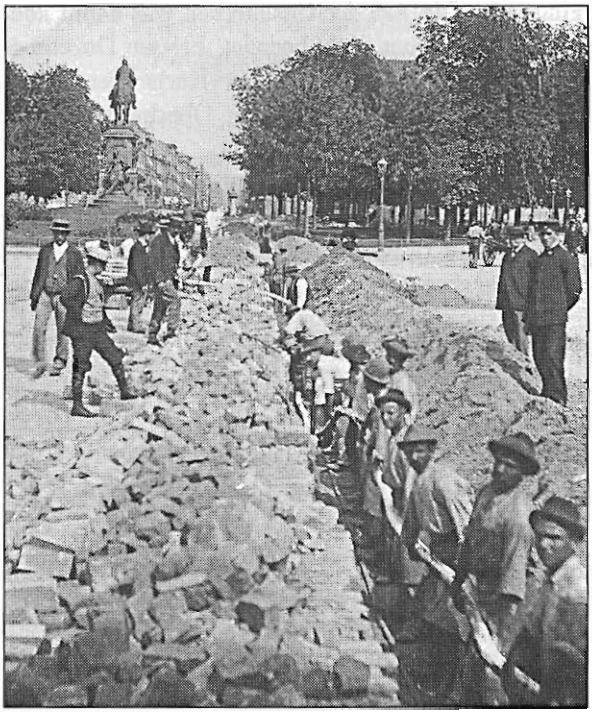
Der Strom aus dem ersten Karlsruher Elektrizitätswerk wurde vor allem für die Beleuchtung benutzt. Elektrische Haushaltsgeräte gab es noch nicht. In Gewerbe- und Industriebetrieben wurden Maschinengruppen von größeren Elektromotoren angetrieben, Einzelantriebe waren noch nicht üblich. Und teuer war der Strom! Für eine Kilowattstunde. Lichtstrom mußten die Karlsruher zunächst einen Arbeitspreis von 70 Pfennig bezahlen. Das war viel Geld, denn ein Kilogramm Rindfleisch kostete damals nur rund 1,40 Mark, ein Zentner Kartoffeln rund 2,20 Mark. Trotzdem war der Strom aus dem neuen Städtischen Elektrizitätswerk sehr begehrt. Schon zwei Jahre nach der Inbetriebnahme mußte das Werk um einen dritten Maschinensatz erweitert werden.

Ein besonderes Ereignis feierten die Karlsruher am 20. September 1912: Die elektrische Straßenbeleuchtung in der Kaiserstraße wurde offiziell in Betrieb genommen, „die mit ihren hellen Lichtausstrahlungen einen imposanten Eindruck machte", wie die „Badische Presse" am nächsten Tag berichtete. Die Ära der Gaslaternen war damit aber noch lange nicht beendet. Erst im Dezember 1973 wurde die letzte Karlsruher „Gasfunzel" vom damaligen Oberbürgermeister Otto Dullenkopf gelöscht.

Von 1911 bis 1917 wurden die mit Kolbendampfmaschinen angetriebenen Generatoren des Kraftwerks durch moderne Dampfturboaggregate ersetzt. Der jährliche Strombedarf stieg in diesen Jahren von knapp 5 auf über 17 Millionen Kilowattstunden. Schon 1927 mußte das Werk dann erneut erweitert werden. Im gleichen Jahr wurde auch die Hochspannungs-Schaltstation im Westen der Stadt verstärkt und eine neue Station im Osten gebaut. Über beide Stationen konnte auch Strom von benachbarten Versorgungsunternehmen bezogen werden. Schon ab 1918 arbeitete das Karlsruher Elektrizitätswerk mit anderen Stromversorgern zusammen, um bei einem Ausfall der eigenen Produktionsanlagen die Stromversorgung zu gewährleisten. Denn Strom kann man bis heute nicht in



Für die Versorgung der Stadt und des Hafengebietes mit elektrischer Energie entschloß man sich zur Anwendung von Drehstrom. Dieses Stromsystem bot gegenber den damals gebräuchlichen Gleichstromanlagen wesentliche technische und wirtschaftliche Vorteile. Damit sollte Karlsruhe neben Mannheim eines der ersten Drehstromkraftwerke für die örtliche Stromversorgung erhalten.



Parallel zum Bau des Elektrizitätswerkes wurden ab 1899 Stromkabel verlegt. Ende 1901 war das Karlsruher Stromverteilungsnetz bereits über 60 Kilometer lang. 392 Häuser wurden schon mit der neuen Energie versorgt. Daß damals bei Bauarbeiten noch überwiegend die menschliche Arbeitskraft eingesetzt wurde, zeigt die Aufnahme von 1900 am Mühlburger Tor.

größeren Mengen speichern. Er muß in dem Moment erzeugt werden, in dem er auch gebraucht wird.

In zehn Jahren Strombedarf verdoppelt

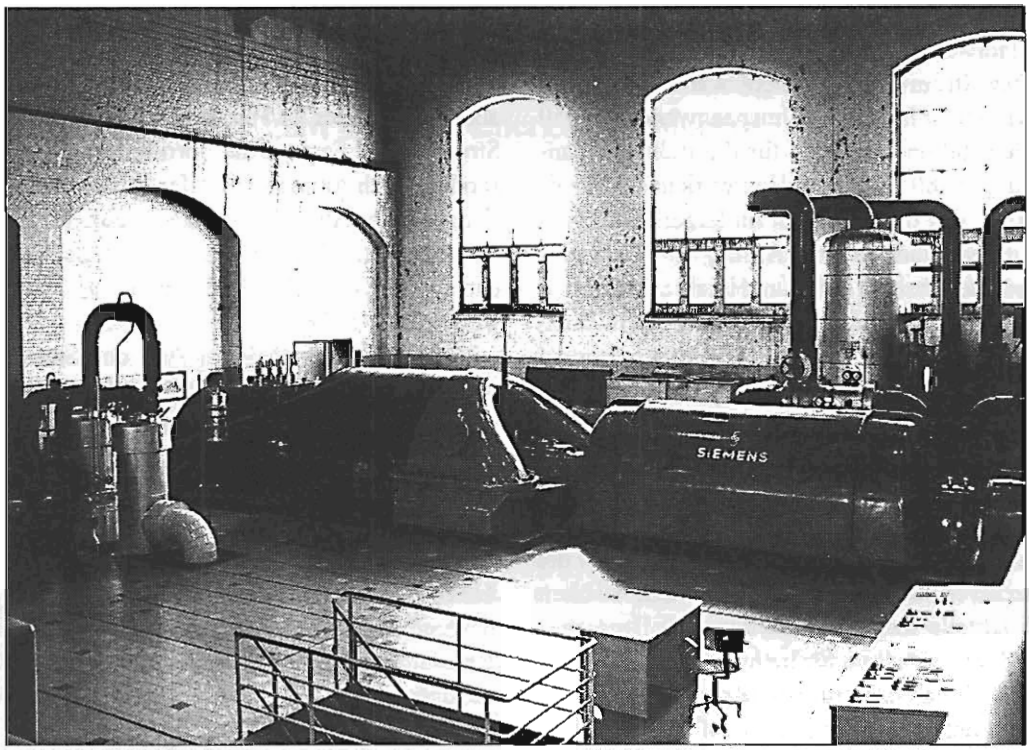
1927 war das Karlsruher Stromverteilungsnetz schon 386 Kilometer lang. Von 1927 bis 1937 hat sich die Stromabgabe von etwa 38 auf 72 Millionen Kilowattstunden nahezu verdoppelt. 1937 wurde daher ein weiterer Turbosatz mit einer elektrischen Leistung von 16 000 Kilowatt installiert.

Der Zweite Weltkrieg unterbrach die stürmische Entwicklung der Karlsruher Stromversorgung. Am 4. Dezember 1944 wurde das Elektrizitätswerk bei einem Fliegerangriff so schwer beschädigt, daß ein weiterer Betrieb nicht mehr möglich war. Auch die Stromverteilungsanlagen waren Ziel des Angriffs der britischen Luftwaffe. Wo das Kabelnetz und die Schaltanlagen noch intakt waren, konnte die Stromversorgung bis zur Besetzung der Stadt durch Strombezug vom Badenwerk aufrechterhalten werden. Erst am 11. Dezember 1945 wurde nach umfangreichen Instandsetzungsarbeiten der reguläre Betrieb im Städtischen Elektrizitätswerk wieder aufgenommen.

Ein starkes Bevölkerungswachstum und das „Wirtschaftswunder" führten in den Nachkriegsjahren zu einem raschen Anstieg des Strombedarfs. Daher wurde 1954 ein zweiter kohlestaubbefeuerter Kessel mit einer Dampferzeugungsleistung von 80 Tonnen pro Stunde installiert, 1957 ein dritter Drehstromturbosatz in Betrieb genommen. Ein starker Ausbau des Verteilungsnetzes kennzeichnete die fünfziger Jahre. Neue Wohnsiedlungen und Industriegebiete wurden erschlossen. 1960 war das Karlsruher Stromnetz schon über 1 000 Kilometer lang.

Geburtsstunde der Fernwärme in Karlsruhe

1961 beschloß der Karlsruher Gemeinderat den Aufbau einer großräumigen Fernwärmeversorgung und den Umbau des Elektrizitätswerkes an der Honsellstraße zum Heizkraftwerk, in dem Strom und Fernwärme in sogenannter Kraft-Wärme-Kopplung gemeinsam erzeugt wird. Dabei kann ein großer Teil der Abwärme aus der Stromerzeugung für die Produktion von Fernwärme genutzt werden.



Blick auf eine Kondensationsturbine in der Maschinenhalle des Heizkraftwerks im Jahr 1957.

Der Wirkungsgrad des Kraftwerks verbessert sich hierdurch erheblich und wertvolle Energie wird eingespart. Außerdem entlastet eine Fernwärmeversorgung Innenstadt und Wohngebiete von Luftschadstoffen, die aus den Heizungsabgasen stammen.

Im Mai 1964 faßte der Karlsruher Gemeinderat einen weiteren Beschluß, der die Weichen für die Energieversorgung der Stadt bis in die Gegenwart gestellt hat: die Beteiligung der Stadt Karlsruhe an der Kernkraftwerk Obrigheim GmbH. Seit 1968 wird Strom aus dem Kernkraftwerk in der Nähe von Mosbach in das Karlsruher Stromnetz eingespeist.

Neben dem Umbau des städtischen Elektrizitätswerkes zum Heizkraftwerk von 1963 bis 1965 wurden in den sechziger und siebziger Jahren vor allem die Stromverteilungsanlagen ausgebaut. Neue Schaltanlagen und Umspannwerke entstanden und wurden durch 110 000-Volt-Hochspannungs-Kabel miteinander verbunden. Im Niederspannungsnetz wurde ab 1975 die Spannung von 3 x 220 Volt auf 3 x 380/220 Volt erhöht. Das Stromverteilungsnetz wurde dadurch leistungsfähiger und sicherer, Stromausfälle seltener. Heute müssen übrigens die Stromkunden der Stadtwerke Karlsruhe rein statistisch nur alle 17 Jahre einmal mit einem Stromausfall rechnen.

Strombezug auch von der Badenwerk AG

1975 hatten die Stadtwerke Karlsruhe schon über 120 000 Stromkunden, die in diesem Jahr zusammen über 650 Millionen Kilowattstunden Strom verbraucht haben. Rund 40 Prozent des Stroms wurden von den Stadtwerken und vom Kernkraftwerk Obrigheim erzeugt, etwa 60 Prozent von der Baden-

werk AG bezogen, von der die Karlsruher Stadtwerke schon seit 1922 Strom kaufen. Das Stromverteilungsnetz war 1975 1 778 Kilometer lang. Fünf Umspannwerke und 450 Netzstationen sorgten für die richtige Spannung. 1980 wurde das Heizwerk in der Waldstadt, das diesen in den fünfziger Jahren gebauten Stadtteil von Anfang an mit Fernwärme versorgt hat, zum Heizkraftwerk umgebaut. Auch hier kann seither Fernwärme zusammen mit Strom in energiesparender und umweltschonender Kraft-Wärme-Kopplung erzeugt werden. Im gleichen Jahr wurde an der Hertzstraße ein weiteres Umspannwerk in Betrieb genommen. Es hat die Versorgungssicherheit in den Stadtteilen Neureut und Knielingen wesentlich verbessert. Für die sichere Stromversorgung der nordöstlichen Stadtteile sorgt ab 1988 das neue Umspannwerk „Blöße" im Süden von Hagsfeld.

1983 nahm eine computergesteuerte Strom-Netzleitstelle ihren Dienst auf. Durch eine in doppelter Ausführung vorhandene Computeranlage und ein zusätzlich installiertes Notbediensystem wurde die Versorgungssicherheit weiter erhöht. Netzstörungen können nun schneller behoben und genauer analysiert werden. Den Stromnetzplanern liefert der Computer genaue Informationen, welche Stromleitungen wann wie stark belastet sind. Das erleichtert die Netzplanung erheblich und macht den Netzausbau wirtschaftlicher.

Rauchgasreinigungsanlage im Heizkraftwerk

Das Heizkraftwerk an der Honsellstraße, nach wie vor der wichtigste Karlsruher Strom- und Fernwärme-Lieferant, wurde in den Achtziger Jahren erheblich erweitert und umweltschonender gemacht. Im April 1984 ging ein neuer kohlebefeuerter Kraftwerksblock mit einer Nennleistung von 32 Megawatt in Betrieb. Er wurde mit einer Entschwefelungs- und Entstickungsanlage ausgestattet, die seit 1990 den Schadstoffausstoß des Kraftwerks minimiert. Interessant ist auch, daß seither im Heizkraftwerk nicht nur Strom und Fernwärme produziert wird, sondern auch Ammoniumsulfat, ein hochwertiges, schwefelhaltiges Düngemittel. Es ist das nützliche Nebenprodukt der Rauchgasentwicklung nach dem sogenannten Walther-Verfahren.

Von 1975 bis 1993 hat sich der Stromverbrauch der Stadtwerke-Stromkunden – das sind die Einwohner aller Stadtteile westlich der Autobahn A 5; die östlichen Stadtteile werden vom Badenwerk versorgt – von 650 Millionen Kilowattstunden auf über 1,4 Milliarden Kilowattstunden mehr als verdoppelt. Allerdings gab es 1986 und 1987 erstmals seit 1945 einen Rückgang des Stromverbrauchs, der konjunkturbedingt war und in erster Linie auf den geringeren Strombedarf von großen Industriekunden zurückgeführt werden kann. Das Stromverteilungsnetz ist heute rund 2 000 Kilometer lang. Sieben Umspannwerke und 621 Netzstationen sorgen für die richtige Spannung in diesem weiterverzweigten Netz elektrischer Leitungen.

Leistungsfähige Heizkraftwerke, ein gut ausgebautes Stromverteilungsnetz, eine mit moderner Computertechnik ausgestattete Netzleitstelle und nicht zuletzt die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stadtwerke sorgen dafür, daß die Karlsruher es hell, warm und komfortabel haben und daß ihnen moderne Elektrogeräte viel Arbeit abnehmen. Heute versorgen die Stadtwerke die Karlsruher aber nicht nur sicher mit Energie, sondern sie zeigen ihnen in der 1992 eingerichteten, vielbeachteten Kundenberatung in der Kaiserstraße, wie sie ohne großen Komfortverlust Strom sparen und die Umwelt schonen können.

Jürgen Ulmer unter Mitarbeit von Gerda Willig und Markus Schneider

Strom für Baden

Von den Anfängen der Elektrifizierung bis zum heutigen Energiedienstleister

„Wer heutzutage in Baden einen Schalter betätigt, um elektrischen Strom für Licht, Kraft oder Wärme fließen zu lassen, kann fast immer sicher sein, daß hierfür Leistungen des Badenwerks in Anspruch genommen werden. Es ist nicht nur größter Stromproduzent im Gebiet des ehemaligen Landes Baden (vom Bodensee bis zum Main), sondern auch Eigentümer des Verbundnetzes von Hoch- und Höchstspannungsleitungen, die gewissermaßen die Hauptschlagadern der Stromversorgung sind. Auf diesem Wege werden auch die erforderlichen zusätzlichen Strommengen bereitgestellt, die das Badenwerk von seinen in- und ausländischen Partnern bezieht. Die Verteilung erfolgt zum einen über regionale bzw. lokale Elektrizitätswerke, zum anderen liefert das Badenwerk in weiten Teilen des Landes den Strom direkt bis zum Endverbraucher. Seit seiner Gründung als Badische Landeselektrizitätsversorgungs-Aktiengesellschaft am 6. Juli 1921 hat das Unternehmen die elektrizitätswirtschaftliche Entwicklung des Landes maßgeblich bestimmt."

Die Anfänge

Die Elektrifizierung Badens nahm ihre Anfänge bereits ca. 30 Jahre bevor das Badenwerk gegründet wurde. Diese Zeit war durch private und räumlich begrenzte Versorgung gekennzeichnet. Mit sogenannten Einzelanlagen wurden einzelne Gebäude oder Anlagen beleuchtet. So gab es 1887 in Karlsruhe acht elektrische Anlagen mit 134 Bogen- und 321 Glühlampen, in Heidelberg verfügten vier Fabriken über elektrische Beleuchtung, und auch in Pforzheim gab es zwei Einzelanlagen.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts galt Elektrizität für größere Städte schließlich als etwas Selbstverständliches. Unklar war jedoch oft, wer die Trägerschaft der Elektrizitätswerke übernehmen sollte. In der Regel entschied man sich für den kommunalen Eigenbetrieb. Öffentliche Versorgung konnte aber auch von privaten Unternehmen übernommen werden. Diese engagierten sich in der Regel jedoch nur dort, wo die Kundenstruktur eine hohe Auslastung des Werkes erwarten ließ. Somit blieben insbesondere die dünner besiedelten, landwirtschaftlichen Regionen Badens in der Elektrizitätsversorgung bald zurück.

Im November 1918 wurde am Oberlauf der Murg bei Forbach nun das erste staatliche Wasserkraftwerk Badens in Betrieb genommen: Das „Murgwerk" nutzte die beträchtlichen Wasserkräfte des nördlichen Schwarzwaldes, einer der regenreichsten Gegenden Deutschlands, zur Erzeugung von elektrischer Energie. Nach langen Debatten und Kontroversen war es im Jahr 1912 vom badischen Landtag beschlossen worden. Der aus Schwarzwälder Wasserkraft gewonnene Strom sollte nämlich über eine ebenfalls vom Staat zu bauende Hochspannungsleitung ins Rheintal transportiert werden und den bislang noch kaum elektrifizierten mittelbadischen Raum von Rastatt über Karlsruhe und Pforzheim bis vor die Tore des Mannheimer Industriereviers mit elektrischer Energie versorgen. Eine neue staatliche Energiepolitik bahnte sich also an, die das „Gemeingut Wasserkraft" nicht mehr der Privatwirtschaft überlassen wollte.

Schließlich wurde am 6. Juli 1921 die „Badische Landeselektrizitätsversorgungs AG" 1938 in Badenwerk AG umbenannt – gegründet. Aufgabe dieser Gesellschaft war der Aufbau einer flächendeckenden und billigen Versorgung des Landes Baden mit elektrischer Energie.

Ging es in den Anfangsjahren darum, das Land Baden flächendeckend mit Energie zu versorgen, sieht sich das Unternehmen heute, 75 Jahre nach der Gründung, neuen Herausforderungen gegenüber: Als moderner Energiedienstleister macht es sich fit für den Wettbewerb mit Orientierung an den Kunden und flexible, innovative Anpassung an sich verändernde Kundenbedürfnisse.

Entsprechend seines Auftrages ging das Badenwerk in den folgenden Jahrzehnten daran, neue Kraftwerksleistung bereitzustellen und für den Ausbau von Überlandnetzen mit Verbindung zu seinen Nachbarländern zu sorgen: In der Anfangszeit waren die wichtigsten Stationen unter anderem die Beteiligung 1921 an der Gründung des Großkraftwerks Mannheim, der Ausbau der zweiten Stufe des Kraftwerkes Forbach 1922, die Inbetriebnahme des Kraftwerkes Schwabenheim am Neckar 1925,die Gründung der Schluchseewerk AG 1926 und der Baubeginn der Oberstufe Häusern.



Gleichzeitig wurde das 110-kV-Netz erweitert. 1926 erfolgte z. B. mit Inbetriebnahme der 110-kV-Leitung Scheibenhardt-Offenburg-Villingen-Laufenburg der Stromaustausch mit der Schweiz. 1926 wurde mit dem Zusammenschluß des Badenwerk-Netzes mit dem Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk Essen (RWE) der Austausch mit den auf rheinischer Braunkohle basierenden

Dampfkraftwerken begründet. Stromlieferungsverträge mit Elektrizitäts-Versorgungs-Unternehmen in Württemberg machten schließlich 1928 die Errichtung einer 110-kV-Leitung von Scheibenhardt über Pforzheim zur württembergisch-badischen Landesgrenze notwendig.

Im Dezember 1935 wurde das Energiewirtschaftsgesetz erlassen. Einer großen Verbundwirtschaft gleich, sollte das Gesetz die Elektrizitätswirtschaft zusammenfassen und rationalisieren. Es war jedoch auch dazu gedacht, die Rüstungsindustrie zu fördern.

Nach dem II. Weltkrieg

Die Folgen des Zweiten Weltkrieges trafen das Badenwerk ähnlich hart wie alle Energieversorgungsunternehmen in Deutschland. Durch akuten Material- und Geldmangel konnten wesentliche Aufbau- und Erweiterungsarbeiten sowie neue Projekte für die kommenden Jahre nicht in Angriff genommen werden. Stromlieferungen über die Schweiz nach Frankreich (Lieferungsverpflichtungen), Wasserknappheit etc., hatten zur Folge, daß der erste Nachkriegswinter nur mit Hilfe von Kohlelieferungen der Militärregierung und der Einrichtung von Stromspartagen bewältigt werden konnte.

Um die Stromversorgung landesweit und über die Grenzen hinweg gewährleisten zu können, schlossen sich im November 1948 neun deutsche Verbundunternehmen, darunter das Badenwerk, auf eigene Initiative zur „Deutschen Verbundgesellschaft e.V." (DVG) zusammen.

Parallel zur DVG wurde 1951 die Union für die Koordinierung der Erzeugung und des Transports elektrischer Energie" (UCPTE) gegründet, die den Großraum-Verbund zwischen den westeuropäischen Ländern gestalten helfen sollten.

Trotz dieser Maßnahmen konnte der sprunghaft angestiegene Strombedarf in den 50er Jahren durch die hauseigene Energiebereitstellung nicht gedeckt werden. 1953 baute das Badenwerk daher ein eigenes Dampfkraftwerk am Rhein bei Karlsruhe. Im Jahr 1959 war die erste Ausbaustufe des RDK fertiggestellt und ging mit einer Leistung von 230 MW ans Netz. In den letzten 36 Jahren nahmen insgesamt sieben Blöcke mit unterschiedlicher Leistung den Betrieb auf. Ab 1984 jedoch wurden aus Alters- und Umweltschutzgründen die Blöcke 1-4 stillgelegt. Block 4 wird zur Zeit zu einer kombinierten Gas- und Dampfturbinenanlage umgebaut. Mit einer Gesamtleistung von 360 MW wird der Wirkungsgrad der Anlage bei etwa 58 % liegen. Ein Wirkungsgrad, der weltweit noch nicht erreicht wurde. Anfang 1998 wird der Block den Leistungsbetrieb aufnehmen.

Die 50er und 70er Jahre

In den 50er Jahren stieg der Energiebedarf durch den Aufbau neuer Industriezentren und den hohen Elektrizitätsverbrauch in Haushalt und Gewerbe stark an. Neben der Bereitstellung eigener neuer Leistung wurde so eine umfassende Erweiterung der Hoch- und Mittelspannungsnetze sowie eine Entlastung der vorhandenen Netze durch den Bau von 220-kV-Höchstspannungsleitungen nötig. Die Bewältigung dieser Aufgaben, auch der Ortsnetzumstellung auf 220/380 Volt, zog sich bis zu Beginn der 60er Jahre hin.

Die 70er Jahre waren bestimmt durch die Planung und den Bau von Kernkraftwerken, aber auch durch die dadurch ausgelöste Anti-Kernenergie-Diskussion. Das Badenwerk beteiligte sich an den Kernkraftwerken Obrigheim, Philippsburg sowie Cattenom und Fessenheim in Frankreich und Leibstadt in der Schweiz. Das geplante Kernkraftwerk Whyl wurde nicht mehr gebaut, weil an diesem

Standort der Bau eines Kernkraftwerks nicht durchsetzbar war.

70 % der Stromerzeugung des Badenwerks werden aus der Kernenergie gewonnen, 18 % aus Kohle. Einen hohen Anteil an der Stromerzeugung hat jedoch mit rund 10 % weiterhin die Wiege des Badenwerks: die Wasserkraft. Ausgestattet wurde das Badenwerk mit einem Grundkapital von 30 Millionen Mark, welches der Staat durch Einbringen des Murgwerkes und der dazugehörigen Anlagen aufbrachte. Damit verbunden war die gesetzliche Verpflichtung, das gesamte Grundkapital stets im Staatsbesitz zu behalten. Erst 1970 öffnete der damalige Alleineigentümer, das Land Baden-Württemberg, per Gesetz dem privaten Kapital den Zugang zum Unternehmen, ohne dabei auf die Aktienmehrheit zu verzichten.

Bis zum 13. Oktober findet im Badischen Landesmuseum zu diesem Thema eine Ausstellung „Die elektrisierte Gesellschaft" statt. Aus den Beiträgen von Uwe Kühl und Alexia Haus im Ausstellungskatalog stammen die Zitate. Außerdem sei auf das Sonderheft der „Badischen Heimat" 1993 mit seinem Aufsatz von Bernhard Stier „Elektrizität aus Schwarzwälder Wasserkraft" hingewiesen.

Diana Stöcker

Das Großherzogtum Baden und die Politik des Reichskanzlers Bismarck (1871–1890)

I. Jubiläum und Person

Termingerecht zum 30. Juli 1998, dem einhundertsten Todestag des ersten deutschen Reichskanzlers Otto v. Bismarck, läuft der als Verkaufs- und Profilierungsvehikel durchaus lukrative historische Jubiläumsbetrieb unter stimulierender Beteiligung der Medien einmal mehr auf Hochtouren: Der mäßig geschichtskundige, gleichwohl interessierte Bürger ertrinkt förmlich in einer Flut einschlägiger Schriften und Biographien unterschiedlichster Qualität, deren Zahl der talkrundenerprobte Erlanger Historiker Michael Stürmer bereits 1987 *Legion* nannte. Hinzu kommen ungezählte, häufig wohlgemeinte Gedenkveranstaltungen, Ausstellungen, Tagungen und Symposien, gekrönt von den Aktivitäten einer vor Jahresfrist mit Bundesmitteln üppig dotierten Otto-von-Bismarck-Stiftung. Allesamt sollen sie die Erinnerung an das politische Wirken und die Person Bismarcks wachhalten oder aufs neue wecken.

Tatsächlich aber drohte Bismarck niemals kollektivem Vergessen anheimzufallen. Im Gegenteil: Rund 100 000 Menschen besuchen jährlich den Friedrichsruher Alterssitz des 1890 amtsenthobenen Kanzlers am Unterlauf der Elbe; Repräsentativumfragen weisen ihn kontinuierlich als den bei weitem bekanntesten deutschen Politiker des 19. Jahrhunderts, ja als einen der prominentesten deutschen Staatsmänner überhaupt aus. Zusätzlichen Schwung verlieh der ungebrochenen Bismarck-Faszination schließlich die staatliche Vereinigung von 1989/ 90, denn jetzt erblickten nicht wenige in der Reichsgründung von 1870/71 den zentralen Orientierungspunkt für eine heutige Identität der Deutschen – jener Deutschen, die im Juni 1991 per Bundestagsbeschluß von der als *Rheinbundstaat* (Rudolf Augstein) verächtlich gemachten atlantischen (Bonner) Bundesrepublik in die eher kontinental verortete Berliner Repu-

blik befördert worden waren.

Trotzdem blieb das politische Werk Bismarcks insgesamt umstritten, unter Fachleuten freilich stärker als in der öffentlichen und veröffentlichten Meinung. Den Anhängern einer neoborussischen Geschichtsauffassung gilt er schlicht als blut- und eisenbewußter Vollender der deutschen Berufung Preußens, anderen wiederum als der selbst unorthodoxe Mittel ebenso skrupellos wie virtuos gebrauchende Heros einer konservativ getönten Realpolitik *(weißer Revolutionär*, Lothar Gall), während mancher kritisch-ablehnende Betrachter in ihm gar einen für die nationalen Katastrophen bis 1945 mitverantwortlichen Dämonen (Johannes Willms) zu sehen glaubt. Kurzum: Bismarck ist ein „deutscher Streitfall" par excellence, der die Janusköpfigkeit des *gleich sehr zu hassenden und zu liebenden Preußens* (Theodor Fontane) geradezu idealtypisch personifiziert.

Die vielen meist im ersten Drittel dieses Jahrhunderts nach dem Reichskanzler benannten Straßen, Plätze und öffentlichen Einrichtungen waren allerdings kein Thema jener Kontroverse. Ihre überkommene Signatur hatte durchweg Bestand, wurde in der Regel nicht einmal hinterfragt, und das wirft auch für Baden die unumgängliche Frage nach den vielfach unbekannten, vergessenen oder verdrängten regionalen Bezügen der Bismarckschen Innenpolitk auf: Im Kern geht es hier um den Antagonismus zwischen der vom Ministerium und Großherzog Friedrich I. formulierten badischen und der von Bismarck durchgesetzten Reichspolitik, also um die problematische Gewichtung der bundesstaatlichen Föderativrechte und der Zentralgewalt im preußisch-deutschen Kaiserreich, aber auch um verfassungskonformes und extrakonstitutionelles Handeln sowie letztendlich um konträre politische Identitäten und Prinzipien.

II. Preußens Bismarck und Badens Großherzog im Kaiserreich

Zur Zeit der Reichsgründung pflegten Berlin und Karlsruhe einvernehmlichen Umgang, nachdem Preußens militärische Intervention (1849) wie Badens Option für Österreich (1866) die bilateralen Beziehungen vorübergehend getrübt hatten, Nun genoß die vom Schwiegersohn des preußischen Königs Wilhelm, Großherzog Friedrich I., maßgeblich inspirierte badische Politik Bismarcks deutliches Wohlwollen. Unter *den vier süddeutschen Staaten*, bemerkte jener schon Anfang 1870 vor den Abgeordneten des Norddeutschen Bundestags, sei das Großherzogtum *der einzige offizielle Träger des nationalen Gedankens.* Noch im hohen Alter würdigte er die vorbehaltlose *Förderung der hegemonischen Bestrebungen Preußens:* 1871, in Versailles, sei der badische Landesherr *der einzige unter den deutschen Fürsten gewesen, der mir bei dem Könige in der Kaiserfrage Unterstützung gewährte und mir aktiv und wirksam in der Überwindung der preußisch-partikularistischen Abneigung des Königs beistand.* Friedrichs I. herausragende Rolle als uneigennütziger Gründungs-Helfer war nicht allein Ausdruck seiner nationalpolitischen Anschauungen und engen verwandtschaftlichen Verbindung zum Berliner Hof, die ihn zum Wortführer einer kleindeutsch-preußischen Lösung der deutschen Frage machten, sondern ebenso Folge des Schulterschlusses mit Bismarck im eskalierenden Kulturkampf, der epochalen Auseinandersetzung zwischen Liberalismus, Staat und katholischer Kirche.

Als dann aber der Gründungsenthusiasmus zu verfliegen begann, mehrten sich die Klagen des über die Verfassungswirklichkeit des Hohenzollernreichs sichtlich enttäuschten und immer mißtrauischer werdenden Großherzogs. Scharf kritisierte der Monarch,

daß nach Badens freiwilligem Verzicht auf ein eigenes Militär-, Post- und Telegraphenwesen kein Reichsheer unter einem entsprechenden Kriegsministerium geschaffen und neben dem Reichskanzleramt kein separates Reichsministerium mit verantwortlichen Ministern installiert wurde. Die einseitigen Vorleistungen hätten lediglich Preußens Vorherrschaft gestärkt, anstatt die deutsche Vormacht im Reich aufgehen zu lassen. Namhafte Vertreter der nationalliberal gesinnten Führungsschicht des Landes stießen ins gleiche Horn. So fällte Staatsminister Jolly beim Anblick des Bundesrats, des zwischen der mächtigen preußischen Ministerialbürokratie und dem selbstbewußten Reichstag zur Ohnmacht verurteilten föderalen Verfassungsorgans, ein vernichtendes Verdikt: Die *Tätigkeit* des Rats sei *eine Farce, an der sich zu beteiligen die Mühe nicht lohnt.* Resigniert schrieb die badische Regierung Bismarcks Bundesrat als Clearingstelle bundesstaatlicher Reichspolitik ab; sie verzichtete dort auf das Einbringen eigener Gesetzesinitiativen und instruierte ihren Ratsgesandten, mit der preußischen Majorität zu stimmen, falls nicht gerade ausgesprochene Landesinteressen (Reichseisenbahn-, Militär- und Sozialistengesetz, Tabaksteuer, Kirchen- und Schulfragen) auf dem Spiel ständen und ein abweichendes Votum erforderten. Verantwortlich für die in wachsendem Maße empfundene Stagnation des Verfassungslebens war nach Meinung des politisch isolierten und über die liberale Fortentwicklung der Reichsinstitutionen zutiefst pessimistischen Großherzogs allein der Reichskanzler, dessen internationale Reputation er jedoch einstweilen als unersetzbar erachtete.

Den Differenzen über die Ausgestaltung des Reichs lagen auch gegensätzliche politische Stile und Wertmaßstäbe zugrunde. Friedrichs I. persönlicher Berater, Professor Gelzer, hegte bereits 1872 moralisch fundierte Vorbehalte gegen Bismarcks bonapartistisch gefärbten, prinzipienlos anmutenden Machiavellismus und warnte vor dieser gefährlichen Hypothek: *Der preußisch-militärische und bürokratisch-zentralistische Unitarismus, verbunden mit dem kalten, frivolen, egoistischen Berlinismus, werde mit fatalistischer Konsequenz den deutschen Idealismus und den berechtigten Individualismus der Stände, der Städte und Persönlichkeiten zu verschlingen suchen.* Ähnlich dachte der Großherzog; jener war überzeugt, daß der *Reichskanzler für eine stete Führung in friedlichen Zeiten als vorausdenkender, fürsorglicher Staatslenker nicht geschaffen sei.* Bismarcks System der Aushilfen diene einzig der Demonstration seiner Unentbehrlichkeit und verhindere langfristig eine *gesunde Entwicklung: Wir werden durch ihn von einem Versuch zum andern geführt werden,* charakterisierte der badische Landesherr die schillernde Herrschaftstechnik des Kanzlers; diese bezweckte, die „staatstragenden" Kräfte durch sozial-imperialistische Ablenkungsmanöver und Bekämpfung sogenannter innerer – sozialdemokratischer und ultramontaner – Feinde sekundär zu integrieren, um die gesellschaftspolitischen Verhältnisse Ostelbiens im Verbund mit den monarchischen Vorrechten zu konservieren (Hans-Ulrich Wehler). *Und wenn diese genialen Versuche mißlingen, so wirft er irgendeine Streitfrage auf, welche umstimmend* wirken *soll und woraus dann eine Motivierung zum Einschlagen einer anderen Richtung gewonnen* wird. Eine derartige *Überraschungspolitik* habe obendrein *den Nachteil, daß man in Europa kein Vertrauen zu Deutschland gewinnen kann.* Später wurde Friedrich I. noch deutlicher und sprach offen von Gewaltpolitik und *Despotismus,* bisweilen sogar von Diktatur. Umgekehrt mißbilligte Bismarck das vermeintliche *Po-*

pularitätsbedürfnis des badischen Regenten, das diesen veranlasse, *jeder Regung der öffentlichen Mei*nung nachzugeben. Die badische Politik sei *mehr auf Popularität berechnet* gewesen, als *sonst in Deutschland üblich;* profitiert habe davon eine *eigne Art* von subalterner Bürokratie, eine 1848/49 gegenüber der Dynastie provozierend illoyale *Schreiberherrschaft.* Für die liberalere Variante der konstitutionellen Monarchie in Baden hatte der von Revolutionsängsten geplagte Bismarck jedenfalls nur Geringschätzung und Argwohn übrig. Darum verwarf er sie kurzerhand als eine vom französischen Bürgerkönigtum Louis Philipps angeregte Modeerscheinung und lehnte es auch kategorisch ab, dem Großherzog und seiner Regierung gestalterischen Einfluß auf das annektierte Nachbarterritorium Elsaß-Lothringen einzuräumen.

III. Badisch-preußische Differenzen in der Ära Bismarck

Trotz gleicher Stoßrichtung und enger Tuchfühlung setzten beide Seiten im Kulturkampf gegen die katholische Kirche unterschiedliche Akzente: Während Badens politisch tonangebende Kreise mit der Staatskirchenhoheit eine nach liberalen und nationalen Normen geformte, äußerlich aber selbständige Kirche anvisierten, steuerte der Reichskanzler – ganz der preußischen Staatsräson verhaftet – einen rigiden obrigkeitlichen Kurs, wobei er allerdings den Antiklerikalismus der liberalen Öffentlichkeit geschickt zu instrumentalisieren wußte. Dies führte zu mehr als nur taktischen oder methodischen Unstimmigkeiten. 1872 brüskierte das juristisch fragwürdige Verbot des Jesuitenordens den Großherzog, der Preußen zu Recht beschuldigte, ein ureigenes Problem über das Reich nach Baden exportiert zu haben, um die dort schwelenden landeseigenen kirchen- und kulturpolitischen Konflikte anzuheizen und eine vorzeitige regionale Entspannung zu verhindern. Andererseits war Bismarck unvoreingenommen genug, sich die reichen badischen Kulturkampferfahrungen zunutze zu machen: Im Großherzogtum längst erprobte Kampf-Paragraphen dienten 1873 den „Maigesetzen" (Vorbildung der Geistlichen, Einschränkung bzw. Aufhebung der kirchlichen Disziplinargewalt sowie der kirchlichen Straf- und Zuchtmittel, Regelung des Kirchenaustritts) und Anfang 1875 dem Altkatholikengesetz als Vorlage. Die Verschärfung der Klassengegensätze, der schwindende gesellschaftsstabilisierende Einfluß der Kirche und sein patriarchalisches Verantwortungsgefühl bestärkten Friedrich I. schließlich, einen Modus vivendi zu suchen und die Konfrontation zu beenden. Nach dem Vorbild und dank der diplomatischen Hilfe Preußens nahm die badische Regierung 1879 mit dem Vatikan Friedensverhandlungen auf. Schneller als Berlin gelangte sie zu greifbaren Ergebnissen (1880 Übereinkunft beim Priesterexamen, 1882 Neubesetzung des Freiburger Bischofsstuhls), mußte seither aber von ideologisch festgefahrenen Positionen aus zusehen, wie man 1886/87 an der Spree den Kulturkampf zügig und ohne Rücksicht auf die schwierige innere Situation des oberrheinischen Verbündeten liquidierte.

1878/79 brachte Bismarcks wirtschaftspolitische Wende vom Freihandel hin zum Schutzzoll eine heikle Kollision fiskalischer Interessen. Ohne die Kehrseite der Wende, die politisch brisante Verteuerung des allgemeinen Lebensbedarfs, zu verkennen, akzeptierte Badens Ministerium nach sechs lähmenden Krisenjahren *(Große Depression,* Hans Rosenberg) die zur Stärkung der Reichsfinanzen und zum Schutz bedrohter einheimischer Industriezweige drastisch erhöhten Zolltarife. Auf breiten, energischen Widerstand stieß indes Bismarcks Vorhaben,

im Zuge der ökonomischen Umorientierung die indirekte Besteuerung auszuweiten und ein Reichs-Tabakmonopol zu errichten, das den bislang privat organisierten Einkaufs-, Fabrikations- und Verkaufsbetrieb staatlicher Regie unterstellen sollte. Dadurch drohten dem Großherzogtum, wo allein rund 40 Prozent des damals im Deutschen Reich erzeugten Tabaks produziert und weiterverarbeitet wurde, herbe volkswirtschaftliche Einbußen und Steuerausfälle, für die weder adäquate Ausgleichsleistungen noch Entlastungen anderer Art vorgesehen waren. Folglich verwarf Finanzminister Ellstätter die als Vorstufe zum Monopol geplante Anhebung der Tabaksteuer: Sie werde den *gewichtigen Interessen großer badischer Bevölkerungskreise erheblichen Schaden zufügen.* Hiervon ließ sich der Reichskanzler freilich nicht beirren.

Immerhin erreichte es die hartnäckig und mit Augenmaß agierende Karlsruher Regierung, den Gesetzentwurf auf Einfuhrzölle und eine Pflanzungssteuer zu beschränken, bevor er im Juli 1879 verabschiedet wurde. Am Ende hielten sich Bismarcks Konzessionen jedoch in engen Grenzen, und selbst das in Baden mit Erleichterung begrüßte definitive Scheitern des Tabakmonopols (1881/82) war kaum mehr als ein Pyrrhussieg, denn von den zu Lasten der ansässigen Bevölkerung hochgeschraubten Steuersätzen profitierte zuvörderst das Reichsschatzamt.

Auch bei der Bekämpfung der Sozialdemokratie wichen die Motive und Strategien ab. Prinzipiell unterstützte zwar das badische Ministerium Bismarcks Repressionspolitik; es lehnte aber das weitgefaßte, bundesstaatliche Kompetenzen beanspruchende Ausnahmegesetz aus föderalistisch-rechtlichen Erwägungen und vor allem deshalb ab, weil jenes – so der Großherzog – der Hebel sei, mit dem *der leitende Staatsmann die Zerstörung der jetzigen Parteiverhältnisse* (Dominanz der Liberalen im Reichstag) *anstrebt.* Innenminister Stösser erklärte, das bewährte badische Vereinsgesetz reiche völlig aus, um alle sozialdemokratischen Vereine und Versammlungen zu verbieten. Erfahrungsgemäß seien örtlich *und persönlich* begrenzte Maßnahmen im Rahmen des geltenden Reichsstraf- und Preßgesetzes effizienter als generalisierende Bestimmungen. Anfang Juni 1878 geschah ein zweites Attentat auf den betagten Kaiser. Jetzt verfielen große Teile der bereits aufgeschreckten deutschen Öffentlichkeit einer regelrechten Umsturzhysterie, die zusätzlich publizistisch geschürt wurde. Dieser Stim-mungswandel erlaubte es Bismarck, den unbotmäßigen Reichstag aufzulösen, eine Art von Wahlplebiszit zu inszenieren und so der strengen, von verwässernden Ausschuß-retouchen freien Fassung des Sozialistengesetzes eine parlamentarische Mehrheit zu verschaffen. Nachdem der Kanzler den Dissidenten im Bundesrat die Verhängung des unbefristeten Kriegszustands sowie eine Revision der Reichsverfassung angedroht hatte, lenkten die opponierenden Badener widerwillig ein. Daraufhin druckte die (halbamtliche) „Karlsruher Zeitung" einen vom badischen Staatsminister Turban angeregten, reichsweit lebhaft diskutierten Artikel, welcher die willkürliche Reichstagsauflösung kritisierte und nachdrücklich vor *einer reaktionären Wendung in der deutschen Politik* warnte. Man habe lediglich zugestimmt, hieß es rechtfertigend, um *der deutschen Vormacht und dem leitenden Staatsmanne in einer hochgespannten Lage die dringend verlangte Anwendung einer verfassungsmäßigen Maßnahme* nicht zu verweigern. Da Bismarck verständlicherweise sehr am Bild eines einhelligen *Bundesratsbeschlusses* gelegen war und einen ihm *äußerst mißlichen* Preßkampf vermeiden wollte, fühlte er sich düpiert und reagierte angesichts des *staatsanwaltlichen*

Zuschnitts der *badischen Polemik* recht ungehalten.

Scharf rügte er die innenpolitischem Druck ausgesetzte badische Führung, die ihr Gesicht sowie das Ansehen der ihr nahestehenden Liberalen zu wahren hoffe, und meinte verächtlich, der Großherzog habe *im Sinne der badischen Traditionen das Gewinnen statt des Bekämpfens der Gegner befürwortet.* Der reichsamtlich vorgegebenen Ausführung des Sozialistengesetzes tat die Schelte nachweislich keinen Abtrag; den Großherzog verbitterte hingegen das Gesetz so sehr, daß er schon im August 1878 von einer *vollendeten Diktatur des Reichskanzlers über Deutschland* sprach. Zugleich sah sich eine wachsende Zahl von Badenern zum *süddeutschen Hilfsvolk* Preußens degradiert.

IV. Bismarcks Arm und Ohr im Großherzogtum Baden: Die preußische Gesandtschaft

Die nach der Reichsgründung in sämtlichen größeren deutschen Bundesstaaten aufrechterhaltenen preußischen Gesandtschaften gehörten, wie Bismarck 1872 betonte, *zu dem unentbehrlichsten Handwerkszeug unserer Politik.* Er sei dringend darauf angewiesen, *dort ein vertrautes, eingelebtes, mit allen Faktoren bekanntes Organ zu haben, mit dem ich korrespondieren kann und das mich aufklärt über die Saiten, die man anschlagen muß, um zu einer Verständigung* [im Bundesrat] *zu gelangen.* Hauptaufgabe der Karlsruher Mission war also, dem Berliner Auswärtigen Amt umfassend über Baden und das regionale Echo der Reichspolitik zu berichten, des weiteren diskret zu sondieren und erforderlichenfalls zu intervenieren. Dies oblag den Diplomaten Graf Flemming und (seit Sommer 1884) v. Eisendecher. Sie versorgten den Reichskanzler mit einer Fülle von Nachrichten über die Vorgänge in den Kammern des Landtags, erkundeten die Stimmung der Bevölkerung und das Hintergrundgeschehen, informierten über Landtags- und Reichstagswahlen, Presse und Parteien sowie über Wirtschafts-, Kirchen-, Kultur- und wichtige innere Angelegenheiten. Außerdem unterhielten sie engen Kontakt zum Hof und zur großherzoglichen Familie. Natürlich interessierte Bismarck bei Regierungsumbildungen besonders die reichspolitische Verläßlichkeit der neuen Minister, Anlaß dazu gab der Rücktritt des in Berlin geschätzten Ministeriums Jolly-Freydorf im September 1876 oder die Verkleinerung des Staatsministeriums 1881. Überhaupt leisteten ihm die Kommentare zu Schlüsselpersonen der badischen Politik wertvolle Orientierungshilfe: Treffend beschrieb Flemming den seit 1883 amtierenden Leiter des Innenministeriums August Eisenlohr als einen durchsetzungsfähigen Mann, der sich *auf die Disziplinierung der Verwaltungsbeamten versteht und die erforderliche Energie und Erfahrung besitzt, um ihre Kräfte im Dienste der Regierung zu verwerten.*

Dank der aufmerksamen Gesandtschaft war der Reichskanzler gut über badische Belange unterrichtet und in der Lage, seine Ziele im bzw. mit dem Großherzogtum meist ohne Aufsehen oder Reibungen zu realisieren, obgleich die Rivalität zwischen der badischen und der unter preußischer Ägide stehenden elsaß-lothringischen Staatsbahn ständig Vorsicht gebot. Offene Konflikte beschwor schließlich, nach einer Phase relativer Ruhe, der alternde Bismarck selbst herauf, ein Indiz dafür, daß es ihm zunehmend an taktischer Sensibilität wie am Gespür für das Zumutbare mangelte: Bemüht, das Reichsland Elsaß-Lothringen durch Einführung der Paßpflicht stärker von Frankreich zu isolieren, verlangte er im April 1888 auch an der badisch-elsässischen Grenze flankierende Paßkontrollen. Vehement weigerte sich die badische

Regierung, dem überzogenen Ansinnen des Reichskanzlers stattzugeben; Jahre später räumte der Fürst freimütig ein, daß der Grenzverkehr mit Frankreich je nach Standpunkt *anders zu beurteilen und zu behandeln sei. Die Anzahl der badischen Staatsangehörigen, welche in der Schweiz und im Elsaß als Arbeiter, Handlungsgehilfen und Kellner Beschäftigung finden und über den Elsaß hinaus an einer ungestörten Verbindung mit Lyon und Paris interessiert sind, ist ziemlich groß, und von den großherzoglichen Beamten war kaum zu verlangen, daß sie ihre Verwaltungssorgen einer Reichspolitik unterordnen sollten, deren politische Ziele dem Reiche zugute, deren lokale Nachteile aber Baden zur Last kamen.*



Bismarck-Denkmal von Friedrich Moest vor der ehemaligen Festhalle, heute vor dem Bismarck-Gymnasium. „Die energische Haltung des großen Kanzlers stellt den Gewaltigen unbedeckten Hauptes, mit der Rechten auf ein Dokument gestützt, etwa in der Haltung dar, in der er im Reichstag an 'großen Tagen' als Redner zu sehen war." (Karlsruher Leserbrief 1901).

Erst recht eskalierte der Konflikt zwischen den badischen Anrainer- und den auswärtigen Reichsinteressen im Sommer 1889. Nach der Verhaftung eines unter Exil-Sozialdemokraten verdeckt ermittelnden deutschen Polizeiagenten durch die Aargauer Behörden übte Bismarck massiven Druck auf die Schweiz aus, damit deren *politische Zentralgewalt eine festere Stellung und schärfere Kontrolle als früher über die deutschen Sozialisten und die Kantönli-Politik* gewänne. Da die Eidgenossen anfänglich zögerten, die ihnen zugedachte Helferrolle im Kampf gegen die deutsche Sozialdemokratie zu akzeptieren, griff der Reichskanzler zu aufwendigen Grenz-

kontrollen, der Verhängung des Paßzwangs und der Kündigung des deutschschweizerischen Niederlassungsvertrags. Vor allem die beiden letztgenannten Sanktionen, die den Aufenthalt der 4–5 000 in der Schweiz arbeitenden Badener betrafen, schreckten das badische Ministerium, das neben einer gehörigen Verschlechterung der bisher vorzüglichen nachbarschaftlichen Beziehungen gravierende wirtschaftliche Nachteile befürchtete. Deshalb drang es in der Reichshauptstadt auf die *gelindeste Gestaltung und die engste Begrenzung* der geplanten Maßregeln. Als Großherzog Friedrich I. den 30jährigen Kaiser Wilhelm II. überzeugen konnte, den vorgesehenen Paßzwang abzulehnen, bekam der Gesandte v. Eisendecher, der wiederholt Verständnis für die badischen Wünsche anklingen ließ, Bismarcks Zorn über den bremsenden, ja sabotierenden Bundesgenossen zu spüren: *Eisendecher möge die preußischen und Reichsinteressen bei der Großherzoglichen Regierung, nicht aber die Interessen dieser bei mir* vertreten oder gar *versuchen, mich nach badischer Anleitung eines Besseren zu belehren.* Einmal mehr wurde Baden gute Miene zu Bismarcks kompromißlosem, auf Preußen zentrierten Spiel abverlangt, das hier die legitimen Erwartungen und Interessen der Peripherie souverän ignorierte: Ohne vorherige Konsultation hatte nun das Großherzogtum als Vorposten des Reichs das Gros der aus der Vertragskündigung resultierenden Lasten zu schultern. Am Hochrhein und Bodensee hielt die ökonomisch kostspielige Machtdemonstration an, bis die Schweiz Mitte Oktober 1889 einen Bundesanwalt ernannte und Berlin sich mit dem kargen politischen Ertrag zufriedengab. Die dann rasch wiederhergestellte Normalität verdeckte jedoch nur vordergründig, daß die vielfältige Kritik an Person und Politik des Reichsgründers um eine spezielle bundesstaatlich-regionalistische Facette bereichert worden war. Und ihr wohlinformiertester und angesehenster Repräsentant im Land war bekanntlich seit langem – der Großherzog.

V. Preußische Götterdämmerung mit badischen Zutaten: Bismarcks Entlassung

Er glaube nicht, schrieb Bismarck in seinen Memoiren, daß der Großherzog *mit Bewußtsein* auf seine Amtsenthebung hingearbeitet habe, *wenn auch das Wohlwollen* des Monarchen für ihn *allmählich erkaltet* sei. Selbst die *störende,* überaus konfliktverschärfende Einflußnahme des badischen Landesherrn auf den Kaiser während der Kanzlerkrise (März 1890) hätte keineswegs seinen Sturz bezweckt. Vielmehr war die Ursache des Bruchs zwischen ihm und Wilhelm II. eine klassische *Machtfrage:* Das Vortragsrecht der Minister beim Kaiser (Kabinettsorder) und der Entschluß des ambitionierten jungen Monarchen, sein *Persönliches Regiment* ohne einen Mentor zu errichten.

Dagegen reklamierte Friedrich I. die Entlassung des Reichskanzlers zum größten Teil als sein Verdienst, was ihm *besondere Befriedigung* bereite, eine Version, die eingeweihte Berliner und Karlsruher Zirkel bestätigten. Anders als in den glättend-versöhnlichen Erinnerungen zu lesen ist, hatte Bismarck auf seiner Abschiedsaudienz tatsächlich dem Großherzog die Schuld an seinem unfreiwilligen Abgang gegeben und ihm namentlich vorgeworfen, den Kaiser für die umstrittene Arbeiterschutzgesetzgebung eingenommen und so maßgeblich zum Bruch beigetragen zu haben. Der Angegriffene bestritt dies energisch und verwies statt dessen auf *preußische* Angelegenheiten (Kabinettsorder), in die er sich wiederum *nie eingemischt* habe. Jetzt, erzählte der authentisch informierte Fürst Hohenlohe-Langen-

burg vier Wochen danach, sei Bismarck grob geworden, worauf der Badener protestierte, *er könne sich das nicht gefallen lassen,* und mit dem Ruf *„Es lebe der Kaiser und das Reich"* den Raum verließ. Nach einem solchen Eklat verwundert es allerdings kaum, daß Friedrich I. in den frühen 1890er Jahren auch aus Rücksicht auf den Kaiser versuchte, die Verleihung der Ehrenbürgerwürde an den Altkanzler durch badische Städte zu unterbinden; und noch den im Todesjahr des Reichsgründers erschienenen ersten Memoiren-Band *(Gedanken und Erinnerungen)* schimpfte er ein *infames Lügenbuch.*

Ebenso umstritten wie Bismarcks Platz in der Geschichte ist die Beurteilung seiner Person. Schon zu Lebzeiten hatte er die Nation tief gespalten: Leidenschaftliche Gegner (Sozialdemokraten, Demokraten) und ressentimentgeladene Skeptiker (entschiedene Ultramontane) begegneten auch im Großherzogtum Baden glühenden Anhängern, zu denen etwa die 3 000 Menschen zählten, die am 1. April 1890 in der Karlsruher Festhalle enthusiastisch den 75. Geburtstag ihres just demissionierten „Eisernen Kanzlers" feierten. Viele, insbesondere die Angehörigen des von einer schweren Identitätskrise befallenen liberalen Bürgertums, brachten ihm als Synonym für den steilen Aufstieg und die ungeheure Machtentfaltung des Reichs seit 1871 kultische Verehrung entgegen. Dies half, den realen Bedeutungsverlust der Bundesstaaten durch Verabsolutieren des nationalen Macht- und Großstaats bei gleichzeitiger Identifikation zu kompensieren; zudem erlaubte die Verherrlichung der in den preußisch-deutschen Olymp erhobenen Gründerfigur anfangs, das Persönliche Regiment Kaiser Wilhelms II. dadurch zu attackieren, daß man Wilhelms autokratische Haltung dem Autoritatismus des Kanzlers Bismarck gegenüberstellte. Die Mängel der Reichsverfassung – die auf ihn zugeschnittene Amterpolykratie, die Konservierung der halbautokratischen Stellung des Deutschen Kaisers und endlich die Zementierung eines unlösbaren Problems, nämlich der Beziehungen von Reich und Preußen (John C. G. Röhl) – bildeten im Verein mit der von Bismarck ausgeformten politischen Kultur Deutschlands – latenter Antiparlamentarismus, fahrlässiger Umgang mit Bedrohungsszenarien (Revolutionsfurcht im Innern, Kriegsgefahr nach außen), Entfesselung von chauvinistischen Hysterien und Popularisierung von rassistisch-völkischen Zerrbildern – eine Hypothek, welche die späteren Katastrophen und Umbrüche erheblich begünstigte. Insofern ist das Verdikt des Großherzogs über den Reichsgründer nur schwer nachzuvollziehen: „Il n'est qu'un vieux radoteur" (Er ist nur ein alter Schwätzer).

Hans-Jürgen Kremer

300 Jahre Schloß Augustenburg in Grötzingen

Kurz hinter dem Ortseingang, ein paar hundert Meter rechts die Kirchstraße hinauf, gegenüber der Grötzinger Kirche mit ihrem auffälligen gedrehten Turm, steht noch heute die „Augustenburg". Das alte Grötzinger Schloß ist inzwischen ein Seniorenheim für 100 Bewohnerinnen und Bewohner.Wer die Mühe einer kleinen Besichtigungstour unternimmt, kann im Innenhof der kleinen Schloßanlage einige Hinweise auf die wechselvolle Geschichte des Hauses finden. Auffällig ist zunächst die über der Eingangstür angebrachte Tafel mit der Inschrift: MICH HAT VOR KURTZER ZEIT – WIE MAN MICH ALL-

HIER SCHAUT – GLEICH NACH DEN FRIEDEN SCHLUS AUGUSTA SO GEBAUT – UND WEIL ICH NUN DA STEH / VON IHRER FÜRSTEN HAND / SO WERD ICH AUCH NACH IHR / AUGUSTENBURG GENANDT / 1699.

Anfänge im 17. Jahrhundert

Vor etwas mehr als dreihundert Jahren, im Jahr 1678, hatte Markgraf Friedrich Magnus (1647–1709) seiner Gattin Augusta Maria (1649–1728) anläßlich seines Regierungsantritts das Grötzinger Anwesen gegenüber der Kirche auf Lebenszeit geschenkt, zu dem auch 26 Morgen Weinberge auf dem dahinter liegenden Büchelberg , dem später so genannten Augustenberg, gehörten.

Das unter diesem Spruch aufgemalte Wappen und die Jahreszahl 1576 geben uns jedoch einen Hinweis darauf, daß das Gebäude schon einige Jahre älter sein muß. Dieses Allianzwappen Baden-Veldenz verweist auf Markgraf Karl II. (1529–1577), der 1558 Anna von Zweibrücken-Veldenz geheiratet hatte. Markgraf Karl hatte das Grötzinger Schloß schon vor Augusta Maria besessen. Doch der erste fürstliche Bewohner des „Hohen Hauses", wie es damals genannt wurde, war Markgraf Christoph I. (1453–1527) gewesen, der auch die gegenüber dem Schloß gelegene Grötzinger Kirche hatte erbauen lassen. Er hatte das Pfründhaus der Grötzinger St. Barbara Kapelle, die schon im Besitzverzeichnis des Weißenburger Abtes Edelini von 991 erwähnt wurde, gekauft, und zum fürstlichen Wohnsitz umbauen lassen. Der untere Teil des Mittelflügels der Augustenburg stammt aus jener Zeit.

Karl II. hatte dann die beiden Türme und die Anbauten an den Ecken im Südosten und Nordosten anbauen lassen. Bereits mit seinem Umbau war also im Prinzip die nach Westen hin geöffnete Gebäudeanlage mit drei Flügeln entstanden, wie sie sich noch heute dem Betrachter zeigt.

Entlang der Staigstraße führt an der Südseite der Umfassungsmauer ein kleiner Weg. Folgt man ihm, so findet man nach einigen Metern eine in die Mauer eingelassene Tafel mit der Inschrift „MARKGRAF KARL ERBAUTE MICH 1556, MARKGRAF WILHELM REPARIERTE MICH 1827".

Die Staigstraße entstand in ihrer heutigen Form, mit der Brücke über die Kirchstraße, während Augusta Marias Grötzinger Zeit. Soldaten hatten sie während des Spanischen Erbfolgekriegs errichtet.

Markgräfin Augusta Maria

Markgräfin Augusta Maria hatte mit finanzieller Unterstützung ihres Mannes auch das



Augusta Maria, 1649–1728.

Grötzinger Schlößchen noch einmal gründlich renovieren und umbauen lassen. Die Bauarbeiten zogen sich fast 20 Jahre, von 1681 bis 1699, hin. Die markgräfliche Familie lebte während dieser Zeit wegen der verheerenden kriegerischen Auseinandersetzungen – es war die Zeit des pfälzischen Erbfolgekriegs – meist im sicheren Basel, während das Dorf Grötzingen geplündert und verbrannt wurde und ein großer Teil der Bevölkerung starb oder wegzog. Das Schloß überlebte die gefährlichen Zeiten – als einziges in Markgraf Friedrich Magnus' Territorium. Daher zog er 1698 bis zum Wiederaufbau der abgebrannten Durlacher Karlsburg für einige Monate mit seinem gesamten Verwaltungsstab nach Grötzingen.

Augusta Maria ließ sich erst nach dem Tod des Markgrafen im Jahr 1709 endgültig in ihrem Witwensitz nieder und für einige Jahre kam nun höfisches Leben nach Grötzingen.

Mehrere Inventarverzeichnisse geben Auskunft über die Austattung der 35 Zimmer in denen die Markgräfin lebte. Teppiche, Bilder und Tapeten, Bettzeug, Geschirr und Gläser, Schmuck und Kleider, Bücher und Manuskripte – „Allerley Hausrath" befand sich in den zahllosen „Buffets" und „Commoden" mit denen die Zimmer möbliert waren. Zwischen den hinteren Flügeln der Augustenburg lag der Schloßgarten, mit einer kleinen Orangerie und einem Bassin, einem Gartenhaus, einem Taubenhaus, einem Vogelhaus und einem Fischteich.

Zum fürstlichen Leben der frommen Markgräfin gehörte auch eine Kapelle beim Südturm, ein Kutschenhaus mit Pferden und Wagen und einiges an landwirtschaftlichem Gerät. Die zum Schloß gehörenden Ländereien wurden bebaut und in den Ställen stand Vieh.

Für die Versorgung der Markgräfin und die in den Räumen der Augustenburg anfallende Arbeit waren Hofkavaliere und Kammerfrauen, ein „Secretarius", einen „Rath und Leibmedicus" sowie Bedienstete aller Art zuständig: Es gab Kutscher, Diener, Weingärtner und Waschfrauen, Mägde, Köche und Gärtner, Konfektmägdlein und Tagelöhner. Unterhalb des Schlosses, in nördlicher Richtung, hatte die Markgräfin eine Meierei betreiben und direkt neben dem Schloß die „herrschaftliche Schwanenwirtschaft" errichten lassen, deren „Schildgerechtigkeit" später weiter nach Norden, an ihre heutige Stelle „transferiert" wurde.

Nach Augusta Marias Tod im Mai 1728 zerfiel die höfische Herrlichkeit in Grötzingen rasch: Schloß und Gut wurden dem markgräflichen Kammergut Gottesaue unterstellt. Bereits nach wenigen Jahren wurde das Schloß von der Dorfbevölkerung als eine Art Abstellkammer benutzt und nur die markgräflichen Schäfer und „Wingertmeister" hatten dort noch ihren Wohnsitz. 1749 mußte das Kutschhaus wegen Baufälligkeit abgerissen werden.

Während der vielen Kriege des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts, die tausende von Soldaten aus allen Ländern Europas auch in die Grötzinger Gegend führten, wurde die Augustenburg immer wieder als Quartier und Lazarett für militärische Zwecke genutzt.

Doch die zur Augustenburg gehörende Landwirtschaft auf dem hinter dem Schloß liegenden Augustenberg brachte wenig ein und der Unterhalt des inzwischen ziemlich maroden Schloßgebäudes belastete die herrschaftliche Kasse immer mehr. Das ehemalige Stallgebäude hatte man bereits am Ende des 18. Jahrhunderts zu einer Krappfabrik umgebaut – einer der vielen Versuche Landwirtschaft und Gewerbe im Land zu modernisieren. Im Jahr 1807 entschloß man sich nun Schloß Augustenburg und Gut Augustenberg getrennt voneinander zu verkaufen. Für die Weinberge hatte sich Hoffaktor Reutlinger interessiert und die Augustenburg ging an den Pforzheimer Fabrikanten Gehres zur Aus-

weitung seiner Metallknopffabrik. Doch beiden Unternehmen war kein großer Erfolg beschieden. Gehres mußte 1828 von der Knopfherstellung auf Bierbrauen und Weinausschank umsteigen und Reutlingers Witwe ließ 1827 das Gut Augustenberg wieder versteigern.

Wechselnde Schicksale

Während in den folgenden Jahrzehnten aus den Ländereien auf dem Augustenberg unter der Regie des Markgrafen Wilhelm (1792-1859) ein erfolgreiches Mustergut und später eine Landwirtschaftsschule wurde, in deren Gebäuden heute noch u.a. die „Landwirtschaftliche Untersuchungs- und Forschungsanstalt" (LUFA) untergebracht ist, drohte Schloß Augustenburg der Abriß.

1876 hatte es der Schwanenwirt und spätere Grötzinger Bürgermeister Reichart Jordan von der Famile Gehres zum Abbruch gekauft, weil er seinen Biergarten erweitern wollte. Doch der Abriß des ganzen Schlosses wäre zu teuer gekommen und so ließ Jordan nur einen Teil des Nordflügels abtragen. In der Augustenburg lieferten sich in den 1880er Jahren schlagende Studentenverbindungen ihre Gefechte, während sich im Schwanengarten die später so genannte Grötzinger Malerkolonie traf. Von den Künstlerinnen und Künstlern, die Grötzingen als Ort für gesellige Treffen und als Motiv für ihre Bilder entdeckt hatten, blieben einige für immer.

1891 kaufte der Tiermaler Otto Fikentscher die Augustenburg und zog mit seiner Familie und einigen anderen Malerkollegen in das Schloß, bevor er sich um die Jahrhundertwende das Atelierhaus neben dem Eingang an der Kirchstraße bauen ließ. Fikentscher konnte jedoch die nötigen Mittel für den Unterhalt der Augustenburg nicht aufbringen. Das Grötzinger Schloß, das seit dem Ersten Weltkrieg unter Denkmalschutz stand, zerfiel weiter, ohne daß es den Denkmalschutzbehörden oder der Gemeinde möglich gewesen wäre es auch nur notdürftig zu erhalten.

Nach dem II. Weltkrieg

Im Zweiten Weltkrieg wurde die Augustenburg seit 1942 als Lager für mehrere hundert Zwangsarbeiterinnen und zur Zwangsarbeit verpflichtete Kriegsgefangene, die bei der Grötzinger "Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik" eingesetzt waren, genutzt, da man die ausländischen Arbeitskräfte nicht in Privatunterkünften unterbringen konnte und wollte. Nachträglich eingebaute Wasserleitungen und sanitäre Einrichtungen schädigten das Mauerwerk noch zusätzlich und nach Kriegsende war der Zerfall weiter vorangeschritten. Das Dach des Südflügels war un-



Schloß Augustenburg vor dem Umbau.

dicht und drohte einzustürzen. Trotzdem diente Schloß Augustenburg wegen der großen Wohnungsnot der Nachkriegszeit noch jahrelang als Unterkunft für Flüchtlingsfamilien, die dort vorübergehend eine neue Heimat gefunden hatten.

Die nach dem Tode Otto Fikentschers im Jahr 1945 gebildete Erbengemeinschaft sah sich immer noch außerstande das Gebäude zu sanieren und wollte daher Anfang der 60er Jahre – wieder einmal – auf Abriß verkaufen. Eine Wohnungsbaugesellschaft plante, auf dem Grundstück drei Wohnblocks zu errichten.

Es ist vor allem dem Einsatz Einzelner, allen voran dem zuständigen Landrat Groß und Bürgermeister und Ortsvorsteher Herbert Schweizer sowie dem 1971 gegründeten Arbeitskreis Schloß Augustenburg zu verdanken, daß das Grötzinger Schloß trotz der am Ende auf mehrere Millionen Mark angestiegenen Umbaukosten erhalten werden konnte. Im Jahr 1963 verkauften die Fikentschererben die „Ruine" Augustenburg an das Land Baden-Württemberg, das darin ein Vorseminar für ausländische Studenten der Karlsruher Hochschule unterbringen wollte. Doch nachdem sich herausstellte, daß die Landesregierung nicht bereit war, die Kosten zur Sanierung für eine sinnvolle Nutzung des Gebäudes aufzubringen, mußte eine neue Lösung gefunden werden. Der Plan eine Richterakademie in der Augustenburg einzurichten zerschlug sich ebenfalls. Doch mit der Firmenpensionskasse Mannheim wurde schließlich eine Bauherrin gefunden, die das Risiko des Umbaus in ein Seniorenwohnstift in den Jahren 1973–1978 übernahm – allerdings ohne finanziellen Erfolg. Erst nachdem die Kasse mit Verlust verkauft, und der neue Besitzer noch einmal bauliche Verbesserungen an der Augustenburg hatte vornehmen lassen, änderte sich die Situation. Die jetzigen Besitzer des Schlosses, zwei schwedische Geschäftsleute, haben die Augustenburg für insgesamt 20 Jahre an die „Gesellschaft für soziale Dienstleistungen" verpachtet, die dort seit nunmehr zehn Jahren erfolgreich ein Seniorenheim betreibt.

Ute Grau

Badener oder Badenser?

Als vor Jahren auf dem üblichen Neujahrsempfang der Industrie- und Handelskammer Karlsruhe ein führender Industriemanager aus Bayern als Festredner seinen Dank kundtat, vor Badensern sprechen zu können, ging zunächst ein Raunen durch die Reihen. Als er gleich wieder von den geschätzten Badensern sprach, wurden Rufe laut „Badener! Badener!", und mancher schüttelte den Kopf, wer wohl dem hohen Gast diese Rede entworfen habe.

Die Empfindlichkeit der Badener gegen eine Pseudolatinisierung ihres Namens ist bekannt, obwohl selbst im Großherzoglichen Haus wie weiland bei Goethe von Badensern gesprochen wurde, so z. B. in einem Brief des Erbgroßherzogs an seinen Vater Friedrich I. Daß aber vor hundert Jahren schon die korrekte Bezeichnung diskutiert wurde, zeigt eine Notiz aus der Badischen Landeszeitung vom 24. Dezember 1898, wobei zu erinnern sei, daß noch heute in Karlsruhe die Einwohner ihrer Partnerstadt Halle als „Hallenser" bezeichnet werden. Wer hier irrt, irrt freilich mit Goethe, und das tröstet.

Leonhard Müller

Verſchiedenes.

* **Badener oder Badenſer?** Eine intereſſante Umfrage hat der Vorſitzende des Berliner „Vereins der Badenſer", Herr Emil Faller, veranlaßt. Er richtete an die erſten germaniſchen Profeſſoren an zwölf deutſchen Univerſitäten die Frage, ob ſich die Einwohner des Großherzogtums Baden richtiger „Badenſer" oder „Badener" nennen ſollen. Dem Antwortenmaterial ſind folgende Ausführungen entnommen. Alle zwölf namhafte Germaniſten erklären mit Entſchiedenheit, daß es „Badener" und nicht „Badenſer" heißen müſſe. Die Form „Badenſer" iſt eine halblateiniſche Zwitterbildung, die unglückliche Lateiniſierung des Wortes „Badener", die in korrektem Latein „Badeniensis" heißen würde. Aber der Deutſche pflegt die Bewohner der deutſchen Gaue ja nicht mit lateiniſcher Form zu nennen, ebenſowenig wie die Bewohner der Städte, wie man ja auch z. B. nicht Dresdenſer ſtatt „Dresdener" ſagt. Daher ſind die Formen „Bremenſer", „Hallenſer", ebenſo unberechtigt. Aus klanglichen Rückſichten hat man allerdings noch einer anderen deutſchen Bevölkerung eine lateiniſierte Namensform gegeben. Man ſagt, ebenſo fälſchlich wie „Badenſer", „Hannoveraner", weil angeblich „Hannoverer" ſchlecht klingen ſoll. Goethe hat übrigens, nachdem er erſt „Badniſche" ſchrieb, die Form „Badenſer" gebraucht, wohl, weil ihm die lateiniſierten Formen „Weimaraner" und „Jenenſer" nahe lagen.

Zeitzeugen berichten

Professor Dr. Ernst Petrasch

ehem. Direktor des Badischen Landesmuseums



Blick: Als Wiener, der in seiner Heimatstadt und Heidelberg studiert hat, sind Sie nach Tätigkeit in österreichischen Institutionen 1949 in die Dienste des Badischen Landesmuseums (BLM) getreten. Wie war damals die Lage?

P.: Der Museumssitz, das Karlsruher Schloß, in dem das BLM seit 1919 untergebracht war, lag in Trümmern, die Exponate in allen möglichen Orten in Kisten verpackt. Restbestände im Schloßkeller, wie die Gipssammlung u. a., waren von Plünderungen betroffen. Ein Wiederaufbau war zunächst nicht erkennbar, da das Schloß für die künftige badische Landesregierung vorgesehen wurde. Dafür standen Behelfsräume in der Akademie der Bildenden Künste zur Verfügung, wo in einem Raum drei Wissenschaftler und drei Verwaltungsbeamte um einen U-förmigen Tisch zusammensaßen neben einem Zimmer für den Direktor und einem weiteren Raum für das Denkmalamt.

Blick: Exponate konnten also noch nicht ausgestellt werden?

P.: Dafür war das ebenfalls zerstörte Erbgroßherzogliche Palais vorgesehen. In den dortigen Kellerräumen waren die nach langwierigen Verhandlungen mit der französischen Besatzungsmacht aus den Bergungsorten zurückgeführten Bestände bereits magaziniert, und in einem dieser Räume begann meine wissenschaftliche Arbeit mit der Katalogisierung der Durlacher Fayencen. Der Wiederaufbau machte gute Fortschritte, und Richtfest war im Herbst 1949. Aber im Juli 1950 war das Palais zum Domizil des Bundesgerichtshofs bestimmt worden. Das BLM mußte geradezu fluchtartig in die Telegraphenkaserne, Hertzstraße, verlagert werden, und dort blieben die Sammlungen, Werkstätten, Verwaltung und Personal in ehemaligen Mannschaftsstuben für viele Jahre „im Exil". Eine Karlsruher Zeitung schrieb: „Ein Depot ist also das Badische Landesmuseum geworden". Wir nannten es „K. u. K.-Museum" = Kasernen- und Kisten-Museum.

Blick: Was waren nun die Aktivitäten, als 1952 Prof. Schnellbach vom Stuttgarter Landesgewerbemuseum die Direktion übernahm?

P.: Die Bestandsaufnahme und Restaurierung der zurückgeführten Bestände, eine Erarbeitung der Verlustlisten und eine bescheidene Erwerbstätigkeit, wofür uns, einschließlich der Anschaffungen für die Bibliothek 9 500 DM zur Verfügung standen.

Blick: Endziel war wohl das Karlsruher Schloß?

P.: Ja, und insofern war der „Rausschmiß" aus dem Erbgroßherzoglichen Palais eigentlich ein Glücksfall. Dieses Haus war kein

Äquivalent, und wir wären wohl nie ins Schloß zurückgekehrt. Dort mußten erst die ausgebrannten Mauern gegen Einsturz gesichert werden. Nach Klärung der Südweststaatfrage wurde 1954 der Wiederaufbau für das BLM beschlossen und mit dem Mittelbau begonnen. 1955 konnten wir zum 300. Geburtstag des Türkenlouis in der Orangerie erstmals eine international beschickte und vielbeachtete Ausstellung eröffnen, nach fast zwei Jahrzehnten das BLM wieder in Erinnerung bringen. Im Mai 1959 wurde der 1. Bauabschnitt abgeschlossen; nun konnte eine Auswahl aus allen Sammlungen präsentiert werden.

Blick: Da hatte aber wohl bald das Bundesverfassungsgericht ein Auge drauf geworfen, das bisher im Prinz-Max-Palais provisorisch untergebracht war?

P.: Und diese Pläne führten zu einem Baustopp und langwierigen Verhandlungen, bis die Entscheidung für einen Neubau am Schloßplatz fiel – wie sich zeigte: ein richtiger Weg, der für das höchste Gericht wesentlich bessere Arbeitsbedingungen ermöglichte. Am 13. Juni 1966 konnten wir schließlich das Museum im wiederaufgebauten Schloß eröffnen, was damals 15 Millionen einschließlich Innenausstattung wie Vitrinen u. a. gekostet hat, wenig mehr als die Tiefgarage unter dem Schloßplatz 1967.

Blick: Gab es da so etwas wie einen Sturm auf das Museum?

P.: 350 000 Besucher zählten wir im ersten Jahr, verglichen mit anderen Museen wie dem Nürnberger mit 150 000 Besuchern oder dem Bayrischen Nationalmuseum in München mit 100 000 Besuchern in diesen Jahren. Wir erstickten schier bei den Führungen unter der Zahl der Interessenten. Aber das war ja auch etwas Besonderes: hinter einer historischen Fassade eine moderne Museumstechnik, bei der die bedeutenden Werke beispielhaft demonstriert wurden. Die Hilfsmittel waren zwar noch bescheiden, aber mit der jeweils gemäßen Ausgestaltung der Abteilungen im jeweiligen Stil, der lockeren, gut übersehbaren Anordnung der Exponate zählte das BLM zu den vorbildlichsten Museen seiner Zeit.

Blick: So war nun wohl auch eine intensive Öffentlichkeitsarbeit möglich?

P.: Schon 1966 fanden die Führungen mit insgesamt 2 000 Besuchern regen Zuspruch. Bald wurden auch Spezialführungen eingerichtet für Pädagogen, Senioren und andere Gruppen, weiterhin Vortragszyklen, Konzerte und Theaterabende zusammen mit dem Staatstheater. Schließlich konnten wir verschiedene Ausstellungen veranstalten, z. B. 1970 „Spätgotik am Oberrhein", 1975 „Durlacher Fayencen", vor allem die Landesausstellung „Barock in Baden-Württemberg" 1981 im Bruchsaler Schloß, das dem BLM seit 1975 als Zweigmuseum diente.

Neben den jeweiligen speziellen Ausstellungskatalogen wurden seit den 50er Jahren handliche „Bildhefte" herausgegeben, die – wie auch der seit 1968 in mehreren Auflagen erschienene „Bildkatalog" und ein „Kurzführer" – den Museumsbesuchern die verschiedenen Sammelgebiete in Wort und Bild nahebringen sollten. Für einzelne Sammlungsgruppen oder Kunstwerke wurden „Führungsblätter" ausgelegt. Daneben wurden von den Konservatoren wissenschaftliche Bestandskataloge einzelner Abteilungen erarbeitet und veröffentlicht.

Zu einer effizienteren, an den Bedürfnissen und Gepflogenheiten bestimmter Bevölkerungsschichten orientierten Bildungsarbeit haben die seit 1978 am BLM (als einem der ersten in der Bundesrepublik) in Zusammenarbeit mit dem Soziologischen Institut der Universität Karlsruhe durchgeführten soziodemographischen Untersuchungen und erarbeiteten Analysen der Besucherinteressen und -wünsche ganz wesentlich beigetragen.

Blick: Für die Leitung, die Sie 1967 über-

nahmen, sind schließlich die Museumserwerbungen von besonderer Bedeutung. Ist man da in unserem Land in einer besonders glücklichen Lage?

P.: So ist es, denn bis in die Zeit vor dem II. Weltkrieg gab es keinen systematischen Ausbau der überkommenen Sammlungen. Dies erfolgte erst nach Einführung des sog. Lotto-und-Toto-Mittel. Im März 1958 trafen Regierung und Landtag die Grundsatzentscheidung, diese Erträgnisse zur Förderung der Kunst und des Sports zu verwenden. Mit dem „Zentralfonds für die Anschaffung von Spitzenwerken für die Staatlichen Kunstsammlungen" konnte das BLM bald eine der Spitzenstellen mit seinen Ankaufsmitteln einnehmen, vergleichbar etwa mit den staatlichen Sammlungen Bayerns oder des Preußischen Kulturbesitzes Berlin, weil den fünf Museen in unserem Land jährlich bis zu 14 Millionen zur Verfügung standen.

Damit eröffnete sich der Zugang zum internationalen Kunsthandel, wo vor allem die gesuchten erstrangigen Kunstwerke zu erlangen waren .

Blick: Also nicht nur auf ein Bundesland beschränkt?

P.: Die entscheidenden Grundsätze für den planvollen Ausbau der Sammlungen des BLMs wurden bestimmt vom vorhandenen Bestand. Aus der genauen Kenntnis der Sammlungen, ihrer mangelhaften Schwächen und Lücken, aber auch ihrer hervorstechenden Glanzlichter, wurde das Sammelprogramm auf lange Sicht aufgestellt. Alles in allem wurde „nicht nach Laune und Willkür, sondern mit Plan und Absicht gesammelt" – um es mit einem Zitat nach Goethe zu sagen. So konnten in den beiden ersten Jahrzehnten seit Schaffung des „Zentralfonds" allein mit dessen finanziellen Mitteln über 1 000 hervorragende Kunstwerke und Objektgruppen für das BLM erworben werden.

Ich denke da z. B. an das goldene Toilettenservice für die Großherzogin Stephanie oder das Jugendstil-Speisezimmer nach Kolman Moser 1904. Dadurch konnte das BLM aus dem provinziellen Rahmen heraustreten mit einer überregionalen Sammlung, in der sich fünf Jahrtausende abendländischer Kulturgeschichte widerspiegeln. Das reichte zunächst nur bis zum Biedermeier, und mein Bestreben zielte daraufhin, die Exponate auf die letzten 150 Jahre auszudehnen, also Werke des Historismus, des Jugendstils und der Gegenwart mit einzubeziehen. Die Karlsruher wissen wohl, daß dieses Landesmuseum zu den großen Kunstmuseen Deutschlands gezählt werden kann, und das nicht irgendwo, sondern im Zentrum, im Ausgangspunkt dieser Stadt, im Schloß.

Die Fragen stellte Leonhard Müller

Otto Dullenkopf

Oberbürgermeister a. D.



Blick: Am 11. Februar 1995 75jährig, waren Sie fast fünf Jahrzehnte politisch tätig, und zwar neben den Mandaten als Landtagsabgeordneter vorwiegend in der Kommunalpolitik. Wie interpretieren Sie rückblickend die baden-württembergische Gemeindeordnung im Vergleich zu denen in anderen Bundesländern?

O.D.: Die süddeutsche Rechtsverfassung ist der norddeutschen - auch der Bürgermeisterverfassung, so Rheinland-Pfalz, oder der Magistratsverfassung, so Hessen – weit überlegen. Wie wäre sonst zu erklären, daß man in einigen alten Bundesländern sich bemüht, die eigene Gemeindeordnung ihr anzupassen und in der Mehrzahl der neuen Bundesländer sie weitgehend kopiert hat?

Blick: Der Oberbürgermeister – in Gemeinden ab 20 000 Einwohner – hat da ja eine Schlüsselfunktion.

O.D.: Gewiß, weil er die Gemeinderatssitzungen als Vorsitzender mit Stimmrecht vorbereitet, leitet und Beschlüsse vollzieht, aber auch das Gemeindepersonal bestellt und die Verwaltung – wie etwa in NRW der Oberstadtdirektor führt. Das verleiht dem Amt Gewicht und vermeidet Reibungsverluste. Zu Recht wird er deshalb, unabhängig von Mehrheiten im Gemeinderat, in direkter Wahl vom Volk gewählt.

Blick: Die Stadtoberhäupter in der Weimarer Zeit wurden in Baden vom Gemeinderat gewählt?

O.D.: Richtig, und die positive Änderung haben wir nach 1945 den Württembergern zu danken. Unsere Bürgermeister oder Oberbürgermeister fühlen sich, auch wenn sie von Parteien aufgeteilt bzw. vorgeschlagen werden, als Vertreter aller Bürger. Sachkompetenz und Persönlichkeit spielen also eine große Rolle und nicht nur die politische Bindung.

Blick: Ist die Länge der Legislaturperioden solcher Stadtoberhäupter richtig bemessen?

O.D.: Sie betrug bis in die 60er Jahre sechs Jahre für die erste Wahlperiode und zwölf für die folgenden. Heute beträgt sie durchgehend acht Jahre. Das hat sich bewährt.

Blick: Die Beigeordneten bilden ja oft eine Art Mehrparteienregierung. Spiegelt das auch häufig die Meinung des Gemeinderats wider?

O.D.: Gemeinderäte sind auf politischen Listen gewählt. Sie müssen sich vor den Wählern rechtfertigen, immerzu und öffentlich. Das ist gut so und normal. Beigeordnete müssen das nicht. Das macht eine sachbezogene Verständigung leichter. Darüber hinaus sind sie nach unserer Gemeindeverordnung

weisungsgebunden durch den Oberbürgermeister. Ich habe versucht, in einer wöchentlichen Konferenz Übereinstimmungen zu schaffen, eine Tradition, die erhalten geblieben ist.

Blick: Mit welchen Entscheidungen hat sich der Karlsruher Gemeinderat in den letzten Jahrzehnten besonders in Gegensatz zu OB und Verwaltung gestellt?

O.D.: Mit einigen, zum Teil auch weniger wichtigen. Ein OB und die Verwaltung müssen das hinnehmen können, auch wenn es wurmt. Der gravierendste Fall – ich füge hinzu: die gravierendste Fehlentscheidung aus meiner Sicht – war die Ablehnung der Nordtangentenplanung. Sie hätte unsere Stadt vom quälenden Durchgangsverkehr entlastet. Eine kapitale Fehlleistung!

Blick: Von Kommunalwahlen in anderen Ländern gewinnt man oft den Eindruck, daß man sich da stärker parteipolitisch profiliert als an Sachbezogenheit.

O.D.: Die Chance der „Sache" wird geringer, wenn Emotionsschichten sie überlagern. Hierzulande aber ist politischer Manierismus, sind Politeiferer weniger gefragt als anderswo in deutschen Landen. Hier „lebt man" und „läßt leben". „Liberal" ist bei uns weniger eine Idee denn eine Lebensart, und wer sich fanatisch gebärdet, ist oft kein Kind dieses Landes.

Blick: Welche Eindrücke haben Sie von unserem Kommunalwahlrecht gewonnen?

O.D.: Die Möglichkeit im baden-württembergischen Kommunalwahlgesetz zum Panaschieren und Kumulieren bringt dem Wähler ein Höchstmaß von Einwirkungsmöglichkeiten auf eine von ihm bevorzugte Liste, er vermag dadurch selbst Delegiertenversammlungen zu korrigieren. Er macht davon übrigens im steigenden Maß Gebrauch, ohne daß dabei die Zahl ungültiger Stimmen auffallend steigt. Ich begrüße deshalb diese Möglichkeit – wenn auch nicht immer die Ergebnisse.

Blick: Die meisten Wahlzettel werden aber wohl daheim und nicht erst in der Wahlkabine ausgefüllt?

O.D.: Das läßt sich bei diesem doch etwas komplizierten System nicht vermeiden. Ich meine dennoch, daß sich die Nachteile in Grenzen halten und vernachlässigt werden dürfen, insbesondere wenn man vom mündigen Wahlbürger ausgeht.

Blick: Mit welchem Ereignis fühlen Sie sich in Ihrer 16jährigen Amtszeit am stärksten verbunden?

O.D.: Mit der Stadterweiterung. Neubauten, Sanierungen, bedeutende Veranstaltungen und vieles andere mehr, das ist zwar alles wichtig; aber daß Karlsruhe in den 70er Jahren als einzige Stadt mit über 200 000 Einwohnern in Baden-Württemberg sich in nicht geringem Maße erweitern konnte, das war schon etwas Besonderes. So konnten wir den Auszehrungsprozeß mindern, gewannen neues Bau- und Gewerbegelände und konnten die nun eingegliederten Orte mit Rechten und Pflichten an den Initiativen einer größeren Kommune teilnehmen lassen. Das ging alles nicht ohne Werben, Eingehen, Verhandeln, Gewinnen, ja auch Erstreiten. Doch solch einschneidende Durchbrüche, wie sie in Jahrzehnten nur selten geschehen, sind Anstrengungen wert.

Da man sich treu an Verträge und die Zusagen hielt, die bei den Verhandlungen fixiert wurden, klangen temporäre Emotionen bald ab, und es hat eine rasche Befriedigung stattgefunden. Heute, 20 Jahre später, kann jedermann erkennen, daß die Anstrengungen in den 70er Jahren richtig gewesen sind – richtig, weil sie den Fortschritt und die Vernunft auf ihrer Seite hatten.

Die Fragen stellte Leonhard Müller

Walther Wäldele

Erster Bürgermeister a. D.



Blick: In Ihrer über vier Jahrzehnte anhaltenden Aktivität in Politik und Verwaltung hat Sie kein anderes Thema so kontinuierlich beschäftigt wie die Jugendarbeit. Welche Grundprobleme gab es zurückblickend für die Jugendarbeit nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches, das die Jugend für seine Ideologie mißbraucht hatte?

W.W.: Wie viele junge Männer meines Jahrgangs bin ich im April 1939 zum Arbeitsdienst und anschließend zum Militär eingezogen worden und im April 1946 aus der Kriegsgefangenschaft nach Karlsruhe zurückgekommen, Die Bewältigung von Hunger und Wohnungsnot war in den ersten Nachkriegsjahren eine Hauptaufgabe. Dazu kamen die Sorgen um Arbeitsplätze und Ausbildungsstellen. Unter solchen Verhältnissen konnte es kaum eine Jugendgruppenarbeit mit Heimabenden und Lagerfeuer- und Zeltlagerromantik geben. Es ist deshalb auch zu verstehen, daß nur wenige Frauen und Männer bereit sein konnten, sich als Jugendleiter zur Verfügung zu stellen. Trotzdem wurde in unseren Städten und Gemeinden mit Jugendarbeit begonnen.

Blick: War die Gründung des Stadtjugendausschusses im Jahre 1951 auch ein Ausfluß amerikanischer Vorstellungen von Jugendarbeit, und welchen Einfluß nahm die Besatzungsmacht?

W.W.: Schon zu Beginn meiner Tätigkeit als Jugendgruppenleiter im Jahre 1947 hatte ich mehr oder weniger regelmäßig Kontakte mit Jugendleitern anderer Organisationen. Wir trafen uns auf Einladung des damaligen Oberstadtschulrates Hang im Stadtschulamt – einem wenig zerstörten Gebäude –, um über aktuelle Fragen zu sprechen. Insbesondere aber, um hin und wieder staatliche und städtische Gelder für die Jugendarbeit zu verteilen. Diese Zusammenkünfte von Karlsruher Jugendverbandsvertretern waren recht unverbindlich. Allerdings gab es schon damals als Zusammenschluß der Karlsruher Jugendorganisationen den Jugendring, der bereits im Juni 1949 eine Jugendfestwoche veranstaltete. Außerdem existierte ein Jugendausschuß im Jugenderziehungswerk Karlsruhe und ab 1948 ein Kreisjugendausschuß. Diese Einrichtungen waren nach dem Kriege die von den damals tätigen Jugendvertretern geschaffenen Sprachrohre der Karlsruher Jugend gegenüber den deutschen Behörden und gegenüber der Militärregierung. In diesen Jahren des Neubeginns wurde die Jugendarbeit von dem Wunsch nach geeigneten Jugendgruppenräumen bestimmt.

Keine der neugebildeten Jugendorganisationen konnte einfach dort beginnen, wo am Ende des Krieges die „Staatsjugend" aufgehört hatte zu existieren. Es war aber auch

nicht möglich, die Jahre 1933–1945 aus der „Geschichte der Jugend" auszulöschen und ohne weiteres an die Tradition der Jugendbewegung vor der „Machtübernahme", anzuschließen. Zwangsläufig mußten neue Formen der Jugendarbeit entwickelt und die Generation neuer Jugendleiter auf diese Aufgabe vorbereitet werden. Der Karlsruher Jugend wurde dabei von der amerikanischen Besatzungsmacht nicht nur materielle Unterstützung zuteil, sondern auch im Rahmen von Jugendclubs ein vielseitiges Programm angeboten. Von besonderer Bedeutung für die Jugendorganisationen waren die von den Amerikanern für uns veranstalteten Jugendleiterschulungen. Die Zusammenarbeit zwischen den zuständigen amerikanischen Stellen und den für die Jugendarbeit verantwortlichen deutschen Institutionen blieb nicht frei von Reibungen und Spannungen. Aber gerade deren Bewältigung hat den „demokratischen Lernprozeß" erheblich befruchtet. Mit dem Abstand von fünf Jahrzehnten ist zu sagen, daß die Amerikaner in den Nachkriegsjahren für die deutsche Jugend sehr viel getan haben und ohne ihre Hilfe auch in der Jugendarbeit in Karlsruhe sich vieles wesentlich langsamer entwickelt hätte und manches garnicht gegangen wäre.

Trotz ausgezeichneter Kontakte und gegenseitiger Informationen zwischen den Karlsruher Jugendorganisationen gab es manches Nebeneinander und Verzetteln von Kräften. Auch bei Gesprächspartnern und Behörden wurde immer wieder eine gemeinsame von der Jugend autorisierte Ansprechstelle vermißt. Deshalb habe ich 1950 in den verschiedenen Karlsruher Jugendgremien dafür plädiert, eine von allen gemeinsam getragene und anerkannte Vertretung der Karlsruher Jugend ins Leben zu rufen. Im März 1951 war es dann soweit. Der Stadtjugendausschuß Karlsruhe konnte sich konstituieren. Im Gegensatz zu den ersten Nachkriegsjahren brauchten wir dazu keine Genehmigung der Besatzungsmacht mehr. Die Vollversammlung des Stadtjugendausschusses hat mich von 1951 bis 1964 zum Vorsitzenden gewählt. Naturgemäß habe ich mich, nachdem ich 1964 zum Bürgermeister gewählt wurde, in den zwei Jahrzehnten als Jugenddezernent dem Stadtjugendausschuß besonders verbunden gefühlt. Dabei war es selbstverständlich, Eigenständigkeit und Selbstverwaltung des Stadtjugendausschusses zu fördern, aber auch zu respektieren.

Blick: In der zweiten Hälfte der 60er Jahre hat sich auch in Karlsruhe unter anderem mit einer Jugendgruppe im Basler-Tor-Turm in Durlach eine kritische junge Generation zu Wort gemeldet. Wie sind die offiziellen Stellen in Karisruhe damit umgegangen und welche Auswirkungen hatte diese 68er-Bewegung auf die städtische Jugendarbeit?

W. W.: Noch Ende der 50er Jahre konnte ich anläßlich einer Berichterstattung im damaligen Jugendwohlfahrtsausschuß des Gemeinderats von einer „staatsbejahenden Jugend" sprechen. Die Entbehrungen und Schwierigkeiten der unmittelbaren Nachkriegsjahre haben m. E. bei der Jugend ein Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl bewirkt, das heute kaum nachvollziehbar ist. In den folgenden Jahren des Wirtschaftswunders war eine neue junge Generation herangewachsen! Deren recht selbstbewußtes Anspruchsdenken in Verbindung mit teilweise extremen Ausdrucks- und Verhaltensformen überraschten unsere Gesellschaft und stellten uns vor neue Aufgaben. Dabei war eine durchaus positiv zu bewertende „Aufbruchstimmung" bei den jungen Menschen spürbar zu erkennen. Mit den später „Die 68er" genannten jungen Männern und Frauen konnten wir „Etablierten" jedoch nur selten wirkliche Gespräche führen. Vor allem gab es in den sich „autonom" nennenden Gruppierungen kaum wirkliche Verhandlungspartner. Wenn

es da und dort einmal zu einem Besprechungsergebnis mit Sprechern solcher Gruppen gekommen war, traten schon Stunden später andere Sprecher mit anderen Vorstellungen auf. Darüber hinaus hatte ich den Eindruck, daß kein einzelner dieser „Autonomen" bereit war oder bereit sein durfte, Verantwortung z. B. gegenüber einem Vertragspartner zu übernehmen. Nach meiner Erinnerung wurde der Basler-Tor-Turm schon 1968 der Deutschen Jungenschaft als Jugendheim in Selbstverwaltung übergeben. Dieser Versuch, ein „autonomes Heim" einzurichten, ist schließlich gescheitert an völlig überzogenen Vorstellungen von gruppenorientierter Eigengesetzlichkeit, die zur Gesetzlosigkeit ausartete. Nachdem wir im Basler-Tor-Turm versucht hatten, einvernehmlich wieder geordnete Verhältnisse herzustellen, sahen wir im Bürgermeisteramt keine andere Möglichkeit mehr, als den Turm Ende Juli 1969 nach einem entsprechenden Gerichtsurteil polizeilich räumen zu lassen.

Der Stadtjugendausschuß nahm in diesen Monaten eine klare Position ein: Selbstverwaltung – JA, Gesetzlosigkeit – NEIN. Natürlich haben die Erfahrungen mit den „68ern" auch den Stadtjugendausschuß veranlaßt, Arbeitsmethoden und Arbeitsinhalte immer wieder zu überprüfen und, wo erforderlich, neu zu gestalten: Das „Prinzip Demokratische Selbstverwaltung" hat damals eine nicht leichte Bewährungsprobe hervorragend gemeistert.

Blick: Im Jahre 1969, als die Auseinandersetzungen mit der jungen Generation in Karlsruhe ihren Höhepunkt erlebten, konnten Sie im benachbarten Frankreich in Baerenthal die Jugendfreizeit- und Bildungsstätte, als deren Gründungsvater Sie gelten, ihrer Bestimmung übergeben. Wie schätzen Sie heute aus der Rückschau von 40 Jahren die Bedeutung und Wirksamkeit von „Baerenthal" für die Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich ein und welche wesentlichen Aufgaben hat „Baerenthal" in der Zukunft?

W. W.: Das Jugendzentrum Baerenthal hat unter den zahlreichen Initiativen des Stadtjugendausschusses einen besonderen Stellenwert. In den Jahren meiner Tätigkeit als Vorsitzender des Stadtjugendausschusses war es immer mein Anliegen, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Jugendverbände unter dem Dach des Stadtjugendausschusses – selbstverständlich unter Wahrung ihrer Eigenständigkeit – zu vertiefen. Die erste Gemeinschaftsaufgabe hieß „Heim und Herberge für die Jugend". Mit Eröffnung des Jugendheims am Engländerplatz 1954 war dieses erste Ziel erreicht. Ab 1956 haben als nächste Gemeinschaftsaufgabe einige hundert Karlsruher Jugendliche alljährlich viele tausend Arbeitsstunden geleistet, um die beiden deutschen Soldatenfriedhöfe in der Vogesengemeinde Baerenthal zu pflegen. Daraus ist dann die bedeutende Gemeinschaftsaufgabe „Jugendzentrum Baerenthal" als „Projekt der vielen Möglichkeiten" entstanden. In dieser Zeit wurde es für die Karlsruher Jugendgruppen immer schwieriger, für die Durchführung von Zeltlagern geeignete Plätze zu finden. Deshalb versuchte der Stadtjugendausschuß, im Schwarzwald einen Zeltlagerplatz zu kaufen oder zu mieten. Das ist aber – vor allem aus Kostengründen – nicht gelungen. Da war es naheliegend, nun auch Baerenthal – wenn auch im Ausland gelegen – in die diesbezüglichen Überlegungen einzubeziehen. Zumal ja dort seit 1956 alljährlich für die Kriegsgräberpflege Zeltlager veranstaltet wurden. Der Stadtjugendausschuß beschloß 1959 einmütig, in Baerenthal zunächst einen großen Zeltlagerplatz und später ein Jugend- und Begegnungszentrum einzurichten. Zu den Lagern für die Kriegsgräberpflege kamen ab 1961 „Aufbaulager" für das neue Projekt. Meine persönlichen Eindrücke aus den ersten Begegnungen mit Bürgern der vom Krieg

stark in Mitleidenschaft gezogenen französischen Gemeinde werden unvergessen bleiben. Die Teilnehmer jener Zeltlager konnten damals auf den einfachen Holzkreuzen der Soldatengräber lesen, daß die Gefallenen der Jahre 1944 und 1945 gerade 20 Jahre alt waren, als sie aus dem Leben gerissen worden waren. Vielleicht war gerade dieses Erleben entscheidend für den Willen, sich zur deutsch-französischen und internationalen Verständigung und Freundschaft zu bekennen. In den folgenden Jahren wurde Baerenthal zu einem gern angesteuerten Ziel für Jugendgruppen.

Dank der aufgeschlossenen Berichterstattung in den Medien begann Baerenthal bereits in jener Zeit, für die Karlsruher Bevölkerung ein Begriff zu werden. So entwickelten sich vielseitige persönliche Kontakte, und auch so manche Freundschaft wurde geschlossen. Baerenthal entwickelte sich hervorragend und konnte im Laufe der Jahre erweitert werden. Zahlreiche nationale und internationale Begegnungen in der heutigen Jugendfreizeit- und Bildungsstätte sind nach meiner Überzeugung den jeweiligen Teilnehmern in prägender Erinnerung geblieben. Eine politische Wertung der Jugendarbeit kam in einem Grußwort des Bürgermeisters von Baerenthal, Edourd Jund, 1993 zum Ausdruck: „Baerenthal hat mit dem Karlsruher Jugendzentrum am Robert-Schumann-Platz eine ehrenhafte Stelle in der Familie der freien Völker Europas eingenommen." Ein besseres Zeugnis kann der in Baerenthal seit Jahr und Tag gelebten und erlebten deutsch-französischen Freundschaft nicht ausgestellt werden.

Die Zukunft Baerenthals ist nach meiner Meinung auf Jahre gesichert!

In einem vor kurzem herausgegebenen Prospekt des Stadtjugendausschusses „Baerenthal 2000" umreißt der heutige Vorsitzende die Aufgaben wie folgt: „Auf der sicheren Grundlage einer lebendigen Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland werden wir Menschen aus verschiedenen Regionen Europas eine Stätte des friedlichen und harmonischen Zusammenlebens bieten. Wir werden uns der permanenten Diskussion stellen, damit die Jugendfreizeit- und Bildungsstätte sowohl Wegbereiter neuer Ideen sein, als auch bewährte, erfolgreiche Konzepte weiterführen kann."

Dies ist wohl der richtige Weg für „Baerenthal", auf dem meine besten Wünsche den Stadtjugendausschuß begleiten.

Die Fragen stellte Manfred Koch

Biographien

Karoline von Günderrode (1780–1806)

Die Dichterin Karoline von Günderrode gilt vielen als die romantische Frau schlechthin, und das weniger wegen ihres Werkes als vielmehr wegen ihres Todes. Am 11. Februar 1780 kam sie in Karlsruhe zur Welt und erdolchte sich, nur 26 Jahre alt, am 26. Juli 1806 in Winkel am Rhein. Sie hinterließ ein schmales Werk – Gedichte, Dramolette, Briefe –, das lange Zeit in Vergessenheit geriet. 1840 veröffentlichte Bettina von Arnim, geb. Brentano, den Briefroman „Die Günderrode", der den von ihr überarbeiteten Briefwechsel zwischen den beiden Frauen enthält. 1920 erschien dann das dichterische Gesamtwerk der Günderrode, 1978 gab Christa Wolf ausgewählte Schriften der Dichterin heraus. Wolfs einleitender Essay war der erste Versuch, die Günderrode aus dem Bild der in schwärmerischer Sentimentalität aufgelösten Romantikerin zu befreien, in die die Nachwelt die Dichterin gesperrt hatte. Sie zeichnet dagegen eine junge Frau, deren Leben durch einen nüchtern-klaren Blick auf ihre Zeit und ihre eigenen Möglichkeiten geprägt war. Schon 1801 schrieb die Günderrode an Gunda Brentano: „Ich habe keinen Sinn für weibliche Tugenden, für Weiberglückseligkeit" und meldete damit einen Anspruch an ein Leben an, den ihr ihre Zeit nicht erfüllen wollte.

Karoline kam als erstes von sechs Kindern des markgräflichen Kammerherrn Hector Freiherr von Günderrode auf die Welt. Der Vater starb, als Karoline sechs Jahre alt war. Die Mutter zog mit ihren Kindern nach Hanau. Als 17jährige wurde das verarmte Fräulein von Günderrode in einem Frankfurter Stift für unverheiratete adlige Damen aufgenommen. Hier in Frankfurt und auf Reisen erwarb sie einen Freundeskreis, zu dem Bettina und Clemens Brentano, Carl von



Savigny und Lisette Nees von Esenbeck zählten. Sie widmete sich dem Studium der Geschichte und Philosophie und las die Werke ihrer Zeitgenossen Goethe, Schiller, Hölderlin usw. Im August 1804 lernte sie den Altertumswissenschaftler Friedrich Creuzer kennen. Die Liebe der beiden blieb unglücklich, denn Creuzer war schon verheiratet. Doch gab es Momente in ihren Begegnungen, die es möglich scheinen ließen, als könnte man Liebe und Arbeit verbinden. Die Günderrode hatte schon unter dem Pseudonym „Tian" – weibliche Autorschaft war damals kaum denkbar – „Gedichte und Phantasien" veröffentlicht. Creuzer nun machte sich daran, die Publikation eines weiteren Bandes vorzubereiten, der unter dem Pseudonym „Jon" erscheinen sollte. Als er dann, weil er seine Ehe nicht auflösen konnte, im Juli 1806 die Beziehung zu der Günderrode beendete, bedeutete dies für die

Frau nicht nur das Ende einer Liebe, sondern letztlich auch das Ende ihrer Möglichkeiten als Dichterin. Und das vor allem wollte sie sein. 1804 schrieb sie in einem Brief an Clemens Brentano: „Denn immer neu und lebendiger ist die Sehnsucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen, ... die würdig sei, zu den Vortrefflichsten hinzutreten, sie zu grüßen und Gemeinschaft mit ihnen zu haben." Für eine Frau damals ein maßloser Wunsch. Über ihren Tod meinte die Freundin Lisette Nees: „Sie fiel, ein Opfer der Zeit, mächtiger in ihr wirkender Ideen ... eine unglückliche Liebe war nur die Form, unter der dies alles zur Erscheinung kam." Auch andere Zeitgenossen – Hölderlin und Kleist z. B. – scheiterten an ihrer Zeit. Die Günderrode gehört, wie Anna Seghers meinte, in ihre Kreise – jenseits aller „Weiberglückseligkeit". *Susanne Asche*

Helmuth Klotz (1894–1943)

Nur selten wird einem Lebensweg nachgegangen werden können, der so dramatisch, so exemplarisch verlaufen ist wie der des Dr. Helmuth Klotz. Dramatisch deshalb, weil die Stationen seines Lebens oft einer zwingenden Notwendigkeit zu gehorchen scheinen, exemplarisch, weil sein Weg die Zeit des politischen Ungeistes erkennen läßt, der das Leben von Helmuth Klotz ausgelöscht hat.

1909 kommt der Vater, Dr. jur. Adolf Klotz, als großherzoglich-badischer Verwaltungsgerichtsrat mit seiner Frau und den Kindern Erika und Helmuth nach Karlsruhe. Der 1894 geborene Helmuth konnte, da die Einberufung als Seekadett der Kaiserlichen Marine vorlag, die Abiturprüfung an der Helmholtz-Oberrealschule vorzeitig ablegen.

Als hochdekorierter Offizier der Kaiserlichen Marine beginnt Helmuth Klotz sofort nach Kriegsende ein Studium. Rostock, Freiburg und Frankfurt sind die Studienorte, bereits 1921 wird Helmuth Klotz in Frankfurt zum Doktor der Staatswissenschaften promoviert.

1922 reist Klotz als Vorsitzender der Deutschvölkischen Freiheitspartei in Frankfurt nach München zu Hitler. Mit Handschlag besiegelt er mit Hitler ein Bündnis, das verhängnisvoll wird. Wie viele junge Weltkriegsteilnehmer trieben auch ihn Enttäuschung und Verbitterung über den vermeintlichen Verrat der „Novemberverbrecher" in die Arme der Völkischen".

Die Teilnahme am Hitlerputsch am 9. November 1923 ist eine der Notwendigkeiten in seinem Leben. Die Ernüchterung während der Haft in Landsberg, das „Kennenlernen" Hitlers und die anschließende Trennung von ihm und seiner Partei markiert die nächste Station. Klotz hat erkannt, daß Hitler den Sozialismus nur als Mittel zum Zweck der Massengewinnung auf seine Fahnen geschrieben hat, aber keinesfalls gewillt war, ihn zu verwirklichen. Gar manche Feinde hat sich Klotz durch seine Abkehr von der NSDAP bereits zugezogen, Hitler, Göring, Rosenberg und Streicher.

Klotz wird zu einem unerbittlichen Gegner der sich immer ungezügelter zeigenden NSDAP. Dr. Goebbels versucht durch üble Verleumdungen diesen seit 1929 zur SPD gehörenden Neuorganisator der Gegenpropaganda mundtot zu machen. Zum Ärger des späteren Reichspropagandaministers erweisen sich die Unterstellungen stets als Lügen, und Goebbels bleibt ein weiterer Hasser.

Als Klotz 1932 die „Röhm-Briefe" für die SPD unter seinem Namen veröffentlicht und

sogenannte „Ehrenranglisten" der führenden Männer in der NSDAP herausgibt, die die schändlichen Verfehlungen bis hin zu Mordtaten anprangern, verprügeln vier Reichstagsabgeordnete der NSDAP ihren Widersacher Klotz im Foyer des Reichstages.

Im Februar 1933 flieht Klotz nach Prag. Im Mai desselben Jahres beginnt für Helmuth Klotz und seine Frau Maria in Paris die bittere Zeit eines Lebens im Exil. Klotz schweigt nicht; das „Tagebuch eines Reichswehrgenerals", ein „Weißbuch" über die Morde des 30. Juni 1934, „Der neue deutsche Krieg" waren Veröffentlichungen, die die Nationalsozialisten stark beunruhigten. Die Zusammenarbeit mit Max Braun, dem saarländischen Gegner Hitlers, der wiederholte Versuch zur Bildung einer Volksfront und einer Deutschen Legion sind die vorletzten Stationen des Helmuth Klotz im Kampf gegen Hitler.

Im Juli 1940 wird Helmuth Klotz von der Vichy-Regierung der Gestapo ausgeliefert.



KZ Sachsenhausen und Plötzensee sind die letzten Stationen auf seinem Weg. Haßerfüllt verkündet Roland Freisler in seinem ersten Prozeß dem Angeklagten das Todesurteil. Am 3. Februar 1943 stirbt Helmuth Klotz in Plötzensee. „In mir ist kein Gefühl der Anklage gegen meine irdischen Richter ... Die Stunde ist gekommen ... Gott segne Dich meine Maria", ist in seinem letzten Brief an seine Frau zu lesen. *Herbert Linder*

Georg Bredig (1868–1944)

Fritz Haber unterschied einmal bei den Wissenschaftlern „Nomaden" und „Ackerbauern": Erstere streiften auf ihrem Fachgebiet umher und entdeckten Neuland; letztere aber machten es urbar. In Habers schlesischem Landsmann Georg Bredig, 1868 in Glogau geboren, begegnet uns der hart arbeitende Ackersmann. Er gehörte noch zur ersten Generation derer, die das gerade entdeckte Neuland umbrachen – hier das Terrain der Physikalischen Chemie, das sich hinter der organischen und anorganischen Chemie auftat.

In dem Leipziger Physikochemiker Ostwald, gewissermaßen einem der „Nomaden", fand der Doktorand und Assistent einen erstklassigen Lehrmeister. Doch das genügte Bredig noch nicht, und er holte sich zusätzliche Kenntnisse bei vergleichbaren Kapazitäten in Amsterdam, Paris und Stockholm ein, bei van t'Hoff, Berthelot und Arrhenius. Er war längst gut bekannt, als er 1911 für die Nachfolge auf den renommierten Karlsruher Lehrstuhl für Physikalische Chemie und Elektrochemie im Gespräch war. Die sehr wählerische Fakultät zögerte nicht, Bredigs Berufung mit überschwenglichen Bewertungen vorzuschlagen: Breite und Tiefe seines Wissens, augenfällig in den bemerkenswert vielen wissenschaftlichen Veröffentlichungen, sowie die Zahl seiner Schüler flößten ihr Respekt ein. Bredig erhielt



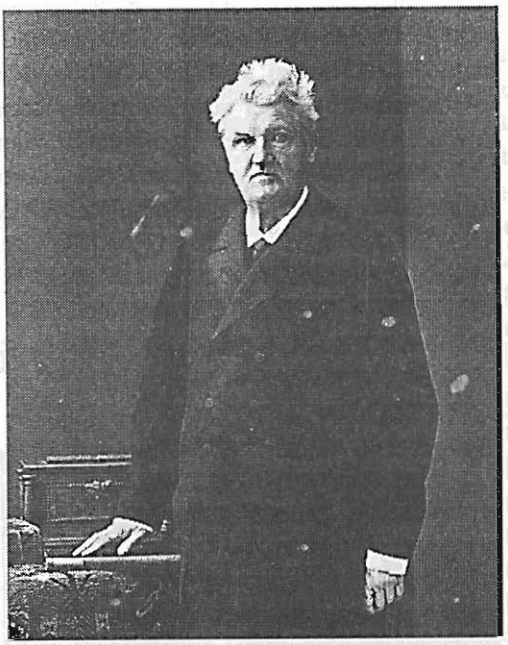
den Ruf und nahm ihn anstandslos an.

Die Karlsruher Idylle währte nur kurz: Der Kriegsausbruch von 1914 erschütterte den sensiblen Forscher zutiefst. Zuviel verdankte er den geistigen Reichtümern Europas, dem Humanismus zumal, als daß er ihre nachhaltige Beschädigung oder ihren Verlust je hätte verwinden können. Der vermeintlich stille Gelehrte fühlte sich daher bald zu politischen Bekenntnissen gedrängt: Er ließ sich eine pazifistische und demokratisch-republikanische Einstellung anmerken, und wenn es sein mußte, tat er es deutlich wahrnehmbar. Etwa 1919/ 20, als er gegen die antisemitischen Aufwallungen in der Karlsruher Studentenschaft entschieden Front machte, oder 1922/23, auf dem Höhepunkt der politischen Wirren in Deutschland, als er das schwierig gewordene Rektoramt versah.

Die letzten Jahre seiner aktiven Professorenzeit wurden bereits von den Folgen mehrerer Operationen überschattet. Es sollte aber noch schlimmer werden: 1933 bekam er den explodierenden Antisemitismus mit aller Wucht zu spüren. Sogar aus seiner nächsten Umgebung stammten einige der ebenso dummen wie gehässigen Denunziationen. Bredig wehrte sich tapfer; Kollegen und Schüler suchten ebenfalls, die Anschwärzer zum Schweigen zu bringen. Doch es genügte, daß Bredig Jude war, was er nie verhehlt hatte. Demgegenüber wog sein wissenschaftlicher Ruf nichts mehr – die zweifache Ehrendoktorwürde, die Mitgliedschaften in in- und ausländischen Akademien, von anderen Ehrungen ganz zu schweigen. Nur mit Mühe vermochte Bredig seine Entlassung abzuwenden und die ordnungsgemäße Emeritierung durchzusetzen. Für dieses Recht mußte er – es ist unfaßbar – sich schriftlich verpflichten, „der deutschen Regierung keinerlei Schwierigkeiten zu machen".

Leider vereinsamte Bredig schnell. Seine Frau war schon gestorben, die beiden Kinder emigrierten bald in die USA, im übrigen schloß er sich verängstigt gegen seine Umwelt ab. Im Sommer 1939 gestattete man ihm die Übersiedlung nach Holland, und im März 1940 genehmigte ihm das Reichserziehungsministerium (einstweilen bis 1942), zu seinen Kindern zu ziehen. So entging Bredig mit knapper Not der deutschen Besetzung Hollands, 1944 beschloß er in New York, gebrochen und verarmt, sein ehedem glanzvolles Gelehrtenleben. *Klaus-Peter Hoepke*

Wilhelm Nokk (1832–1902)



Bei seiner Verabschiedung 1901 war er siebenmal zu Dr. h.c. und außerdem zum einzigen „Ehrendiplomingenieur" jenes Polytechnikums ernannt worden, das unter seine Ägide 1885 zur Technischen Hochschule erhoben wurde, und der Stadt Karlsruhe blieb er als Ehrenbürger verbunden.

1832 als Sohn eines Gymnasialprofessors in Bruchsal geboren, trat er 1860 nach einem Rechtsstudium in den badischen Staatsdienst ein. Als Sekretär des neuerrichteten Oberschulrats geriet er mitten in den Kulturkampf, und so wirkte er am ersten deutschen Schulaufsichtsgesetz 1864 mit, in dem der Staat die Funktion der geistlichen Aufsicht in den Volksschulen übernahm. Als Referent in Kirchensachen im Innenministerium erlebte er den Aufstieg seines Freundes Jolly zum Minister, dem er eng verbunden blieb, wenn auch als Katholik weniger stringent in seinen Maßnahmen als sein kombattanter protestantischer Vorgesetzter. Die Mitarbeit am „Kultur-Examensgesetz" – staatliche Pflichtprüfungen für junge Theologen –, das Ringen um die Ortsschulräte, die der bald sich formierende politische Katholizismus ablehnte, und manch andere, nicht gerade liberale Aktionen der Nationalliberalen, für die er 1867–70 ein Abgeordnetenmandat in der II. Kammer wahrgenommen hatte, machten ihn auch in Preußen bekannt. Doch das „Babylon" Berlin schreckte den Karlsruher ab und zudem die 1 000 Gulden minderen Jahreseinkommens, um als Vortragender Rat unter Bismarck seine Kulturkampferfahrungen einzubringen. Sein Bleiben wurde 1874 mit dem Direktionsposten des Oberschulrats belohnt, wobei er entgegen der üblichen Verwaltungspraxis auch noch die Aufsicht über die Hochschulen behielt, eines seiner Steckenpferde. Das Simultanschulgesetz erregte weite Teile der Bevölkerung in einem Maße, daß Großherzog Friedrich I. Jolly entließ und Abstand davon nahm, daß die Mehrheitsfraktion auch die Minister stellte. 1881 wurde nach einer Neuordnung der Staatsregierung Nokk Minister für Justiz und Kultur für zwei Jahrzehnte, 1893 Präsident des Staatsministeriums, also Regierungschef. Seiner vorsichtigen, taktvollen Art verdankte er es – bei aller Loyalität gegenüber der Krone – die Kulturkampfgesetzgebung langsam abbauen zu können. Partner war ihm dabei der neue Erzbischof Orbin, der nach 14jähriger Vakanz dem Freiburger Ordinariat vorstand. Bedenkt man, daß 1874 ein ganzer Jahrgang junger Priester in Haft genommen worden war, über 400 Pfarreien unbesetzt blieben und katholische Bevölkerungsteile unversöhnt dem badischen Staat gegenüberstanden, so verdient das friedensstiftende Werk des breit gebildeten, bescheidenen und unermüdlich fleißigen Wilhelm

Nokk jene Anerkennung, die ihm die Nachwelt zollte, während er freilich in den Kampfjahren Gegner in beiden Lagern fand. Auch mit seinem Großherzog mußte er ringen, der ihm 1899 schrieb: „Die Schwarzen und die Roten sind noch schlimmere Feinde als der Gegner von 1870", so einem Nachlaß zu entnehmen, den jüngst das Generallandesarchiv angekauft hat. Die Neuzulassung der Männerklöster wurde in Baden sogar erst kurz vor Ende des Ersten Weltkriegs zugelassen, weil man bestimmte Institutionen immer noch zu den „Reichsfeinden" zählte und auch Katholiken es schwer machte, in führende Positionen zu gelangen. Daß ein wahrlich Liberaler wie Nokk, der dem Doktrinarismus eines nationalliberalen Lagers sehr skeptisch begegnete, tiefe Gräbern zuschütten half, ist von all seinen Meriten am meisten zu schätzen.

Leonhard Müller

Magdalena Neff geb. Meub (1881–1966)



Als im September 1893 das erste Mädchengymnasium Deutschlands in der Sophienstraße 12 eröffnet wurde, war unter den Schülerinnen, die gleich den Jungen eine humanistische Schulbildung erhalten sollten, auch die zwölfjährige Magdalena („Lina") Meub. Im Gegensatz zu vielen anderen Mädchen, die aus allen Teilen Deutschlands kamen, wurde ihr die Chance in ihrer Heimatstadt Karlsruhe geboten. Ihre Eltern – der Vater war Bäckermeister – bewiesen mit der Entscheidung, ihrer Tochter eine Mädchen bisher verwehrte Schulbildung zu ermöglichen, viel Mut und Weitblick. Nach Jahren angestrengten Lernens – die Schülerinnen, die z. B. Latein in kürzester Zeit nachlernen mußten, waren anfangs mißtrauisch beobachtete Objekte nicht nur pädagogisch-behördlicher Neugier – legte Lina zusammen mit drei anderen Mädchen am 19. Juli 1899 als erste nicht externe Abiturientinnen die mündliche Abschlußprüfung ab.

Sie entschied sich, Apothekerin zu werden. Wie lange üblich, gehörte dazu erst eine praktische Ausbildung in der Apotheke. Ein Zeitgenosse bewertete ihren Eintritt in die Krauss'sche Apotheke in Elzach als „allererste gleich den jungen Männern vorbereitete Elevin" zum "Beginn einer neuen Ära". Die Pionierin in einem Berufsfeld, in dem heute sehr viele Frauen arbeiten, erhielt in Elzach eine gute Ausbildung und bestand nach zweijähriger Lehrzeit die Gehilfenprüfung mit „sehr gut". Drei Gehilfenjahre in Lichtenthal, Karlsruhe und Kehl schlossen sich an.

Für Frauen war es damals extrem schwer, eine Lehr- und Gehilfenstelle zu finden. Sie

trafen auf die Zurückhaltung, ja Ablehnung von Lehrherren und Behörden, in vielen Teilen des Kaiserreichs wurden die Frauen nicht zur Gehilfenprüfung zugelassen. Im Großherzogtum Baden und im Königreich Württemberg waren die Bedingungen noch am günstigsten (offizielle Zulassung 1899). Viele Apothekenbesitzer zogen es vor, Männer einzustellen oder erwarteten von den Frauen Sonderdienste. Lina Meub empörte sich einmal: „Die übrigen betrachten ein Engagement offenbar als ein Gnadengeschenk und stellen Bedingungen, daß einem vor Verwunderung die Haare zu Berge stehen... Unter anderem wollte er Auskunft über meine Stellung zur Hausfrau und deren Arbeitsfeld. Wir sollen also offenbar in unserer ohnehin knapp bemessenen freien Zeit uns mit Haushaltungsarbeiten, Wäsche in Stand halten u. dgl. beschäftigen?"

Die damaligen Jungapothekerinnen waren sich ihrer Vorreiterrolle sehr bewußt. Sie standen untereinander in Kontakt und gründeten auf Initiative Lina Meubs und Sophie Wißmars, einer anderen angehenden Apothekerin, einen streng organisierten Berufskreis. In ihren Rundbriefen schufen sich die Pionierinnen, die vielfältigen persönlichen und praktischen Problemen ausgesetzt waren, eine sehr moderne Form der Selbstvergewisserung, der gegenseitigen Beratung und Unterstützung. Die Briefe dieser Aktion werden von Rüdiger Rombach, Enkel Lina Meubs und Apotheker wie sie, aufbewahrt. Nach Abschluß ihrer Gehilfenjahre begann Meub 1904 ein viersemestriges Pharmaziestudium an der Technischen Hochschule Karlsruhe. Auch die Studienjahre waren geprägt von harter Arbeit, großem Einsatz und wenig komfortablen Verhältnissen. Das Staatsexamen bestand die Karlsruher Abiturientin mit „sehr gut". Sie heiratete einen Kollegen, den Apotheker Adolf Nett. Die Eheleute erwarben die Löwen-Apotheke in Ehingen an der Donau und führten sie gemeinsam nahezu 50 Jahre lang. 1964 wurde Magdalena Neff als der ersten deutschen Apothekerin und Bahnbrecherin in diesem Beruf die Lesmüller-Medaille, die höchste Auszeichnung des Deutschen Apothekerbundes, verliehen. Magdalena Neff starb 1966. *Margarete Kraft*

Ernst Wagner (1832–1920)

In einem Nachruf auf seinen Tod am 2. März 1920 hieß es, er sei unter den Karlsruher Behördenleitern „die Exzellenz unter den Exzellenzen gewesen". So als Geheimrat geehrt, verdankt er dies Großherzog Friedrich II., dem er als Prinzenerzieher bis zu dessen Abitur verbunden war. 1832 als Sohn eines Pfarrers zwar in Karlsruhe geboren, aber in Württemberg aufgewachsen., studierte er in Tübingen Theologie, Philologie und Naturwissenschaften und begann nach Promotion und theologischen Staatsprüfungen mit dem Lehramt. Zwei Jahre war er in England Erzieher im Haus Russel, dem Außenminister der Regierung Palmerston. Nach Deutschland heimgekehrt, schlug ihn der geistige Intimus des Großherzogs Friedrich I., Professor Gelzer, als Erzieher des Erbprinzen vor, und in der eigens gegründeten „Friedrich-Schule", deren Leitung Wagner anvertraut wurde, unterrichtete der breit Gebildete sowohl moderne Fremdsprachen wie Mathematik und Naturwissenschaften. Zugleich Mitglied des Oberschulrats, nahm der Hofrat am Umbruch des badischen Schulwesens teil. Sein vertrau-



ensvolles Verhältnis zum Großherzogs-Paar war nicht ohne pädagogische Spannung, zumal er „trotz höfischem Rock mit starkem altdemokratischem Öl gesalbt war" – Erinnerungen an 1848.

Nach Großjährigkeit des Erbprinzen 1875 wurde er im Nebenamt „Großherzoglicher Conservator der Altertümer und der mit ihnen vereinigten Sammlungen", das erst 1891 sein Hauptamt wurde. Diese Sammlungen waren auf engem Raum zusammengepfercht; erst 1872 wurde nach dem Vorbild des Bayerischen Nationalmuseums jener Neubau fertiggestellt, der heute „Museum am Friedrichsplatz" heißt. Später schrieb Wagner über diesen Bau, er sei „ein Muster, wie er nicht sein sollte; der Fassade zulieb wenig Licht, allzu gleichförmige Räume ohne Beziehung zum Inhalt". Man hatte zu wenig Erfahrung mit modernen Museen und meinte, die Wände „bis an die Decke hinauf mit Sammlungsgegenständen reich auszieren" lassen zu können. Die Berichte der folgenden Jahre sind angefüllt von Wagners Bitten um eine Verbesserung der Präsentation. Die Sammlungen wuchsen nicht zuletzt durch Wagners eifrige Tätigkeit als – autodidaktischer – Archäologe in Baden, von Funden aus der Steinzeit bis zu den Merowingern, und die mehrbändige Reihe über die Fundorte zeugen vom immensen Fleiß des Oberschulrats, der Dienstreisen zu Abiturprüfungen mit Ausgrabungen verband. Dem Pädagogen war wichtig, das Museum auch als Lehrinstitut zu gestalten, und noch als 80jähriger übernahm er Führungen für Arbeiterbildungsvereine. 1881 war Wagner treibende Kraft für den „Karlsruher Altertumsverein", dem er als 1. Vorsitzender 30 Jahre diente. 1885 erreichte diese Gesellschaft einen Höhepunkt mit der Ausrichtung der 16. Versammlung der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft" in Karlsruhe. Als im November 1918 Friedrich II. das Schloß verlassen hatte, schlug man diesen Ort als Sitz des neuen „Badischen Landesmuseums" vor. Bittere Kritik übte das „Karlsruher Tageblatt" am bisherigen Zustand des Museums, das Wagner selbst nicht ohne Skepsis betrachtete, „barbarische Einrichtungen mit dem Modergeruch eines Herbariums". Seinen Antrag auf Pensionierung richtete der 87jährige an die „Vorläufige badische Volksregierung", und als er vor 75 Jahren starb, trauerten Kundige einem unbürokratischen Initiator nach, von „unnachahmlicher Heiterkeit, Schlagfertigkeit des Geistes und unbezwingbarer Liebenswürdigkeit des Auftretens."

Leonhard Müller

Fridel Dethleffs-Edelmann (1899–1982)



Früh schon stand der Berufswunsch von Fridel Edelmann fest, die 1899 in Hagsfeld bei Karlsruhe geboren wurde und hier ihre Kindheit und Jugendzeit verbrachte: Sie wollte Malerin werden. Doch ein solches Berufsziel war im frühen 20. Jahrhundert – zumal für eine Frau – keineswegs selbstverständlich und war nur unter äußerst erschwerten Bedingungen möglich. Das Studium an der Karlsruher Akademie blieb Frauen – wie auch an den meisten anderen Kunsthochschulen in Deutschland – bis 1919 verwehrt. Erst der in der Weimarer Verfassung verankerte Gleichheitsgrundsatz der Geschlechter bewirkte schließlich die generelle Öffnung staatlicher Ausbildungsinstitute.

So wurde Fridel Edelmann zunächst Privatschülerin von Wilhelm Trübner. 1916/17 besuchte sie kurzzeitig die Badische Kunstgewerbeschule und anschließend die Malerinnenschule in Karlsruhe, die 1885 unter dem Protektorat der Großherzogin gegründet worden war. In einem seit 1915 handschriftlich geführten „Arbeitskalender" äußerte sie sich 1917 wenig begeistert über den Unterricht, der ihr offensichtlich zu wenig professionell ausgerichtet war. Seit 1921 wird ihr Name in den Schülerlisten der nun „Badische Landeskunstschule" genannten Akademie in Karlsruhe geführt; sie besuchte den Unterricht im figürlichen Zeichnen bei Hermann Gehri und trat 1923 in die Graphikklasse von Ernst Würtenberger ein und wurde 1925 seine Meisterschülerin. 1928/29 folgten Studienaufenthalte in Paris und Florenz.

In den frühen 20er Jahren entstanden, oft im engen künstlerischen Austausch mit dem Maler Hans Schöpflin, zahlreiche Landschaftsbilder in der Nachfolge Hans Thomas, vorwiegend mit Motiven aus dem Schwarzwald, darüber hinaus aber auch skizzenhaft-impressionistische Aquarelle. Blumenstücke und Portraits im Stil der Neuen Sachlichkeit bilden die Schwerpunkte in der Malerei der späten zwanziger und dreißiger Jahre, die wohl die produktivste Schaffenszeit der Künstlerin gewesen sind. Anerkennung und erste Erfolge stellten sich bald ein: 1926 wurden die auf dunklem Grund gemalten „Winterastern" für die Kunstsammlungen der Stadt Karlsruhe erworben, 1930 erhielt ihr Blumenbild „Altmodischer Strauß" in der Ausstellung „Das Badische Kunstschaffen" eine silberne Medaille. Zwei Jahre später errang sie mit ihrem „Selbstportrait", das 1933 von der Staatsgalerie München angekauft wurde und heute zu den bekanntesten Arbeiten der Künstlerin zählt, den 1. Preis im Wettbewerb „Die Frau im Bilde", der vom badischen Staat und der Stadt Karlsruhe gemeinsam ausgeschrieben worden war. Selbst in der NS-Zeit hatte die Malerin Erfolge: Ihre Werke waren regelmäßig auf beachteten Ausstellungen vertreten, insbe-

sondere auf der „Großen Deutschen Kunstausstellung" in München.

1931 heiratete Fridel Edelmann den Fabrikanten Arist Dethleffs aus Isny im Allgäu und führte seither den Doppelnamen Dethleffs-Edelmann. Ihre einzige Tochter Ursula, die später ebenfalls Künstlerin wurde, kam 1933 auf die Welt. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges unternahm das Ehepaar mehrere Auslandsreisen mit einem eigens zum Atelier ausgebauten Wohnwagen. Mit den Kriegsjahren fand die künstlerische Tätigkeit jedoch zwangsläufig ein Ende – Arist Dethleffs wurde zum Kriegsdienst eingezogen, seine Frau übernahm die Leitung der Campingwagenfabrik in Isny.

Nach 1945 wandte sich Fridel Dethleffs-Edelmann einer völlig gewandelten, im Zwischenbereich von Gegenständlichkeit und Abstraktion angesiedelten Bildsprache zu. Ihr Themenrepertoire änderte sich gleichwohl nicht – auch im Spätwerk dominierten Blumenbilder und Landschaften, die die Eindrükke zahlreicher Reisen widerspiegeln. Gemeinsam mit ihrem Mann gründete sie 1947 die „Sezession Oberschwaben-Bodensee", der so bekannte Künstler wie Max Ackermann, HAP Grieshaber und Otto Dix beitraten. *Ursula Merkel*

Hermann Levi (1839–1900)



Als Nachfolger des siebzigjährigen Hofkapellmeisters Joseph Strauß, der seit 39 Jahren die großherzogliche Badische Hofkapelle geleitet hatte, verpflichtete der Theaterdirektor Eduard Devrient ab 1864 den Dirigenten der Deutschen Oper in Rotterdam Hermann Levi. Da der Großherzog Friedrich I. am 4. Oktober 1862 mit dem Gesetz über die bürgerliche Gleichstellung der Juden die Emanzipation der etwa 24 000 Juden in Baden legalisiert hatte, gab es keine Bedenken, den hochbegabten Kapellmeister, der aus einer jüdischen Rabbinerfamilie stammte, in eine exponierte Position zu berufen. Levi war allerdings im ersten Jahr mit dem seit 1854 am Hoftheater wirkenden Dirigenten Wilhelm Kalliwoda, der ebenfalls in die erste Position strebte, gleichgestellt. Nach einem einjährigen edlen Wettstreit, wobei beide in Sinfoniekonzerten abwechselnd dirigierten und als Pianisten zusammen auftraten, konnte sich Levi als der dynamischere Orchesterleiter für die leitende Chefposition durchsetzen.

Mit Levi, der bei Vincenz Lachner in Mannheim und am Leipziger Konservatorium studiert hatte, kam zum ersten Mal ein Orchesterleiter moderner Prägung nach Karlsruhe. Schon bei der Probe für seine Antrittsvorstellung „Lohengrin" bemerkte Devrient, daß der Kapellmeister nicht durchspielen ließ, sondern häufig unterbrach, um einzelne Passagen auszuarbeiten. Der Münchener

Intendant Ernst von Possart hat Levi so beschrieben: „Mit dem kurzen Emporrecken seines geistreichen Kopfes, einem Blitz des ausdrucksvollen Auges, befeuerte er die Sänger auf der Bühne, und der lebhaft wechselnde Ausdruck seines Gesichtes sprach beredter zu den Musikern, als es die pomphafte Geste eines landläufigen Kapellmeisters je vermochte." – Die Karlsruher Hofkapelle umfaßte in der Ära Levi 48 Musiker. Auf dem Repertoire standen jährlich etwa 40 Opern, aber auch bei großen Schauspielen wirkte die Hofkapelle mit; man gab „Egmont" mit der Musik von Beethoven, „Sommernachtstraum" mit Mendelssohns Bühnenmusik. Eduard Devrient bevorzugte die Opern von Gluck und Mozart, die er in eigenen Bearbeitungen aufführte. Levi, der die französische und italienische Sprache beherrschte, verbesserte das verstaubte Operndeutsch mit eigenen Übersetzungen.

Durch Levis Initiative erschienen nun die Werke Wagners immer häufiger im Karlsruher Repertoire. Unter seiner Leitung wurden 1869, wenige Monate nach der Münchener Uraufführung, „Die Meistersinger von Nürnberg" erstaufgeführt, eine Großtat des Badischen Hoftheaters, wofür jeder Mitwirkende vom Großherzog eine Extra-Gratifikation erhielt. In den 8 Jahren der Ära Levi gab es viele bemerkenswerte Neueinstudierungen, unter anderem „Alkeste", „Armida" und „Iphigenie auf Tauris" (Gluck), „Medea" (Cherubini), „Lohengrin" und „Rienzi" (Wagner), „Afrikanerin" und „Prophet" (Meyerbeer) sowie alle großen Mozart-Opern. In „Barbier von Sevilla" mit der berühmten Pauline Viardot-Garcia als Rosine stellte Levi erstmalig die Rezitative der Originalfassung wieder her. 1867 dirigierte er die Erstaufführung der Oper „Genoveva" von Robert Schumann, eine besondere Huldigung an Clara Schumann, die damals mit ihren Kindern in Baden ansässig war. Sie kam oft nach Karlsruhe, musizierte mit Levi, trat in Konzerten auf und besuchte ihren Sohn Ludwig, der hier zur Schule ging und bei der Familie des Konzertmeisters Will wohnte.

Wenn Levi mittwochs die Gastvorstellungen der Karlsruher Oper in Baden-Baden dirigierte, besuchte er die Familie Schumann und traf meist auch Johannes Brahms, der die Sommermonate in Lichtental verbrachte. Mit Brahms entwickelte sich eine innige Freundschaft, so daß der Komponist häufig bei Levi in Karlsruhe logierte, zuerst in der Herrenstraße 48, ab 1865 in der Grünwinkler Allee 1 (heute Bismarckstraße 31). Unter Levis Leitung spielte Brahms im Museumskonzert 1865 sein Klavierkonzert op. 15 mit großem Erfolg, nachdem die Uraufführung sechs Jahre zuvor im Leipziger Gewandhaus ein völliger Mißerfolg gewesen war. Brahms ließ jetzt mit Vorliebe seine neuen Werke unter Levi in Karlsruhe aufführen. So erklangen in diesen Jahren hier als Uraufführungen: 10 Liebesliederwalzer op. 52 (1869), das „Schicksalslied" (1871) und das „Triumphlied" (1872). Levi brachte 1869, kurz nach der Bremer Uraufführung, „Ein Deutsches Requiem" und erreichte, daß Brahms zur Wiederholung nach Karlsruhe kam und selbst dirigierte. Als Levi die „Matthäus-Passion" leitete, spielte Brahms den Orgelpart.

Die Freundschaft Levi - Brahms war im Grunde eine Dreierbeziehung: der dritte im Bunde war der Graphiker Julius Allgeyer, der in Karlsruhe ein Foto-Atelier unterhielt und sich mit Brahms schon zehn Jahre zuvor bei Begegnungen in Düsseldorfer Künstlerkreisen befreundet hatte. An freien Abenden trafen sich die Freunde bei der musikfreudigen Familie Veit Ettlinger in der Zähringerstraße. Sehr gerne speisten sie im Nassauer Hof, wo sie die jüdische Küche der Familie Reutlinger schätzten. Man diskutierte viel über Opernprojekte; denn Levi wollte aus Brahms unbedingt einen Opernkomponisten machen und

veranlaßte einige Autoren seiner Bekanntschaft, Libretti für Brahms zu schreiben. Der evangelische Pfarrer an der Karlsruher Stadtkirche Emil Zittel dramatisierte den alttestamentlichen Stoff „Sulamith", Allgeyer bearbeitete Calderons „Lautes Geheimnis", Anna Ettlinger verfaßte eine „Melusine". Auf Levis Anregung entwarf selbst Paul Heyse in München einen Operntext für Brahms, ohne daß es gelang, den Komponisten als Konkurrenten von Wagner für das Musikdrama zu gewinnen.

Als sich 1870 der Theaterdirektor Devrient in den Ruhestand zurückzog, strebte Levi weg von Karlsruhe. Mit dem Nachfolger Wilhelm Kaiser, der wenig Sinn für die Oper hatte, verstand er sich nicht. Einer ehrenvollen Berufung an das Bayerische Hoftheater konnte er nicht widerstehen, obwohl ihm der Großherzog dieselbe Gage wie München bot, das doppelte der bisherigen Bezüge. In München lockte ein erstklassiges Orchester von hundert Musikern und die Aussicht, neben „Tristan und Isolde „ demnächst als erstes deutsches Opernhaus Wagners „Ring" geschlossen aufzuführen. Am 5. Juni 1872 fand in Karlsruhe mit der Uraufführung des „Triumphliedes" von Brahms ein festliches Abschiedskonzert statt, bei dem der Bariton Julius Stockhausen mitwirkte, wofür Brahms eigens einige Lieder instrumentierte hatte. Clara Schumann spielte das Klavierkonzert ihres Mannes, und Levi dirigierte dazu die Achte Sinfonie von Beethoven. Damit endete glanzvoll die achtjährige Ära Levi in Karlsruhe. Mit Freund Allgeyer siedelte er nach München über, wo er als Bayerischer Hofkapellmeister und Dirigent des Bayreuther „Parsifal" internationale Reputation erwarb. *Frithjof Haas*

Großherzog Friedrich I. (1826–1907)

Das badische Herrscherhaus hat auf unübersehbare Weise Anteil an der Geschichte des Deutschen Kaiserreiches. Der badische Thronfolger Prinz Max von Baden verkündete 1918 als letzter Reichskanzler die Abdankung Kaiser Wilhelms II. Er beendete damit, was sein Onkel Großherzog Friedrich I. 1871 in Versailles als Sprecher der deutschen Fürsten mit der Proklamation Kaiser Wilhelms I. eingeleitet hatte. Anton von Werner hat diese Szene im Auftrag Friedrichs I. in einem Bild festgehalten, dessen Kopie in Baden-Baden ebenfalls versteigert wurde.

Großherzog Friedrich I. war mit einer 55jährigen Regentschaft ein „Glücksfall" für Baden. Er wurde am 9. September 1826 hineingeboren in die unruhige Zeit des Biedermeier und des Vormärz. Friedrich war der zweite Sohn des seit 1830 regierenden Großherzogs Leopold und seiner Frau, der schwedischen Prinzessin Sophie. Zusammen mit seinem älteren Bruder erhielt er eine mehr bürgerliche als militärische Erziehung. Bei seinen Studien 1843–45 in Heidelberg und im Winter 1847/48 in Bonn befaßte er sich, angeleitet durch die Professoren Häusser, Schlosser und Dahlmann, mit den Ideen des Liberalismus und des Nationalstaates. Sie bestimmten später die Leitvorstellungen seiner Regentschaft. Diese mußte er 1852 für seinen geisteskranken Bruder antreten, 1856 nahm er die Würde des Großherzogs an. Kurz danach heiratete er Luise von Preußen, die Tochter des späteren Kaisers Wilhelm I., mit der er zwei Söhne und eine Tochter hatte.

Das Großherzogspaar gewann schnell die Sympathien der Landesbewohner, und die

Skandalgeschichten um die Thronfolge der Nachfahren Großherzog Karl Friedrichs aus zweiter Ehe verstummten. Großherzog Friedrich I. gelang es, die Nachwirkungen der Revolution von 1848/49 und deren Niederschlagung durch preußische Truppen mit einer gegen jede Reaktion gerichteten Politik zu überwinden. Vertrauen bei der Bevölkerung und Autorität gewann er endgültig mit seiner Osterproklamation von 1860. Sie leitete eine „Neue Ära" der badischen Politik ein. Eine Verwaltungs- und Justizreform, die Aufhebung des Zunftzwangs und die Emanzipation der Juden brachten dem Land einen großen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Modernisierungsschub. Im Kulturkampf mit der katholischen Kirche wurde die konfessionelle Simultanschule und die Zivilehe eingeführt.



Friedrichs Eheschließung mit einer preußischen Prinzessin war auch Ausdruck seines politischen Kurses. Dieser zielte auf die Schaffung eines leistungsfähigen kleindeutschen Nationalstaates unter preußischer Führung. An dieser Haltung hielt der Großherzog trotz der 1866 durch Verträge erzwungenen Stellung gegen Preußen an der Seite Österreichs in der schleswig-holsteinischen Frage fest. Danach förderte er noch entschiedener als zuvor die Erreichung seines Lebenszieles. Daß der badische Fürst in Versailles das erste Hoch auf den deutschen Kaiser ausbrachte, hatte Symbolkraft. Wie kein anderer opferte er zugunsten der Nation eigene Souveränitätsrechte. Die badische Armee wurde preußischer Truppenteil, Baden verzichtete auf eine eigene Telegraphen- und Postverwaltung.

Die Versuche Friedrichs I., auch auf die Ausgestaltung der Reichsinstitutionen Einfluß zu nehmen, insbesondere eine stärkere Stellung der Bundesfürsten zu erreichen, blieben erfolglos. Seinem idealistischen Wollen fehlten klare Reformideen und die Fähigkeit zu machtpolitischem Kalkül. Bei aller sprichwörtlichen Liberalität blieb Friedrich I. ein Gegner des Parlamentarismus. Diese monarchischen Vorstellungen waren aber, so sein Biograph W. P. Fuchs, „längst zum Untergang reif, bevor der Sturm über sie kam". *Manfred Koch*

Luise Riegger (1887–1985)

Im hohen Alter bezeichnete Luise Riegger sich selbst einmal als ein „wandelndes Geschichtsbuch". Geboren am 7. Januar 1887, erlebte sie den Ersten Weltkrieg und das Ende des Kaiserreiches. Doch sie „erduldete" den Lauf der Geschichte nicht, sondern versuchte stets, ihn aktiv mitzugestalten. So engagierte sie sich für das

Frauenstimmrecht und, trat nach Erlangung desselben 1919 der Deutschen Demokratischen Partei bei, der sie bis zu ihrer Auflösung 1933 angehörte. Von 1922 bis 1930 war sie in Karlsruhe Stadtverordnete sowie Mitglied des Jugend- und Schulausschusses. Hier verband sie politisches Engagement und Ehrenamt mit dem Beruf.

1909 war Luise Riegger mit der Jugendbewegung in Berührung gekommen. Bis 1913 leitete sie den Karlsruher Mädchen-„Wandervogel". Auch beruflich schlug sie den Weg der Jugendbildung ein. Sie hatte zunächst die höhere Mädchenschule besucht. Den in jener Zeit für eine Frau noch ungewöhnlichen Wunsch, Juristin zu werden, verweigerten ihr die Eltern jedoch. So absolvierte sie eine zweijährige Frauenschule, besuchte eine Haushaltungsschule in Frankreich, um schließlich von 1905 bis 1909 im elterlichen Haushalt mitzuarbeiten. Anläßlich einer Einladung der Großherzogin – Rieggers Vater war Regierungsrat im badischen Innenministerium – traf sie eine ehemalige Schulkameradin, die inzwischen das Lehrerinnenseminar besuchte. Ohne das Wissen ihrer Eltern meldete sie sich daraufhin am Prinzessin-Wilhelm-Stift an. „Ein Haushalt braucht viele Hände, aber nur einen Kopf", bemerkte sie zu ihrem Entschluß, dem elterlichen Hauswesen den Rücken zu kehren und das Lehrerinnenstudium aufzunehmen. Ihre erste Stelle trat sie 1913 in Zell im Wiesental an. Während des Ersten Weltkrieges begann sie sich mit der Geschichte der Frauenbewegung zu beschäftigen. Als Luise Riegger 1917 wieder nach Karlsruhe zurückkehrte, war aus der Jugendbewegten auch eine Frauenbewegte geworden. Bis zu ihrem Tod sollte sie die Geschichte der örtlichen Frauenbewegung wesentlich mitprägen. Sie knüpfte Kontakte zu Gertrud Bäumer und Helene Lange und wurde 1931 zur Vorsitzenden des „Badischen Verbandes für Frauen-



bestrebungen" gewählt. Das vielfältige Engagement dieser „aufrechten Demokratin" wurde durch den Nationalsozialismus unterbrochen. Im Juni 1933 teilte sie den Karlsruher Frauenverbänden mit, daß nach der Auflösung des „Badischen Verbandes für Frauenbestrebungen" durch die Beauftragte der badischen Regierung und spätere Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink auch die Karlsruher Ortsgruppe des Verbandes aufgehört habe zu bestehen. Die folgenden Jahre verbrachte Luise Riegger in „passivem Widerstand". Als Lehrerin sah sie keine Möglichkeit, sich einer Aufnahme in die NS-Frauenschaft zu widersetzen. Doch schaffte sie es, einer Übernahme in die NSDAP entgegenzutreten.

Nach dem Ende des nationalsozialistischen Regimes beteiligte sich Luise Riegger aktiv am demokratischen Wiederaufbau. Sie war 1945 an der Wiedergründung der Demokratischen Partei, der späteren FDP, beteiligt. Allerdings räumte die Partei der erfahrenen Kommunalpolitikerin bei den folgenden Wahlen nie einen aussichtsreichen Listenplatz ein. Erst 1964 gelang ihr als Nachrückerin der Einzug in den Stadtrat. 1946 rief Luise Riegger die überparteiliche

Karlsruher Frauengruppe – später „Deutscher Frauenring" – ins Leben, deren Vorsitz sie bis 1972 innehatte. Es war ihr ein Anliegen, daß Frauen lernen, Verantwortung zu tragen und für ihre Rechte einzustehen. Die Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Frauenorganisationen ehrte die große alte Dame der Karlsruher Frauenbewegung zu ihrem 95. Geburtstag, indem sie ihrem Treffpunkt am Festplatz den Namen „Luise-Riegger-Haus" verlieh. Nach fast einem Jahrhundert gelebter Geschichte verstarb Luise Riegger am 8. Februar 1985.

Barbara Guttmann

Peter Treutlein (1845–1912)



Ein Lehrerleben, wie manches in seiner Zeit: in Wieblingen bei Heidelberg geboren, studierte Treutlein dort an der Universität Mathematik und Naturwissenschaften, unterrichtete seit 1866 am Karlsruher Gymnasium, gab Lehrbücher heraus, die noch in der Weimarer Zeit benutzt wurden, und galt neben seinem Fleiß und seiner umfassenden Bildung als interessanter Lehrer. Bekannt wurde er wegen einer Idee, die vor 100 Jahren im „Schulkrieg" realisiert werden sollte. So martialisch nannte man die Auseinandersetzung um die Mittelschulen, die heutigen Gymnasien.

1867 hatte die Regierung den 30jährigen Direktor Gustav Wendt aus Preußen sowohl als Leiter des hiesigen Gymnasiums wie als Oberschulratsmitglied berufen, um mit anderen dem Neuhumanismus neue Impulse zu geben, schien doch der Geist der Antike sich im philologischen Formalismus zu verflüchtigen, wie es in erregten Landtagsdebatten hieß. Und das Gymnasium verfügte über eine Macht: die allgemeine Hochschulreife und das „Einjährige", nachdem Schüler mit Obersekundareife nur ein Jahr beim Militär zu dienen hatten. Die Gymnasialreform – spezieller als je die Oberstufenreform von 1972 – war ein Fortschritt, aber auch eine Verteidigung gegen die Versuche anderer Schularten, dieses Monopol zu brechen.

Nach verschiedenen Anläufen hatte sich erst 1863 eine Höhere Bürgerschule in Karlsruhe etabliert, einem Zug mit und einem ohne Latein, um die sich die „Realisten" im Unterschied zu den „Humanisten" scharten. Diese Schule spaltete sich bereits fünf Jahre später in ein Realgymnasium und eine Realschule, die dann zur Oberrealschule auf gestockt wurde. Da nicht nur die Latinität zum gesellschaftlichen Bewußtsein gehörte, „der anerkannt gebildeten Klasse anzugehören", sondern z. B. auch die Mehrzahl der TH-Professoren einen Horror vor lateinlosen Studenten hatten, um nicht das Sozialprestige des alten Polytechnikums gegenüber den Universitäten beeinträchtigt zu sehen, fand

das Realgymnasium einen deutlichen Zuspruch von Schülern.

Peter Treutlein erwies sich in diesem Disput als weiterer Schrittmacher, denn er entwarf eine Stundentafel, in der in einem „Untergymnasium" Französisch als erste, dann Englisch als zweite Fremdsprache gelehrt werden sollte, der Unterricht in alten Sprachen aber erst auf dem „Obergymnasium" erfolgen konnte. In diesem als „Einheitsschule" bezeichneten „Reformgymnasium" sollten sich die Schüler möglichst spät für die Antike und damit für die allgemeine Hochschulreife entscheiden. Treutleins Plan wäre Papier geblieben, wenn sich nicht Oberbürgermeister Karl Schnetzler für ihn eingesetzt hätte. Ihn interessierte dessen preisgekrönte Arbeit unter dem Titel „Woher rührt die Überfüllung der sogenannten gelehrten Fächer, und durch welche Mittel ist derselben am wirksamsten entgegenzutreten?" Treutleins Entwurf wurde scharf angegriffen, und der sonst so liberale Wendt fragte, warum man sich ausgerechnet so intensiv mit der Sprache des „Erbfeindes", des Französischen, beschäftigen solle. Auch dem Oberschulrat erschien der Plan zu radikal, und so einigte man sich auf einen Kompromiß. 1896 konnte Treutlein, seit 1894 Direktor des Realgymnasiums, nach einem Beginn mit Französisch in Klasse 5, mit Latein in Klasse 8 und der Gabelung nach Griechisch oder Englisch in Klasse 10 mit dem Reformgymnasium beginnen, deren Sexta schon am Anfang 114 Schüler anzog. Als 1905 die ersten Oberprimaner ihr Abitur ablegten, war das Gymnasialmonopol bereits durchbrochen. Treutleins Schule, für die er den Namen „Goetheschule" vorschlug, wurde so groß, daß sie bald mit einer zweiten, der Humboldtschule, einen festen Bestandteil im Karlsruher Schulwesen bildete. Und seine Fächerfolge neue, alte, neue Fremdsprache existiert als neusprachlicher Zug bis heute.

Leonhard Müller

Kathinka Himmelheber (1898–1977)

Sie gehörte 1945 zu den „Frauen der ersten Stunde". Kathinka Himmelheber, die früh den verbrecherischen Charakter des nationalsozialistischen Regimes erkannt hatte und den Abtransport einer ihrer besten Freundinnen nach Gurs erlebte, hatte im Frühjahr 1945 den festen Willen, am Neuaufbau mitzuarbeiten.

„Es sind so viele gute Kräfte da, es gibt so viele wertvolle, gescheite und tatkräftige Frauen, warum sollten sie keinen Einfluß gewinnen können?", schrieb sie an eine nach Israel emigrierte Freundin. Es war ihr ein Anliegen, an die Tradition der deutschen Frauenbewegung vor 1933 anzuknüpfen, ohne einen Schritt zurückzugehen. Vielmehr wollte sie den Frauen Mut machen zum



„Vorwärtsgehen in die schwere Zukunft". So war es nur folgerichtig, daß sie 1946 zusammen mit anderen politisch aktiven

Frauen wie Luise Riegger und Elisabeth Großwendt die „Karlsruher Frauengruppe" gründete, deren erste Vorsitzende sie wurde.

Kathinka Himmelheber war bereits in ihrer Jugend durch ein weltoffenes, demokratisch gesinntes Elternhaus geprägt worden. Sie wurde am 16. Mai 1898 als Tochter des Regierungsassessors Max Herrmann und seiner Ehefrau Marguerite Chevalley, einer französischen Schweizerin, in Karlsruhe geboren. Von 1905 bis 1917 besuchte sie die Viktoriaschule, ein privates „Töchter-Institut". Wie viele andere Frauen der Karlsruher Frauenbewegung absolvierte sie sodann das Lehrerinnenseminar. Ihren eigentlichen Berufstraum verwirklichte sie jedoch nach dem Lehrerinnenexamen 1918 mit dem Eintritt als Anwärterin für den mittleren Bibliotheksdienst an der Technischen Hochschule. 1921 volontierte sie jeweils zwei Monate an der Nationalbibliothek in Wien, der Universitätsbibliothek München und der Deutschen Bücherei Leipzig. Im Frühjahr 1926 heiratete Kathinka Herrmann den Architekten Bernhard Himmelheber. Er war ein Sohn eines der bekannten Möbelfabrikanten Gebrüder Himmelheber und übernahm später gemeinsam mit seinem Bruder diese Firma. Kathinka Himmelheber schied nach ihrer Verheiratung aus dem Bibliotheksdienst aus. 1927 und 1929 gebar sie zwei Söhne. In jenen Jahren verfolgte sie die politische Entwicklung in Deutschland mit Besorgnis. Für sie war es durchaus vorhersehbar, daß die Nazis einen Krieg vom Zaun brechen würden. Der Krieg brachte die Einberufung Bernhard Himmelhebers und die zeitweise Evakuierung Kathinka Himmelhebers und ihrer Söhne nach Tübingen. Bei einem Luftangriff am 3. September 1942 wurde die Möbelfabrik fast vollständig vernichtet. Infolge des kriegsbedingten Personalmangels war Kathinka Himmelheber als Buchhalterin in die Firma eingetreten. Bei Kriegsende, als beide Firmeninhaber zum Volkssturm eingezogen waren, führte sie die Geschäfte selbständig weiter und brachte die Fabrik wieder in Gang.

In den folgenden Jahren war ihr die Frage der Friedenssicherung ein wichtiges politisches Anliegen. Ihre Tätigkeit im Ausschuß „Völkerfrieden" sowie in dem im Oktober 1949 gegründeten „Deutschen Frauenring", dem sich auch die „Karlsruher Frauengruppe" anschloß, brachte sie mit engagierten Kriegs- und Atomwaffengegnerinnen wie der Physikerin Freda Wuesthoff zusammen. Die ambivalente Haltung vieler Frauen der bürgerlichen Frauenbewegung in der Frage der deutschen Wiederbewaffnung enttäuschte Kathinka Himmelheber. Sie zog sich zunehmend aus der Vorstandsarbeit der Frauengruppe zurück. Mit Freude und Engagement richtete sie in dieser Zeit jedoch innerhalb der Künstlerinnenvereinigung GEDOK die Abteilung „Kunstfreundinnen" ein. In ihrer Jugend durch einen musikalischen Vater geprägt, wandte sie sich im Alter wieder vermehrt der Musik zu. Sie verfolgte die neuesten Entwicklungen der Musikkultur und pflegte Kontakte zu jungen Karlsruher Komponisten. Zeitgenossinnen ist sie als eine weltgewandte, kulturell bewanderte Dame in Erinnerung, in deren Haus namhafte Persönlichkeiten der Kunst- und Kulturszene verkehrten. Kathinka Himmelheber verstarb am 9. Dezember 1977 in Bad Bellingen.

Barbara Guttmann

Inge Stahlberg (1921–1985)



Schon als sie siebzehn war, beschloß sie, einmal „irgendwie mit Büchern zu tun zu haben". Sie war die Tochter eines von den Nationalsozialisten amtsenthobenen Bürgermeisters einer kleinen Stadt im Hunsrück. Er sorgte für eine katholische Erziehung seiner beiden Kinder abseits der NS-Jugend-Erfassung. Im Abiturzeugnis – 1941 – stand als Berufsziel Bibliothekarin. Da war der Bruder bereits gefallen, und auf die Tochter konzentrierten sich alle Hoffnungen. Sie studierte erst Volkswirtschaft, hatte Statistik und Paragraphen aber bald satt und wechselte zu den Zeitungswissenschaften, den erträumten Druckmedien schon ein Stück näher. Daneben studierte sie Germanistik, Kunstgeschichte, Theologie und Psychologie. Im März 1945 schloß sie in Heidelberg im Hauptfach mit der Promotion ab.

Bald nachdem die letzte Kriegsphase mit ihren schrecklichen Zerstörungen überstanden war, fand sie eine Stelle als Lektorin im „Badischen Buch-Verlag" in Karlsruhe. Hier kam sie in Kontakt mit der Militärregierung, entdeckte ihr organisatorisches Genie, bat die Eltern um Unterstützung und wagte es, eine eigene Verlagslizenz zu beantragen. Am 8. März 1946 – sie war eben erst 25 geworden – erhielt sie die Lizenz zur Gründung des Karlsruher Stahlberg-Verlages. Die Herstellung der Bücher in den Nachkriegsjahren war abenteuerlich: Vom Papier bis zum Faden mußte alles erst mühselig aufgetrieben werden, in den Druckereien fehlte es selbst an Blei. Das Verlagsprogramm hatte zunächst restaurativ-humanistischen Charakter. Am wichtigsten: deutsche Erzähler des 19. Jahrhunderts und die Reihe „Ruf der Jugend", mit der sie ihren schwer geprüften, noch unbekannten Altersgenossen ein Forum bieten wollte.

Dies brachte sie in Kontakt mit Hans Werner Richter und den Autoren der Zeitschrift „Der Ruf" in München, die freilich links gerichtet war. Sie zeigte sich jedoch flexibel und lud beide Autorenkreise 1947 zu einer gemeinsamen großen Tagung im oberbayrischen Neubeuern ein, unterstützt von der Gräfin Degenfeld. Zur Fusion kam es nicht, aber die Tagung löste die Entwicklung der sogenannten „Gruppe 47" aus, die jahrzehntelang für die progressive junge Literatur in Deutschland stand. Die Währungsreform brachte den jungen Verlag ins Schleudern; dennoch erschienen bis 1950 über fünfzig Titel. Es war das Jahr der Wende. Inge Stahlberg tat sich mit kapitalkräftigen Gesellschaftern zusammen: mit Ernst Krawehl, aus einer Essener Industriellenfamilie stammend, und dem Literaturwissenschaftler Gerhard Heller, der beste Kontakte zu französischen Autoren mitbrach-

te. Dies führte zur Öffnung des Verlages für die internationale Szene. Unter den hochkarätigen Autoren wurden der Deutsch-Italiener Malaparte und der sprachgeniale Außenseiter Arno Schmidt die umstrittensten, die sogar Strafverfahren auslösten. Die Förderung anspruchsvoller Inhalte blieb ihr als Verlegerin ausdrücklich wichtiger als wirtschaftliche Rendite. Ein Vierteljahrhundert lang steuerte sie das Verlagsschiff durch schwierigste Gewässer. 1968 zog Ernst Krawehl, der Betreuer Arno Schmidts, seine Anteile aus dem Unternehmen zurück. 1971 mußte sie endgültig an Holtzbrink verkaufen. Sieben Jahre später erhielt sie für ihre profilierte verlegerische Tätigkeit das Bundesverdienstkreuz am Bande. Sie lebte bis 1985. Im Karlsruher Frau + Zeit Verlag ist soeben anläßlich des 50. Jahrestages ihrer Verlagsgründung eine kleine Biographie erschienen: „Fräulein Doktor wird Verleger. Inge Stahlberg 1946". Sie selbst hatte in den dramatischen Nachkriegsjahren einmal ihre Memoiren versprochen, doch ihr Versprechen leider nie eingelöst.

Heima Hasters

Hermann Billing (1867–1946)

Als 1905 sein Brunnen auf dem Stephanplatz in Betrieb genommen wurde, war der Skandal perfekt: 3468 „Frauen und Jungfrauen der Stadt Karlsruhe" unterschrieben eine Protestschrift „gegen den das weibliche Anstandsgefühl verletzenden Brunnen". Aber auch so mancher männliche Bürger ereiferte sich über die Jugendstil-Formen, mit denen sich der neue Schmuckbrunnen als avantgardistisches Kunstwerk präsentierte. Wieder einmal machte Hermann Billing seinem Ruf als kompromißloser Neuerer in seiner Heimatstadt alle Ehre.



1867 geboren, hatte er sich nach ganzen vier Semestern Studium an der Technischen Hochschule und praktischer Tätigkeit in Berliner Büros bereits 1892 als freier Architekt in Karlsruhe niedergelassen. Bald schon zog er mit spektakulären Einsendungen für Wettbewerbe überregionale Aufmerksamkeit auf sich, und erste Aufträge stellten sich ein. Mit Werken wie der Hofapotheke in der Kaiserstraße oder der Bebauung der Baischstraße (vgl. S. 316f.) führte er um die Jahrhundertwende seine Vorstellungen von einer individuellen, phantasievollen und farbigen Baukunst vor, die mit den Prinzipien des akademischen Bauens des Historiums radikal brach.

In der Fachwelt war seine Anerkennung groß. Seit dem Ende der 1890er Jahre gab es kaum eine deutschsprachige Bau- oder Kunstzeitung, die nicht regelmäßig Hermann Billings neueste Projekte vorstellte. Doch auch in ganz Europa und den USA wurde sein Schaffen zur Kenntnis genommen, vor allem durch seine Raumausstattungen auf internationalen Kunstgewerbeausstellungen, so zum Beispiel 1902 in Turin oder 1904 auf der Weltausstellung in St. Louis. Renommierte

Großaufträge stellten sich nach 1903 ein, erwähnt seien nur das Kieler Rathaus, die Kunsthallen in Mannheim und Baden-Baden, das Kollegiengebäude der Universität in Freiburg und die Rheinbrücke in Duisburg. In Karlsruhe konnte er dagegen in dieser bis 1911 dauernden Hauptschaffensphase – von öffentlichen Auftraggebern nach der Affäre um den Brunnen auf dem Stephanplatz eher gemieden – keinen einzigen Großbau realisieren. So blieb etwa der qualitätvolle Wettbewerbsentwurf für den Hauptbahnhof auf dem Papier, obwohl er dafür den ersten Preis errungen hatte. So mußte sich Billing in der Stadt seines Wirkens mit vielen kleineren Privataufträgen zufriedengeben. Darüber hinaus fand er Anerkennung in der Lehrtätigkeit: 1903 erhielt er eine Professur an der Akademie, 1907 wurde er zudem an die Technische Hochschule berufen.

Im Laufe der Jahre glättete sich Billings Stil hin zu ruhigeren, monumentalisierenden Formen und mündete schließlich unter dem Einfluß seines Hochschulkollegen Friedrich Ostendorf noch vor dem Ersten Weltkrieg in einen kühlen Neoklassizismus, der mit seinem früheren künstlerischen Gestalten kaum mehr etwas zu tun hatte. In den zwanziger Jahren war aus dem Avantgardisten der Jahrhundertwende ein etablierter Lehrstuhlinhaber und zeitweiliger Direktor der Landeskunstschule geworden, nach dem man sogar schon zu Lebzeiten eine Straße benannte. Sein Spätwerk, das sich mit den zeitgenössischen Strömungen auseinandersetzt, ist jedoch nicht mehr stilprägend wie sein Schaffen vor 1911, und nach seinem Tod 1946 geriet Billing mehr und mehr in Vergessenheit.

Gerhard Kabierske

Franz Josef Lanzano

„Der Strudel des Jahres 1849 erfaßte wie so viele auch mich; besinnungslos riß mich derselbe mit fort aus der teuren Heimat. Aufrichtig bereue ich meine Verirrung ..." So äußerte sich Franz Josef Lanzano in einem Gnadengesuch an den badischen Großherzog Friedrich 8 Jahre nach den revolutionären Ereignissen, die zu einer deutlichen Zäsur in seinem Leben, jedoch nicht in den wirtschaftlichen Ruin geführt hatten. 1856 war Lanzano schon seit längerem angesehener Bürger von Solothurn. So war er auch lediglich an einer Streichung aus der Liste der gesuchten Hochverräter interessiert, galt er doch als einer der wichtigsten radikaldemokratischen Unruhestifter aus der badischen Residenz. Seit 1841 war er Bürger Karlsruhes gewesen. In der Kronenstraße 5, nicht weit vom Schloß, betrieb er eine Essigsiederei. Wie viele Bürger engagierte er sich in verschiedenen Vereinen. Die Mitgliedschaft im Arbeiterbildungs- und im Turnverein deuten allerdings bereits auf seinen politischen Standort hin. Lanzanos Verhalten gegenüber den Behörden gehörte zum Katz- und Mausspiel der radikalen Opposition, wie die wiederholte Neuformierung der Vereine nach Verboten unter anderem Namen. Die Aussagen einiger Wirte belegen weiter, daß Kaufmann Lanzano zu dieser Zeit einer der Hauptorganisatoren des politischen Vereinslebens in Karlsruhe war. Doch auch jenseits der Stadtgrenze versuchte Lanzano, im Sinne der Demokraten politisch zu wirken. Allerdings nicht immer mit Erfolg: in Rintheim löste sich ein noch in den Anfängen steckender Volksverein nach seinem Besuch sogar wieder auf. Ein schwäbischer Danton, der seine Zuhörer mitriß, scheint Lanzano

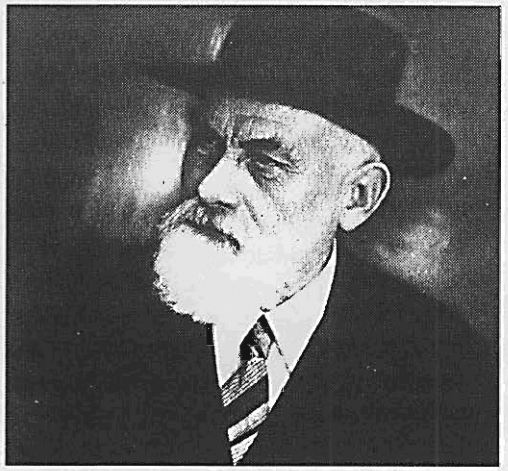


demnach nicht gewesen zu sein. Im benachbarten Hagsfeld, wo er vor dem Volksverein und bei einer Volksversammlung auftrat, war er jedoch erfolgreicher.

Durch die Revolution 1848 rückte Lanzano dann zu einem der höchsten Funktionsträger im Karlsruher Raum auf. Der regierende Landesausschuß setzte ihn am 14. Mai als Zivilkommissär für den Landamtsbezirk Karlsruhe ein. Außerdem gehörte er dem Sicherheits- und Wehrausschuß der Hauptstadt an. Für die – ähnlich wie Karlsruhe selbst – der Revolution überwiegend ablehnend gegenüberstehenden Landgemeinden des Bezirks bedeutete seine Wahl harte Zeiten, denn er war beispielsweise nicht bereit, ihre Hinhaltetaktik bei der Mobilisierung des 1. Aufgebots hinzunehmen. Belegt sind von ihm veranlaßte „Exekutionszüge" nach Linkenheim und Teutschneureut, um die Dörfler mit militärischem Druck zur Räson zu bringen. Als die politischen Spannungen in der revolutionären Führung zwischen dem eher zaghaft agierenden Lorenz Brentano und dem entschiedenen Republikaner Gustav Struve eskalierten bekannte Lanzano eindeutig Farbe. Auf die Ende Mai umlaufenden Gerüchte von einem konterrevolutionären Putschversuch reagierte er mit der Aufstellung einer Sicherheitswache, und am 6. Juni gehörte er zu jenen Mitgliedern von Struves „Klub des entschiedenen Fortschritts", die Brentano mit Hilfe der Karlsruher Bürgerwehr im Rathaus festsetzen ließ – und so den Machtkampf für sich entschied. Die Konsequenzen seiner Zugehörigkeit zur unterlegenen Radikalopposition sind ebensowenig bekannt, wie der Zeitpunkt von Lanzanos Flucht aus Karlsruhe. Nach einem Aufenthalt in Peterstal im Juli 1849 verliert sich seine Spur, bis er 1851 in Solothurn auftaucht. Eine Auslieferung hatte er trotz Bemühens der badischen Behörden nicht zu fürchten, da er nicht zur obersten revolutionären Führungsebene gehörte. Vom „politischen Treiben" hielt er sich nach Auskunft des Solothurner Ammanns seither zugunsten seines „ziemlich ausgedehnten Fabrikgeschäfts" fern. *Alexander Mohr*

Theodor Munz (1868–1947)

Im Mai 1932 wurde der Leiter des renommierten, im Jahre 1899 gegründeten Munzschen Konservatoriums Theodor Munz wegen seiner „Verdienste bei der Gestaltung des israelitischen Gottesdienstes" in 40jähriger Tätigkeit von dem Karlsruher Stadtrabbiner Dr. Hugo Schiff geehrt. Ein Zeitungsbericht hob hervor, daß Munz es verstanden habe, „den Synagogenchor auf eine anerkannte künstlerische Stufe zu heben", und daß er auch durch eigene synagogale Kompositionen hervorgetreten sei, die von „fei-



nem Einfühlungswesen in das Wesen dieses Zweiges geistlicher Musik" zeugten. Bis 1936, als ihn die nationalsozialistischen Machthaber zum Rücktritt zwangen, leitetete Munz den Chor.

Theodor Munz war am 11. Mai 1868 in Seelbach bei Lahr als neuntes Kind des Schuhmachers und Landwirts Jakob Munz geboren worden. Sein Vater übte außerdem auch noch die Ämter des Gemeinderechners und des Waisenrichters in der kleinen Gemeinde aus. In seinem Geburtsort gründete der jugendliche Munz den Männergesangverein Liederkranz, der auch seine ersten Kompositionen aufführte. Den begabten Musiker führte der Weg nach Abschluß seiner schulischen Ausbildung am Gymnasium in Lahr in die badische Residenzstadt Karlsruhe, wo er an dem von Heinrich Ordenstein geleiteten Großherzoglichen Konservatorium ausgebildet wurde. Sofort nach der erfolgreichen Abschlußprüfung im Jahr 1890 erhielt er dort auch eine Anstellung als Klavierlehrer. Noch während seiner Lehrtätigkeit am Konservatorium übernahm er Organistendienst und Chorleitung an der Synagoge. Außerdem dirigierte er verschiedene Chöre, darunter die beiden Mühlburger Männergesangvereine Liederkranz und Frohsinn. 1904 übernahm er für fast 25 Jahre die Leitung des Karlsruher Instrumentalvereins, dessen „abwechslungsreiche Programme" von einem „anhänglichen Publikum" geschätzt wurden, wie ein zeitgenössischer Kenner der Karlsruher Musiklandschaft 1915 vermerkte. Zu diesem Zeitpunkt hatte Munz bereits zum zweiten Mal geheiratet. Aus der Ehe mit seiner ersten Ehefrau Johanna waren drei Kinder hervorgegangen, mit seiner zweiten Frau Ida, geborene Issleiber, hatte er noch eine Tochter.

Das eigene Konservatorium in der Amalienstraße 65 gründete er im September 1899 als „Pädagogium für Musik". Da die Räume dort rasch zu klein wurden, zog das inzwischen in „Munzsches Konservatorium" umbenannte Institut in die Waldstraße 79. Dort erlebte die Musikschule, die im Jahr 1919 staatlich anerkannt wurde, in den 20er Jahren ihre Blütezeit. Zeitweise 1.500 Schüler wurden von den rund 50 Lehrkräften unterrichtet, Filialen bestanden in Durlach, Ettlingen, Bretten und Bruchsal. So war es gewiß nicht übertrieben, wenn anläßlich seines 70. Geburtstages festgestellt wurde, daß Theodor Munz in fünf Jahrzehnten „Generationen von jungen Menschen und Schülern zu künstlerisch empfindsamen Menschen, zu Musikfreunden und nicht zuletzt zu ausübenden oder schaffenden Tonkünstlern praktisch ausgebildet" hat. Sein bekanntester Schüler war der spätere Komponist Hans Erich Apostel.

Als weiterer Höhepunkt in der Entwicklung des Munzschen Konservatoriums war im September 1932 der neue Konzertsaal auf dem Rückgelände des Anwesens Waldstraße 79 in Betrieb genommen worden. Dieser blieb im Gegensatz zum stark beschädigten Hauptgebäude von Bombentreffern im Zweiten Weltkrieg verschont, so daß er nach dem Krieg zunächst vom Kammertheater genutzt werden konnte.

Theodor Munz starb am 28. Juli 1947. Ein Nachruf würdigte den „Kirchenkomponisten Theodor Munz", den Gründer des „landauf,

landab als vorzügliche Musikerziehungsanstalt bekannten Munzschen Konservatoriums, der das Institut fast ein halbes Jahrhundert hindurch mit unverminderter und sprichwörtlich gewordener Tatkraft und Umsicht betreute". Nach seinem Tode übernahm Sohn Theodor das Institut, das nach dessen Tod im Jahr 1975 geschlossen wurde.

Ernst Otto Bräunche

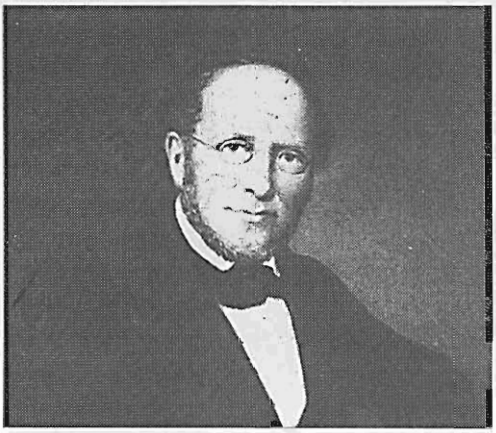
Christian Friedrich Müller (1776–1821)

Mit dem 1. September 1797 beginnt ein bedeutendes Kapitel der Karlsruher Buchhandelsgeschichte, denn dieses Datum trägt die Urkunde, mit der dem 21jährigen Buchhändler Christian Friedrich Müller das Privileg zur Errichtung einer Buchhandlung erteilt wurde. Wenig später erhält er auch die Genehmigung zur Anschaffung einer Buchdruckpresse. Damit war die formelle Grundlage für die Entwicklung der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung geschaffen.

Christian Friedrich Müller war das achte Kind des Karlsruher Hofbuchbinders Christian Andreas Müller. Nachdem ihn sein Vater in die Anfangsgründe des Buchbinderhandwerks eingeführt hatte, macht sich der junge Mann von 1791–1796 auf eine fünfjährige berufsbildende Wanderschaft, während der er sich in wichtigen Städten des Buchhandels wie Nürnberg, Leipzig, Prag und Frankfurt aufhielt. Er hatte sich entschlossen, Buchhändler zu werden. Diesem Ziel stellten sich indes unerwartete Hindernisse entgegen. Seine an die markgräfliche Verwaltung gerichteten Anträge versuchten vor allem die eingesessenen Konkurrenten Macklot und Schmieder zu Fall zu bringen.

Ein an seinem bereits angemieteten Ladenlokal in der Langen Gasse – heute etwa zwischen Lamm- und Ritterstraße gelegen – angebrachtes Firmenschild „Müller'sche Buchhandlung" läßt die Stadtverwaltung auf Betreiben seiner Gegner entfernen.

Sein Privileg erhält der zielstrebige junge



Mann schließlich durch direkte Intervention des Markgrafen Karl Friedrich, der ihn allerdings auf das wirtschaftliche Risiko seines Unterfangens ausdrücklich hinweisen ließ.

Auch die strikten Zensurvorschriften der Zeit behindern publizistische Tätigkeit. Alle Druckprodukte mit mehr als 16 Seiten waren dem Zensor vorzulegen. Chr. Fr. Müller fordert die Zensur – durch Kenntnis ihrer Lükken – wiederholt heraus, etwa durch anonyme Verfasserangaben oder durch fiktive Verlagsorte. Als anschauliches Beispiel konnte ein Titel wie der folgende gefunden werden: „Geheime und wichtige Nachrichten von Bruchrhein (. . .). Für Bürger und Landleute, auch für Staatsmänner lesbar. Rheinstrom 1797". Müller erhält aber bereits 1803 das Privileg für den Verlag des „Provinzialblattes der Badischen Markgrafschaft". 1804 wird eine Kupferdruckerei errichtet. 1806 bezieht die Familie und das Unternehmen das von

Chr. Fr. Müller errichtete zweistöckige Geschäftshaus in der Herrengasse 26 – heute Herrenstraße (später Sitz der Drogerie Roth). In diesen Jahren ensteht ein imposantes Verlagsprogramm, dessen Höhepunkt das Privileg für die Herausgabe des Code Napoléon als Badisches Landrecht sowie die dazugehörigen 6 Bände der Erläuterungen von Staatsrat J. F. N. Brauer in den Jahren 1809–1812 markieren. Die noch heute berühmte „Flora Badensis Alsatica (...)" von Carl Christian Gmelin erscheint in wertvoller Ausstattung 1805–1807. Die frühe Bekanntschaft mit Johann Peter Hebel führt dazu, daß dessen Erben der Witwe von Chr. Fr. Müller später die Rechte am gesamten literarischen Nachlaß des Dichters übertragen.

Im Jahre 1807 stirbt seine Frau Wilhelmine. die Ehe war kinderlos geblieben. Schon ein Jahr später heiratet Chr. Fr. Müller in Rastatt die Schwester seines Studienfreundes Carl Friedrich Bouginé. Ernestine war die Tochter von Carl Joseph Bouginé, dem Amtsvorgänger von J. P. Hebel als Rektor des Gymnasiums. Aus dieser Ehe überlebten 2 von 5 Kindern, die Söhne Wilhelm und Carl, die später von ihrer Mutter die Geschäfte übernahmen. Kaum in die Herrengasse übersiedelt, beginnt Chr. Fr. Müller nach Plänen von Friedrich Weinbrenner mit dem Bau größerer Geschäftsgebäude auf dem Gelände Ecke Rittergasse – Zirkel, das sich später bis zur Lammstraße ausdehnt (heute Peek & Cloppenburg). Es bleibt für 150 Jahre Sitz der Firma. Mit dem Erfolg beginnt sich die Gesundheit des rastlos tätigen Mannes zu verschlechtern. Christian Friedrich Müller, „nicht imstande ruhiges Verhalten zu üben", stirbt am 31. August 1821.

Christof Müller-Wirth

Luise von Baden (1838–1923)



Die Beerdigung der verstorbenen Großherzogin von Baden vor 75 Jahren, am 27. April 1923 in Karlsruhe, war eine große Veranstaltung. „In ununterbrochenem Zug bewegten sich Tausende und Abertausende von Teilnehmern aus allen Schichten der Bevölkerung an der Aufbewahrungsstätte vorbei", berichtete der „Badische Beobachter". Vertreter der republikanischen Regierung fehlten, aber ein Ministerialrat legte im Auftrag des Staatsministeriums am Sarge einen Kranz nieder mit der Schleifenaufschrift „Der Wohltäterin der badischen Heimat".

Und das war auch der Grund für die Anhänglichkeit fünf Jahre nach dem I. Weltkrieg an eine Preußin, die bei ihrem ersten Empfang in Baden 1856 wahrlich nicht all jene Erinnerungen an ihren Vater, Prinz Wilhelm, auslöschen konnte, der als „Kartätschenprinz" 1849 die badischen Revolutionstruppen zerrieben hatte. Mit 15 lernte sie, die geborene Berlinerin, Friedrich v. Baden kennen. Eine Liebesheirat, auch

wenn Ehemann und Vater politische Aspekte mit der Anlehnung Badens an Preußen verbanden, und ihre glückliche Ehe in 51 Jahren galt als Vorbild im Lande. Mit Intensität, die ihr ganzes Leben kennzeichnete, versenkte sie sich in die badische Geschichte, ging als junge Fürstin häufig in das Theater und protokollierte Lektüre, Gespräche, Gedanken. Eine Tochter, Victoria, später Königin von Schweden, und zwei Söhne wurden geboren. Der Jüngste, Ludwig, starb mit 23 Jahren 1888. Der Älteste wurde 1907 der letzte badische Großherzog Friedrich II. Anfangs nahm sie an den Konferenzen ihres Mannes mit den Ministern teil, wenngleich sie manche politischen Schachzüge nicht ohne Mühe akzeptieren konnte, ja Tränen standen in ihren Augen, als sie 1866 badische Truppen gegen die preußische Main-Armee ausrücken sah. Um so stolzer war der Augenblick, als im Januar 1871 ihr Mann im Versailler Schloß das Hoch auf ihren Vater, Kaiser Wilhelm I., ausrufen konnte.

Aber sie beschränkte sich nicht auf das übliche Hofleben. Frühzeitig, 1859, gründete sie den „Badischen Frauenverein" in der Nachfolge von Organisationen, die schon die Großherzoginnen Stephanie 1813 und Sophie 1831 ins Leben gerufen hatten. Luise empfand sich hier nicht als reine Repräsentationsfigur, sondern als mitreißende Organisatorin, die landauf landab fuhr, um in den kleinsten Gemeinden dieser Schwester, jener Helferin – bei blendendem Namensgedächtnis bis ins hohe Alter – mit einem Bild, einer Medaille als Anerkennung für jene Solidarität zu danken, die bei wachsenden sozialen Problemen im rasch sich industrialisierenden Baden nötig wurde.

Die 6 Abteilungen des Frauenvereins betreuten Krankenpflege wie Kliniken, Kinderkrippen wie Altersheime. Besonderer Wert wurde auf die Frauenbildung gelegt, und das fing bei Kochschulen an und reichte bis zur Vorbereitung zur Haushaltungslehrerin. Mit dem Mädchenschulwesen nahm Baden eine führende Position ein, und in der „Frauenfrage" galt Luise als jene, der es gegeben war, „aus dem Alten in das Neue hineinzugehen." In der reformierten Gemeindeordnung 1910 war es verpflichtend, daß in „Kommissionen für das Armenwesen, für Unterrichts- und Erziehungsangelegenheiten, für das öffentliche Gesundheitswesen Frauen als Mitglieder angehören müssen", ja ein Viertel mit Sitz und Stimme einnehmen sollten.

Getragen wurde Luise von tiefer Religiösität, für manche in sehr pietistischem Sinne. Diese gab ihr wohl auch die Gelassenheit, als sie nach plötzlichem Abzug aus dem Karlsruher Schloß im November 1918 und der Abdankung ihres Sohnes ihre letzten Lebensjahre verbrachte oder war es Unverständnis für den Umbruch der Zeiten? „Ich möchte 150 Jahre alt werden", sagte sie, „um die Wiederaufrichtung des deutschen Volkes zu erleben." Die Trauerfeier in der Weimarer Republik war jedenfalls mehr als eine Reverenz der alten Minister und Beamten. Die Badener hatten eine Preußin als „Wohltäterin ihrer Heimat" erlebt.

Leonhard Müller

Leopold Rückert (1881–1942)



Am 11. November 1942 starb in Karlsruhe ein Versicherungsvertreter an einem Herzschlag. Angeblich soll er kurz vor seinem Tod von der Gestapo verhört worden sein. Der Mann hieß Leopold Rückert.

Mit seiner Geburtsstadt Karlsruhe, wo Rückert am 20. April 1881 zur Welt gekommmen war, blieb er stets eng verbunden. 1905 übernahm er die Geschäftsführung des Metallarbeiterverbandes in Karlsruhe und empfahl sich mit Tatkraft und Sachverstand als effizienter Interessenvertreter seiner Klientel. So erfolgte 1909 die Wahl des SPD-Politikers in den Bürgerausschuß und die Karlsruher Stadtverordnetenversammlung.

Die Tatsache, daß in Karlsruhe im November 1918 die Weichen für die politische Zukunft Badens im Zuge der Revolution gestellt wurden, katapultierte ihn schlagartig in die erste Reihe der Politik. Am Vormittag des 10. November 1918 spielte Rückert bei der Erstellung der Ministerliste für die provisorische badische Regierung im Karlsruher Rathaus die führende Rolle, wobei er sich bemühte, Männer für Regierungsämter zu gewinnen, die auch jeweils bei den anderen Parteien geschätzt wurden. Er suchte in der Stunde des Umsturzes eine möglichst breite Grundlage für die provisorische Regierung mit ihren schwierigen Aufgaben. Dabei ging er so zurückhaltend vor, daß er auf die Frage, welches Ressort er, Rückert, zu übernehmen gedenke, antwortete, er könne sich doch nicht selbst auf die Ministerliste setzen. Schließlich trat er an die Spitze des neugebildeten Verkehrsministeriums.

Rückert ließ sich für die SPD auch für die Parlamentswahlen des Januar 1919 aufstellen. Er wurde nicht nur als Vertreter des Wahlkreises Karlsruhe in die Badische Nationalversammlung gewählt, sondern auch in die Deutsche Nationalversammlung in Weimar. Auf Reichs- und Landesebene beteiligte sich Rückert maßgeblich an den Arbeiten zur Schaffung neuer verfassungsmäßiger Grundlagen. Er befürwortete eine starke Position der Reichsregierung und den Abbau der Reservatrechte der Länder, war aber ein Gegner der Finanzreform Erzbergers, die die Reichsfinanzen und damit die Zentralgewalt sehr stärkte. Daher forderte Rückert, die Länder müßten aufgrund ihrer wichtigen kulturellen und sozialen Aufgaben das Zuschlagsrecht zur Einkommens- und Körperschaftssteuer bekommen.

Bei der Neuformation der Staatsregierung nach der neuen Verfassung im Frühjahr 1919 wechselte Rückert, dessen bisheriges Ministerium aufgelöst wurde, an die Spitze des Sozial- und Arbeitsministeriums. In den Jahren nach Ende des Krieges mit seinen zahlreichen Problemen der Reintegration von Soldaten ins Arbeitsleben, Arbeitslosigkeit, Nah-

rungsmittelmangel, Preistreiberei u. a. war der Minister auch hier wieder besonders gefordert und setzte alles daran, die Lage besonders der ärmeren Bevölkerungsschichten zu bessern. Im Zuge eines in Konkurs geratenen Siedlungsunternehmens, für das er sich sehr eingesetzt hatte, geriet Rückert politisch stark unter Druck. Er trat am 19. Januar 1921 von seinem Amt zurück.

Fortan konzentrierte er sich neben seiner beruflichen Tätigkeit als Geschäftsführer im Zentralverband der Angestellten und Landesvorsitzender der freien Angestelltenverbände auf seine parlamentarischen Aufgaben. Als Parlamentarier vermochte Rückert eine rege und vielgestaltige Tätigkeit zu entfalten. Die SPD-Fraktion wählte ihn 1925 zum 3., 1928 zum 2. und 1931 schließlich zu ihrem 1. Vorsitzenden.

Ende Juni 1931 wurde Rückert vom Landtag zum Staatsrat gewählt. Ein Jahr später wurde er mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Innenministers betraut, d. h. er tat die Arbeit, führte aber nicht den Titel eines Ministers. Als letzter Vertreter der SPD in der Regierung vom Zentrum dominierten Regierung hatte Rückert die schwere Aufgabe zu meistern, zugleich den Einfluß der SPD im Kabinett geltend zu machen und mit seinen Kollegen von den anderen Parteien gut zusammenzuarbeiten, um den rein sachlichen Erfordernissen seines Amtes genügen zu können. Im November 1932 trat er als Staatsrat und Leiter des Innenministeriums zurück.

Die von den Nationalsozialisten ausgehende Gefahr erkannte Rückert sehr deutlich. Mit scharfen Worten trat er im Landtag der verleumderischen Agitation der Nationalsozialisten entgegen, die den Parlamentarismus und den freien Willen des Volkes knebeln wollten und selbst zu keiner konstruktiven Leistung fähig seien. Im Frühjahr 1933 wurde der 52jährige in „Schutzhaft" genommen.

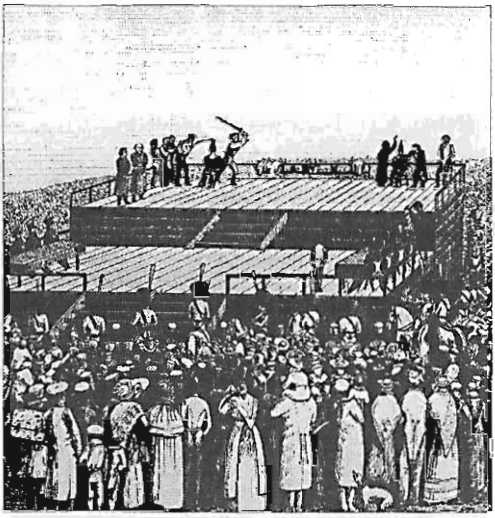
Als Rückert neun Jahre später starb, war er körperlich, aber nicht geistig ein gebrochener Mann.

Frank Raberg

Carlsruher Blickpunkte

Der Gutenbergplatz.
Von der Richtstätte zum Marktplatz

Plätze in der Stadt erfüllen vielfältige Funktionen. Sie gliedern den Stadtraum und sind somit Orientierungspunkte. Sie sind zentrale Orte für Märkte und Feste, dienen als Verkehrsverteiler oder grüne Oasen im Häusermeer. Zugleich spielen sie aber auch eine Rolle bei der Selbstdarstellung der Stadt durch die geltenden Baubestimmungen und die dort aufgestellten Denkmäler, Brunnen oder Freiplastiken. Es gibt städtische Plätze, die über Jahrhunderte im wesentlichen unverändert ihre Zweckbestimmung beibehielten. Andere aber wandelten unter dem Einfluß der Zeitläufe ihren Charakter entscheidend. Hier soll als Beispiel eines solchen Platzes der Gutenbergplatz in den Blickpunkt gerückt werden.



Hinrichtung der Brüder Qualibert und Damian Maisch am 27. März 1829.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts schickte sich Karlsruhe an, aus einer kleinen Residenzstadt zur Hauptstadt eines deutschen Mittelstaates zu werden. Damals lag weit vor den Toren der Stadt zwischen Weiden, Wiesen und Hardtwald auf dem Weg nach Mühlburg die Richtstätte des Stadtbannes Karlsruhe. Dorthin strömten am 27. März 1829 zahlreiche Schaulustige, um die Hinrichtung der Brüder Damian und Qualibert Maisch mitzuerleben. Sie hatten fast zwei Jahre zuvor einen Raubmord an dem Melker Johann Reinhard verübt. Bürgerkavallerie und Militär war aufgeboten, die Menge im Zaum zu halten und den geordneten Ablauf des Vollzugs der Todesurteile zu sichern. Der Scharfrichter trennte „durch zwei glückliche Streiche die Köpfer beider von ihrem Rumpfe, und zwar zuerst jenen des Qualibert, und dann jenen des Damian", der als Anstifter der Tat den Tod seines Bruders miterleben mußte. Das durchaus nicht unübliche Spektakel, die Köpfe auf Pfähle aufzustecken, war auf Befehl des Großherzogs unterblieben. Wie sich herausstellte, sollte dies die letzte Hinrichtung auf dieser Richtstätte sein. Die öffentliche Vollstreckung eines Todesurteils fand in Baden zum letzten Mal 1854 in Rüppurr statt.

Die ehemalige Richtstätte zwischen der nach Mühlburg führenden Allee und dem Landgraben verpachtete die Stadt im Jahre 1865 an die Schützengesellschaft. Deren Verbleib auf dem

Gelände an der Rüppurrer-/Schützenstraße machte der Bau der Südstadt unmöglich. 1867 wurden mit einem festlichen Landesschießen das neue Vereinsheim und die Schießstände an der Mühlburger Allee eingeweiht. Wo vormals zum Tode Verurteilte hingerichtet wurden, fanden nun Schießübungen statt. Das Wachstum der Stadt holte den Schützenverein

jedoch schon 24 Jahre später ein. Im Jahre 1886 war Mühlburg eingemeindet worden und entlang der in Kaiserallee umbenannten Straße nach Mühlburg wuchsen neue Stadtviertel. 1891 bezog die Schützengesellschaft ein neues Heim im Hardtwald.

Zwischen Kaiserallee und Kriegs- bzw. Weinbrennerstraße entstand ein Quartier aus Miethäusern, Handwerks- und Industriebetrieben. Hier lebten Arbeiter, Angestellte und kleine Gewerbetreibende. Stadtteilprägendes Zentrum der Weststadt sollte nach dem Willen der Karlsruher Stadtplaner der Gutenbergplatz werden. Für die Anlage eines Platzes waren sicher die Gedanken von Reinhard Baumeister maßgeblich. Er gilt mit seiner Schrift „Stadterweiterung in technischer, baupolizeilicher und wirtschaftlicher Beziehung" als Begründer des wissenschaftlichen Städtebaus. Begrünte Freiflächen waren bei der Neuplanung von Stadtteilen nach seiner Auffassung unbedingt notwendig. Baumeister, Professor an der Technischen Hochschule, war 1891–1908 zugleich Stadtverordneter in Karlsruhe.

Von 1897–1911 entstand der Gutenbergplatz und seine Randbebauung. 1904 war entschieden, daß entgegen Baumeisters Vorstellungen eine Parkanlage nicht möglich war. Der bisher in der Sophienstraße – sie war nach der Überdeckung des Landgrabens entstanden – abgehaltene Markt wurde auf den neuen Platz verlegt. Eine Doppelreihe Linden und ein 1908 enthüllter monumentaler Brunnen von Friedrich Ratzel gaben ihm sein charakteristisches Aussehen. An seiner Nordseite entstanden 1898–1902 und 1905–1908 die Gebäude für eine Mädchen- und eine Knabenvolksschule. An der Sophienstraße im Süden erhielt die Gutenbergschule mit dem Neubau des Mädchengymnasiums von 1908–1911 ein bauliches Gegenüber.

„Unter der Führung ihrer Lehrer und Lehrerinnen zogen am Vormittag des 1. Oktober 1900 die Schülerinnen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen nach dem neuen Heim auf dem ehemaligen Schützenplatze." Sie kamen aus dem Schulhaus Waldstraße 83, das von den Schülerinnen des Mädchengymnasiums benötigt wurde. Acht Jahre später sagte der Leiter der neuen Knabenvolksschule bei der Eröffnung, möglicherweise inspiriert von dem entstehenden Brunnen auf dem Gutenbergplatz: „Möge das neue Gebäude ein Brunnen der Volksbildung werden, dessen Strahlen ausgehen zum Segen der Schule, der Gemeinde und des Vaterlandes." Nach dem Henker und den Schützen hatten nun also die Pädagogen und ihre Schützlinge dem Platz eine neue friedfertigere Funktion gegeben.

Seit 1923 erfüllen einmal im Jahr die Kinder auch den neuen Platz mit Leben. Der Bürgerverein Weststadt veranstaltete damals das erste Lindenblütenfest, mit dem der Jugend einige Stunden ungetrübter Lebensfreude geschenkt werden sollte. Zentrum der Weststadt, Marktplatz, Festplatz, das ist der Gutenbergplatz seitdem geblieben. Die zusätzliche Aufgabe, Parkplatz zu sein, erhielt er erst im Laufe der zunehmenden Motorisierung unserer Tage.

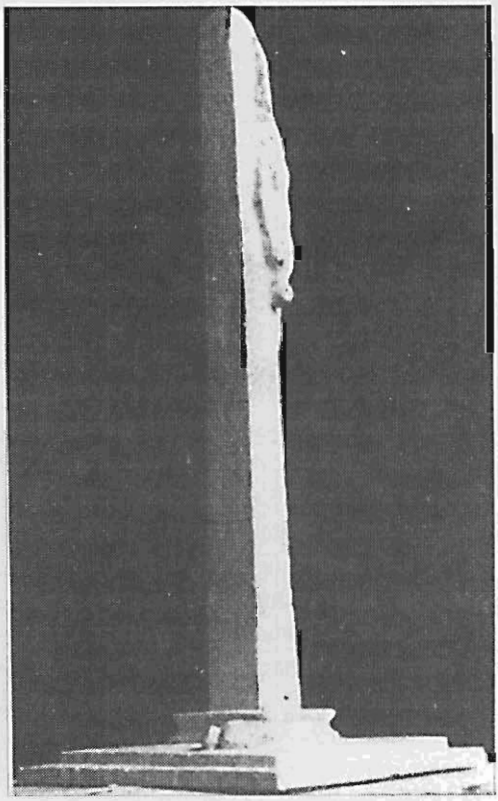
Manfred Koch

Der Wettbewerb um ein Denkmal für die Fliegeropfer des Ersten Weltkrieges

Karlsruhe zählt zu den wenigen Städten in Deutschland, die nicht erst im Zweiten Weltkrieg, sondern bereits zu Beginn dieses Jahrhunderts den schrecklichen Folgen der modernen Luftkriegstechnik ausgesetzt waren. Die verheerendsten Folgen hatte die französische Fliegeroffensive vom 22. Juni 1916, als die etwas zu früh ausgelösten Bomben, die eigentlich das alte Bahnhofsgebäude an der Kriegsstraße treffen sollten, in eine Menschenmenge am Festplatz fielen. Dort gastierte gerade der Zirkus Hagenbeck; einige hundert Besucher, vor allem Kinder und Jugendliche, befanden sich im Zirkuszelt. Bilanz des Blutbades am Fronleichnamstag 1916: 169 Verletzte und 120 Tote, darunter 71 Kinder.

Für die Fliegeropfer des Ersten Weltkrieges wurde seit 1915 auf dem Karlsruher Hauptfriedhof ein gemeinsames Bestattungsfeld angelegt. Zwei Grabreihen bildeten zunächst ein spitzes, offenes Dreieck, in dessen Innern im Verlauf der Kriegsjahre fünf weitere Reihen angelegt werden mußten. Die Stadt Karlsruhe übernahm die Kosten für die Beerdigung der getöteten Zivilpersonen; die gartenarchitektonische Gestaltung und die Pflege des Gräberfeldes wurde der Städtischen Gartendirektion übertragen. Zunächst markierten einfache schwarze Holzkreuze die einzelnen Ruhestätten, Ende der zwanziger Jahre wurden sie durch einheitliche Gedenksteine ersetzt. Für die äußere Reihe des dreieckigen Feldes wählte man schlichte Stelen, für die Gräber der Innenfläche stilisierte Steinkreuze.

Die Idee, auf der Ruhestätte ein kollektives Erinnerungszeichen für die Opfer der Fliegerangriffe in Karlsruhe zu errichten, war von



Wettbewerbsmodell von Karl Wahl und Wladimir Zabotin.

Anfang an mit den Planungen der Anlage verbunden gewesen. Konkrete Formen nahm das Vorhaben seit Oktober 1919 an, als sich der „Künstlerverband Badischer Bildhauer" mit der Bitte an die Stadt wandte, die schlechte wirtschaftliche Lage der freiberuflich arbeitenden Bildhauer durch öffentliche Ankäufe und Wettbewerbe zu verbessern. Dabei brachte man auch das projektierte Denkmal für die Fliegeropfer und das Ehrenmal auf dem Kriegerfriedhof wieder in Erinnerung. Der Vorschlag fand positive

Resonanz; bereits wenige Monate später konnten die vom Städtischen Hochbauamt ausgearbeiteten Wettbewerbsbedingungen bekanntgegeben werden.

Bis zum Abgabetermin im Dezember 1920 gingen 14 Entwürfe für das Denkmal auf der Grabstätte der Fliegeropfer und 21 Modelle für das Soldatenehrenmal ein. Die Jury, der auch die Bildhauer Alfred Lörcher aus Stuttgart und Hubert Netzer aus Düsseldorf angehörten, verlieh den ersten Preis für das Fliegeropferdenkmal einstimmig der Gemeinschaftsarbeit von Karl Dietrich und Arthur Valdenaire. Sie zeigt eine neoklassizistische Wandarchitektur mit einer sitzenden Frauengestalt, die ein kleines Kind in ihren Armen hält. Der zweite Preis wurde dem Entwurf von Emil Sutor zugesprochen, der gleichfalls eine Mutter-und-Kind-Gruppe eingereicht hatte, dieser jedoch durch die anklagend-verzweifelte Gebärdensprache seiner Figuren eine ungleich ausdrucksstärkere Wirkung verlieh. Den dritten Preis vergab die Jury schließlich an Hermann Binz, dessen Modell eine weibliche Gestalt veranschaulicht, die mit pathetischer Geste vor ihrem toten Kind kniet. Auffallend ist, daß sich nur wenige der eingesandten Arbeiten nicht auf das Grundmotiv der Mutter mit ihrem Kind zurückführen lassen, das offensichtlich besonders geeignet erschien, um an den gewaltsamen Tod der Zivilpersonen und insbesondere der zahlreichen Kinder und Jugendlichen zu erinnern. Zu diesen andersartigen Entwürfen gehört auch der von der Jury nicht beachtete Vorschlag von Karl Wahl und Wladimir Zabotin, die gemeinsam bereits für den Wettbewerb um das Kriegerehrenmal auf dem Hauptfriedhof eine ungewöhnliche Konzeption erarbeitet hatten. Ihr Modell für das Fliegeropfermonument führt eine gleichsam wörtliche Umsetzung des Geschehens vor Augen: An einem hohen, schlanken Obelisken stürzt das Verderben aus der Luft herab, während unten am Boden ein sterbendes Opfer liegt.

Im Anschluß an die Denkmalskonkurrenz wurden im Verlauf der zwanziger Jahre immer wieder Anstrengungen unternommen, um das projektierte Erinnerungszeichen auf dem Gräberfeld der Fliegeropfer zu errichten. Doch alle Bemühungen um seine Realisierung scheiterten letztlich an den mangelnden finanziellen Möglichkeiten. Erst in jüngster Vergangenheit, als man des 75. Jahrestages der ersten Luftangriffe von 1915 und vor allem 1916 gedachte, wurde erneut der Wunsch geäußert, auf der Ruhestätte der Fliegeropfer des Ersten Weltkrieges ein Mahnmal aufzustellen. Seit 1993 erhebt sich an dem ursprünglich dafür vorgesehenen Ort die von Gerhard Huber geschaffene Gedenksäule: eine schmale Stele, bekrönt von einem auf die Spitze gestellten Würfel, dessen instabile Lage sinnbildhaft an den gewaltsamen Tod aus der Luft erinnert.

Ursula Merkel

Ehemaliges Zeughaus beim Durlacher Tor

Nur wenige Gebäude der Zeit vor 1800 haben sich in der Karlsruher Kernstadt erhalten. Der tiefgreifende wirtschaftliche und städtebauliche Wandel, die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs, aber nicht zuletzt auch die geringe Identifikation einer breiteren Öffentlichkeit mit den eher schlichten Einzelbauten führten bis in unsere Gegenwart hinein immer wieder zu Abbrüchen originaler Bausubstanz aus der Frühzeit von Karlsruhe. Um so bedeutender sind die noch vorhandenen baulichen Dokumente, die etwas vom ursprünglichen Charakter der kleinen Residenzstadt des 18. Jahrhunderts vermitteln.

Zu ihnen zählt eine nur selten beachtete Gebäudegruppe am Beginn der östlichen Kaiserstraße unweit des Durlacher-Tor-Platzes, die heute Teil des Areals der Universität ist. Schon auf den ersten Blick erkennt man den städtebaulichen Anspruch der symmetrisch angeordneten zwei- bis dreigeschossigen Bauten. Wie bei einer barocken Schloßanlage flankieren einheitliche Häuser einen zurückliegenden höheren, von einem Dachreiter bekrönten Hauptbau. Der so entstehende Vorhof wird an der Straße von Staketengittern zwischen hohen Sandsteinpfeilern abgeschlossen. In der Mittelachse öffnet sich ein monumentales Tor. Proportionen, Gliederungen und Schmuckformen der Architektur verweisen auf den sogenannten Louis-Seize- oder Zopfstil, wie er in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gebräuchlich war.

Tatsächlich handelt es sich um ein Werk des führenden Vertreters dieses spätbarocken Stils in Karlsruhe, des markgräflichen Bauinspektors Wilhelm Jeremias Müller (1725–1801), von dem neben der Kleinen Kirche und dem früheren Archivbau am Zirkel eine große Anzahl von heute verschwundenen Schloßnebengebäuden und Wohnhäusern stammten. Er hatte 1777 den Auftrag zur Neuerrichtung des Durlacher Tores erhalten, das zuvor ein unansehnlicher Bretterdurchlaß war. Während der Planung schlug Müller vor, ebenfalls notwendig gewordene Neubauten für das Jagdzeughaus, das Hofgärtner- und das Rüdenmeisterhaus in einer geschlossenen Anlage zusammenzufassen und diese in unmittelbarer Nähe zum neuen Tor anzuordnen. In Verbindung mit dem ebenfalls nach den Vorstellungen des Architekten auf der gegenüber-



liegenden Südseite der Langen Straße errichteten „Gasthaus zum Grünen Baum" sollte so für den damals am meisten frequentierten Stadtzugang ein würdiges Entrée geschaffen werden. Die Ausführung dieses Projekts zog sich in mehreren Bauabschnitten bis 1786 hin. Im Hauptbau fanden dann die Utensilien für die markgräfliche Jagd – Kutschen, Pferdegeschirr, Gewehre, Netze, Hörner etc. – eine angemessene Unterbringung. Die Lage dieses Zeughauses am Rand des Fasanengartens, dem Ausgangspunkt fürstlicher Jagdbelustigungen, die damals im höfischen Zeremoniell noch eine feste Rolle spielten, konnte nicht besser sein, ebenso wie die Plazierung der seitlichen Dienstwohnhäuser für den Verantwortlichen der markgräflichen Hundemeute und für den Hofgärtner, dessen geometrisch gegliederte Küchengärten sich unweit vor dem Durlacher Tor beiderseits der geradlinigen Pappelallee nach Durlach ausdehnten.

Eine grundsätzliche Veränderung in der Nutzung brachten die Napoleonischen Kriege mit sich. 1804 wurde das Jagdzeughaus dem neu organisierten Militär als Arsenal für Feldgeschütze, Handfeuerwaffen, Bekleidung und sonstige Heeresausrüstung überlassen. Der Bau wurde dafür bis 1806 um ein Stockwerk erhöht und erhielt dabei sein heutiges Aussehen. Die neue militärische Funktion konnte man nun am Außenbau durch Bauschmuck des Bildhauers und Hofstukkateurs Tobias Günther ablesen, neben einem Wappenrelief im Giebel zwei Trophäengruppen mit lebensgroßen Figuren von Mars und Minerva rechts und links am Hauptportal, die unverständlicherweise in den 1960er Jahren beseitigt wurden. Am 13. Mai 1849 war das Zeughaus Schauplatz eines blutigen Straßenkampfes, als Revolutionäre versuchten, den Bau zu stürmen, um der darin gelagerten Waffen habhaft zu werden. Zwar blieb die Verteidigung durch Soldaten und Karlsruher Bürgerwehr erfolgreich; der Aufruhr veranlaßte die großherzogliche Familie indes, schleunigst aus der Stadt zu fliehen. Noch bis zum Ende des Ersten Weltkrieges hatte das Heer im Zeughaus das Sagen, die beiden Nebengebäude dienten zeitweise teils Wohn-, teils Verwaltungszwecken. Im Zweiten Weltkrieg brannte der Hauptbau aus, in ihm gingen wertvolle Exponate des Badischen Verkehrsmuseums zugrunde, das in den zwanziger Jahren hier eingerichtet worden war und an das heute nur noch eine im Freien aufgestellte Lokomotive erinnert. Nach dem Wiederaufbau in den alten Außenmauern, der 1953 bis 1955 erfolgte, zog das Verkehrstechnische Institut der Hochschule ein. Und schließlich beherbergt der Zeughauskomplex seit wenigen Jahren noch eine weitere Einrichtung der Universität: das Südwestdeutsche Archiv für Architektur und Ingenieurbau, das in seinen angeschlossenen Ausstellungsräumen der „Architekturgalerie am Zeughaus" von Zeit zu Zeit Einblicke in seine Bestände präsentiert. *Gerhard Kabierske*

Bunkerreste auf dem Turmberg

Nahe dem Rittnerthof zweigt von der Jean-Ritzert-Straße ein Feldweg zur Ringelberghohl nach Grötzingen ab. Spaziergänger werden das kleine Dickicht aus niedrigen Bäumen, Büschen und Brombeerhecken links des Weges kaum beachten. Es birgt jedoch einen besonderen Blickpunkt zur Karlsruher Stadtgeschichte: Im Sommer durch Blattwerk nahezu völlig verdeckt, findet man hier einige Stufen, die zu einer schweren Eisentür hinabführen. Dies sind die Bunkerreste einer Feuerstellung für Flugabwehrkanonen (Flak) aus dem Zweiten Weltkrieg.

1941 zwangen die zunehmenden britischen Luftangriffe weit hinter der Front zu einer Verstärkung der Luftabwehr. Zum Schutz der Stadt errichtete das zuständige Flakartilleriekommando ringsum auf Acker- oder Gartenflächen insgesamt 15 Flakstellungen. Den städtischen Akten über die dabei entstandenen Kriegsschäden ist zu entnehmen, daß als erste 1941 die Batterie Fritschlach in Daxlanden eingerichtet wurde. Im selben Jahr folgten noch drei weitere. Die 1943 ausgebaute Großbatterie Deckelhaube nördlich von Knielingen verfügte als größte Stellung über 18 der 8,8-cm-Geschütze. Sie hatte die Form eines Dreiecks mit einer Seitenlänge von je rund 250 Metern. Andere Stellungen wie die bei der Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik (später IWKA) oder die auf dem Turmberg waren etwas kleiner. Neben den Geschützen und den besonders gesicherten Funkeinrichtungen gehörten zu einer Stellung auch die Baracken für etwa 110 Mann Besatzung.

Als sich die Niederlage der 6. Armee in Stalingrad abzeichnete, begann die nationalsozialistische Führung mit der Ausschöpfung aller Kraftreserven, mit dem „totalen Krieg". Bereits am 5. Dezember 1942 ordnete die



Reichsstelle für Schulwesen in Berlin die namentliche Erfassung der Schüler der Jahrgänge 1926/27 und der Schülerinnen der Jahrgänge 1925 und älter an. Um etwa 170 000 Flaksoldaten an die Front schicken zu können, sollten 250 000 Jungen als Luftwaffenhelfer (LwH), die Mädchen bei den Scheinwerferbatterien und im Funkdienst eingesetzt werden. Bis zu 50 Prozent des Personals – oft auch mehr – stellten fortan die LwH, die ihre Abkürzung ironisch als „Letzte Hoffnung" lasen.

In Karlsruhe erhielten die betroffenen Schüler am 12. Februar 1943 ihre Einberufung. Die Auflistung der Tagesereignisse eines Luftwaffenhelfers zeigt, daß die 16jährigen nicht nur an den Kanonen ausgebildet, sondern auch mit mehrfachem Nachtexerzieren „geschliffen" wurden. Zum Schießen kamen die Jungen 1943 nur 17 mal, einen Angriff auf die Stadt erlebten sie nicht. Ganz anders erging es den Jahrgängen 1927/28, die

Anfang 1944 einrückten. Einer von ihnen, der nördlich Hagsfeld eingesetzt war, erinnert sich an die Bombennacht vom 24./25. April 1944: „Mitten in der Nacht wurden wir alarmiert. Ein Inferno folgte. In immer neuen Wellen luden die englischen Nachtbomber ihre tödliche Fracht über Hagsfeld und Rintheim ab. Schon nach der ersten Welle waren wir schießunfähig gebombt. Sämtliche Unterkünfte brannten. Für mich ein Wunder: Unter den Geschützbesatzungen gab es keine Toten."

Die zu Soldaten gemachten Kinder waren aber zugleich noch Schüler, die in ihren Stellungen unterrichtet wurden – eine Doppelbelastung, die die Grenzen der Leistungsfähigkeit oft überschritt. Da „aus den Reihen dieser Schüler künftig der Nachwuchs für die geistig führenden Berufe unseres Volkes gestellt werden soll", sei diesem Unterricht besondere Aufmerksamkeit zu widmen, forderte der badische Kultusminister im Februar 1943. Anfangs war ein sinnvoller Unterricht mit 18 Wochenstunden noch möglich, da die Klassen geschlossen in die Stellungen eingewiesen wurden. Von einem geregelten Notunterricht war aber nicht mehr zu sprechen, als die Luftwaffenhelfer seit August 1943 mit ihren Batterien auch weit außerhalb der Landesgrenzen verlegt wurden.

1944 waren Schüler von 72 auswärtigen Schulen hier im Einsatz. Die Eltern und der Karlsruher Betreuungslehrer zeigten wenig Verständnis dafür, daß Salzburger Schüler in Karlsruhe, Karlsruher in Sachsen und Württemberger in Salzburg eingesetzt wurden. In Berlin aber tobte Hermann Göring, als sich die Beschwerden häuften: „Im Großdeutschen Reich hat bis jetzt keiner zu meutern gewagt! Wollen ausgerechnet die Eltern von Pimpfen jetzt den Anfang machen?"

Als man die ersten Flakhelfer im Januar 1944 entließ, urteilte einer in seinen 1944 niedergeschriebenen Erinnerungen: „So war ein Jahr herumgebracht, vielleicht das leerste meines Lebens." Die Jungen kamen zum Reichsarbeitsdienst, dem der Kriegsdienst folgte. Die gymnasialen Achtkläßler erhielten ein Reifezeugnis, bei dessen Ausstellung „männliche Reife" und „soldatische Einsatzbereitschaft" besonders berücksichtigt werden sollten. Sicher fühlten sich die Schülersoldaten schon als Männer und verbaten sich das Mitleid jener, die die „armen Kinder" bedauerten. Ihr Erleben ging aber seit den schweren Angriffen auf die Stadt 1944 weit über kindgemäße Erfahrung hinaus. Sie ließ sich nun nicht mehr mit Leere als vielmehr mit Schrecken und Grauen umschreiben.

Was die Überreste der Flakstellung auf dem Turmberg 50 Jahre nach den schweren Luftangriffen auf die Stadt zum Blickpunkt macht, ist nicht allein das Versagen der Luftabwehr, die mit unzulänglichen Mitteln eine erdrükkende feindliche Luftüberlegenheit abwehren sollte. Diese Überbleibsel des vom nationalsozialistischen Deutschland entfesselten Zweiten Weltkrieges erinnern auch an die um einen Teil ihrer Jugend betrogenen Luftwaffenhelfer. *Manfred Koch*

Das Durlacher Bismarck-Denkmal in der Kanzlerstraße

Die hochrangigen Vertreter der Staats- und Gemeindebehörden, die Offiziere des hiesigen Trainbataillons, der Militärverein, der Artilleriebund St. Barbara, der Leibgrenadier-Verein Durlach, eine Abordnung der Freiwilligen Feuerwehr, die Schützengesellschaft, Turnverein und Turnerbund, die Beamten der Gritznerschen und Seboldschen Fabrik und zahlreiche Zuschauer waren am 20. Oktober 1907 bei der Kreuzung Bismarckstraße und Palmeienstraße erschienen, um der Einweihung des Durlacher Bismarck-Denkmales beizuwohnen. Anläßlich der Enthüllung waren zahlreiche Musik- und Wortbeiträge vorgesehen. Amtmann May würdigte in seiner Festrede das Wirken des ehemaligen Reichskanzlers. Der Vorstand des Bismarckvereins berichtete über den Werdegang des Projektes. Stadtpfarrer Specht brachte einen Toast auf Kaiser und Großherzog aus, und Hauptlehrer Kasper endete seine Ausführung zum Wesen des deutschen Volkes ebenfalls mit einem Toast. Das Durlacher Wochenblatt berichtete in zwei Ausgaben ausführlich über das Ereignis und das Monument: „Das Denkmal, der gewaltige Granitblock in seiner urwüchsigen Kraft des ersten, des eisernen Reichskanzlers, der im politischen Sturm auch stets unerschütterlich dastand wie ein Fels."

Ein hoch aufgerichteter, monolithischer Granitblock, der sich nach oben verjüngt, nimmt auf seiner flachen Seite das reliefierte Bildnis des Fürsten auf. Es wurde leicht vertieft angebracht. Otto von Bismarck ist in strengem Profil ohne Kopfbedeckung wiedergegeben. Er trägt die charakteristische Uniform mit Stehkragen.

Der Geburtstag des Reichsgründers, der sich am 1. April 1995 zum 180. Male jähren wird, wurde auch in Baden jedes Jahr festlich begangen. Zu seinem 80. Geburtstag erhielt Bismarck zahlreiche Geschenke und wurde mit Ehrungen regelrecht überhäuft. Eine Delegation der neun badischen Städte der



Städteverordnung überbrachte ihm in Friedrichsruh am 12. Juni 1895 die gemeinsame Ehrenbürgerurkunde. Der Direktor der Karlsruher Kunstgewerbeschule Professor Hermann Götz hatte sie entworfen. Nach dem Tode Bismarcks 1898 setzte eine wahre Denkmalsflut ein. So rief die deutsche Studentenschaft landesweit zur Errichtung von Bismarck-Türmen auf, die sich auf den Bergen des Reiches erheben sollten. Hierzu gehört die Bismarck-Säule der Karlsruher Studentenschaft, die 1901 am Südhang des Wattkopfes in Ettlingen nach dem Entwurf von Friedrich Ratzel erstellt wurde. In der Residenzstadt Karlsruhe sammelte man seit 1898 ebenfalls Spenden für ein Bismarck-Denkmal. Das Standbild vor der Festhalle konnte jedoch erst 1904 enthüllt werden. Das Durlacher Monument ist ein Beispiel für die zahlreichen einfacheren und vor allem kostengünstigeren Ausführungen. Dieser Typus wurde häufig verwendet: So ließ Karl Egon III. von Fürstenberg dem Hofkapellmeister Wenzel Kalliwoda 1902 im Schloßpark von Donaueschingen einen Findling mit Bildnisrelief zur Erinnerung setzen. Auch das Monument für Bismarck auf dem Feldberg, ein Obelisk aus wenig behauenen Steinquadern mit Bildnisrelief kann hierzu gezählt werden.

In Durlach ging die Initiative von dem 1902 gegründeten Bismarckverein aus. 1905 fragte sein Vorsitzender in einem Schreiben an die Großherzogliche Forst- und Domänendirektion, ob es möglich sei, im Durlacher Schloßgarten ein Bismarck-Denkmal zu errichten. Dieses Ansinnen wurde abgelehnt. Auf der Generalversammlung am 16. März 1906 beschlossen die Mitglieder, daß „das Denkmal auf dem freien Platz der Bismarckstraße errichtet werden soll." In einem Schreiben an die Stadtverwaltung baten sie um die Genehmigung des Projektes. Darüberhinaus hofften sie auf die Unterstützung durch die Stadt. Diese sollte die Kosten für die Fundamentierung, für die gärtnerische Anlage und für den Umfassungszaun übernehmen. Der Gemeinderat war mit diesem Vorschlag einverstanden und das Projekt konnte verwirklicht werden. In den Akten findet sich weder ein Hinweis auf den entwerfenden Künstler noch auf eine ausfahrende Firma. Doch während der Einweihungsfeierlichkeiten wurde Bildhauer Heinrich Bauser gedankt.

Der Aufstellungsort für das Denkmal liegt am Rande Durlachs, wo die Gärten im Süden nahe an die Stadt heranreichen. Nordöstlich erhebt sich die 1900 fertiggestellte kath. Kirche St. Peter und Paul und westlich davon steht die 1895 eröffnete Festhalle mit einem zeitgenössischen Wohnhaus. Sonst wurde die Straße zum damaligen Bahnhof, an dessen Stelle heute die Post steht, kaum von Häusern gesäumt. Als sie nun 1905 den Namen Bismarckstraße erhielt, war der Aufstellungsort für das Monument gefunden.

Zwischen 1913 und 1925 gab es immer wieder Pläne zur Umgestaltung der Straßenführung und der Denkmalaufstellung. 1933 schlug Friedrich Eberle sogar vor, das Monument auf den Platz vor den Bahnhof zu versetzen, weil es dort besser zur Geltung käme.

Heute steht der Obelisk in einer erhöhten, von einer Mauer umgebenen Anlage. Hohe Büsche fassen ihn ein, Das Bildnisrelief fehlt. Wahrscheinlich wurde es im Zuge der „Beschlagnahmung und Einziehung von Bronzedenkmälern" im Zweiten Weltkrieg eingeschmolzen.

Brigitte Baumstark

Überwundener Nationalsozialismus – Adler am Bunker bei der Appenmühle

Herrisch schlägt er mit den Flügeln, in den riesigen Fängen hält er majestätisch Schwert und Siegeslorbeer. Kein Zweifel: Schon auf den ersten Blick gibt sich dieser Adler als charakteristisches Zeugnis des „Dritten Reiches" zu erkennen, ein „Hoheitszeichen", wie das deutsche Wappentier in jenen zwölf Jahren bezeichnet wurde. Kraft, Macht und Sieg des NS-Staates, die uns dieses Symbol suggerieren möchte, sind jedoch auf aussagekräftige Weise gebrochen: Der Adler hat seinen Kopf verloren. Die Umstände lassen sich zwar nicht mehr genau klären, es dürften aber die alliierten Soldaten unmittelbar nach Kriegsende gewesen sein, die durch gezielte Schüsse oder Hammerschläge der prahlend vorgetragenen Überheblichkeit ein jähes Ende bereiteten. Im lädierten Zustand hat die in Beton gegossene Plastik die letzten Jahrzehnte überstanden – glücklicherweise muß man sagen, denn es gibt in Karlsruhe wohl kein sprechenderes Denkmal für das Ende der Gewaltherrschaft des Nationalsozialismus vor nunmehr fünfzig Jahren.

Nur wenige Karlsruher werden davon Notiz genommen haben, obwohl Tausende täglich an der Rheinhafenstraße in Daxlanden daran vorbeifahren. Der Adler ist dort an der Fassade eine Gebäudes angebracht, das sich in Höhe, Ausdehnung und Dachform den Wohnhäusern der Nachbarschaft anzupassen sucht. Beim näheren Hinschauen entpuppt es sich aber nicht nur wegen des ungewöhnlichen plastischen Schmucks als Fremdkörper.





Die Außenwände bestehen aus nacktem Beton, die Fenster sind zu kleinen Schlitzen reduziert, was zusammen mit dem überdimensionierten Konsolgesims einen äußerst abweisenden Eindruck macht. Es handelt sich um einen Hochbunker aus dem Zweiten Weltkrieg, der nach der nahen Appenmühle seinen Namen erhielt. Paul Brömme vom Städtischen Hochbauamt, der „Generalbeauftragte des Oberbürgermeisters für das Luftschutzwesen", plante den Bau 1942 gleichzeitig mit anderen Großbunkern im Stadtgebiet – zu einem Zeitpunkt, als deutlich wurde, daß es mit der von der Propaganda verkündeten Sicherheit für die Zivilbevölkerung nicht weit her war und die Alliierten als Reaktion auf deutsche Bombardements vor allem englischer Städte ihre Luftangriffe auf Deutschland verstärkten. Von der Anbringung des Adlers als siegverheißendem Bauschmuck bis zu seiner „Enthauptung" sollten keine drei Jahre vergehen – für die betroffenen Menschen indes eine furchtbare Zeitspanne. *Gerhard Kabierske*

Kleine Kirche bald in frischen Farben

„Lieber Gott, eine alte Frau, die vor 57 Jahren hier konfirmiert wurde und zum harten Kern von Pfarrer Hanns Löw gehörte, bittet Dich herzlich, den zuständigen Baudezernenten beim Oberkirchenrat die Erleuchtung zu geben, daß er mal Geld gibt, um endlich unser kleines schmuckes Kirchlein zu renovieren. Danke."

Das Gebet, am 12. April dieses Jahres im Gästebuch der Kleinen Kirche aufgeschrieben, ist schon erhört. Gleich nach den Handwerkerferien im Sommer wird das älteste Karlsruher Gotteshaus – für viele zugleich eins der schönsten in der Fächerstadt – im Inneren gründlich renoviert. Die geschätzten Mindestkosten 390 000 DM tragen die Evangelische Kirchengemeinde Karlsruhe und zum kleineren Teil die Pfarreien der Alt- und Mittelstadtgemeinde. Die „Erleuchtung" ist in der Tat Sache des badischen Oberkirchenrats: Das landeskirchliche Bauamt hat auf Bitten der baupflichtigen Kirchengemeinde die nicht ganz einfache „architektonische Leistung" übernommen, in enger Zusammenarbeit mit der Landesdenkmalbehörde und in der Hoffnung auf ihren auch finanziellen Beistand.

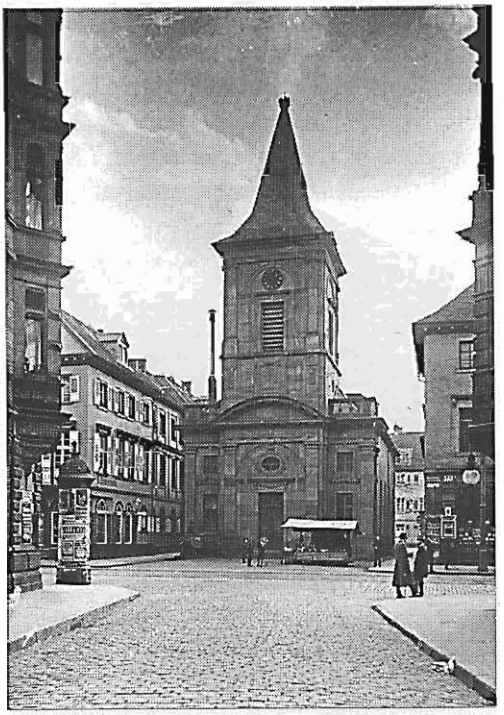
Schon 1719, im selben Jahr, als mit dem Bau der lutherischen Konkordienkirche auf dem Marktplatz begonnen worden war, fand nahebei am schloßnahen Ende der Kreuzstraße die Grundsteinlegung für ein reformiertes Kirchlein statt. (Erst 1821 kam es zur Union der beiden Konfessionen.) Der Holzbau verfiel allerdings schon bald, so daß Baumeister Heinrich Arnold bereits 1749 den „Riß" für steinernen Ersatz vorlegte. Zugleich entwarf er als Pendant in der Lamm-

straße einen „Bronnenthurm", nachdem die arme katholische Gemeinde die Mittel für ein eigenes Gotteshaus an dieser Stelle nicht zusammengebracht hatte. (Das Brunnenhaus ging 1764 in Betrieb, wurde aber 1833 entgegen dem Wunsch des 1826 verstorbenen Friedrich Weinbrenner wieder abgerissen.)

Wilhelm Jeremias Müller gab der erst im Juli 1775 eingeweihten Kleinen Kirche – einem Bauwerk aus „rohem Grötzinger Sandstein in französischem Stil" – die heutige Gestalt. Daß keine Baupläne erhalten geblieben sind, erwies sich vor allem nach der Zerstörung des Gotteshauses am 27./28. September 1944 als Mangel. Dennoch präsentiert sich das Innere seit dem von Hermann Zelt geleiteten Wiederaufbau von 1949 relativ stilrein im Louis-Seize-Stil.

Getreu dem reformiert-theologischen Erbe, das Wort und Sakrament als Einheit versteht, blieb die Kanzel erhöht über dem Altar und unter der Orgel Mittelpunkt und Blickfang des bewußt schlicht gehaltenen Raumes. Die orthodoxen Gemeinden der Griechen, Serben, Türken und Armenier, die die Kleine Kirche seit Jahrzehnten mitbenutzen dürfen, haben mit ihren Ikonenwänden Farbe hineingebracht. Der Rauch ihrer Stearinkerzen hat allerdings die Verdüsterung der Wände beschleunigt. Daß einst auch die reformierten Gesangbücher vom Wachslicht erhellt wurden, verraten die erst später mit Glühbirnen bestückten Wandleuchter noch heute – die gesamte Elektrik muß dringend erneuert werden.

Entgegen dem von den Großherzögen einst geschätzten Einheitsgrau soll bald ein farblich abgesetzter Innenanstrich Stuckzierat, Holzwerk und architektonische Gliederung wieder hervorheben und die künstlerische Qualität des Innenraumes vor Augen führen. Selbst an Vergoldung ist gedacht, ein schon 1976 bei der 200-Jahr-Feier geäußerter



Wunsch, dessen Erfüllung am Geld scheiterte. Aber haben nicht schon zum Bau der ersten Kirche Christen, damals auch die Glaubensgeschwister aus dem Elsaß und der Schweiz, fehlende Mittel beigesteuert?

Das Schmuckstück, das sie einst war, soll die Kleine Kirche wieder werden, ein anheimelndes Gotteshaus nicht nur für stilvolle Hochzeiten. Pfarrer Dr. Dieter Splinter hofft ebenso wie seine Kollegin, die mit ihm die Arbeit in der Stadtmitte teilt, daß sie mehr noch als bisher zum gern ausgesuchten „Ort der Stille" im Trubel der City wird, eine Heimat für alle, auch jene, die „ein distanziertes Verhältnis zur Kirche haben, sich aber trotzdem mit ihr verbunden fühlen". Zugleich soll sie Experimentierfeld für die Studentengemeinde und für Gruppen bleiben, die neue Gottesdienstformen suchen. Als geschichtsträchtiger Ort, der an die frühe Zeit der Fächerstadt, hat die Kleine Kirche allemal Aufmerksamkeit verdient.

Dorothea Schmitt-Hollstein

Das Kriegerdenkmal vor der Friedrich-Realschule in Durlach



Bald nach dem Deutsch-Französischen Krieg wurde in Durlach ein großes Bauvorhaben verwirklicht. Der Markgräfliche Speicher, am westlichen Stadteingang an der Hauptstraße gelegen, der sich schon auf dem Stich Merians markant abzeichnet, mußte einem Neubau weichen. Man empfand das alte Gebäude nicht mehr als zeitgemäß, wie ein Kommentar im Durlacher Wochenblatt am 8. Februar 1870 belegt: „Wenn ein Fremder von der Eisenbahn herkommt, so fällt ihm zuerst das uralte, ganz zwecklose und äußerst finstere, die Stadt verdunkelnde Speichergebäude auf, was einen äußerst schlechten Eindruck auf Fremde für den Eingang einer Stadt machen muß." Als nun die Stadt für ihre Schulen ein neues Gebäude benötigte, entschloß sich die Verwaltung zu einem Neubau anstelle des alten Speichers, den man bereits 1874 erworben hatte. Baurat Professor Heinrich Lang plante den gesamten Komplex aus Schulhaus und separater Turnhalle. Er rückte ihn leicht von der Straße ab, so daß ein kleiner Platz entstand. Die Anlage entwarf er im Stil der Neorenaissance.

Ein triumphbogenartiger Mittelrisalit betont die Mitte des ruhigen, 13achsigen Hauptgebäudes und nimmt darüberhinaus den Eingangsbereich auf. Vor der Mittelachse des Mittelrisalites erhebt sich ein Kriegerdenkmal für die Gefallenen der Stadt im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, von den Karlsruher Bildhauern Hirschen und Volke ausgeführt. In den Proportionen und im Stil bezieht es sich auf das Schulgebäude.

Auf einem Sockel aus Quadersteinen, der mit einer auskragenden Platte abschließt und die Sockelline des Bauwerkes aufnimmt, erhebt sich das eigentliche quadratische Postament. Es verjüngt sich im oberen Bereich und ist mit Girlanden geschmückt. Auf dem hohen Postament steht ein nahezu nackter, antikisch anmutender Krieger, mit den Attributen des Sieges ausgestattet. Als Standfläche dient ihm der runde Schild eines besiegten Feindes. Die Beine in Schrittstellung, den kräftig modellierten Körper frontal und nur leicht aus der Achse gedreht, blickt der Krieger, den Kopf nach rechts gewandt, in die Ferne. Ein reich gestalteter Helm mit Volutenbekrönung und Greif ruht auf seinem Haupt. Seine Blöße bedeckt ein faltenreiches, üppiges Tuch. Der Krieger hält mit seiner erhobenen linken Hand die Fahne, auf deren zusammengerafften Tuch sich der

Reichsadler abzeichnet. Seine Rechte umfaßt das mit Lorbeer bekränzte Schwert. Hinter dem rechten Fuß und dem Schwert des siegreichen Kämpfers liegen weitere Trophäen: ein Helm und eine zerbrochene Fahne.

Auf drei Seiten des hohen Sockels sind Inschriften angebracht. Auf der Vorderseite heißt es: „Den Kämpfern für / Deutschlands / Einheit und Größe / in den Jahren / 1870–1871 / die dankbare Stadt / Durlach. „ Das mit Lorbeer und Eiche umkränzte Eiserne Kreuz ziert die Rückseite. Auf der Westseite wird an die Kämpfe in Straßburg, Etival, Nompatelize, Dijon, Nuits, Mömpelgard und Belfort erinnert. Gegenüber, nach Osten, stehen die Namen der 12 gefallenen Durlacher.

Zu der feierlichen Eröffnung der Vereinigten Schulen aus Pädagogium mit höherer Bürgerschule, Gewerbeschule und Volksschule sowie zur Enthüllung des Denkmales am 22. September 1878 fanden sich zahlreiche Ehrengäste in der festlich geschmückten Stadt ein. Der Großherzog hatte sein Kommen zugesagt und auch General August von Werder nahm an den Feierlichkeiten teil. Er hatte das XIV. Armeekorps bei der Schlacht um Belfort erfolgreich befehligt, weshalb ihn die Stadt Freiburg schon zwei Jahre zuvor auf einem vielfigurigen Denkmal gewürdigt hatte. Viele Besucher aus dem Umland waren zugegen. Carl Friedrich, seit 1872 Bürgermeister der Stadt, hielt die Eröffnungsansprache. Zunächst erwähnte er befriedigt, daß die veranschlagte Bausumme nicht überschritten wurde und daß sogar noch ein Betrag für das Kriegerdenkmal verwendet werden konnte. Seine Rede und seine Gedanken zu dem Monument druckte das Durlacher Wochenblatt in gekürzter Fassung ab: „Der Jugend aber möge das Denkmal ein Sporn sein, fortzubilden den schönen großen Gedanken, den Vätern gleich zu werden, stets eingedenk der Opfer, welche in dem großen Kampfe gebracht wurden. Es sei das Denkmal ein steter Mahnruf, in Liebe und Treue für Fürst und Vaterland aufzuwachsen.“ Die Zeitung berichtete weiter: „Bei dem von der Menge begeistert dreifach erwiderten Hoch auf Wilhelm den Siegreichen und Friedrich den Gesegneten und sein Haus fiel unter Musik und unter Absingen der Wacht am Rhein die Hülle des Denkmals, auf dessen Stufen zwölf Festjungfrauen Eichenkränze niederlegten.“

Gustav Fecht, vor allem als Verfasser der 1869 erschienenen „Geschichte der Stadt Durlach“ bekannt, zog als Direktor von Pädagogium und höherer Bürgerschule mit seinen Schülern ebenfalls in das Gebäude ein. Zu dessen Einweihung hielt er einen Vortrag über die Entwicklung des Schulwesens. Im 19. Jahrhundert und vor allem in den Jahren nach 1871 wurden in ganz Deutschland und auch in Baden zahlreiche Denkmäler errichtet. In Durlach wurden zwischen 1871 und 1915 vier Denkmäler gesetzt: das besprochene Kriegerdenkmal, das Bismarck-Denkmal, das Hengst-Denkmal und das des Großherzogs Friedrich I.

Mit dem Baukomplex der Vereinigten Schulen setzte der Wandel Durlachs von der ländlichen Amtsstadt zur modernen Bürgerstadt ein. Bald folgten weitere Neuerungen, die diesen Wandel mittrugen. So wurde 1896 der Viehmarkt in eine öffentliche Parkanlage umgewandelt mit Denkmal und Zierbrunnen zu Ehren des Gründers der Freiwilligen Feuerwehr Christian Hengst. Wenig später wich die städtische Kelter dem Neubau der neugotischen katholischen Kirche.

Brigitte Baumstark

Von Karlsruhe nach Chicago. Ein schmiedeeisernes Tor im Stadtgarten



Das Tor der Wolff-Anlage vor den Umbauten zur Bundesgartenschau 1967.

Wendet man sich als Besucher des Stadtgartens nach Süden zur Wolffanlage, trifft man auf ein schmiedeeisernes Tor, das einen von Hecken gesäumten Weg abschließt. Schon der Aufstellungsort macht deutlich, daß hier für das Tor nicht die Funktion des Verschliessens im Vordergrund steht, sondern die Präsentation eines kunstgewerblichen Objektes. Es besteht aus zwei seitlichen Rahmenelementen, die ein Bogen verbindet. Dazwischen hängen die beiden niederen Türflügel. Die einzelnen Elemente sind in neubarocken Formen gestaltet. Die seitlichen Lisenen sind mit filigranen Stäben und mit Blattwerk gestaltet. Plastisch geformte vegetabile Einrollungen leiten über zum ebenfalls stark plastischen und reich verzierten Bogen. Über dessen Mitte erhebt sich eine asymetrisch gestaltete Kartusche mit dem stilisierten badischen Wappen und der bekrönenden Fürstenkrone.

Die niederen Tore werden im unteren Bereich von Flächenornamenten stabilisiert. Die zarten Gitterstäbe darüber beginnen und enden in C-Schwüngen, Einrollungen und floralen Schmuckformen. Über dem oberen Querbalken entwickeln sich von der Mitte der Türflügel zu den Seitenteilen hin ansteigend Blatt- und Pflanzenelemente, die immer wieder in Einrollungen enden. Diese Zweige und Blätter bilden zusammen mit der Rundung des Aufsatzes eine ovale Rahmung, die einen „point de vue" hervorhebt.

Das Tor bildete zusammen mit zwei kleineren Seitentoren die Begrenzung und den Auftakt der badischen Abteilung auf der Weltausstellung 1893 in Chicago zum Ehrenhof hin und war Teil des badischen Ausstellungsgutes. Unter dem badischen Wappen des mittleren Tores hing damals eine Tafel mit dem Landesnamen „Baden". Der Direktor der Großherzoglich Badischen Kunstgewerbeschule in Karlsruhe, Hermann Götz, hatte es entworfen, und Fritz Bühler aus Offenburg, ein ehemaliger Schüler, hatte es ausgeführt. Darüber hinaus war das badische Kunsthandwerk mit zahlreichen Gegenständen vertreten, darunter war der mehrteilige Tafelaufsatz, den das erbgroßherzogliche Paar zu seiner Hochzeit von den badischen Städten erhalten hatte.

Die Karlsruher Nachrichten berichteten über die Tätigkeit von Götz und Badens Anteil an der Weltausstellung: „Baden, der Garten Deutschlands, blühend und gedeihend unter einem hochherzigen Fürsten, hat auf der Chicagoer Ausstellung, im Industriepalast besonders, Wunder geleistet, eine Entfaltung

seines Kunstgewerbes zu Stande gebracht, wie sie großartiger von einem größeren Bundesstaate Deutschland nicht hätte erwartet werden können."

Auch das Großherzogtum Baden nahm nach dem Deutsch-Französischen Krieg starken wirtschaftlichen Aufschwung. Die gründerzeitlichen Stadtteile der Residenzstadt und auch der kleineren badischen Gemeinden verdeutlichen den neuen Reichtum. Für die Ausführung der bis ins Detail aufwendig durchgestalteten Verwaltungsbauten sowie der Wohn- und Geschäftshäuser bedurfte es hochqualifizierter Handwerker.

Diese Fachleute standen seit 1867 und in größerer Zahl seit 1878 zur Verfügung, nachdem zuerst die kunstgewerblichen Kurse an der Landesgewerbehalle und später die Kunstgewerbeschule die Lehrtätigkeit aufgenommen hatten. Diese Schulen boten nicht nur Unterricht in den Fachklassen für Architektur, Bildhauerei, Dekorationsmalerei, Ziselieren und Keramik, sondern bearbeiteten im Zeichenbüro Aufträge von Firmen sowie öffentlicher und privater Auftraggeber zu den unterschiedlichsten Anlässen. Zum Beispiel entwarf Götz im Auftrag des Großherzogs alljährlich den „Großen Preis" für das Pferderennen in Iffezheim. Die Ausführung lag häufig bei ehemaligen Schülern.

Ein wesentlicher Aufgabenbereich für Direktion, Lehrer und Schüler war die Planung und Bestückung der badischen Abteilungen auf nationalen und internationalen Ausstellungen. Hier konnten sich die verschiedenen Sparten des Kunsthandwerks präsentieren. Auftakt und Blickfang, und somit wichtiger Teil der Ausstellungsarchitektur, war meist ein schmiedeeisernes Gitter. Für die deutsch-nationale Kunstgewerbeausstellung 1888 in München entwarf Götz ein dreiteiliges Gitter zur Kapelle. Ebenfalls ein aufwendiges schmiedeeisernes Tor, nun in den Formen des floralen Jugendstils, zeichnete Götz für die Weltausstellung 1900 in Paris. Die Arbeit wurde mit einer Goldmedaille ausgezeichnet.

Schon vor 1893 hatte man sich in Karlsruhe besonders um diese kunsthandwerkliche Technik bemüht, als der Kunstgewerbeverein im Auftrag der deutschen Kunstgewerbevereine einen Wettbewerb unter den deutschen Kunstschmieden ausschrieb und die Ergebnisse in der Fachausstellung für Schmiedeeisen in der Orangerie präsentierte. 1892 veröffentlichte Eugen Bischoff, Professor für Architektur an der Kunstgewerbeschule, ein umfangreiches Fachbuch zum Thema Schmiedeeisen.

Nach der Rückkehr aus Chicago wurde das Tor zunächst im Karlsruher Kunstgewerbemuseum ausgestellt. Später gelangte es in städtischen Besitz. Es fand seinen Platz im Stadtgarten und gehört heute zum Sammlungsbestand der städtischen Galerie im Prinz-Max-Palais. *Brigitte Baumstark*

Ein Platz zur Zierde der Innenstadt

Vor 140 Jahren notierte die großherzogliche Hofverwaltung, die im Schloß untergebrachte Hofbibliothek und weitere wissenschaftliche Sammlungen bedürften dringend der Erweiterung. Der Auftrag für die Vorentwürfe erging an Karl Joseph Berckmüller (1800–1879) vom Hofbauamt. Während die Hofverwaltung über Bauprogramme, Kosten und alternative Bauplätze diskutierte, verstrichen sechs Jahre. Im Sommer 1862 gab das Ständeparlament seine Zustimmung für einen Neubau, der die Ver-

einigten Sammlungen aufnehmen und in „moderner Renaissance" gehalten sein sollte.

Diese Stilempfehlung hatte geradezu avantgardistischen Charakter im Vergleich zum Stand der überregionalen Architekturdiskussion. Zugleich wurde das Programm für den nördlichen Erbprinzengarten entworfen: In der Flucht des Landgrabens (heute Bankhof) sind sechs dreieinhalbgeschossige Privathäuser vorgesehen, deren gewerblich genutztes Erdgeschoß und das Zwischengeschoß hinter Schutz bietenden Arkaden liegen. Vor- oder zurücktretende Fassaden, geringe Unterschiede bei Traufhöhen, Balkonformen und Fensterrahmungen wirken rhythmisierend der Gefahr eines uniformen Aufrisses entgegen: Wohl geordnet stehen die Privathäuser in respektvollem Abstand vor dem Hofgebäude. Sechs weitere Häuser gleicher Bauart werden östlich der zu verlängernden Lammstraße errichtet. Damit diese Verlängerung den Platzcharakter nicht stört, wird zwischen den an der Nordostecke des Platzes gelegenen Häusern VI und VII ein dreiachsiger Abschluß in Form eines Triumphbogens mit Plattform eingefügt (eine ähnliche Begrenzung begegnet uns 40 Jahre später am Haydnplatz).

Das Haus 1 (heute Baden-Württembergische Bank und letzter Zeuge der ursprünglichen Bebauung) wollte der Großherzog, sofern sich kein Bauherr fände, als Musterhaus selbst bauen lassen. 1863 wurden für beide Bauprojekte internationale Architektenwettbewerbe ausgeschrieben, im badischen Bauwesen ein dem neuen Liberalismus der Staatsführung zuzuschreibendes Novum, das erst 1905 für das Empfangsgebäude des Karlsruher Hauptbahnhofs wieder aufgegriffen werden sollte. Das Interesse an den beiden Wettbewerben war groß, die Teilnahme gering: Für das Sammlungsgebäude wurden 9, für die Privathäuser 14 Vorschläge eingereicht. Ein erster Preis wurde nur für das Privathausprojekt an den heute unbekannten Basler Architekten Gmelin vergeben. Berckmüller bekam anschließend den zweifellos unangenehmen Auftrag, die prämierten Entwürfe weiter zu bearbeiten. Als er im April 1879 starb, wurde an seinem 1865 begonnenen Hauptwerk immer noch gearbeitet: Zahlreich waren die ihm abgeforderten Planänderungen noch während der Bauzeit, zwei Kriege unterbrachen den Fortgang, rasante Material- und Lohnerhöhungen nach 1871 zogen finanzielle Engpässe nach sich. 1875 wurde der von Adolf Helbling (1824–1897) geplante Neubau der Eisenbahnverwaltung fertiggestellt. Sein vergleichsweise plumpes Erscheinungsbild dürfte Berckmüller umso



Der Friedrichsplatz vor dem Zweiten Weltkrieg.

weniger begeistert haben, als der krasse Geschmackswandel zu Beginn der Gründerjahre auch die vom Großherzog beabsichtigte ästhetische Wirkung verletzte.

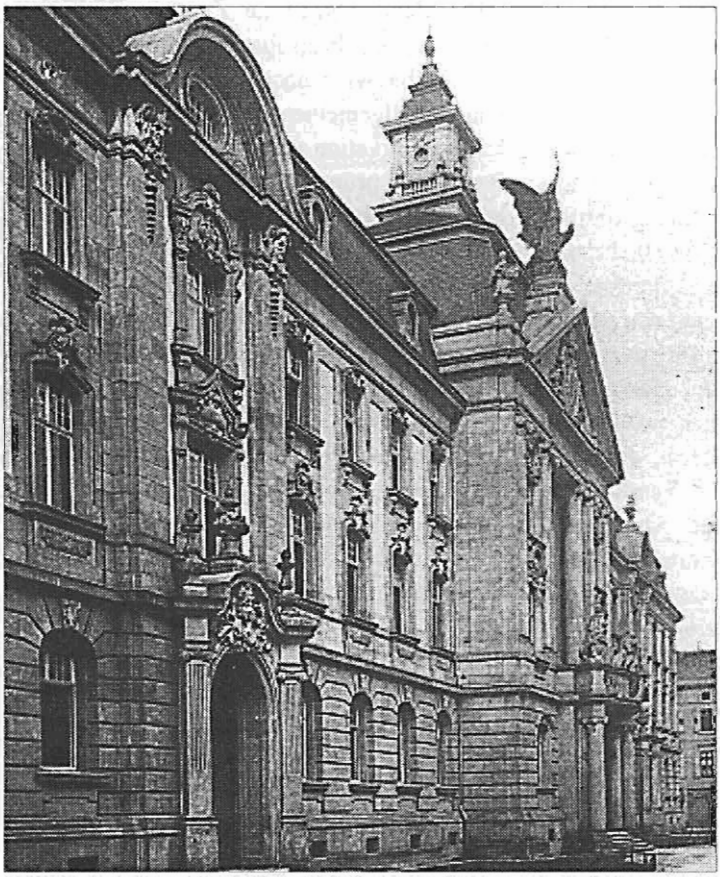
Im Jahr 1902 bot Großherzog Friedrich anläßlich seines 50jährigen Regierungsjubiläums der Stadt Karlsruhe den Friedrichsplatz als Geschenk an. In die offizielle Freude mischten sich auch kritische Untertöne im Hinblick auf die Folgekosten und den gerade „teuer" bezahlten Bauplatz für das neue Städtische Krankenhaus im fürstlichen Hardtwald. Zehn Jahre später wurden die begrenzenden Eisengitter entfernt, die 1874 von Carl Steinhäuser für das Sammlungsgebäude geschaffene Gruppe Orest und Pylades in den Botanischen Garten versetzt, um Platz für ein Großherzog-Friedrich-Denkmal zu erhalten; nach Kriegsende fehlte in der Republik das Interesse an der Ausführung dieses Denkmals.

Die Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg haben wenig Bausubstanz übrig gelassen. Der Aufbauwille nach 1945 zeigte trotz der ihm im allgemeinen nachgesagten ahistorischen Motivation überraschend viel Gespür für die ursprüngliche Anlage: Der mittenbetonte Neubau der Handelskammer (1957, Architekt Erich Schelling) erinnert an das ehemalige Gegenüber von monumentalem Hofgebäude – es war um etwa ein Drittel größer als das Residenzschloß – und eindrucksvoller Flucht großbürgerlicher, durch „Gewerbefleiß" erworbener Häuser; Bäume, Brunnen und Platzgestaltung – diese sogar nach Fertigstellung der Tiefgarage (im November 1976), deren praktische Zu- und Ausfahrten nicht störend auffallen – folgen auch heute noch den ursprünglichen Vorgaben. Mit Wehmut freilich denken wir an den ehemals überkuppelten Mitteltrakt des Museums am Friedrichsplatz. *Wilfried Rößling*

Kaiserliche Präsenz: Die Hauptpost in Karlsruhe

Sie ist kaum zu übersehen, ein ganzes Karree in bester Innenstadtlage beansprucht sie für sich allein: die Karlsruher Hauptpost. Der gewaltige Gebäudeblock beherrscht sowohl den Europa- als auch den Stephansplatz. Die voluminösen Fassaden aus gelbem Sandstein, bewegt gegliedert und aufwendig dekoriert in üppig-schwellenden Formen, lassen an barocke Palastarchitektur denken und führen auch dem heutigen Betrachter vor Augen, daß hier der Wunsch nach Repräsentation eine besondere Rolle gespielt haben muß.

Dabei standen bei der Entstehung zunächst rein technische Belange im Vordergrund. Die Posteinrichtungen, die nach 1871 unter dem Vorzeichen wirtschaftlichen Aufschwungs und technischen Fortschritts eine ungeahnte Entwicklung nahmen, sollten an der Stelle der alten Grenadierkaserne einen gemeinsamen Neubau erhalten. Die Planung, aufgrund der zentralistisch organisierten Postverwaltung von Berlin aus betrieben, unter Beteiligung von nicht weniger als vier beamteten Architekten, wurde 1896 von der Königlich-Preußischen Akademie des Bauwesens in Berlin begutachtet. So sehr dabei die komplexe Raumverteilung vom eigenen Elektrizitätswerk über die Telegraphen- und Fernsprechsäle bis hin zu den Dienstwohnungen Zustimmung fand, so sehr rügte das Gremium die Gestaltung der Fassaden. Die Entwürfe wurden daraufhin von dem Berliner Architekten Wilhelm Walter nochmals geändert. Er



schaffte es, trotz begrenzter Mittel, die Wirkung des Äußeren und der Schalterhallen wie gewünscht ins Prunkvolle zu steigern. Als die Hauptpost schließlich im Jahr 1900 eröffnet wurde, konnte der Bau kaum als Zeugnis moderner Architektur gelten. Gleichzeitige Beispiele Karlsruher Architekten, wie Billings Hofapotheke oder Curjel & Mosers Bankhaus Homburger, setzten in dieser Beziehung ganz andere Maßstäbe. Aber er war zu einem Manifest jenes auftrumpfenden und mit nationalen Anspielungen agierenden Stils des „wilhelminischen" Historismus geworden, wie ihn der Kaiser persönlich vertrat. In der Person Wilhelms II. gipfelte folglich auch das komplizierte ikonografische Programm der Bildhauerarbeiten an der Hauptfassade und der üppige malerische Schmuck im Innern. Am Mittelbau präsent durch Kaiserkrone und Initialen, wurde er als Schützer des Verkehrs, der Einheit des Reiches, des Nähr- und des Wehrstandes gefeiert, wurde in seinem Namen an deutsche Ansprüche in der Welt erinnert. Der badische Landesvater, Großherzog Friedrich I., mußte sich dagegen bei seiner Nennung mit einer zweitrangigen Plazierung zufriedengeben.

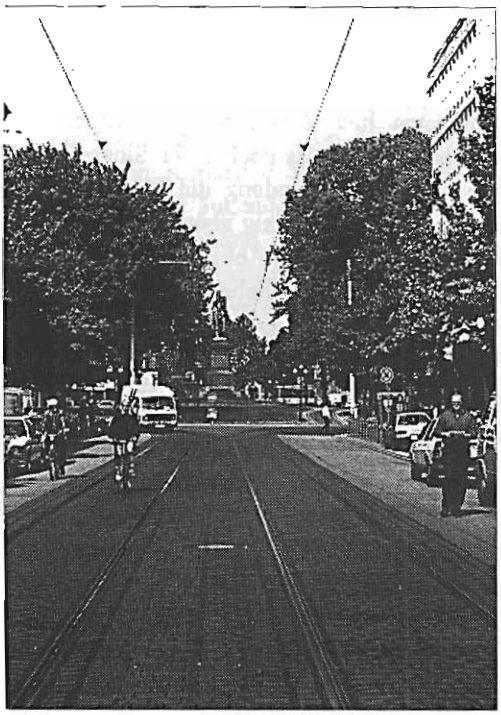
Nach dem Ersten Weltkrieg empfand man offensichtlich selbst im wenig zum Bildersturm neigenden Karlsruhe diese Gegenwart des Kaisers als zu aufdringlich. Die Krone über dem Reichswappen und das große „W" in der Kartusche über dem Mittelbalkon wurden abgeschlagen.

Seine Funktion erfüllt der Bau mit manchen inneren Veränderungen, denen erst in den 60er Jahren die neobarocken Schalterhallen weichen mußten, bis in unsere Tage. Der wechselvollen deutschen Geschichte entsprechend mußten dabei die monumentalen vergoldeten Lettern am Hauptgiebel von Zeit zu Zeit abgeändert werden. Aus „Kaiserlicher Oberpostdirektion" wurde „Reichspost", und heute ist dort nach einigen Jahren ohne Text „Deutsche Bundespost" zu lesen. Ob hier wohl bald – charakteristisch für unsere Zeit – in rosa Neonschrift auf einen glitzernden Konsumstempel hinter wilhelminischer Fassade hingewiesen wird?

Gerhard Kabierske

Das Ende der Achsen

Am Anfang standen sich weltliche und kirchliche Macht, als Residenzschloß und Konkordienkirche symbolisiert, in voller Eintracht gegenüber. Beide Bauwerke markierten Beginn und Ende der Stadt in nordsüdlicher Richtung. 100 Jahre später dokumentierten die am Marktplatz einander gegenüber gelegenen Neubauten der Evangelischen Stadtkirche und des Rathauses mit dem Schloß und der axial angeordneten Pyramide über dem Grab des Stadtgründers das zum Dreieck erweiterte, nachrevolutionäre Machtgeflecht von Landesherr, Landeskirche und Bürger. Als landesherrliche Fortsetzung entstanden das Denkmal Großherzog Ludwigs (ein lebensspendender Brunnen), der Rondellplatz mit „Verfassungssäule" und das Ettlinger Tor: Die „Fürstenachse" als „via triumphalis" vom Schloß, vorbei an den Gebäuden hoher Verwaltungsbehörden, zum Stadtausgang – der Sonne entgegen – war geschaffen worden. Ganz anders stellt sich die Stadt in ihrer Erstreckung von Ost nach West dar: Seit Anfang der 1770er Jahre stand das Durlacher Tor am Beginn der Kaiserstraße, wo gegenüber dem mißtrauisch beäugten „Dörfle" auch Teile des Militärs untergebracht worden waren, während das westliche Ende der Kaiserstraße bis 1817 vom Mühlburger Tor an der Karlstraße (!), seitdem am späteren Kaiserplatz markiert wurde. Auch auf dieser Seite der Stadt war auf dem Gelände der heutigen Hauptpost Militär angesiedelt gewesen. Dazwischen liegen die überwiegend bürgerlichen Wohn- und Geschäftshäuser, die sich in geradezu undisziplinierter Weise bis auf den heutigen Tag keiner einheitlichen Architektursprache bedienen, an der „Bürgerachse", der „via civilis". Allen staatlichen und städtischen auf Vereinheitlichung gerichteten Absichten zum Trotz obsiegten hier Ausdehnungsbestreben und Bauherrnwille. Als nach 1871 Siegeseuphorie und Reichsgründung die Stadttore auch symbolisch überflüssig gemacht hatten, ging der Blick nach ihrem Abbruch ins Freie, in die „weite Welt" – städtebaulich allerdings ins Leere! Waren Planung und Realisierung einer „zeitgemäßen" Neugestaltung und Fortsetzung nach Süden zunächst von der Eisenbahnverwaltung, später durch mangelnde Solidarität zwischen Stadt und Staat, schließlich durch die „Sachzwänge" in neuerer Zeit verhindert worden, entstanden bis zum Jahrhundertwechsel am westlichen und östlichen Stadtrand zwei städtebauliche Akzente mit heute auf den ersten Blick nicht mehr erkennbarem politischem Charakter: Das Denkmal Kaiser Wilhelms I. und die katholische Bernharduskirche. Wilhelm I. ist nun aber nicht als Kaiser oder Herrscher, sondern als Feldherr, Kämpfer und Soldat im persönlichen Einsatz dargestellt; er reitet von Westen (!) kommend in die Stadt. Aus den schriftlich überlieferten Äußerungen des Großherzogs entnehmen wir die Hinweise auf die historische und damals aktuelle Bedeutung. Schon als Prinz und König schützte Wilhelm das Großherzogtum vor dem äußeren und inneren Feind: 1848/1849 vor den Umtrieben demokratischer Chaoten, 1870/1871 vor der Besatzungsgefahr aus dem „Westen". Den königlichen Schutz hatte sich die badische Monarchie, wie es die beiden Sockelreliefs belegen, durch ihren militärischen Anteil am Sieg gegen die Franzosen und durch den persönlichen Einsatz des Großherzogs bei der Kaiserkür allerdings verdient. Der historische Aspekt wurde durch die Wahl des Datums für die Enthüllungsfeier untermauert: Es war der Jahrestag der Niederlage Napoleons in der Völkerschlacht bei Leipzig





Ost-West-Achse Kaiserstraße.

und der Krönung Wilhelms zum König von Preußen. Die Niederlage badischer Truppen im Deutschen Krieg 1866 gegen preußisches Militär wird freilich verschwiegen! Der Denkmalcharakter hatte jedoch auch einen ganz aktuellen Bezug: die Angst der Monarchisten vor der stärker werdenden Sozialdemokratie, die unverblümt als „innerer Feind" bezeichnet wurde. Vergleichsweise spät hatte sich in der Haupt- und Residenzstadt Industrie als Wirtschaftsmacht entwikkelt. Das erste, den Namen verdienende Arbeiterviertel war in den 1860er Jahren als Eisenbahnerstadtteil, abgetrennt von der Kernstadt, in der Südstadt entstanden. Bezeichnenderweise wurden hier 1889 und 1892 auch die ersten beiden Stadtteilkirchen fertiggestellt: Christliche Betreuung als Teil sozialer Sicherheit und zum Schutz der bestehenden Gesellschaftsordnung. Die nach dem Kulturkampf wieder hergestellte Einigkeit zwischen Staat und katholischer Kirche wurde indessen zu derselben Zeit mit der Bernharduskirche demonstriert: Der Großherzog schenkte der Kirchengemeinde den Bauplatz. Alle Beteiligten waren sich der großen Geste und der exponierten Lage des Platzes bewußt: „...einem Kirchenbau fällt dort nicht nur die dominierende Stellung über die nächste Umgebung, sondern geradezu die Beherrschung der Stadt ... naturgemäß zu"; die Kirche wird dazu beitragen, daß die ärmeren Schichten den „Verlockungen der Socialdemokratie" zu widerstehen lernen – so lauteten die Dankadressen der Kirchenverwaltung, die darüber hinaus den Seligen Bernhard, einen Vorfahren des Großherzogs, zum Patron bestimmte. Als ob die gleichsam rasante Ausdehnung der Stadt in der „Bürgerachse" gebremst werden sollte, markieren

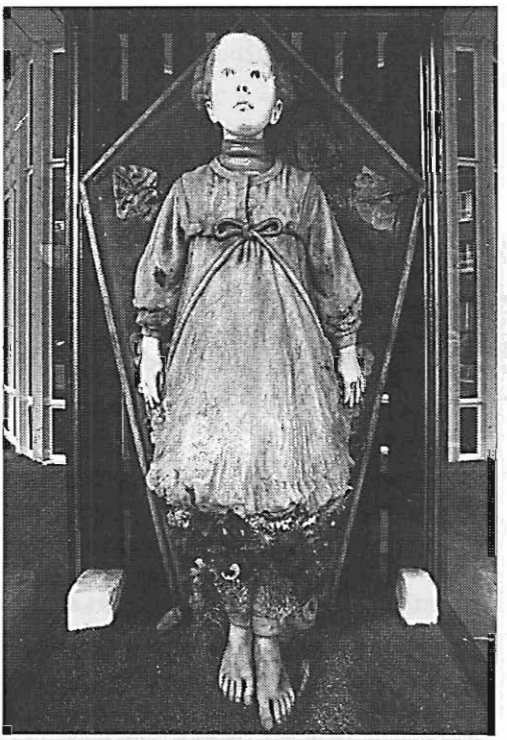
beide Denkmäler Achtung gebietend, fast drohend, das eine vorwärtsschreitend und schmal, das andere himmelstürmend und breit, die Grenze zwischen „Kernstadt" und „Neustadt". Staatsstruktur, gesellschaftliche Ordnung und Vorkehrungen für die innere Sicherheit haben sich in dieser Anordnung niedergeschlagen. Weder die Verlockungen der Sozialdemokratie noch die Ausdehnung der „Bürgerachse" konnten freilich aufgehalten werden: Kurz nach der Enthüllungsfeier des Kaiserdenkmals, noch vor der Fertigstellung der Bernharduskirche wurde die SPD bei den Reichstagswahlen 1898 stärkste Partei; gleichzeitig wurden bis 1900 bzw. 1907 West- und Oststadt zu vollwertigen Stadtteilen mit eigenen (evangelischen) Kirchen ausgebaut. Die beiden Denkmäler sind zu „historischen Inseln" geworden.

Wilfried Rößling

„Eva im Glashaus" von Jürgen Goertz

Wer erinnert sich nicht an die kontroversen, viele Monate andauernden Diskussionen, die seine phantasievoll-skurrilen Plastiken in der Öffentlichkeit hervorgerufen haben? Der umstrittene „Musengaul" vor dem Badischen Staatstheater von 1981 oder die auf dem Kopf stehende Figur der „Europa" vor der gleichnamigen Großsporthalle auf dem Beiertheimer Feld haben nachhaltig Aufmerksamkeit erregt und den Schöpfer dieser figürlichen Werke, den 1939 geborenen Bildhauer Jürgen Goertz, in Karlsruhe einem breiten Publikum bekannt gemacht.

Die kritischen bis ablehnenden Stimmen über seine Arbeiten sind zwar zu keinem Zeitpunkt völlig verstummt, doch zählt Goertz längst zum Kreis der arrivierten, mit vielen öffentlichen Aufträgen betrauten Künstler. Dies gilt in besonderem Maße für die Fächerstadt: Kaum ein anderer Bildhauer ist im Karlsruher Stadtgebiet mit seinen Plastiken so häufig vertreten wie er. Weitere, durchaus prominente Werkbeispiele des ehemaligen Loth-Schülers an der Karlsruher Kunstakademie sind der 1978 aufgestellte „Herrenbrunnen" im Fußgängerbereich der Kaiserstraße oder die Säulenbekrönungen am postmodernen Neubau der Landeskreditbank.



Aber auch an weniger exponierten Stellen lassen sich Plastiken von Jürgen Goertz entdecken, so etwa auf der nördlichen Seite des Waldhornplatzes. Dort befindet sich seit 1982 ein Glaskastenobjekt, das am Haupteingang zum kurz zuvor fertiggestellten Verwaltungsgebäude des Badischen Gemeindeunfallversicherungsverbandes die Blicke auf

sich zieht. „Eva im Glashaus", so der Titel dieser Skulptur, ist als Auftragswerk der Gemeindeunfallversicherung entstanden. Der zuständige Bauausschuß nutzte die von der Aufsichtsbehörde für „Kunst am Bau" genehmigte Summe, um in zweifacher Weise auf die seit 1971 bestehende Aufgabe des Versicherungsverbandes als Träger der gesetzlichen Unfallversicherung für Kinder in Kindergärten, Schüler und Studenten aufmerksam zu machen: Im Inneren des Gebäudes mit themenbezogenen Majolika-Keramiken von Jürgen und Christa Goertz und im Außenbereich mit jener „Eva im Glashaus", zu der die 1974 geborene Tochter des Bildhauers Modell stand.

Über einem gekachelten Sockel erhebt sich der hochrechteckige gläserne Kasten, der als schätzende Hülle für das aus farbigem Kunststoff geformte Ebenbild der Tochter dient. Mit starrem Blick sieht das in auffallend naturalistischer Weise dargestellte Mädchen den Passanten entgegen. Es lehnt sich aufrecht an einen hölzernen Zaun, von Blättern umrankt. Seine geflochtenen Zöpfe sind über den Ohren zu Schnecken zusammengefaßt; die nackten Füße stehen auf einem groben Sandboden. „Am besten, das letzte bißchen heile Welt um einen herum ins Glashaus sperren, damit kein Regentropfen das Liebste erschlage", liest der Betrachter in dem erläuternden Text, den der Künstler verfaßt und seinem Werk beigegeben hat.

Ursula Merkel

Die Baischstraße

„Ich sag Dir mein Lieber, das ist etwas Kolossales", schrieb 1904 Bruno Taut seinem Bruder Max nach Königsberg. Und auch Charles-Edouard Jeanneret, bekannt geworden als Le Corbusier, äußerte sich 1910 in einem Brief an seine Eltern in der Schweiz begeistert über das, was er gesehen hatte. Beide damals noch junge Architekten, die in der 20er Jahren als Protagonisten des Neuen Bauens internationale Bedeutung erlangen sollten, hatten in Karlsruhe Station gemacht, um sich mit eigenen Augen ein Bild zu verschaffen von der damals lebendigen Architekturszene in der badischen Residenz, über die die zeitgenössischen Bau- und Kunstzeitschriften so häufig berichteten. Es war vor allem ein Werk, das – in einem Blatt als „Beispiel neuer deutscher Bauweise" gepriesen – eine besondere Anziehungskraft auf sie ausübte, „eine einheitliche, sehr schöne Straße, die viel Zauber hat", wie Jeanneret notierte. Er meinte die Bebauung der Baischstraße, deren Einfluß auf Bruno Taut sich sogar noch vier Jahre nach seinem Besuch an dessen erstem eigenen Bau, einem Mietshaus in Berlin, nachweisen läßt.

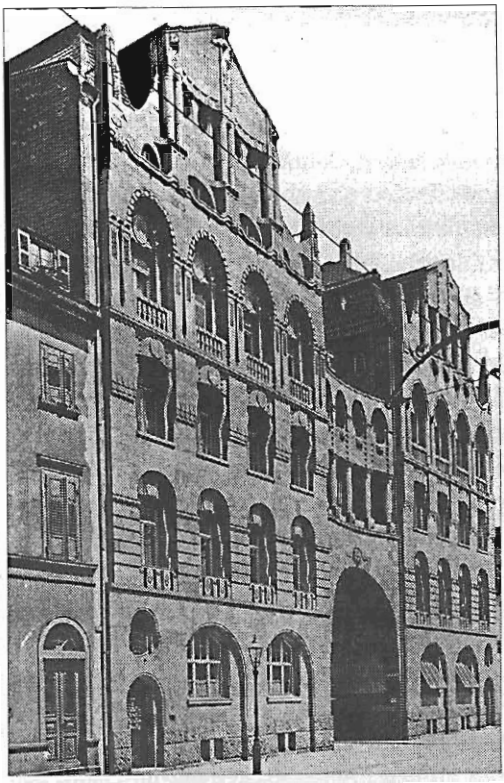
Zweifellos war die Baischstraße, erbaut 1900–1903, ein zentrales Werk der Karlsruher Jahrhundertwende-Architektur und ihr Schöpfer Hermann Billing neben Curjel & Moser der Hauptvertreter jener Generation, die sich damals die Überwindung des Historismus auf ihre Fahnen geschrieben hatte (vgl. S. 283). Dabei war Billings Aufgabe keineswegs einfach. Der private Bauherr hatte in erster Linie finanzielle Interessen und wollte das zentral am Kaiserplatz gelegene, aber äußerst ungünstig geschnittene handtuchartige" Grundstück von etwa 31 auf 200 Metern möglichst lukrativ verwerten. Die Lösung mit einer Stichstraße, gesäumt von sechs Einfamilienhäusern und einem großen Doppelhaus mit Mietwohnungen, das die Straße am Zugang vom Kaiserplatz her torartig über-

baut, erwies sich als städtebaulich glückliche Disposition, für die sich allenfalls in Paris Vorbilder finden lassen.

Entscheidend war freilich, daß Hermann Billing diese „Villenkolonie", deren Häuser erst nach Fertigstellung an Interessenten verkauft wurden, im Sinne des Jugendstils bis in Details wie Gartenzäune oder Straßenlaternen eigenhändig gestalten konnte. Sein Konzept ging dabei von einer außergewöhnlichen Vielfalt der Einzelbauten aus. So zeigte sich jedes Haus in differenzierter Form, unterschiedlichem Material und ungewohnt bunter Farbigkeit als Individuum, wobei die Freiheit des künstlerischen Ausdrucks auf konservative Zeitgenossen schockierend wirkte. Bei aller Vielgestaltigkeit war es Billing jedoch gelungen, die Häuser zu einem stimmigen Gesamtensemble zusammenzubringen.

Für das Doppelhaus am Zugang zur Straße engagierte sich Billing besonders, wie die Bauakten zeigen. Innerhalb von fünf Monaten legte er 1902 nicht weniger als drei Anträge vor, obwohl bereits die ersten Planungen die Zustimmung der Behörden gefunden hatten. Die mächtige Schaufassade und ihre beiden unterschiedlichen Giebel wurden zu einem bestaunten Kabinettstück freier Interpretation von Formen des 16. Jahrhunderts, wobei die expressive Plastizität des hellen Sandsteins ursprünglich durch leuchtende, geradezu freche Farbakzente in Gold und hellem Blau noch unterstrichen wurde.

Wie nach ihrer Fertigstellung, so könnte die Baischstraße auch heute noch ein überregional bedeutendes Aushängeschild für Karlsruhe sein – wäre der Charakter des „Gesamtkunstwerks" nicht weitgehend verloren gegangen. Dies ist nicht allein dem Zweiten Weltkrieg zuzuschreiben, der vor allem am Torgebäude Schäden hinterließ. Die Zerstörung fand eher in den Jahrzehnten danach



statt, als bei Wiederaufbau, Umbau und Renovierung die künstlerische Qualität nicht erkannt wurde, oder allein wirtschaftliche Aspekte zählten. So bietet das Ensemble nurmehr ein rudimentäres Bild, das ohne jede gestalterische Rücksicht auf die Architektur durch Garagen, Autoabstellplätze, veränderte Fenster und Türen, Dachgauben, Eternitverkleidungen und Aufstockungen verunstaltet wird. Weitere negative Eingriffe in dieses überregional bedeutende Kulturdenkmal sind selbst gegenwärtig zu befürchten.

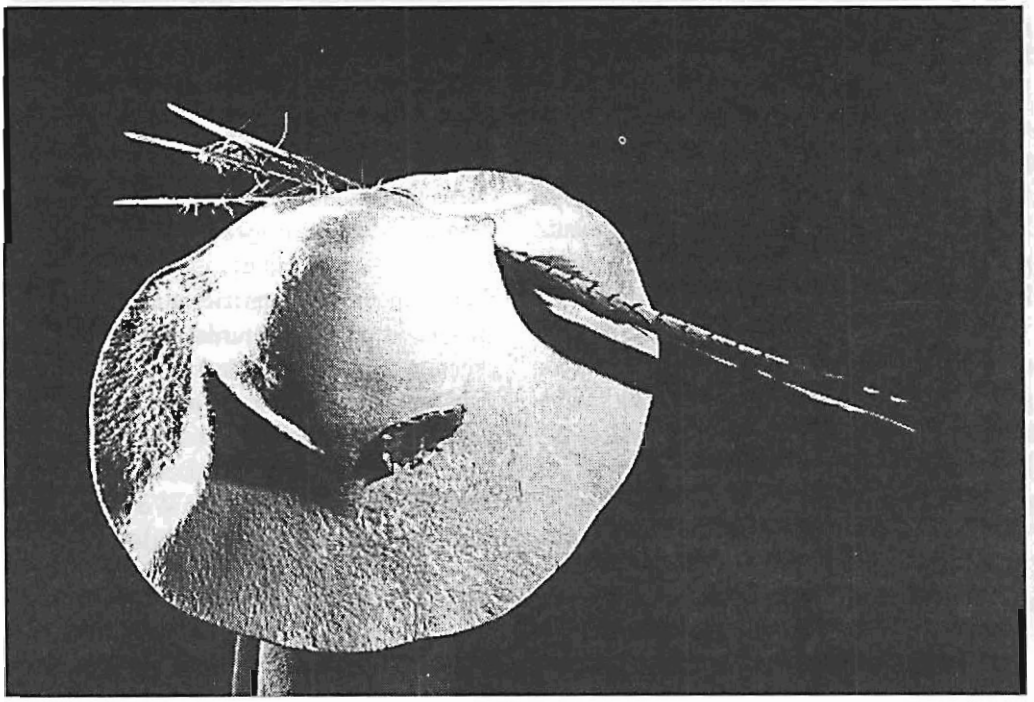
Dabei hat der Eigentümer des Hauses Baischstraße 5 Anfang der neunziger Jahre demonstriert, wie man den Bestand in denkmalpflegerisch vorbildlicher Weise sanieren kann, wobei sogar die ursprüngliche Farbigkeit wiederhergestellt wurde.

Gerhard Kabierske

Der Heckerhut im Pfinzgaumuseum

1998 wird das 150jährige Jubiläum der Badischen Revolution 1848/49 gefeiert. In ganz Baden und speziell in Karlsruhe wird man dieser demokratischen Bewegung durch zahlreiche Veranstaltungen gedenken. Doch während die revolutionären Ereignisse 1848/49 die badische Residenz nur wenig in Mitleidenschaft zogen, kam es im nahegelegenen Durlach am 25. Juni 1849 an der Obermühle zu einem schweren Gefecht zwischen den Revolutionären und den preußischen Truppen, die Großherzog Leopold zu Hilfe gerufen hatte. Zahlreiche Einwohner des „rothen Durlach" sympathisierten mit den Aufständischen. Einige wenige schlossen sich den abziehenden revolutionären Truppen an.

Im Pfinzgaumuseum in Durlach sind einige interessante Objekte zur Badischen Revolution 1848/49 ausgestellt, die wohl auch auf der großen Landesausstellung im Badischen Landesmuseum zu sehen sein werden. Das Glanzstück der Präsentation ist der sogenannte Heckerhut. Er mag auf den ersten Blick als malerisches Accessoir erscheinen, ist aber in Wirklichkeit ein hochpolitischer Gegenstand. Benannt wurde er nach dem Mannheimer Juristen und Mitglied der II. Badischen Kammer Friedrich Hecker, der seinen Zug zur Einführung der Demokratie in Deutschland mit 1 000 Revolutionären am Hochrhein begann. Doch dieser wurde rasch aufgerieben. Die militärischen Niederlagen setzten mit der Unterredung zwischen Hecker und dem Kommandeur der Regierungstruppen General von Gagern auf der Brücke bei Kandern ein. Hecker hatte, auf seine glänzende Rhetorik vertrauend, die Regierungssoldaten zum Überlaufen bewegen wollen, aber der General ließ die Trommeln schlagen und erstickte die Rede. Dieses legendäre Ereignis wurde auf zahlrei-



chen Graphiken verbreitet. Es findet sich auch als Darstellung auf einem Pfeifenkopf im Pfinzgaumuseum. Doch kehren wir zurück zum Heckerhut. Er besteht aus weichem Filz und sein Kopfteil geht ohne Knick in die breite Krempe über. So ergibt sich eine wenig definierte, fließende Form. Als Schmuckelemente weist er zwei Fasanenfedern auf, die durch den Filz hindurchgesteckt sind, sowie eine schwarz-rot-goldene Kokarde. Sein Widerpart, der Zylinder, war zunächst ebenfalls ein revolutionäres Kleidungsstück, zog doch der Dritte Stand 1789 mit Zylinder und Frack in die Pariser Nationalversammlung ein und setzte damit ein Zeichen gegen die bunte höfische Kleidung des Adels. Mit der Etablierung des Bürgertums wurde dessen Kleidung und damit auch der Zylinder zur Bekleidungsnorm. Wie auch der steife Kragen, der „Vatermörder", stand der Hut für Charakterstärke und strenge moralische Grundsätze. Die Revolutionäre von 1848/49 sahen ihn jedoch als Sinnbild für Erstarrung und Unbeweglichkeit an. Dagegen erhoben sie den weichen Filzhut mit langer Feder zum weithin sichtbaren Zeichen ihres politischen Widerstandes. Der Heckerhut gehört zusammen mit einer weiten Bluse zur „Uniform" der Aufständischen. Wie ihr Anführer trugen die meisten langes Haar und einen Bart. Als Bewaffnung dienten ihnen unter anderem geradegestellte Sensen, wie sie der Durlacher Karl Leußler der Bürgerwehr vorantrug. Auch davon sind zwei Exemplare im Pfinzgaumuseum zu sehen. Die eigenwillige Kleidung und Bewaffnung der Revolutionäre erweckte bereits bei den Zeitgenossen die Vorstellung vom Räuberhauptmann und Volkshelden, der, ähnlich wie der legendäre Robin Hood, die Armen gegen die Reichen verteidigt. Doch die Reaktion versuchte die Aufständischen aufgrund ihrer äußeren Erscheinung als ungebildet und gewalttätig zu diffamieren.

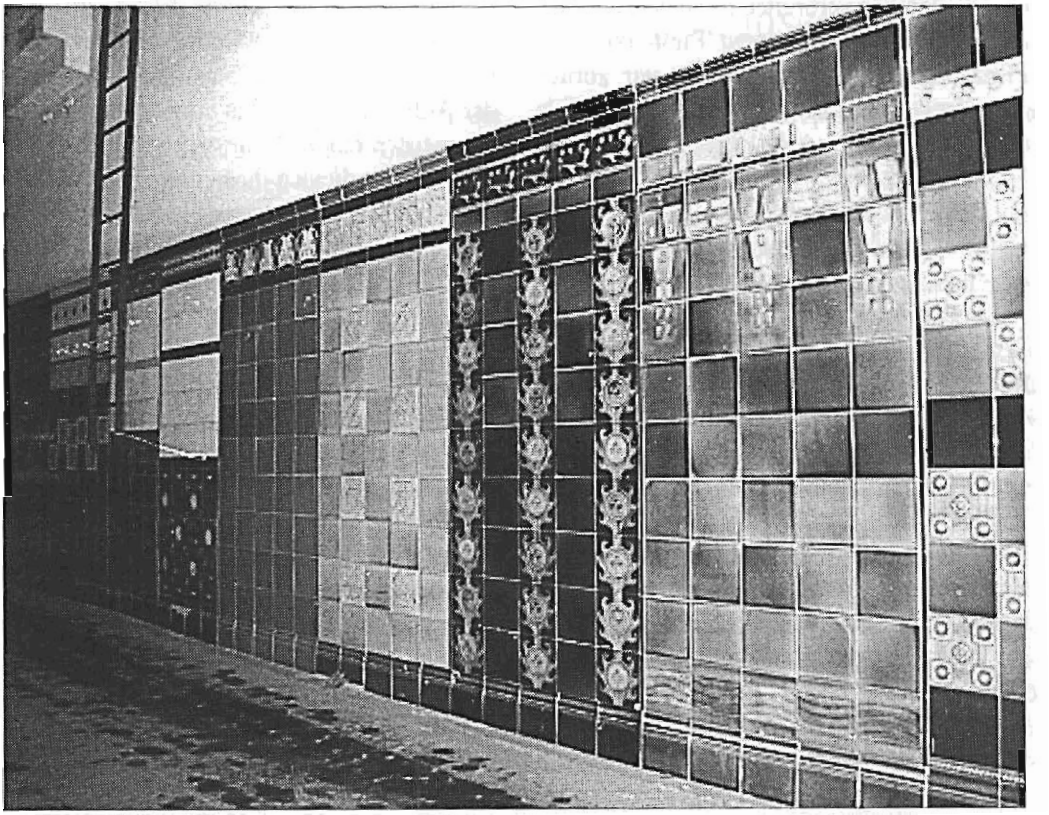
Aber auch der Heckerhut verwandelte sich vom politischen Abzeichen zum modischen Kleidungsstück. In den 1880er Jahren ließ sich der „Reichsgründer" Otto von Bismarck von dem Münchener Gesellschaftsmaler Franz von Lenbach mit dem weichen Filzhut porträtieren. *Brigitte Baumstark*

Ein Wandkatalog in der Oststadt

Wer seinen Getränkevorrat in der Oststadt deckt, den hat sein Weg vielleicht schon mal in die Gerwigstraße 38 geführt. Hier, wo sich heute im Hof eine entsprechende Handlung befindet, war ursprünglich das Baumaterialiengeschäft L. Reiss beherbergt. Eine Inschrift über dem Tor des Vorderhauses, das von dem bekannten Karlsruher Architekten Hermann Billing 1905 gebaut worden ist, weist heute noch auf den Bauherrn hin.

Auffällig und zumindest in Karlsruhe einmalig ist die Ausstattung der Torfahrt. Zum Teil wunderschöne Fliesen bekleiden hier beidseitig die unteren Wandflächen. Es handelt sich um 1–2 qm große Musterflächen, die nebeneinandergesetzt sind wie in einem Katalog. Und genau dies war auch ihre Funktion. In Zeiten, in denen Hochglanzprospekte die Briefkästen überquellen lassen, mag es schwer vorstellbar sein, daß es zu Anfang dieses Jahrhunderts noch kaum möglich war, seine Ware attraktiv anzupreisen. Reklame war teuer und ging über ein Firmensignet in der Tageszeitung kaum hinaus. Auch war an Farbe kaum zu denken.

So finden sich immer wieder Beispiele, in denen pfiffige Handwerker Musterflächen an ihren Häusern oder Hofmauern angebracht



Hausflur Gerwigstraße 38.

haben, um der Kundschaft die Qualität und mögliche Vielfalt ihrer Arbeit anschaulich zu machen. Sicherlich hat sich so mancher Hausbesitzer viel eher zum Kauf auch einer teureren Fliese entschließen können, wenn sie, statt nur einzeln in einer Kiste zu liegen, in der vollen Entfaltung ihres Dekors großflächig angebracht war.

Die glasierten Kacheln mit z. T. floralen Mustern und reich verzierten Abschlußleisten waren für die repräsentative Ausgestaltung von Hauseingängen gedacht. Eher für die Wände einer Küche wurden die weißen Kacheln mit kleinen blauen Musterfeldern verwendet. Auch Fußbodenbeläge sind hier vorgestellt, so z. B. die typischen Schachbrettmuster in rot-weiß oder schwarz-gelb, die noch heute auf zahlreichen Karlsruher Küchenböden und in Hausfluren zu finden sind. Eine Besonderheit ist leider kaum zu sehen: Verdeckt durch das hochgefahrene Tor befindet sich an der Wand ein Kachelbild mit einer Darstellung der Burg Lichtenstein.

Die Verwendung von Fliesen erfreute sich schon aus hygienischen Gründen großer Beliebtheit. Gerade im Eingangsbereich von Treppenhäusern und in Torfahrten, die einer starken Verschmutzung ausgesetzt sind, waren Wandfliesen eine pflegeleichte und dauerhafte – wenn auch teurere – Alternative zum einfachen Ölanstrich. Selten wurden besondere künstlerische Ansprüche an das Produkt gestellt, daher war es sehr gut für eine industrielle Fertigung geeignet. Eines der führenden Unternehmen für Baukeramik war die bereits 1748 gegründete F. Villeroy & Boch

in Mettlach/Saar.

Die Karlsruher Majolika, berühmt für ihre aufwendigen baukeramischen Raumausstattungen, nahm reine Fliesenbeläge erst in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts in ihr Repertoire auf. *Ulrike Plate*

Zwangsarbeit in Karlsruhe 1939–1945



Beim ZKM erscheint allein das Gebäude der ehemaligen Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik (DWM) schon imponierend. Um diesem Industriebau eine besondere historische Dimension zu geben, hat die Stadt eine Tafel am Portal anbringen lassen, die den Besucher an die hier tätigen Zwangsarbeiter während des Zweiten Weltkriegs erinnern soll. Ca. 17 000 Frauen und Männer waren es, deren Schicksal Jürgen Schuhladen-Krämer in seiner Magisterarbeit geschildert hat, erschienen als Band 3 in der Schriftenreihe des Stadtarchivs.

Die Situation dieser Frauen und Männer war unterschiedlich; während in bäuerlichen Betrieben und in Haushalten erträgliche Verhältnisse herrschen konnten, war die Lage in Fabriken wesentlich härter. Bei mangelhafter Arbeit gab es Strafen, Aufsässigkeit gegen die oft anzutreffende Willkür von Lagerleitern führte zur „Schutzhaft" in „Arbeitserziehungslagern", die als „Weg durch die Hölle" charakterisiert wurden. Auch in der DWM bestand ein solches Lager, in dem mindestens täglich 12 Stunden gearbeitet werden mußte.

Besonders krass war der Unterschied, den die Aufsichtsbehörden aus rassischen Gründen zwischen Angehörigen aus West- und Ostländern machten. Wer von den Polen, einem „führerlosen Arbeitervolk", sich „einer deutschen Frau unsittlich nähert, wird mit dem Tode bestraft", so die hiesige Polizeibehörde, und häufig genug wurde solches vollstreckt. Während Russen als besonders „schlechtrassig" eingestuft wurden, versuchte man die Ukrainer davon zu unterscheiden, weil man sie als „slawische Hilfsmannschaften" zu gewinnen suchte. Sie hätten „einen stark dinarischen, also uns verwandten Rasseeinschlag aufzuweisen" und gehörten nicht zu den Nord-, sondern zu den Südslawen, wie die abstrusen Konstruktionen der obersten „Rasseaufsichtsbehörde" der SS lauteten.

Für den Fall einer längeren Krankheit oder gar bei Invalidität plante man zunächst eine Abschiebung ins Herkunftsland, um Kosten zu sparen. Mit der Rückverlegung der Fronten gegen Ende des Krieges entfiel diese Möglichkeit. In der Albuferstraße 4–10 errichteten darum im Oktober 1943 die Städt. Krankenanstalten ein Ausländerkrankenhaus. Da sowjetische Ärzte mit Dolmetschern dort eingesetzt wurden, galt es vor allem als Baracke für Ostarbeiter. Ein Drittel der „Fremdarbeiter" waren Frauen, die wegen ihrer Arbeitsleistung in den Betrieben geschätzt wurden. Unerwünscht waren aber die hohen Geburtenzahlen, besonders bei Polinnen und Russinnen. Darum wurden hier bei Abtreibungen – für deutsche Frauen verboten – Sonderrechte eingeräumt. Für die Arbeiter waren eigene Bordelle eingerichtet, wobei „Dirnen germanischen Volkstums (z. B. Holländerinnen, Norwegerinnen)" abgelehnt wurden, selbstverständlich auch Deutsche. Dagegen waren „Polinnen bevorzugt einzusetzen. Auf 300-400 Arbeiter soll eine Dirne kommen", so die Regelung der behördlichen Zuhälterei.

Während polnische Frauen nicht geschlagen werden sollten, galt für Männer diese Regelung: „Das Züchtigungsrecht steht jedem Betriebsführer für die Landarbeiter polnischen Volkstums zu, sofern gutes Zureden und Belehrungen ohne Erfolg waren. Der Betriebsführer darf in einem solchen Fall von keiner Dienststelle deswegen zur Rechenschaft gezogen werden." So stand z. B. am Güterbahnhof ein höchstens 16jähriger Hitlerjunge, berichtet ein Zeitzeuge, „und hielt eine Peitsche in der Hand, mit der er unter Gebrauch herablassender Ausdrücke einen sowjetischen ‚Zivilarbeiter' zum schnelleren Entladen eines Waggons antrieb."

Zwischen wirtschaftlichen Interessen der Industrie – möglichst viele leistungsfähige Arbeitskräfte – und rasseideologischen Prinzipien der NS-Führung kam es also häufig zu Konflikten, die mit dem Kompromiß „Brot und Peitsche" gelöst werden sollten. Der Höhepunkt des Einsatzes wurde im Spätsommer 1944 erreicht, als ca. 10 000 Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter sich in Karlsruhe befunden haben.

Der Haß gegen das deutsche „Herrenvolk" äußerte sich nach 1945 in manchen Übergriffen. Die Alliierten begegneten den „Displaced persons" nicht immer entgegenkommend, zumal zahlreiche nicht in die von Sowjets besetzten Länder zurückkehren wollten.

Insgesamt ist dies ein trauriges Kapitel in der Historie der 40er Jahre, bei dem man neben dem harten äußeren Druck nicht die Verlassenheit des einzelnen, die seelischen Konflikte, den Verrat durch Zuträger vergessen sollte. Bei der Enthüllung der Gedenktafel sah der ehemalige Zwangsarbeiter De Ruyter aus den Niederlanden diese als eines der Zeichen, „die alte Gräben überwinden hilft". Bei einem Zentrum für die II. Moderne von morgen sollte darum der Blick zurück in die jüngere Geschichte nicht fehlen. (Jürgen Schuhladen-Krämer, Zwangsarbeit in Karlsruhe 1939–1945, Ein unbekanntes Kapitel Stadtgeschichte, Karlsruhe 1997, 170 S., DM 25,–). *Leonhard Müller*

Der Narrenbrunnen

Seit dem 11. 11. 1997 ist die ehemalige badische Residenz wieder um einen weiteren Brunnen reicher, so daß man Karlsruhe bald mit dem Beinamen „Stadt der Brunnen" versehen könnte. Die Fastnachter um ihren Festausschußpräsidenten Jürgen Olm sowie Oberbürgermeister Prof. Dr. Seiler und der Künstler Markus Lüpertz weihten unter reger Anteilnahme der Bevölkerung den neuen Narrenbrunnen auf dem Kronenplatz ein. Stadt und Karnevalsvereine teilten sich die Kosten des Brunnens in etwa zur Hälfte. Der Künstler selbst steuerte ebenfalls einen nicht unerheblichen finanziellen Beitrag bei. Nun thront ein farbig gefaßter bronzener Harlekin in lässiger Haltung „auf einem wackligen Sitz aus Backsteinen" etwas außerhalb der Mitte einer hellblau gemusterten Brunnenschale aus Terrazzobetonstein, nach den Worten des Künstlers in dieser Größe eine Weltneuheit, die nicht leicht herzustellen gewesen sei. An der Einfassung der Brunnenschale sind die Embleme von allen 24 dem FKF angeschlossenen Karlsruher Karnevalsvereinen sowie das Stadtwappen in Form von Majolikakeramiken angebracht worden. Lüpertz, seit langem ein international gefeierter Avantgardekünstler, schuf damit ein Kunstwerk, das nicht nur in der Karnevalssaison seine Würdigung finden soll, denn gerade in der wärmeren Jahreszeit wird ja durch die Inbetriebnahme des Brunnens erst sein eigentlicher Zweck erreicht und das aus dem Sockel der Brunnenfigur sprudelnde Naß gleichsam zum Bestandteil des Kunstwerks.

Welche Rolle die Harlekinfigur im Selbstverständnis und im Werk des Künstlers spielt, hat Erika Rödiger-Diruf 1991 in ihrem Beitrag zum Katalog der Lüpertz-Ausstellung im Prinz-Max-Palais gewürdigt. Dem kann man auch entnehmen, daß Lüpertz für die Gestaltung des Narrenbrunnens auf eine bereits vorhandene Bronzeskulptur zurückgriff: „Die Bronzefigur des sitzenden Harlekin von 1984, die mit der Bezeichnung „Pierrot lunaire" den Gemäldeserien aus dem gleichen Jahr zuzuordnen ist, strahlt durch die kräftige, dominant rot-grüne Bemalung (‚Narrenfarben'), eine gewisse Heiterkeit aus. ... Einen Blickfang bilden die großen Hände, die ineinander verschränkt auf dem Schenkel ruhen, und die hochovale Kopfform..." Rödiger-Diruf wies dabei auch auf entsprechende Bilder von Picasso hin, die den Künstler zu seinen Harlekindarstellungen angeregt hätten. Trotzdem kann man mit dem Brunnen doch einige historische Erinnerun-



Der Künstler Markus Lüpertz und sein Harlekin bei der Einweihung des Narrenbrunnens auf dem Kronenplatz am 11.11.1997, 11.11 Uhr.

gen verbinden, die, wenn auch wohl eher zufällig, die Ursprünge der Karlsruher Fastnacht betreffen.

Der Harlekin entstammt der italienischen Commedia dell'arte des 16. bis 18. Jahrhunderts und ist vermutlich eine verfeinerte Form der mittelalterlichen Narrenfigur. Kennzeichen des Narren waren schon im Mittelalter gestreifte oder gefleckte Gewänder mit den Narrenfarben gelb, rot, grün oder blau, die Narrenkappe mit Schellen sowie Schnabelschuhe.

An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert wurden im Karlsruher Hoftheater sogenannte Harlekinaden aufgeführt, die als kurzweilige und humorvolle Lustspiele ein begeistertes Publikum fanden. Harlekin wurde bald in Hanswurst eingedeutscht und fand berühmte Darsteller, die sich auf dieses Genre spezialisiert hatten. Nicht von ungefähr wurden Harlekin und sein „alter ego" Hanswurst daher auch zu Hauptfiguren der Karlsruher Fastnacht im Vormärz. 1844 war „seiner allernärrischsten Majestät", dem König Hanswurst, sogar der ganze Umzug gewidmet. „Harlekins umschwärmten in lärmender Geschäftigkeit den Zug, und noch verschiedene Masken reihten sich an und bildeten einen langen Schweif", berichtet die 1845 verfaßte Karlsruher Narrenchronik. „Auf dem Marktplatz angelangt, nachdem die besuchtesten Straßen der Stadt durchpassirt waren, bestieg Hanswurst den für ihn prachtvoll bereiteten, erhabenen Thron im glänzenden Geleite seiner Kronbeamten." Dort fanden Hanswurst zu Ehren Eselsturniere, der Empfang von fremden Gesandtschaften und eine Ordensverleihung statt. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sollte sich Prinz Karneval nach rheinischem Vorbild durchsetzen und damit Harlekin und Hanswurst in Karlsruhe verdrängen. So ist der Harlekin des Narrenbrunnens neben seiner künstlerischen Bedeutung auch eine Symbolfigur für die Anfänge der Karlsruher Fastnacht.

Aber auch der Standort des neuen Brunnens ist mit der Karlsruher Karnevalsgeschichte verknüpft. Befand sich doch hier und in der Umgebung die alte Taglöhnersiedlung „Dörfle", die 1715 mit der Stadtgründung entstanden war und mit der Flächensanierung in den 60er Jahren zum größten Teil verschwunden ist. Das Dörfle wurde im 19. Jahrhundert mit dem Übernamen „Pfannenstiel" belegt, der ursprünglich nur für den östlichen Teil der Kaiserstraße ab Höhe der Waldhornstraße gegolten hatte, da dieser aus dem Fächergrundriß herausfiel. Ein anderer Erklärungsversuch von Fritz Hirsch aus den 20er Jahren erscheint recht originell, ist aber historisch als eher fragwürdig einzustufen. Er meinte, das Dörfle mit der Waldhornstraße sei in der Plananlage der Stadt mit einem Pfannenstiel zu vergleichen, wenn man den Zirkel um das Schloß als geschlossene Tellerscheibe betrachtet, die somit die „Pfanne" ausmachen würde. Jedenfalls nannte sich die erste, 1843 gegründete Karnevalsgesellschaft der Stadt „Narrenverein von Pfannenstielhausen", womit allerdings die ganze Stadt gemeint war.

Spekulationen, daß dieser Verein im heute noch bestehenden Gasthaus „Zum Pfannenstiel" gegründet worden sei, entbehren jeder Grundlage, da diese Wirtschaft erst in der Gründerzeit errichtet worden ist und ein Wirtshaus gleichen Namens nicht vorher bestand. Das Vereinslokal des alten Narrenvereins befand sich in der nicht mehr bestehenden Brauerei Görger in der nördlichen Waldstraße, also weit entfernt vom „Pfannenstiel".

Ein wichtiges Element der Fastnacht der 1840er Jahre war die Zopfmiliz, die der Wirt zum Goldenen Kreuz gegründet hatte und die mit ihren Uniformen an napoleonische Zeiten erinnern sollte. Das Wirtshaus „Zum Goldenen Kreuz" befand sich früher an der Kreuzung der Zähringer- mit der Kreuzstraße hin-

ter der Kleinen Kirche, also in unmittelbarer Nachbarschaft zum „Dörfle". Vielleicht hat der Wirt seine Mannschaft aus jungen Burschen des Dörfle rekrutiert, und der Name des Narrenvereins „Pfannenstielhausen" steht damit in Zusammenhang. Letztlich wird sich dies aber nicht mehr eindeutig klären lassen. Trotzdem erscheint der Platz des Narrenbrunnens auch unter den hier geschilderten Gesichtspunkten nicht schlecht gewählt. Außerdem sorgt er für eine Belebung des erst mit der Dörflesanierung entstandenen Kronenplatzes, der ja nun von recht monumental wirkenden Neubauten umgeben ist. Zu einer Belebung wollen auch die Karnevalsvereine beitragen. So soll hier regelmäßig am 11. 11. der Karneval eröffnet und am Aschermittwoch beendet werden sowie ein jährliches Brunnenfest stattfinden. Dabei könnte unmittelbar an das historische Vorbild angeknüpft werden. Hatten doch die Narren 1843 und 1844 auf dem Marktplatz einen Jahrmarkt abgehalten, auf dem mit zahlreichen an das Mittelalter erinnernden Kostümierungen Königin Fastnacht und König Hanswurst gehuldigt wurden. Dabei kam auch das leibliche Wohl und die geistige Nahrung nicht zu kurz, wie wir der Narrenchronik entnehmen: „...in der Gegend des Brunnens (des Ludwigsbrunnens auf dem Marktplatz) stand der geräumige Glückshafen, und an diesen reihten sich die Buden der Narrenliteratur, des Wunderdoctors, des Pfeifenverkäufers, des Tabakhändlers, der Bier- und Weinschenken, des Fastnachtsküchlebäckers, der Wurstler und Anderen an. ... Liebhaber von Punsch fanden an der Ecke der Zähringerstraße volle Befriedigung wie auch freundliche Bedienung. Kurz, es war für alles gesorgt, was ein Volksfest in seinem Gefolge haben muß." Wir dürfen gespannt sein, ob am Karlsruher Narrenbrunnen auf dem Kronenplatz wieder etwas Ähnliches entsteht.

Peter Pretsch

Hinter der Autobahn

Bis vor kurzem gab es noch so etwas wie ein „Niemandsland" zwischen Karlsruhe und Durlach, denn an der Betriebsbrücke über die Autobahn ging es für die Öffentlichkeit nicht weiter. Kaum jemand kannte die Ecke" hinter der Autobahn" und auch heute wird kaum einer der Brückenbenutzer auf dem Gelände der Autobahnmeisterei etwas besonderes vermuten. Wer jedoch hinsieht, kann dort überraschend gute Architektur entdecken: ein repräsentatives Verwaltungsgebäude und den langgestreckten Baukörper der Fahrzeughalle. Beide Gebäude zeigen Sichtmauerwerk aus regelmäßig behauenen Sandsteinen mit Eckquaderung, die den repräsentativen Anspruch unterstreicht, fein geschnittene Profilrahmen an Fenstern und Türen zeugen von großem handwerklichem Anspruch, Rundbogenfenster und Schieferdächer lassen an Weinbrennerbauten denken. Solche Qualität für reine Funktionsbauten?

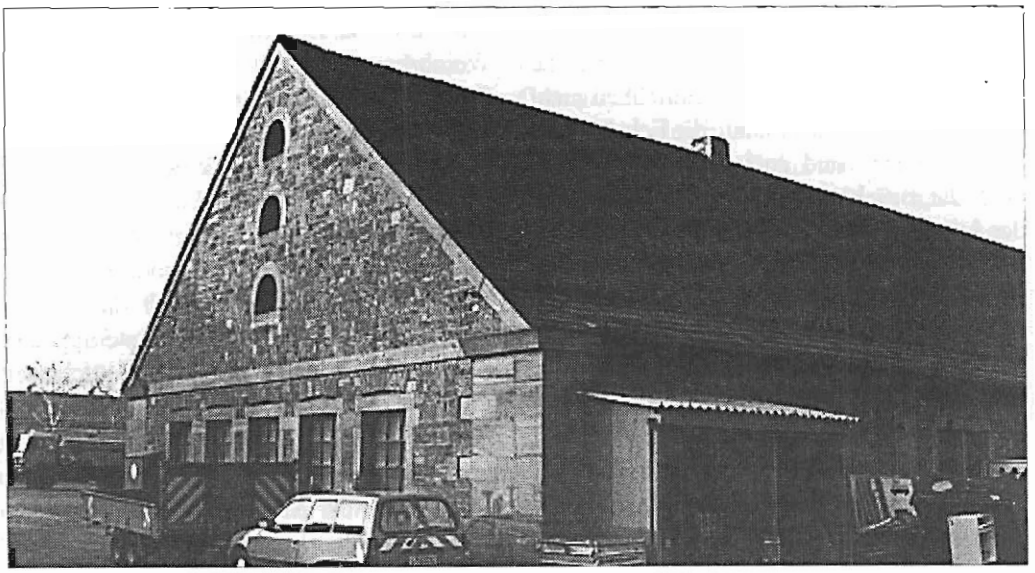
Die Autobahnmeisterei ist Teil des größten Bauprojekts in der Geschichte Deutschlands, dem Bau der Autobahn. Die Autobahnplanung, die in den 20er Jahren ihren Anfang nahm, wurde von den Nationalsozialisten aufgegriffen und erhielt durch das Gesetz über die Errichtung eines „Unternehmens Reichsautobahnen" von 1933 eine reichsweit einheitliche Organisation. Die Nationalsozialisten sahen im Autobahnbau nicht nur den technisch-ökonomischen Nutzen und eine Möglichkeit der Arbeitsbeschaffung. Sie erkannten insbesondere das ungeheure propa-

gandistische Potential, das in diesem Projekt lag und das später auch zum militärischen Aufmarsch für den geplanten Krieg dienen sollte.

Die Energie, die in den Autobahnbau gesteckt wurde, spiegelt sich im raschen Bautempo: Bereits im Oktober 1935 konnte der Generalinspekteur für das deutsche Straßenwesen, Dr. Todt, die Fertigstellung des Streckenabschnitts Viernheim-Mannheim-Heidelberg bekanntgeben. Im September 1936 war die Strecke bis Bruchsal fertig, im Oktober 1937 wurde der Abschnitt bis Karlsruhe freigegeben und im Dezember 1938 konnte das Autobahndreieck von Karlsruhe bis Ettlingen bzw. bis Pforzheim eröffnet werden.

Bei aller Schnelligkeit stand die Ästhetik stets im Vordergrund. Für die technisch-konstruktiven Fragen wurden hochkarätige Ingenieure hinzugezogen, wie zum Beispiel Fritz Leonhardt für den Brückenbau; er hat 1955 den Stuttgarter Fernsehturm gebaut. Es gab künstlerische Berater, von denen hier nur der Architekt des Stuttgarter Hauptbahnhofs, Paul Bonatz, genannt sei. Die Autobahn bot den Nationalsozialisten die Möglichkeit der Selbstdarstellung, sie stand für Fortschritt und Technik, gleichzeitig sollte sie die enge Verbundenheit mit der Landschaft im Sinne von Heimat, Vaterland und Geschichte zeigen. Autobahnstrecken wurden zum Teil so geführt, daß sie historische Sehenswürdigkeiten vom Auto aus erleben ließen: bekanntes Beispiel hierfür ist der Dom von Limburg/Lahn.

Besonderer Wert wurde auf die Qualität der Autobahnarchitektur gelegt. Ingenieurleistungen wie Brücken und Tunnel symbolisierten Fortschritt und Modernität. Raststätten, Tankstellen und eben auch Autobahnmeistereien sollten dagegen nach Form und handwerklicher Ausführung dem landschaftlich überkommenen Baustil folgen und den Umlandbewohnern den zeitgemäßen Stil vor Augen führen, um sie so zur Nacheiferung anzuspornen. Typisch für die Ideologie der Nazi-architektur ist hierbei, daß landschaftsgebundenes Bauen im Vordergrund stand; selbst bei besten Entwürfen war keine reichsweite Vereinheitlichung des Stils vorgesehen. Autobahn- bzw. Straßenbaumeistereien bestanden üblicherweise aus einem um ein bis zwei Werkhöfe gruppiertem Gehöft, bestehend aus



einem Bürogebäude mit Fernmeldevermittlung, Aufenthalts-, Wasch- und Umkleideräumen, einer Fahrzeughalle und einer Tankstelle. Da Residenzpflicht herrschte, gab es auch eine Dienstwohnung für den Straßenbaumeister sowie weitere Betriebswohnungen. Von hier aus wurde zunächst der Streckenbau organisiert; bis heute aber gehören die Sicherheit der Autobahnen, regelmäßige Kontrollen und Reparaturen von Straßendämmen und Brücken sowie der Winterdienst zu den Aufgaben der Straßenmeister. Mit dem Bau der Autobahnmeisterei in Durlach wurde 1938 begonnen. Wegen des Kriegsausbruchs konnte die Anlage nicht vollendet werden, erst 1950 wurden die notwendigen Gebäude ergänzt, 1970–1972 kam es zu einer Erweiterung. Bis 1940 waren nur das Verwaltungsgebäude und die Fahrzeughalle fertiggestellt worden, erbaut im rötlichen Sandstein der Grötzinger Steinbrüche, die Form wurde mit Anklängen an die für Karlsruhe typische klassizistische Architektur gewählt. Der Architekt, Paul Schmitthenner, Professor an der TH Stuttgart, war der Hauptverfechter eines traditionellen Baustils und einer der deutschen Architekten, die überzeugt für den Nationalsozialismus eintraten. Er hat die ästhetischen Ansprüche an landschaftliche Gebundenheit in Material und Stil sowie an handwerkliche Qualität in den Gebäuden der Autobahnmeisterei in Karlsruhe-Durlach umgesetzt.

Ulrike Plate

Bücher-Blick

Bilder im Zirkel, 175 Jahre Badischer Kunstverein Karlsruhe.
Hrsg. v. Jutta Dresch u. Wilfried Rößling, Karlsruhe 1993, 400 S., DM 50,–

Ausstellungskataloge und Festschriften werden zu einem gegebenen Anlaß häufig nur für ein kleineres Umfeld komponiert. Dieser großformatige Band, der allein durch seine ansprechende Gestaltung herausragt, bietet weit mehr und ist ein Stück Kulturgeschichte dieser Stadt in den letzten beiden Jahrhunderten. Auf literarischem Gebiet hatte Karlsruhe weniger zu bieten, eher schon im Bereich der Musik, des Theaters. Weit über Baden bekannt ist aber der Bereich der bildenden Künste – freilich: jene breite Bürgerinitiative zum Erwerb für Museen, wie z. B. in Mannheim, ganz zu schweigen in den Hansestädten, fand man in der badischen Residenz seltener, weil man sich auf das Mäzenat kunstverständiger Großherzöge verließ. Deshalb hatte der Kunstverein, der „vornehmste Verein in ganz Baden", eine notwendige Mittlerfunktion, die von den 15 Autoren in vielfacher Weise beschrieben wird. Um nur einige zu erwähnen, schildert die Herausgeberin Jutta Dresch prägnant die Organisation der Kunstvereinsausstellungen bis 1860 und ihre spätere Reform sowie die „vortrefflichen Photographien" von J. A. Lorent um die Mitte des letzten Jahrhunderts, wobei – wie in anderen Beiträgen – zahlreiches, noch unveröffentlichtes Material herangezogen wurde. Wilfried Rößling beleuchtet die vielfältigen Kontakte zum Rheinischen Kunstverein, Dieter Hein den Kunstverein im bürgerlichen Aufbruch des frühen 19. Jahrhunderts, Peter Pretsch im Zeitalter der Industrialisierung, Eva-Maria Froittzheim, Marlene Angermeyer-Deubner, Michael Koch und Christoph Zuschlag in den folgenden Epochen unter spezifischen Fragestellungen.

Die Skizze von Hans-Werner Schmidt „Die 'Verbindung für historische Kunst' 1854–1933" stößt auf ein aktuelles Interesse, denkt man an die heutige Diskussion um Denkmale und die Rückwirkung auf die nationale Identifikation. So galten Bilder zum deutschen Mittelalter mit ihren Kaisergestalten im 19. Jahrhundert zunächst für eine großdeutsche Lösung, die nach 1871 entfiel. Darstellungen zur Geschichte der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges flankierten eher Bismarcks Bestrebungen, Protestantismus und Preußentum als Gegenpart zum Katholizismus in Einklang zu bringen.

Ursula Merkels Anmerkungen zum staatlichen Porträtwettbewerb und zur Ausstellung von 1930 unter dem Thema „Selbstbildnisse badischer Künstler" schildert einen Vorgang, der eine offizielle wie private Aufmerksamkeit wie kaum eine andere Ausstellung erzielt hat, weil sie zu heftigen Kontroversen führte. In einer von Karl Hubbuch und anderen herausgegebenen Monatsschrift erschien eine Lithographie von Erwin Spuler, wie er sich die Erschießung der Jury vor dem Portal der Kunsthalle vorstellte, ein faszinierender Bericht, der die Auseinandersetzungen im „Dritten Reich" erahnen läßt.

Die Liste der Jahresgaben ab 1832 konzentriert ein Stück Kunstgeschichte auf knappem Raum, wobei die 30er und 40er Jahre ausgespart wurden. Mit über 100 Schwarzweiß- und 31 farbigen Abbildungen – darunter das auseinandergeschnittene Werk „Nero überschaut das brennende Rom" von Ferdinand Keller wird auch für jene, die die Ausstellung nicht besuchen konnten, die breite Palette der Exponate sehr anschaulich vorgeführt. In summa: eine fesselnde Lektüre und zugleich ein Nachschlagewerk.

Leonhard Müller

100 Jahre Mädchengymnasium in Deutschland.
Hrsg. Stadt Karlsruhe, G. Braun Verlag, 131 S., DM 10,–

Diese Publikation, von P. Behringer und G. Zeipert-Haßinger redigiert, ist umfassender als eine landläufige Festschrift, und viele Interessenten aus ganz Deutschland haben nach ihr gefragt, weil sie am Beispiel zweier Schulen neben dem Lokalen das Grundsätzliche von Mädchenbildung aufgreift. Aufgrund von sorgfältigen Akten- und Literaturstudien sind gerade die einführenden Aufsätze von Eva Hirtler, vor allem auch über die NS-Ära von Ilse Weigel sehr anschaulich und differenziert. Erhard Hottenroth schildert das Gründungsumfeld, und Erinnerungen von Zeitzeuginnen geben den nüchternen Fakten Farbe und Plastizität. Die Schülerbeiträge sind hier knapp, quasi als Kostprobe gehalten, weil die Historie dominiert.

Ein Drittel ist dem Thema „Koedukation" gewidmet – heute wieder modern, wie man dem sachkundigen Interview von Susanne Asche und Annette Niesyto mit den Ministerinnen Dr. Schultz-Hector und Unger-Soyka entnehmen kann. Insofern führt die Aufsatzsammlung mitten in die Diskussion jener Gleichberechtigung der Geschlechter, deren Bedingungen und Möglichkeiten die Diskussion unserer Tage prägt. Daß historische Rückblicke nichts anderes sind, als „die ausdauernde Befragung der Vergangenheit im Namen der Probleme der Gegenwart" (F. Braudel), wird an diesem Heft besonders einleuchtend, das zu Gesprächen einlädt, was innerhalb der bildungspolitischen Literatur eher eine Rarität ist. Die vorzügliche Bildausstattung eröffnet zudem beredte Eindrükke von dem Wandel der Generationen.

Leonhard Müller

Karlsruher Stadtteile, Bulach, Ausstellung der Stadtgeschichte im Prinz-Max-Palais zur 800-Jahrfeier.
Hrsg. Stadt Karlsruhe, Badenia Verlag, 52 S., DM 6,50

Dieser sechste Stadtteil ist von Peter Pretsch, dem Sammlungsleiter, innerhalb einer Reihe in bewährter Form nicht nur als ein hilfreicher Ausstellungsführer beschrieben worden, sondern er ist auch ein Beitrag zu einer künftigen neuen Karlsruher Stadtgeschichte. Ortshistorie, Gebäude, Industrie und Gewerbe sowie gesellschaftliches Leben sind die Markierungspunkte, die einen Überblick zur Entwicklung des von Papst Coelestin III. bereits benannten Dorfes vermitteln, der in einer Zeittafel noch einmal zusammengefaßt wird. In der lebendigen Bildauswahl findet man zahlreiche Exponate der sehenswerten Ausstellung wieder.

Leonhard Müller

Horst Schlesiger/Josef Werner: Die 50er Jahre. Ein Karlsruher Jahrzehnt in Bildern.
G. Braun Verlag, Karlsruhe 1993, 120 S., DM 36,–

Die 50er Jahre, ihre Filme, Schlager und Moden finden seit einiger Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit der Medien, doch auch der wissenschaftlichen Betrachtung. Darin schwingt zunächst eine nostalgische Verklärung der Wirtschaftswunderzeit mit, die aber dann einen Blick freigibt auf ein außerordentlich spannungsreiches Jahrzehnt. Geprägt von Aufbruch und Neuanfang, war es zugleich voll von Kontrasten und Schattenseiten wie kein anderes Nachkriegsjahrzehnt.
Es ist ein Glücksfall für Karlsruhe, daß für den vorliegenden Band die Bilder des „Chronisten mit der Kamera", Horst Schlesiger, von dem „Chronisten mit der Feder", Josef Werner,

ausgewählt und knapp kommentiert wurden. Beide haben über mehrere Jahrzehnte für die Badischen Neuesten Nachrichten gearbeitet. In mehr als 40jähriger Tätigkeit schuf Schlesiger ein Bildarchiv, das Werner zu Recht als „einzigartig und stadtgeschichtlich wertvoll" bezeichnet. Aus diesem Fundus entstand ein Kaleidoskop, in denen die fünfziger Jahre eindrucksvoll Revue passieren.

Die Fotos Schlesigers sind in dem von Robert Dreikluft gut gestalteten Band in sieben Abschnitte gegliedert, denen Josef Werner nach einem Rückblick auf die unmittelbare Nachkriegszeit jeweils eine kurze Einleitung voranstellt. Aber diese Gliederung gibt nur eine grobe Orientierung, denn viele der Bilder entziehen sich dank ihrer Aussagekraft eindeutigen thematischen Zuordnungen. Sie zeigen zum einen in vielfältiger Brechung die äußere Gestalt der Stadt. Neben den Bildern der Kriegszerstörung stehen jene, die die nachträgliche Zerstörung historischer Bausubstanz im Zeichen der zeitbedingten Abrißmentalität dokumentieren. Eindringlich wird der Verlust bei Betrachtung des 1945 erhaltenen ersten Karlsruher Hauptbahnhofs an der Kriegsstraße. Gezeigt werden aber auch der beeindruckende Wiederaufbau und Neubau der Stadt – wie die erhaltene Idylle in den Außenstadtteilen.

Viele Fotografien Schlesigers spiegeln zudem das Lebensgefühl der Menschen, die in dieser sich wandelnden Stadt lebten. Nicht das "offizielle" Karlsruhe der Empfänge und feierlichen Anlässe stand bei der Auswahl im Blick. Menschen bei der Arbeit, vom Professor über den Bauarbeiter bis zum Bauern, bei den Arbeitspausen, beim Schwatz auf der Straße, bei Freizeit und Vergnügen sind zu sehen. Den wirtschaftlichen Aufschwung zeigen nicht allein die Aufnahmen vom Wiederaufbau, sondern auch die vom Einkaufsgewühl in der Kaiserstraße und von Kabinenrollern, Autos und der technischen Errungenschaft Fernsehen, die aus dem Kreis der Familie einen Halbkreis formte. Daneben erzählen manche Bilder Geschichten von der Not des Alltags der 50er Jahre: Flüchtlingselend, Kinder vor Barackenwohnungen, ein Rentner in einer Behelfswohnung und Auswanderer im Hauptbahnhof.

Die Texte von Josef Werner dienen dem Betrachter zur Orientierung in der Zeit oder auch zur Erinnerung an jene Jahre. Er nennt als Chronist Ereignisse und Entwicklungen, ohne sich gelegentlich eines deutlichen Kommentars zu enthalten.

Der sichtbare Verkaufserfolg des Bandes sollte den Verlag ermutigen, die geplante Fortsetzung mit Bildern der sechziger Jahre in Angriff zu nehmen. *Manfred Koch*

Alexander Mohr: Die Stadt Durlach in der Badischen Revolution von 1848/49. Ein Beitrag zur Revolution in der Provinz.
Hrsg. Freundeskreis Pfinzgaumuseum Durlach e.V., Karlsruhe 1993, 170 S., DM 49,80

Durlach sei "ein Tummelplatz der Blutroten", wußte der preußische Offizier Staroste über die damals noch selbständige Stadt im Osten Karlsruhes in der Zeit der Revolution von 1848/49 zu berichten. Bekannt ist bis heute auch, daß bei der Durlacher Obermühle ein Gefecht zwischen der badischen Revolutionsarmee und den preußischen Truppen, die die Revolution niederschlugen, stattfand. Zwei in dem Gebäude eingemauerte Kanonenkugeln zeugen von der Schlacht. Manche wissen noch, daß der Durlacher Konrad Lenzinger in Rastatt wegen Beteiligung an der Revolution hingerichtet wurde. Aber mehr war nicht bekannt über die Rolle der Durlacher in der ersten demokratischen Revolution und der ersten Republik Deutschlands. Durlach war ein zu unbedeutendes Städtchen im Schatten Karlsruhes, als daß die Geschichtsforschung

sich seiner bisher angenommen hätte. Nun hat Alexander Mohr seine Forschungsergebnisse über Durlach in der Badischen Revolution von 1848/49 veröffentlicht. In dem 170 Seiten umfassenden, gut bebilderten Band schildert Mohr mit wissenschaftlicher Genauigkeit und doch anschaulich das Durlacher gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Leben der 1840er Jahre, um vor diesem Hintergrund die Durlacher Auseinandersetzungen in den Revolutionsmonaten zu beschreiben. Deutlich wird dabei, daß die Durlacher Einwohnerschaft geprägt war durch ein Bürgerselbstbewußtsein, das sich auch gegen die aus Karlsruhe kommenden Gesetzes- und Verwaltungsregelungen zu wehren wußte. Einigkeit allerdings herrschte unter den Durlachern nicht – es gab den radikaldemokratischen Bürgerverein und den konservativen Vaterländischen Verein. Mohr versteht es, die unterschiedlichen politischen Anschauungen, die in dieser Zeit aufeinanderprallen, auch an Personen und den einzelnen Problemen, die diese zu lösen hatten, deutlich zu machen. Da steht der Revolutionsgegner und Gründer der Feuerwehr Christian Hengst dem Radikaldemokraten und Studierten Dr. Carl Steinmetz gegenüber, dazwischen der Revolutionsbürgermeister und Kronenwirt Eduard Kraft. An Fragen, wie der, welche Farbe z. B. die Fahne der Bürgerwehr haben solle – weiß oder rot –, erhitzten sich die Gemüter. Aber Mohr rückt nicht nur die Männer in das Blickfeld, sondern er vergißt nicht den Beitrag der Frauen – weder den zum Alltagsleben in dem kleinen Landstädtchen noch den zur Revolution. Dabei hat Mohr mehr verfaßt als nur ein Kapitel Durlacher Stadtgeschichte. Es gelingt ihm durchaus, die Durlacher Ereignisse so in den zeitgeschichtlichen Rahmen zu stellen, daß sein Buch tatsächlich ein allgemeiner Forschungsbeitrag zur Revolution in der Provinz ist und damit mehr als eine Ortschronik. Der Verein der Freunde des Pfinzgaumuseums hat Alexander Mohrs Arbeit als Band 1 seiner neu gegründeten Reihe "Beiträge zur Geschichte Durlachs und des Pfinzgaus" herausgegeben. Daß das so lesenswerte Ergebnis von Mohrs Forschungen nun einer breiten Öffentlichkeit vorliegt, ist ein großes Verdienst dieses Durlacher Vereins. *Susanne Asche*

Stadt Karlsruhe (Herausgeber) Straßennamen in Karlsruhe, Karlsruher Beiträge, Nr. 7
G. Braun Verlag, Karlsruhe 1994, 216 S., DM 24,80

Wußten Sie, daß die „Steinstraße" ihren Namen vom Steintransport auf einem Kanal hat, der früher offen an ihr entlang zur Innenstadt führte? War Ihnen bekannt, daß der „Lauschige Weg" in Rüppurr ein Wortspiel darstellt um einen Karlsruher Stadtplaner namens Lausch?

Dies und anderes mehr kann man aus dem neuen Buch des Stadtarchivs und des Liegenschaftsamtes zum Verfahren von Straßenbenennungen lernen. Die ganze Fülle des Stoffes entfaltet sich dann im vollständigen alphabetischen Verzeichnis aller Straßennamen. Stets ist das Jahr der Namengebung vermerkt, zusätzlich werden frühere Bezeichnungen derselben Straße angegeben. Bei Straßenbezeichnungen, die auf Personennamen beruhen, fällt die Erläuterung richtigerweise knapp aus, wenn es sich um allgemein bekannte Größen handelt. Soweit eine Beziehung der bekannten Persönlichkeit zu Karlsruhe besteht, verdient diese natürlich Beachtung. Weniger knapp sind sinnvollerweise die Mitteilungen über jene Namengeber ausgefallen, welche in erster Linie lokale Bedeutung auszeichnet. Hier erfährt der Leser viel Wissenswertes über Künstler, Politiker, Forscher, Fürsten und andere Prominente

der Stadtgeschichte. Das Buch der Straßennamen erweist sich als Fundgrube für Informationen, deren mühsames Zusammensuchen die Autoren dem Leser abgenommen haben.

Aus Platzgründen mußte wohl manches wegbleiben, auch sind bei der Vielfalt der Fakten kleine Ungenauigkeiten kaum auszuschließen. So war Reinhold Frank nicht unmittelbar am Attentat auf Hitler beteiligt. Joseph Scheffel legte sein Abitur 1843 am Karlsruher Gymnasium ab, das natürlich noch nicht Bismarck-Gymnasium hieß (so endgültig erst 1954). Robert Gerwigs Karriere wurde gekrönt durch das Amt des technischen Chefs der gesamten badischen Staatsbahn; die Schwarzwaldbahn hat er vor der Gotthardbahn gebaut. Johann Peter Hebel, der mehr als nur „humorvoll" war, hat nicht den „Rheinischen Hausfreund" geschrieben, sondern Kalendergeschichten für den von ihm herausgegebenen „Rheinländischen Hausfreund". Ludwig Windhorst, den man nicht als „Gründer" der Zentrumspartei bezeichnen kann, wäre als „hannoverscher Justizminister" längst vergessen. Seine wichtigste Rolle war die des Oppositionsführers gegen Bismarck im Reichstag.

Zur Bezeichnung „Alter Friedhof" würde ein Hinweis auf den benachbarten alten jüdischen Friedhof passen. Den Dammerstock sollte man schon als Pionierleistung und Muster der Bauhaus-Architektur kenntlich machen.

Der Katalog von Straßennamen verschafft einen Eindruck davon, welche Persönlichkeiten die Karlsruher zu verschiedenen Zeiten ehren und in Erinnerung behalten wollten, und erzählt auch davon, welche Worte den jeweiligen Gemeinderäten angenehm in den Ohren klangen. Das neue Buch ermöglicht auch, Bilanz zu ziehen und dabei eine Entscheidungsgrundlage zu gewinnen, wessen künftig bei der Benennung von Straßen und Plätzen gedacht werden sollte.

Glanzpunkte des neuen Namenbuches sind die vorzüglich abgedruckten alten Fotografien von Karlsruher Straßen. Sie stellen den Lebensraum der Eltern und Großeltern oder auch der eigenen Kindheit lebhaft vor Augen. Ihr Vergleich mit dem heutigen Zustand zeigt den Wandel des Stadtbildes. In den Straßennamen selbst spiegelt sich dagegen eher Kontinuität, abgesehen von den Verwertungen der Naziherrschaft und den Veränderungen beim Hinzutritt alt-neuer Stadtteile zur Kernstadt. Die drei einführenden Aufsätze (E. O. Bräunche, J. K. Mehldau, Annette Niesyto) bieten interessante Grundlagen für weitere Diskussionen. Insgesamt ist dieses Nachschlagewerk daher sehr zu begrüßen.

Klaus Oesterle

Ulrike Grimm: Das Badische Landesmuseum in Karlsruhe. Zur Geschichte seiner Sammlungen.
Hrsg. v. Harald Siebenmorgen, G. Braun Verlag, Karlsruhe 1993, 272 S., DM 28,–

Diese Geschichte eines Museums geht über den Rahmen der Institution hinaus und ist aufgrund breiter Forschungen auch ein Stück badische Kulturgeschichte. Beginnend mit der Sammelleidenschaft für Münzen durch Markgraf Friedrich VI. im 17. Jahrhundert wird der Bogen über Hofbibliothek, Zeichenakademie, Kunsthalle, Gipssammlung, Türkenbeute und verschiedene Ankäufe zum Neubau für die „Ghzgl. Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde" am Friedrichsplatz 1875 geschlagen. Zu Recht wird die zentrale Bedeutung Ernst Wagners (1832–1920) herausgestellt. 47 Jahre widmete sich das ehem. Mitglied des Oberschulrats und Erzieher des Erbprinzen – daher ein Mann besonderen Vertrauens für Friedrich I. – der Neuordnung des kostbaren Kunstbesitzes und „schuf mit seiner systematischen Inventari-

sierung ... eine verläßliche Grundlage für wissenschaftliche Museumsarbeit – unverzichtbar bis heute".

Der Charakteristik des Kunstgewerbemuseums 1890 bis 1918 unter besonderer Würdigung von Hermann Götz schließt sich die Schilderung des neuen Badischen Landesmuseums im Schloß unter Hans Rott (1876–1942) an, der den Residenz-Bezug sprengte und „im wesentlichen die südwestdeutschen Kunst- und Kulturbeziehungen" deutlich werden ließ, dementsprechend auch die Ankäufe vergab – in den Notzeiten der Weimarer Republik recht spärlich. Welches Glück dieses Museum mit seinen Direktoren hatte, erkennt man auch an den Nachkriegsleistungen. Arthur v. Schneider konnte ab 1948 die kaum überschaubaren Auslagerungen während der Kriegswirren wieder erfassen und mit Restaurierungen beginnen, war doch der Erhaltungszustand mancher Kunstschätze „fast hoffnungslos". Für seine Bundesgerichte hat Karlsruhe nicht nur mit dem Abriß des alten Hoftheaters Vorleistungen erbracht; auch die abrupte Verlagerung der Exponate in das Telegrafenamt 1952, um das Erbgroßhzgl. Palais für den BGH zu räumen, verursachte bei den Sammlungen manche Umzugsschäden. Dafür konnte später mit einer modernen Inneneinrichtung des ausgebrannten Schlosses eine zeitgemäße Präsentation geschaffen werden, die viele Gäste Karlsruhes bewundern. Die zielbewußte, qualitätsbestimmte Ankaufstätigkeit der Direktorate unter Rudolf Schnellbach 1952–1967, Ernst Petrasch 1967–1981 und Volker Himmelein 1981–1991 aufgrund auch der Lotto- und Toto-Mittel sowie eine rege Ausstellungsaktivität haben diese Institution zu einem wichtigen Kulturzentrum werden lassen, dessen Öffentlichkeitsarbeit nun weitere breite Kreise erfaßt.

Leonhard Müller

900 Jahre Gottesaue. Spurensuche, Spurensicherung.
Hrsg. v. Förderverein des Generallandesarchivs Karlsruhe, Karlsruhe 1994, 92 S., DM 20,–

Wer sich bislang mit dem Thema Gottesaue befaßte, mußte sich auf die Suche nach einer verstreuten und teilweise veralteten Literatur begeben. Das Erscheinen des hier anzuzeigenden Titels hat diesem Mißstand abgeholfen. Entstanden als Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Schloß Gottesaue aus Anlaß der 900. Wiederkehr der Gründung des Benediktinerklosters Gottesaue, widmet sich der Band auf seinen knapp 100 Seiten einem Thema, dessen Reiz, so H. Schwarzmaier im Geleitwort, „in der Kontinuität eines seit 900 Jahren besiedelten, überbauten und auf die verschiedenste Weise genutzten Platzes" liegt, „der heute wieder Anlaß zu Planungen und neuen Bauvorhaben gibt".

Ziel der Spurensuche war das Zusammentragen von schriftlichen und dinglichen Überresten und ihre Sicherung für die Zukunft. Wie die Autoren betonen, wurde dabei der krasse Widerspruch offenkundig, der „zwischen der Bedeutung des alten Siedlungskerns Gottesaue und der Kenntnis über ihn" bestanden habe. Dieser Aussage ist zuzustimmen, nicht zuletzt auch in Erinnerung der Tatsache, daß das 900jährige Gottesaue als eine der Wurzeln des viel jüngeren Karlsruhes zu gelten hat.

In der heutigen Verstreuung der Spuren spiegelt sich das Thema Gottesaue in seiner vielfältigen Dimension. Der Begleitband bündelt diese Vielfalt in vier Schwerpunkte. Der erste Schwerpunkt widmet sich der „Klosterzeit" und behandelt die ersten zwei Jahrhunderte des Klosters, die klösterliche Grundherrschaft, Bauwesen und geistliches Leben im ausgehenden Mittelalter, die Auflösung des Klosters, die Klosterbibliothek

und den archäologischen Befund. Der zweite Schwerpunkt ist überschrieben mit „Schloß und Kammergut"; hier geht es, wiederum unter Einbeziehung der Archäologie, um die Baugeschichte und die Ausstattung des Schlosses sowie um die Restitution des Klosters und seine Umwandlung als herrschaftliches Kammergut. Von „Militär und Polizei" und ihrem Gottesauer Kasernement handelt das dritte Hauptkapitel, das auch die Übergangsnutzung des Areals seit 1945 mit einbezieht. Die „Perspektive 2001" lenkt schließlich den Blick auf die Überlegungen zur städtebaulichen Neugestaltung und Aufwertung von „Karlsruhe-Südost".

Abgerundet wird der Band durch ca. 90 Abbildungen. Ein Literaturverzeichnis und ein chronologischer Überblick samt Quellenverweisen dienen der schnellen Orientierung und laden zur weitergehenden Beschäftigung ein. Bedauerlich ist das Fehlen eines Kapitels, das den Wiederaufbau des Schlosses dokumentiert hätte. *Rainer Gutjahr*

Josef Werner: Bauen und Wohnen. 75 Jahre Hardtwaldsiedlung Karlsruhe.
Hrsg. von der Hardtwaldsiedlung Karlsruhe e. G., Karlsruhe 1994, 120 S.

Jubiläen von Firmen, Institutionen und Orten initiieren häufig Publikationen über deren Geschichte. Auch die Baugenossenschaft Hardtwaldsiedlung hat zu ihrem 75jährigen Bestehen eine Publikation vorgelegt. Als Autor konnte Josef Werner, ehem. Leiter der Lokalredaktion der Badischen Neuesten Nachrichten und Autor stadtgeschichtlicher Publikationen, gewonnen werden.

In Karlsruhe herrschte nach dem I. Weltkrieg wie in allen deutschen Großstädten ein eklatanter Wohnungsmangel. Auf Initiative von Albert Braun, Inhaber der Papierwarenfabrik und Druckerei Braun & Co. in Grünwinkel, zwischen 1919 und 1930 mehrfach Karlsruher Stadtrat der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei (DDP), fand deshalb am 3. März 1919 die Gründungsversammlung der dritten Karlsruher Baugenossenschaft nach dem Mieter- und Bauverein (1897) und der Gartenstadt (1907), der „Baugenossenschaft der Bauhandwerker" im Grossen Rathaussaal statt. Erst 1926 erhielt sie ihren heutigen Namen nach ihrem ersten großen Projekt, der Hardtwaldsiedlung. Inzwischen war der Mitgliederkreis über die Bauhandwerker hinaus erweitert worden, so daß mit der Umbenennung auch die Gemeinnützigkeit des Vereins erreicht wurde. Schon bald dehnte man die Bautätigkeit über die Hardtwaldsiedlung aus: Die Lohfeldsiedlung, die Parkstraße und vor allem die Dammerstocksiedlung sind Beispiele für Wohnbauten, die bis heute das Stadtbild mitprägen. Zu Beginn des Jubiläumsjahres verfügt die Genossenschaft über 1 549 Wohnungen, die Zahl der Mitglieder hat 5 000 überschritten.

J. Werner zeichnet die Geschichte der Hardtwaldsiedlung detailliert und kenntnisreich bis in die Gegenwart nach und liefert somit einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Baugeschichte der Stadt Karlsruhe. Das bebilderte Bändchen ist bei der Hardtwaldsiedlung erhältlich.

Ernst Otto Bräunche

Herbert Maisch: Bulacher Ortschronik. Vom Kirchdorf am Wald zum Stadtteil an der Autobahn.
Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft Karlsruhe-Bulach, Karlsruhe 1994, 240 S., DM 42,50 (erhältlich in Bulach bei den Vorsitzenden der Vereine, der Kirchengemeinde, der Volksbank und der Sparkasse).

Im vergangenen Jahr feierte Bulach den 800. Jahrestag der urkundlichen Erster-

wähnung. Nun liegt mit H. Maischs Bulacher Ortschronik auch das Buch zur Geschichte des 1929 nach Karlsruhe eingemeindeten Ortes vor. In zwei Kapiteln gibt der Autor einen knappen Überblick zur Geschichte Bulachs bis zum Beginn des 18. Jhs. Es folgen zwei Kapitel über die Kirchen- und Schulgeschichte, die bis zur Gegenwart reichen. In elf weiteren Kapiteln werden verschiedene Aspekte der Ortsgeschichte festgehalten, so die Gemarkung und Verwaltung der Gemeinde, das Gewerbeleben und die Bevölkerung sowie die Eingemeindung nach Karlsruhe, die mit dem Abdruck des Vertrages dokumentiert wird. Nachlesen kann man hier auch über Sitte und Brauchtum, über kleine Kulturdenkmäler und über die wechselvolle Geschichte der Bulacher Vereine. Ein interessantes Kapitel über die Landwirtschaft während und nach dem Zweiten Weltkrieg steuerte Dieter Nagel bei. Er macht die erst jüngst vergangene bäuerliche Lebenswelt in der Großstadt Karlsruhe noch einmal bewußt. Die Geschichte des erst 1926 nach Bulach eingemeindeten Schlosses Scheibenhardt wird in dem Artikel von Wilhelm Hausenstein, dem in Karlsruhe zur Schule gegangenen späteren Schriftstellers und Diplomaten, aus dem Jahre 1928 lebendig.

Herbert Maisch versteht sich selbst als Barfußchronist, der mit Fachhistorikern nicht konkurrieren möchte. Auch wenn aus dieser Sicht der eine oder andere Aspekt der Ortsgeschichte etwas zu kurz kommt, dürfte das vorliegende Buch mit seinen zahlreichen Abbildungen doch eine Fundgrube historischen Wissens sein. *Manfred Koch*

Horst Schlesiger/Josef Werner: Die 60er Jahre. Ein Karlsruher Jahrzehnt in Bildern.
G. Braun Verlag, Karlsruhe 1994,120 S., DM 36,–

Alexander Mohr/Martin Walter: Karlsruhe. Ein verlorenes Stadtbild.
Gudensberg-Gleichen 1994, 71 S., DM 29,80

Den 60er Jahren gilt anders als den 50ern noch nicht der nostalgisch verklärende Rückblick. Zu sehr ragen die Umbrüche dieser Jahre, ihre weitreichenden Planungen und Beschlüsse bis in die Gegenwart. Regionale Vernetzung, Verkehrsplanungen, Stadtbauprogramme und wirtschaftsstruktureller Wandel dokumentieren das Ende der Nachkriegszeit. Verbunden damit war zudem eine stärkere Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit, ein auf mehr Partizipation gerichtetes Demokratieverständnis und ein beginnender gesellschaftlicher Wertewandel. Dies spiegelt sich in dem von Robert Dreikluft (G. Braun Verlag) gestalteten Band mit den Bildern von Horst Schlesiger und den Texten von Josef Werner eindrucksvoll für die Karlsruher Verhältnisse wider.

Wie der Band über die 50er Jahre ist auch dieser in einzelne Kapitel gegliedert, denen Werner eine knappe Einleitung voranstellt. So berichtet eines über „Schmerzliche Verluste" historischer Bausubstanz durch stadtplanerische Veränderungen. Hier sind z. B. die Ruinen des Theaters, des Ständehauses, aber auch der intakte Malschbrunnen, das Wachhaus am Karlstor, der Kühle Krug und das Altstadtmilieu zu sehen. Das Kapitel „Regatta, Rheinstadt und andere Utopien" zeigt einiges vom damaligen Glauben an die Machbarkeit alles Wünschenswerten: ein Klein-Manhattan in der Altstadt, eine Lagunenstadt am Rhein, das Raffineriegelände und den Ölhafen, die riesige Waldflächen verschlangen.

Am Ende des Jahrzehnts zwangen dann leere Kassen, aber auch erwachendes Umweltbewußtsein zum Abschied von Utopien. Es blieb den kommenden Generationen die Rheinstadt wie auch die Zerstörung der Rheinauen für eine 2 km lange Regattastrecke erspart, und die Neubauten in der Altstadt wurden den Karlsruher Maßstäben angepaßt.

Die interessanten und die Gegensätze des Jahrzehnts widerspiegelnden Bilder von Schlesiger sowie die informativen, aber notgedrungenen knappen Texte – gelegentlich meint man Werners Bedauern zu spüren, sich kurz fassen zu müssen – wecken das Interesse, mehr über dieses für die Stadtgeschichte so entscheidende Jahrzehnt zu erfahren.

Einen Zeitraum von etwa 60 Jahren – etwa zwischen 1870 und 1930 – Karlsruher Geschichte erschließt der von Alexander Mohr und Martin Walter zusammengestellte Bildband. „Ein verlorenes Stadtbild" titelte der Verlag, die Bearbeiter aber betonen in ihrem Vorwort, daß Karlsruhe von dem „so viele ebenmäßige Idealansichten existieren ... stets eine pulsierende Baustelle" war. Dennoch habe die Stadt „bis heute mehr Profil bewahrt als viele vergleichbare Städte". Anhand von 67 historischen Auf nahmen, die allesamt aus den Beständen des Stadtarchivs Karlsruhe stammen, läßt sich das auch leicht nachvollziehen. Die Bildauswahl zeigt, wo immer möglich, Ansichten der Stadt mit ihren Bewohnern. Das vermittelt gute Eindrücke vom Alltagsleben der Zeit und lädt zum Verweilen ein. Zu sehen sind auch historische Ereignisse wie ein Zeppelinflug über die Stadt oder eine Szene nach dem ersten Bombenangriff vom Jahre 1915. Die Texte sind, entsprechend dem Verlagskonzept, auf das Allernotwendigste beschränkt, so daß weitergehendes Interesse nicht befriedigt werden kann. Dies tut der mit diesem Bildband vermittelten Schaulust aber nur unwesentlich Abbruch.

Manfred Koch

Roland Eichler: Die Weststadt im Spiegel der Geschichte. Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des Bürgervereins der Weststadt Karlsruhe e.V.
Hrsg. in Zusammenarbeit mit der Landesbildstelle Baden, Karlsruhe 1994, 60 S.

Die Karlsruher Bürgervereine kommen in die Jahre. Über 100 Jahre gibt es den in der Südstadt bereits und jetzt folgt mit dem runden Jubiläum der in der Weststadt. Andere werden sich anschließen.

Roland Eichler hat für den Bürgerverein Weststadt zum Jubiläum in einer kleinen Festschrift die Geschichte des Stadtteils in seinen Grundzügen nachgezeichnet. Dabei wird in zahlreichen Abbildungen mit informativen Bildunterschriften der Stadtteil lebendig. Der Autor blickt weit zurück in die Zeit vor der Bebauung des Gebietes zwischen Mühlburger Tor und Mühlburg, zwischen der Alb im Süden und dem Hardtwald im Norden. Er berichtet über die Hinrichtungsstätte und danach das Schützenhaus auf dem heutigen Gutenbergplatz, über die Eiskeller der Brauereien als Vorläufer der Besiedelung, die Militärschwimmschule an der Alb, den Bahnhof am Mühlburger Tor und die Industrieansiedlungen. In liebevoll ausgewählten Aufnahmen von Straßenzügen und Detailbildern werden die wechselnden Baustile vorgeführt, aber auch die Zerstörungen durch den von den Nationalsozialisten verursachten Zweiten Weltkrieg. Portraits der Gutenbergschule, des Lessing- und Helmholtzgymnasiums sowie des Städtischen Klinikums runden das empfehlenswerte Bändchen ab.

Der Bürgerverein Weststadt verdankt seine Entstehung im übrigen einer Bürgerinitiative zur Überbauung des damals noch offenen und übelriechenden Landgrabens entlang der Sophienstraße. Auch der Bürgerverein Südstadt entsprang einer Bürgerinitiative, die eine bessere Verkehrsanbindung des durch

die Bahnlinie von der Kernstadt getrennten Stadtteils erreichte. Andere Bürgervereine entstanden ebenfalls zur Durchsetzung von Bürgerinteressen gegen die Stadtverwaltung. Die unterschiedlichen Formen und der Wandel der Interessenwahrnehmung für die jeweiligen Stadtteile durch die Bürgervereine harren noch einer eingehenderen Untersuchung. *Manfred Koch*

Renate Ehrismann: Der regierende Liberalismus in der Defensive, Verfassungspolitik im Großherzogtum Baden 1876–1905.
Verlag Peter Lang Frankfurt/M., Berlin. Diss. Freiburg 1993, 579 S., DM 137,–

Mit Lothar Galls Habilitationsschrift „Der Liberalismus als regierende Partei" liegt seit 1958 eine mustergültige Analyse badischer Geschichte vor. Die Autorin hat nun in die folgende Zeit eine Schneise geschlagen, die sich zwar auf die Verfassungsreform beschränken muß, dabei aber die ganze innenpolitische Entwicklung dieses Mittelstaates einbezieht, auch wenn z. B. die wirtschaftliche Entwicklung nur in Fußnoten gestreift wird. Erlebte man bis zum Sturz von Staatsminister Julius Jolly 1876 den Liberalismus – führend in Deutschland – im festen Zugriff auf die Moderne, so trifft das Titelwort „Defensive" für die folgenden Jahrzehnte zu. Mit der Scheu vor dem allgemeinen, direkten Wahlrecht, das seit 1871 für den deutschen Reichstag galt, war für die Nationalliberale Partei der „Zwang zur Arbeit" verbunden, wie ein Vertreter schon 1868 erklärte. „Denn bei einer Verkürzung des Wahlmandates um die Hälfte (vier Jahre) und bei direkter Stimmabgabe würde ein gewisses Maß an Bequemlichkeit verloren gehen... und es gäbe auch nicht mehr den kleinen Kreis der Wahlmänner, mit dem der Landtagsabgeordnete allein in Kontakt treten müßte. Nein, dann müßte der Kandidat die Stimme eines jeden Urwählers zu gewinnen suchen." Nach kraftvollen Politikern wie Roggenbach oder Mathy leiteten nun zwar vorzügliche Fachleute – Turban, Nokk, v. Brauer – das Staatsministerium, der Schwung jener 60er Jahre ging ihnen aber ab, weil man errungene Positionen nur verteidigen wollte. Dazu trug die Schwäche der Parteiorganisation bei, das geringe Engagement bei Wahlkämpfen, das blinde Vertrauen in die bisher breiten Wählerschichten und eine geringe Bereitschaft, Probleme erkennen und bereinigen zu wollen. So vollzog sich seit 1866 nicht nur der Wandel vom linken zum rechten Nationalismus, sondern auch vom fortschrittlichen zum eingeschränkten Wahlrecht. Im Kulturkampf gewann die Badische Volkspartei für den politischen Katholizismus einen Landtagssitz nach dem anderen. Mit „Demokraten", „Freisinnigen" und Sozialdemokraten (seit 1891) forderte diese Opposition das für sie günstigere allgemeine Wahlrecht. Erst 1893 setzte bei den Liberalen ein Umdenken ein, und 1901 brachten sie den entscheidenden Vorschlag zur Einführung des direkten Wahlrechts ein. Bei der Wahl zur II. Kammer 1905 wurde erstmals danach gewählt. Es war ein widerwillig beschrittener Weg, voller Hindernisse, mit dem aber Baden sich erneut die freiheitlichste und modernste Verfassung in Deutschland gegeben hatte. Daß wiederum der Liberalismus in Baden – einzig in Deutschland – bis zum Ersten Weltkrieg sich behauptete, verdankt er der Stütze in der I. Kammer, einer gemäßigt liberalen Regierung, der liberalen Großherzöge Friedrich I. und II. und schließlich dem Bündnis mit den Sozialdemokraten seit 1905.

Insofern war aus dem reagierenden Liberalismus wieder ein agierender geworden, gezwungen durch die Verluste in der Kammermehrheit, die er aber trotzdem nicht wie-

der wett machen konnte. In den Landtagswahlen 1909 errangen die Liberalen nur siebzehn, 1913 zwanzig Mandate und damit herbe Verluste. Gewinner blieben die Sozialdemokraten und das Zentrum, und die Zentrumspartei bildete in der Zweiten Kammer die stärkste Fraktion. Wenn man also das liberale Baden feiert, sollte man überdenken, ob man nur eine Geisteshaltung meint, oder ob eine politische Bewegung wie, wann und wo gewürdigt werden soll.

Renate Ehrismann, 1960 in Lahr geboren, schildert diese Entwicklung in unpretenziösem Stil, anschaulich und außerordentlich gründlich. Von 1818 beginnend, wird der badische Liberalismus mit all seinen Vertretern vorgestellt. Über 250 Kurzbiographien bilden in dieser immensen Fleißarbeit allein schon ein komprimiertes Personallexikon. Farbig wirkt auch das Porträt des Großherzog Friedrich I., der, wie die regierende Partei, „seinen Liberalismus immer konservativer" einfärbte. Mit 27 Seiten Angaben zu Quellen und Sekundärliteratur für dieses Forschungsfeld bietet die Arbeit zugleich einen letzten Stand zur badischen Bibliographie.

Leonhard Müller

Emma Wilderer: Numme net hudle. Geschichten aus meinem Leben.
(Eigenverlag), Karlsruhe 1992, 127 S.

Lebenserinnerungen von Karlsruhern sind rar und deswegen für die Stadtgeschichte begrüßenswert. Das gilt umso mehr, wenn es sich um die Lebensgeschichte einer Frau handelt, die in vielen Episoden mit wachem Blick den politischen und gesellschaftlichen Wandel des Jahrhunderts in der Schilderung des eigenen Lebens einfängt.

Die in gutbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsene und lebende Autorin gibt Einblicke in das Leben ihrer Familie, lüftet die Geheimnisse ihrer Küche und erinnert sich an die späte Kaiserzeit, das „Dritte Reich", Krieg und Nachkriegszeit. Selbst in den Küchenrezepten findet man alltagsgeschichtliche Hinweise wie diesen: „Zu meiner Zeit waren die Samstage recht anstrengend für die Hausfrau. Freitags hat sie die Wohnung geputzt und samstags war dann noch die Treppe naß aufzuwischen.... Außerdem mußte man beim Metzger und auf dem Wochenmarkt einkaufen, dem Vater Sonntagszigarren besorgen und so manches mehr. Auch war der Sonntagskuchen noch zu backen." Aber auch von zeitbedingten Änderungen des Rollenverhaltens der Frauen in der Nachkriegszeit, als Hamsterfahrten und Schwarzmarktgeschäfte zum Alltag gehörten, berichtet Emma Wilderer: „Ein großer Teil der Heimkehrenden fand ihr Zuhause sehr verändert. Sie waren nicht mehr Herr im Hause. Die Kinder kannten ihren Vater oft nur von Urlaubstagen und vom Erzählen. Die Frauen waren selbständig geworden."

Es sollten mehr Karlsruher und Karlsruherinnen bereit sein, wie Emma Wilderer zur schriftlichen Überlieferung des Lebens in Karlsruhe beizutragen. *Manfred Koch*

Erich Bauer/Josef Werner: Die 40er Jahre. Ein Karlsruher Jahrzehnt in Bildern.
G. Braun Verlag, Karlsruhe 1995, 132 S., DM 38,–

Mit diesem Band liegen nun drei Jahrzehnte der Karlsruher Stadtgeschichte in Bildern vom Ende der 30er bis zum Ende der 60er Jahre vor. Sie ergeben ein beeindruckendes Panorama von dem historischen Karlsruhe und seiner Zerstörung bis zum allmählichen Wiederaufbau und Neubau der Stadt. Sie zeigen aber auch in vielen Bildern Ausschnitte aus dem alltäglichen Leben der Menschen und spiegeln damit die Mitte dieses Jahr-

hunderts vom Beginn des von Deutschland ausgegangenen Zweiten Weltkrieges bis zum Ende der Nachkriegszeit. Sichtbar werden die Umbrüche und Spannungen von der Blitzkriegseuphorie zur militärischen Niederlage, vom Nachkriegselend zum Wirtschaftswunder, von weitgreifenden Planungsutopien zu einem beginnenden gesellschaftlichen Wertewandel.

Wie in den vorangegangenen Bänden über die 50er und 60er Jahre hat die historische Kommentierung der Bilder wieder Josef Werner übernommen. Anders als bei den vorangegangenen Bänden stammen die Aufnahmen nicht von Horst Schlesiger, sondern von dem bekannten, 1984 verstorbenen Karlsruher Berufsfotografen Erich Bauer. Unverändert geblieben ist die sorgfältige Auswahl und die gute Reproduktion der Bilder sowie die gelungene Gestaltung des Bandes durch Robert Dreikluft vom Braun Verlag.

Auch für die 40er Jahre gibt Werner in einem einleitenden „Schuld und Sühne, Tod, Not und neuer Anfang" überschriebenen Kapitel eine Charakteristik des Jahrzehnts. Dabei fällt seine notgedrungen knappe Einschätzung des Nationalsozialismus etwas zwiespältig aus. Einerseits benennt er die Verbrechen des NS-Systems, die auch in Karlsruhe für alle sichtbar waren, deren Schreckensbilanz nach 1945 „von denkenden Menschen bald als eine nicht tilgbare deutsche Schuld erkannt" wurde. Andererseits verweist er auf die schon damals einsetzende Verdrängung, und er betont – selbst Zeitzeuge des „ Dritten Reiches" – weniger differenzierend das Vertrauen der Deutschen zur Führung, ihre Blendung durch die „Erfolge" des Systems und den Betrug und Mißbrauch der Bevölkerung durch die Machthaber. Solche Erklärungsversuche könnten aber nolens volens eine Entlastung der Deutschen von der Verantwortung bewirken.

Die folgenden sechs knappen Kapiteleinleitungen erfüllen im übrigen ihren Zweck, durch chronikalische Mitteilungen Orientierung in der Zeit zu geben, wobei historisch wichtige Daten und Karlsruher Alltagsgeschehen in gelungener Weise gemischt werden. Vier davon sind der Kriegszeit und zwei der Nachkriegszeit gewidmet. Dies erscheint insofern kein Ungleichgewicht, als in dem Band über die 50er Jahre schon auf die zweite Hälfte der 40er Jahre zurückgegriffen wurde. Allerdings haben sich dadurch wenige Koppelungen nicht vermeiden lassen.

Die Fotos aus den 40er Jahren zeigen in beeindruckenden Bildern, wie auf die Begeisterung der Karlsruher und Karlsruherinnen vom Anfang der 40er Jahre über die Kriegserfolge Not und Elend im Bombenkrieg und in der Niederlage folgten, wie die noch stark von Weinbrenners Bauten und Dörfleromantik geprägte vormalige Residenzstadt in eine Trümmerwüste zerfiel. Sie zeigen die Menschen, die dies erlebt haben, die gejubelt, Metall gespendet, um Lebensmittelkarten angestanden haben. Man sieht Schüler als Flakhelfer, alte Männer als letztes Aufgebot im Volkssturm, Soldaten in Gefangenschaft, Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene sowie französische Soldaten beim Einmarsch. Es folgen schließlich Bilder von Karlsruhern und Karlsruherinnen beim Trümmerräumen, ein Unfall des „Schuttbähnle" und Handel auf dem Schwarzmarkt. Vieles mehr bleibt zu entdecken, das die Schaulust und die Nachdenklichkeit des Betrachters anzuregen vermag.

Manfred Koch

Elga Roellecke: Die Munitionsfabrik – Das „Zündhütle" 1897–1972. Chronik Wolfartsweier.
Hrsg. v. Verein für die Geschichte von Wolfartsweier, Karlsruhe 1994, 85 S., DM 19,50

Eine zuverlässige Ortsgeschichte des 1261 erstmals urkundlich erwähnten Wolfartsweier existiert bislang nicht. Dies zu ändern hat sich der „Verein für die Geschichte von Wolfartsweier" vorgenommen und einen durchaus praktikablen Weg eingeschlagen. Verschiedene, in loser Folge erscheinende Hefte sollen zusammen schließlich eine Chronik des 1973 nach Karlsruhe eingemeindeten Ortes ergeben.

Mit der von Elga Roellecke verfaßten Geschichte der früheren Munitionsfabrik im heutigen Wohngebiet „Zündhütle" liegt hierzu nun ein erstes Arbeitsergebnis vor. Auf rund 80 Seiten zeichnet die Verfasserin anhand schriftlicher Quellen und Zeitzeugenaussagen die 75jährige Geschichte der Fabrik nach, die im 20. Jahrhundert die Entwicklung Wolfartsweiers entscheidend mitprägte. 1897 von Ernst Schreiner als Fabrikationsstätte für Zündhütchen gegründet, wurde die Firma 1903 von Gustav Genschow übernommen und konnte dank eines geschickten Managements in den folgenden Jahren erheblich expandieren. Hatte man bislang vor allem „Friedensproduktion", d. h. Jagdmunition hergestellt, wurde es nun durch den Erwerb neuer Präzisionsmaschinen möglich, Militärpatronen zu produzieren. Von nun an sollte das Geschick der Firma im Wesentlichen von der Rüstungsproduktion und damit der jeweiligen politischen Situation abhängen. Lag die Zahl der Beschäftigten 1907 bei ca. 150, erreichte sie im Ersten Weltkrieg eine erste Re-kordmarke von 700. Nach Anpassungsschwierigkeiten konnte sich die Firma in den zwanziger Jahren insbesondere durch Lieferungen ins Ausland rasch erholen. Starke Absatzeinbußen infolge der Weltwirtschaftskrise konnten ab Mitte der dreißiger Jahre wie-der wettgemacht werden, freilich im Zuge der Kriegsvorbereitungen des nationalsozialistischen Regimes. 1944 zählte die Fabrik schließlich 1200 Beschäftigte, wovon die Hälfte ausländische Zwangsarbeiter/innen waren.

Zumindest an dieser Stelle wäre eine kritische Reflexion hinsichtlich der historischen Bedeutung rüstungsproduzierender Firmen zu erwarten gewesen. Der Verlauf der deutschen Geschichte wird hier zu sehr vor der Folie der Firmengeschichte gesehen, was sich insbesondere im Hinblick auf den von den Nationalsozialisten entfachten Weltkrieg als problematisch erweist. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Munitionsfabrik als Arbeitgeber einen wichtigen Faktor im Wolfartsweierer Gemeindeleben spielte, eine historische Darstellung sollte aus der Distanz jedoch auch eine kritische Einschätzung dieses Produktionszweiges erlauben. 1972 wurde die inzwischen im Besitz der Dynamit Nobel AG befindliche Fabrik stillgelegt. Auf weiten Teilen des 1982 von der Stadt Karlsruhe erworbenen ehemaligen Firmengeländes ist inzwischen ein Neubaugebiet entstanden, allein der Schrotturm blieb als sichtbares industriehistorisches Zeugnis bestehen.

Ein Verdienst der vorliegenden Arbeit ist es, die Firmengeschichte nicht nur aus der Perspektive der Unternehmer zu beleuchten, sondern auch einen Blick auf die Arbeitsbedingungen und Löhne der dort arbeitenden Frauen und Männer zu werfen. Zur Anschaulichkeit der Darstellung trägt die reiche Auswahl von Bildern, Plänen und Tabellen bei. Abgerundet wird das interessante Bändchen zu einem Aspekt der Wolfartsweierer Geschichte im 20. Jahrhundert schließlich durch einen Anhang mit Lageplänen, die die Baugeschichte der Fabrik nachvollziehbar machen.

Barbara Guttmann

Karlsruhe in alten Ansichten.
Von Ernst Otto Bräunche und Manfred Koch, „Europäische Bibliothek", Zaltbommel, Niederlande 1995, 142 S., DM 32,80

Alte Ansichtskarten, zumal mit Grüßen und Marginalien versehen, haben einen besonderen Reiz. Sie zeigen zwar fast ausschließlich die Schokoladenseiten einer Stadt, heben jedoch hervor, was der entsprechenden Epoche wichtig war. So findet „Die Damals-Reihe" des Zaltbommel-Verlags sicher ein Echo, und es ist erfreulich, daß nun auch von Karlsruhe ein bestimmtes Bild geboten wird, das sich von anderen Publikationen zur alten Stadt streckenweise deutlich unterscheidet. Von 1870 bis 1930 reicht die Auswahl aus einer nahezu unüberschaubaren Zahl von Postkarten.

Neben den Kernstücken – Schloß, Marktplatz, Kirchen, Plätze – findet man originelle Beispiele, z. B. den Blick in das „Automatische Restaurant" (ehemals Kaiserstraße 201 und Waldstraße), die Kaiser-Wilhelm-Passage (Kaiser/Ecke Waldstraße), Interieurs von Moningers Kapitelsaal, aus dem „Krokodil", aus dem „Colosseum", jenem Varietétheater in der Waldstraße. Die Vision vom Lauterberg im Jahr 2000 hat insofern einen gewissen Realitätsbezug, als man einen neuen Bahnhof erhoffte. Sonst hat sich aber der erwartete Rummel um diesen „Berg" mit Seilbahn, Hotels, Ballonverkehr (Karlsruhe – New York) und Autorennbahn erfreulicherweise nicht eingestellt. Auf manchen Karten scheint die Zeit still zu stehen, denn noch heute trifft man diese Bauten fast unverändert an. Andere wie z. B. die Synagoge, das Hoftheater, das Ständehaus sind unwiederbringlich verschwunden. Auch den Charme mancher Straßen, oft üppig begrünt wie die Kriegsstraße, die Rüppurrer Straße, kann man in unserer autogerechten Zeit nachempfinden, wo man sich damals noch weitgehend mit einem Spaziergang erreichen konnte.

Die Karten, pro Seite eine, sind von den Autoren sachkundig erläutert, wobei dadurch eine kleine Geschichte Karlsruhes entstanden ist, die durch die Einleitung noch ergänzt wird. Die sichere Auswahl und der ansprechende Text verlockt, öfters in diesen griffigen DIN-A5-Band hineinzuschauen.

Überraschend ist freilich der Verkaufspreis. Da die Postkartenfotos nunmehr frei verfügbar sind, kosten sie nichts. Die Autoren haben mehr für die Ehre als für den Gewinn gearbeitet.

Bleibt wohl der kleine Käuferkreis für eine solch lokal-spezifische Publikation. Dennoch ist da wohl etwas hochgegriffen worden, und dies wird manchen abschrecken, diese Erinnerungsrevue zu erwerben. Inhalt und Form verdienen es aber, sich um dieses Bändchen zu kümmern. *Leonhard Müller*

Gerhard Söllner: Für Badens Ehre. Die Geschichte der Badischen Armee, Formation Feldzüge Uniformen Waffen Ausrüstung 1604–1832.
Info Verlag, Karlsruhe 1995, DM 98,–

Der Verfasser widmet das Buch seiner Frau, die „mehr als 30 Jahre meinen Spleen verständnisvoll ertragen und meine Arbeit ... angespornt hat". Was der Ingenieurwissenschaftler und Forscher in einem großen Konzern als sorgfältige Sammlung vorlegt, ist alles andere als ein Spleen, vielmehr ein Sektor lebendiger Geschichte, die lange Zeit vernachlässigt wurde. Drum hat Söllner jenes Buch selbst verfaßt, das er vermißte. Man erinnere sich an die Diskussionen um die neuen Uniformen der Bundeswehr vor 40 Jahren und ihre Rangabzeichen, die denen der Natoarmeen angeglichen waren, an die Übernahme preußischer Militärriten durch die NVA und die Angleichung an Usancen des

Warschauer Paktes, um auch den äußeren politischen Stellenwert des jeweiligen Militärs zu erkennen.

Gegliedert wird der Stoff nach Truppenteilen: Garde du Corps, Jäger und leichte Infanterie, Leib-Grenadier-Garde und Husaren. Die Kapitel werden mit einem kurzen Überblick zur militärischen Entwicklung und Organisationsstruktur eingeleitet, und zwischen den nüchternen Zeilen spürt man die wechselnde Geschichte Badens, z. B. in dem Jahrzehnt napoleonischer Kriege. Der Außenpolitik entsprechend stand Frankreich auch bei badischen Uniformen und Rangabzeichen Pate. Nach dem Übertritt zu den Alliierten 1813 trat dann die Leib-Grenadier-Garde, immer in Karlsruhe stationiert, sogleich mit preußischen Uniformen und Tschakos auf, und dieser Stil blieb fernerhin prägend. Die Husaren hatten um 1800 zunächst als Gendarmerietruppe den Auftrag, Patrouillendienst zur „Aufrechterhaltung der Polizei und Sicherheit des Landes im Betreff der Vagabunden und Diebereien" zu verrichten. Erst 1806 wurden sie Kampftruppe, meistens beritten, weil im Falle des Ausfalls von Pferden „Dragonern eher zuzumuten war, Dienst zu Fuß zu machen als den Husaren". Die wenigen Reste des Regiments nach dem Rußlandfeldzug 1812 führte ein Leutnant nach Baden.

Das Jägerbataillon wurde 1803 vom Fürstbistum Speyer übernommen und aufgelöst. Eine dann neu gebildete Einheit, der kein Rekrutierungsbezirk zugeteilt war, die daher ihren Ersatz aus dem ganzen Land bezog, wurde 1805 z. B. am Bodensee eingesetzt, um als Kordon das Übergreifen des gelben Fiebers von der Schweiz nach Baden zu verhindern. Auf „französischen Fuß" gebracht, zählte im Jahr 1809 das Bataillon 6 Kompanien zu je 141 Mann. 1811 sind von den mehr als 800 Mann nur 4 Offiziere und 49 Soldaten aus Rußland nach Baden zurückgekehrt. So verbirgt sich auch hier unter nüchternen Auflistungen das Schicksal vieler Deutscher und ihrer Familien, deren Empfindungen sich nicht von den Kriegsverlusten in allen Zeiten unterschied.

Diese Darstellung ist freilich auch ein Nachschlagewerk für Spezialisten. Bis ins Detail der einzelnen Epauletten trug der Verfasser aus vielerlei Quellen die Angaben zusammen. Mit 113 Bildtafeln, die er selbst gezeichnet und koloriert hat, wird die Szenerie der badischen Truppen anschaulich, und schon diesen Teil durchzublättern, ist einen Griff nach diesem Buch wert. Die 410 Literaturangaben beweisen die Sorgfalt des Autors bei seinen Untersuchungen, wobei er Lücken vorbehaltlos angibt, die ihn an manchen Stellen zu eigenen Ergänzungen zwangen. Als Elektrotechniker, der an der Universität Karlsruhe promoviert wurde, ist er eine präzise Arbeit gewohnt, und man spürt diesen Geist in der ziselierten Methodik, die nicht Meinungen zelebriert, sondern Fakten für sich sprechen läßt. Wer möchte da von einem „Hobby-Historiker" sprechen. In summa ein repräsentatives Werk von einem Autor, der sich bescheiden hinter eine Sache stellt, bei der er aber eine Autorität ist.

Leonhard Müller

Bräunche, Ernst Otto: Die Karlsruher Ratsprotokolle des 18. Jahrhunderts. Teil 1: 1725–1763.
Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte, Band 2 Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe, Karlsruhe 1995, 339 S., DM 38,–

Im September 1992 wurde hier die Arbeit von Christina Müller über „Karlsruhe im 18. Jahrhundert. Zur Genese und sozialen Schichtung einer residenzstädtischen Bevölkerung" angezeigt und besprochen. Nun kann als Band 2 der „Schriftenreihe des Stadtarchivs Karls-

ruhe" die Edition der Ratsprotokolle von 1725–1763 vorgestellt werden. Der glückliche Fund des Stadtarchivars Dr. E. O. Bräunche brachte 1985 die bis dahin verlorengeglaubten Quellen wieder ans Tageslicht und ermöglichte die fundierte Arbeit von Ch. Müller. Es gehört ja zu den Aufgaben eines Archivars, schwer lesbare, aber wichtige Quellen zugänglich zu machen. Erfreulicherweise hat sich der Stadtarchivar diese Mühe gemacht und in einem ersten Anlauf die Ratsprotokolle von 1725–1763 ediert. Leider sind einige Jahrgänge offensichtlich verschollen. Dennoch sollen die geretteten Bände publiziert werden, und nach der Lektüre des vorliegenden Bandes kann man eine Fortsetzung nur wünschen. Denn wer sich einmal in die Diktion der für uns schwerfällig wirkenden Sprache des 18. Jahrhunderts eingelesen hat, der gewinnt einen umfassenden Ein- und Überblick in die Politik und Gesellschaft der jungen Residenzstadt Karlsruhe.

Fand die erste Sitzung des jungen Stadtrates erst am 24. November 1718 statt, weil die „Dringlichkeit der Geschäfte nicht sehr groß gewesen zu sein" schien, so änderte sich dies mit dem Anwachsen der Stadt sehr bald, und die Aufgabengebiete, mit denen sich der Rat zu befassen hatte, machten regelmäßige Sitzungen erforderlich. Daneben hatten die Ratsherren „auch allerhand vorfallende bürgerliche Strittigkeiten" zu „erörtern und überhaupt gut Zucht und Ehrbarkeit mit Bestrafung aller vorgehenden Frevel und Muthwilligkeit" zu halten. Zu Anfang der Ratstätigkeit nahmen diese Aufgaben ein Bürgermeister, sechs Gerichts- und Ratsherren wahr. Aus ihren Reihen hatten sie folgende Ämter zu besetzen: Almosenpfleger, Baumeister, Brotwieger, Feuerbeschauer, Fleischschätzer, Gewicht- und Maßeicher, Kaufhausinspektor, Kirchenrüger, Marktmeister, Quartiermeister, Stadtleutnant, Umgelder, Waisenrichter und Weinsiegler. Ziehen wir einige zeitbedingte Ämter ab, so bleiben immer noch die kommunalen Kernaufgaben, wie sie auch heute noch in modernerer Bezeichnung existieren. In den Ratsprotokollen spiegeln sich naturgemäß die Arbeiten dieser Männer wider (Frauen gab es in der Bürgervertretung zu dieser Zeit bekanntlich nicht). Einen großen Raum nehmen Eintragungen ein, die den Grundstücksverkehr zwischen den Bürgern amtlich festhalten. Mit den knappen Beschreibungen der Objekte sowie den Angaben über ihre Lage und die Nachbarn ließe sich die Topographie der Stadt detailliert beschreiben, und was die Bewohner selbst betrifft, so liefern die zahlreichen Bürgeraufnahmeprotokolle genügend Einzelinformationen, um das Anwachsen der städtischen Bevölkerung individuell nachzuvollziehen. Das tägliche Leben der Bürger findet im amtlichen Schriftverkehr – auch heute – zumeist dann seinen Niederschlag, wenn es zu Schwierigkeiten mit der Polizei oder der städtischen Verwaltung kommt. Insofern geben die Ratsprotokolle ausführlich Auskunft über Streitigkeiten zwischen den Bürgern, über Vergehen und Ordnungswidrigkeiten. Soziale Probleme lassen sich aus den zahlreichen Bittgesuchen verschuldeter oder verarmter Einwohner ablesen. Aber auch die städtische Finanzlage, damals nicht viel besser als heute, wird aus der mangelnden Bereitschaft, durch die Stadtkasse Unterstützungen zu gewähren, sehr deutlich.

Wenn auch die Kompetenzen des Karlsruher Stadtrates 1725 bis 1763 nicht allzu weitreichend waren und immer mit den fürstlichen Behörden geteilt werden mußten, so bietet die Edition der Protokolle ein unschätzbares Hilfsmittel für jeden, der sich mit der Karlsruher Stadtgeschichte des 18. Jahrhunderts befaßt. *Michael Martin*

Peter Rückert (Hrsg.): Gottesaue – Kloster und Schloß.
G. Braun Verlag, Karlsruhe 1995, 120 S., DM 32,–

Wer mit dem Zug oder auf der Autobahn von Norden nach Karlsruhe kommt, sieht heute wieder in seiner ganzen Pracht das Schloß Gottesaue, „ein unverwechselbares Meisterwerk in der Schlösserlandschaft am Oberrhein" (W. Wiese). Die Karlsruher Musikhochschule ist dort seit dem gelungenen Wiederaufbau 1989 des im Zweiten Weltkrieg schwer zerstörten Gebäudes untergebracht. Die beiden letzten Beiträge des hier vorzustellenden, 120 Seiten umfassenden, mit 86 zum Teil farbigen Abbildungen reich und sorgfältig bebilderten Buches gelten deshalb dem Wiederaufbau (K. Schwirkmann) und der Musikhochschule (F. Solter).

Zuvor wird in dreizehn weiteren Aufsätzen die bis ins 11. Jh. zurückreichende Geschichte behandelt. „Die Anfänge des Klosters Gottesaue" (H. Schwarzmaier) sind durch die „Gottesauer Annalen" belegt, die von der Klostergründung im Jahr 1094 berichten. Da diese Quelle aber erst im 17. Jahrhundert geschrieben wurde, liefert das erste verbürgte Datum das Privileg König Heinrichs V. aus dem Jahr 1110. Die Bedeutung des Reformklosters Hirsauer Prägung und des Adelsklosters einer mächtigen Familie, an dessen Gründung „alle Protagonisten in den politischen und geistigen Auseinandersetzungen jener Zeit" beteiligt waren, war nie mehr so groß wie in seinen Anfangsjahren.

In die Frühzeit des Klosters führen auch die Beiträge von U. Michels über „Abt Wilhelm von Hirsau, das benediktinische Musikleben im hohen und ausgehenden Mittelalter und seine Spuren im Kloster Gottesaue" und P. Rückert, der das „Geistliche Leben im Kloster Gottesaue" und „Die Klosterbibliothek" erforscht. Archäologische Untersuchungen (O. Teschauer) und mittelalterliche Funde (U. Gross) runden den ersten Teil über das Kloster Gottesaue ab.

Mit dem Schloß Gottesaue befassen sich die Beiträge des II. Teils. Die Baugeschichte des Schlosses, das Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach in den Jahren 1588 bis 1591 an der Stelle des 1556 säkulariserten Klosters bauen ließ, untersucht W. Wiese.

Die Stuckausstattung des Schlosses ist Thema des Beitrags von B. Herbach-Schmidt. Beobachtungen und Entdeckungen beim Wiederaufbau schildert G. Sicheneder. Mit der Restitution des Klosters im dreißigjährigen Krieg befaßt sich F. Maier. Auch der Versuch, im 17. Jahrhundert ein markgräfliches Kammergut einzurichten, scheiterte letztlich, wie M. Salaba nachweist.

Nach diesem mißglückten Experiment diente das Schloß seit 1824 dem badischen Militär als Artilleriekaserne. Mit dem Land Baden hatte auch dessen Militär an Umfang zugenommen. Über „Soldaten nach Gottesaue" schreibt K. Hochstuhl, baugeschichtliche Daten zu dieser Nutzung des Schlosses und der anderen militärisch genutzten Gebäude liefert W. Rößling.

Daß historische Jubiläen die Geschichtsschreibung befördern, bewahrheitete sich auch im Fall Gottesaue: 900 Jahre nach der Klostergründung hat das Generallandesarchiv in der Musikhochschule eine sehenswerte Ausstellung über Gottesaue präsentiert, ein Jahr später liegt nun die fachkundige Publikation zum Thema vor. Wenn die Geschichte der Stadt Karlsruhe auch erst im Jahr 1715 beginnt, so ist das Buch dennoch ein wertvoller Beitrag zur Stadtgeschichte, da es nicht zuletzt nachweist, daß das spätere Stadtgebiet vor der Stadtgründung kein geschichtsloser Raum war. *Ernst Otto Bräunche*

Frithjof Haas: „Zwischen Brahms und Wagner – Der Dirigent Hermann Levi". Attanlín Musikbude-Verlag 1995, 396 S., DM 58,–

Karlsruhe als Klein-Bayreuth ist im Bewußtsein vieler Karlsruher fast ausschließlich mit dem Namen des legendären Dirigenten Felix Mottl verknüpft. Es ist eines der Verdienste des vorliegenden Buches von Frithjof Haas, langjähriger Kapellmeister und Studienleiter am Badischen Staatstheater, bewußt zu machen, daß im Vorfeld dieses großen Dirigenten eine bemerkenswerte personelle und kulturgeographische Konstellation glückliche Voraussetzungen für Mottl's Tätigkeit bot: etwa an Vinzenz Lachner und Hermann Levi, die besondere kulturelle Rolle des mittelbadischen Raumes Baden-Baden, Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg und Künstler wie Brahms und Clara Schumann, die sich hier gerne bewegten. Insofern ist dieses Buch auch ein wertvoller Beitrag zum unterentwickelten Selbstbewußtsein des westlichen Baden-Württembergs!

Levi, 1839 in Gießen geboren, kam nach Studien in Mannheim und Leipzig über die Kapellmeister-Stationen Saarbrücken und Rotterdam nach Karlsruhe, wo ein gutes Hoftheater und ein verständnisvoller Landesfürst einem genialen jungen Mann aussichtsreiche Möglichkeiten boten. Vinzenz Lachner – in Mannheim Levis Lehrer – hatte mit seiner Empfehlung zu Levis Wahl als Karlsruher Hofkapellmeister beigetragen. Das liberale Klima in Baden mag für den Juden Levi ein übriges bedeutet haben.

Levis Tätigkeit am Hoftheater war hinsichtlich der Fülle des Repertoires und der zusätzlichen, zum Teil freiwillig übernommenen Aufgaben wie Neueinrichtungen von Opern, Neuübersetzungen von Texten, Erstellung von Konzertprogrammen, Übernahme von Liedbegleitungen, erschlagend intensiv. Aber seiner Lebenskraft genügte dies nicht: Er wurzelte sich tief in das städtische gesellschaftliche Leben ein: Dies nicht nur bei musikalischen Unternehmungen wie bei der Leitung des bürgernahen „Philharmonischen Chores", sondern auch im eigentlichen gesellschaftlichen Leben. Der gutaussehende, hochgebildete, herzensgute Mann eroberte mit seinem Temperament die Herzen seiner Karlsruher und war an vielen Abenden eine der Leuchten des bürgerlichen Parketts. Es versteht sich von selbst, daß ein Hofkapellmeister von der „eigentlichen" guten Gesellschaft, nämlich der des großherzoglichen Hofes, ausgeschlossen blieb. Der verzehrende Einsatz in Musikleben und Gesellschaft hatte dramatische Folgen für die Gesundheit von Levi. Immer wieder erlebte er Krisen. Aber während Levis außerordentliche musikalische Talente ihn auf die Erfolgsbahn zurückführten, bedrohten von anderer Seite schwere innere Gefährdungen seine Existenz. Der von Levi nie wirklich verarbeitete Bruch mit seinem Jugendidol Johannes Brahms und der Unterwerfungsprozeß unter den Wagnerschen Genius passen nicht zum Bild des Erfolg gewöhnten Dirigenten. Hier zeigt sich ein Daseinszwang, den Haas in seinem Buch sehr klug auf seine entscheidenden Wurzeln zurückführt: Auf den verzweifelten Kampf des Juden Levi, als Deutscher und nicht als Jude zu gelten.

Haas beschreibt die Stationen dieses Lebens mit großer Ausführlichkeit, stilistisch kühl, aber mit warmherziger Anteilnahme. Das Buch bietet über das Biographische hinaus auch einen faszinierenden Überblick über wesentliche kulturelle und gesellschaftliche Bewegungen des 19. Jahrhunderts.

Warum der Musiker Levi, der in seiner Karlsruher Zeit eine tiefe, freundschaftliche Beziehung zu Johannes Brahms hatte, der Musik von Richard Wagner geradezu grenzenlos verfiel, gehört zu den unerklärlichen

Schicksalsfügungen. Daß er aber sich von Wagner als prominenten Dirigenten seiner Opern, als Wegbereiter seines Stiles, als Dirigentenstar des „Parsifal" systematisch einsetzen ließ und dabei gleichzeitig wirklich in Kauf nahm, als Jude von dem fanatischen Antisemiten Wagner durchaus als Mensch zweiter Klasse behandelt zu werden, dies ist schon erschreckend. Haas breitet diese Situation mit vielen Belegen aus. Levi ging sogar so weit, die Wagnerschen antisemitischen Schmähungen zu akzeptieren und teilweise selbst zu vertreten. Schließlich brach Levi unter diesem Druck zusammen und beendete seine Kapellmeistertätigkeit.

Paul Wehrle

Peter Pretsch, „Geöffnetes Narren-Turney" Geschichte der Karlsruher Fastnacht.
Veröffentlichung des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 16, Karlsruhe 1995, 208 S., DM 34,–

„Narretei ist eine ganz ernste Angelegenheit" – heißt es nicht nur im Kölschen Klüngel. Und Fastnacht in Karlsruhe? Wer den neuen Band „Geöffnetes Narren-Turney" zur Hand nimmt, kann auch in der badischen Residenz Eitelkeiten, Interessenverflechtungen und Politik entdecken. Der Band ist aus der Dissertation von Peter Pretsch, dem Leiter der Stadtgeschichtlichen Sammlungen in Karlsruhe, entstanden, Pretsch ist es gelungen, eine kurzweilige Darstellung vorzulegen mit einer lesenswerten Einleitung über die spannende Entwicklung der Fastnachtsforschung. Gelungen ist die Arbeit vor allem, weil nicht das mühsam aus Archiven, Zeitungen und Vereinsbeständen zusammengetragene Material nacherzählt wird. Die Karlsruher Ereignisse werden vielmehr vor ihrem gesellschaftspolitischen Hintergrund ausgebreitet und dadurch verständlicher. So folgt die Gliederung des Buches nach politischen Grenzjahren, und jedem Kapitel wird ein kurzer – nicht immer geglückter – Abriß der politischen Situation vorausgeschickt. Den Beginn macht der Vormärz, wo Pretsch zeigen kann, daß die Gesellschaft Eintracht, 1835 gegründet, Motor der Bewegung wird, die 1841 im ersten spontanen Faschingsumzug einen frühen Höhepunkt erreicht. Diese Gesellschaft, dominiert von Gewerbetreibenden und Beamten, führte neben Gott Bacchus auch Napoleon und in Erinnerung an den Freiheitskämpfer Andreas Hofer Tiroler Schützen mit. Die politischen Ansprüche des Karlsruher Bürgertums nach Freiheit treten da in der Fastnachtsmaske auf – ähnlich in Mannheim, wo 1841 Friedrich Hecker als Pfälzer General und der Liberale Friedrich Bassermann als Pierrot mitmarschierten. Narrenzeitungen – eben das Narren-Turney – übten Kritik, anfangs ohne mit der Zensur zu kollidieren; die Spießbürger waren Ziel des Spotts.

Die Niederlage der Revolution 1849 hat dem Straßentreiben ein Ende gemacht. Erst 10 Jahre später trauten sich die Karlsruher wieder heraus, während die Kölner schon 1852 mit dem bezeichnenden Motto „ich hab's gewagt" durch die Straßen zogen. Wer so durch die Zeiten schlendert, merkt, daß Karlsruhe immer etwas bieder war. Politik stand bei den Themenwagen nicht wie anderswo im Zentrum, und es wirkt typisch, daß zweimal (1933 und 1951) der Verkehrsverein als Pate an der Wiege der Grokage stand. Wirtschaftliche Gesichtspunkte spielten ebenso mit wie der Spaß an der Freud.

Deutlich politischer wurden die Umzüge in der NS-Zeit geprägt. Die schließlich straffe Durchsetzung der NS-Ideologie, die die Fastnacht als urgermanisches Brauchtum ansah, förderte bei den Umzügen Themenwagen, die unliebsame Personen wie den SPD-Reichstagsabgeordneten Ludwig Marum oder Per-

sonengruppen – insbesondere Juden – denunzierten und verächtlich machten. Hier schreibt Pretsch vorsichtig abwägend, und der Leser erschrickt über die Verkehrung, die das Kritikinstrument Fasching in dieser Zeit erlebt. Pretsch beendet die Karlsruher Fastnachtsgeschichte 1969 und zurück bleibt der Wunsch, öfter in dem reich bebilderten Band zu blättern. *Clemens Rehm*

Hermann Ebeling, Karlsruhe – Ein Fächer der Möglichkeiten.
G. Braun Verlag, Karlsruhe, 2. Aufl. 1995, 108 S., DM 39,80

Der „Ebeling" des Braun-Verlags ist schon ein Standardwerk geworden, das nun in einer weiter entwickelten Auflage als Geschenk- und Erinnerungsband seine Interessenten finden dürfte. Blickt man auf die 1988 erschienene Ausgabe „Karlsruhe – Stadt zwischen Reißbrett und Phantasie" zurück, so handelte es sich damals um einen großformatigen, 180 Seiten umfassenden Band, in dem zum deutschen Text im gleichen Umfang die englische und französische Übersetzung angeboten wurde.

Für die erste Auflage 1990 „Ein Fächer der Möglichkeiten" wurde, wohl aus Absatzgründen, ein kleineres Format mit rund 100 Seiten gewählt, wo einem neuen deutschen Text nur zwei Kurzfassungen in Englisch und Französisch auf jeweils zwei Seiten beigefügt wurden. 1992 erschien zwischendurch eine noch kürzere Ausgabe „Stadt der Perspektiven", die nur 60 Seiten umfaßte, freilich jetzt schon vollständig mit Farbfotos ausgestattet.

In der nun publizierten 2. Auflage des „Fächers der Möglichkeiten" sind die 29 schwarzweißen Fotos von 1990 ausgeschieden, obwohl darunter sehr gelungene waren. Der heutige Käufer erwartet wohl alles Optische in Farbe, wobei auch diese Fotos vor allem dann einen ästhetischen Reiz ausstrahlen, wenn mit Unschärfe oder besonderen Lichtverhältnissen eine Stimmung beschworen werden soll in der an sich nüchternen Stadtkulisse. Über die Auswahl der Fotos kann man im Einzelfall streiten; doch der gesamte Bestand von 94 Bildern hinterläßt schon einen umfassenden Eindruck, einmal von den historischen Bauten und der modernen Architektur, zum anderen von Menschen, wie sie – auch – in dieser Stadt typisch sind.

Die relativ kurze Stadtgeschichte wird feuilletonistisch dargeboten ohne großes Zahlenwerk, und auch hier soll das Atmosphärische, das geistige Klima Karlsruhes eingefangen werden, so daß Text und Bild sich ergänzen. Vergleicht man die verschiedenen Auflagen, erkennt man, wie die Zahl der Sehenswürdigkeiten zunimmt, z. B. mit der neuen Stadtbibliothek im interessanten Neubau auf dem Standort des Ständehauses. So wird man wie bei einer weiteren Auflage sehen, daß ein Besuch Karlsruhes jedenfalls für jene sich lohnt, die nicht nur der Dienst in diese Stadt führt. *Leonhard Müller*

„Für Baden gerettet", Erwerbungen des Badischen Landesmuseums 1995 aus der Sammlung der Markgrafen und Großherzöge von Baden.
Hrsg. v. Harald Siebenmorgen, G. Braun Verlag, Karlsruhe 1996, 342 S., DM 38,–

Nachdem über die besonderen Umstände der Rettung badischen Kulturguts anläßlich der Versteigerung bei Sotheby's im Herbst 1995 genug berichtet wurde, interessiert nun die Bestandsaufnahme, zu der der Direktor des Badischen Landesmuseums einen stattlichen Katalog herausgegeben hat. Unter der Redaktion von Rosemarie Stratmann-Döhler sind Texte zusammengestellt worden, die mehr als nur Objektbeschreibungen bieten.

Brigitte Herbach-Schmitt erläutert so das Wesen einer Kunstkammer wie der badischen, die an fürstlichen Höfen des Barock erstrebenswert waren, und 17 Angehörige des Museums beschreiben die einzelnen Exponate wie auch jene zur Kunst-, Kultur- und Landesgeschichte, die nach Epochen gegliedert sind. Neben der Redakteurin leitet Brigitte Heck speziell zu den Jubiläumsgeschenken ein, denen eine besondere Bedeutung zukommt. Unter ihnen findet man manches, was wahrlich nicht unserem heutigen Kunstempfinden entspricht, aber als Zeitdokument um so wichtiger ist. Vom Hofleben Friedrichs I. ist so viel schriftlich nicht aufzufinden, weil es nach geordneten, fast bürgerlichen Regeln verlief, ohne Skandale und Affären.

Ergebenheitsadressen entsprachen der zeitgenössischen Form und waren nicht immer wörtlich zu nehmen. Die Anhänglichkeit der Bevölkerung an den liberalen, verbindlichen Fürsten und „seine Luise" zeigte sich aber in den z. T. aufwendigen Präsenten anläßlich zahlreicher Jubiläen während der langen Regierungszeit. Gerade eine Bronze wie die von Herman Volz „Zeitgeist und Staatsschiff" 1896, von acht großen badischen Städten für viel Geld gestiftet und für viel Geld heute erworben, spiegelt wie kaum ein anderes Objekt das Staatsbewußtsein vor 100 Jahren wider.

Landesmuseen sind zwar auch Kunstkabinette – man denke an die zusätzlichen Tafeln zum Marienaltar von Salem, einem Höhepunkt der Malerei zu Beginn des 16. Jhs –, sie sollen aber zudem Einblicke in Zeitverhältnisse bieten, in deren Spiegel uns das Bild der Gegenwart deutlicher werden kann. Insofern bedeuten neben vielen Erwerbungen eines hochentwickelten Kunsthandwerks gerade die zahlreichen Dokumente des „Zeitgeistes" eine zusätzliche Bereicherung der bisherigen Sammlung.

Angesichts der besonderen Finanzresourcen für den Erwerb ist dieser Katalog auch eine Reverenz gegenüber den zahlreichen Spendern, die mit großen und kleinen Gaben beitrugen, daß Kulturgut aus dem markgräflichen Haus „für Baden gerettet" wurde.

In nobler Form wird all denen gedankt, die das Jahrhundertereignis nicht unberührt an sich vorbeiziehen ließen. Insofern wird der sorgfältig erarbeitete und repräsentativ gestaltete Katalog später als Quelle dienen, wie sich eine Gesellschaft gegenüber ihrer Vergangenheit in finanzschwachen Zeiten zu verhalten bemühte.

Leonhard Müller

Dieter Vestner: Durlach im Wandel der Zeiten. Eine Dokumentation in Wort und Bild.
Eigenverlag, Karlsruhe 1995, 104 S. mit zahlreichen Abbildungen, DM 54,80

Einen „geschichtlichen und aktuellen Streifzug durch unser geliebtes Durlach" nennt Dieter Vestner am Schluß sein Buch. Damit beschreibt er präziser als der Klappentext sein Vorhaben, denn dort ist – eher irreführend – von der Aufzeichnung der „Geschichte Durlachs", von „umfassender" Information „über die Geschehnisse und die Entwicklung der alten Markgrafenstadt" die Rede. Der Streifzug durch Durlach ist mit zahlreichen aktuellen Bildern versehen, die der Autor zumeist selbst aufgenommen hat. Ergänzt werden sie von einigen historischen Bildern und Fotografien.

Vestner gliedert seinen Streifzug in sieben Kapitel. Er beginnt zunächst mit sehr knappen Hinweisen zur Geschichte Durlachs, wobei die verbrecherische Naziherrschaft keine Erwähnung findet. Darin spiegelt sich weitgehend die Forschungslage zur Geschichte Durlachs wider. Wer neue Forschungsergeb-

nisse zur Geschichte Durlachs erwartet, muß sich daher bis zum Erscheinen der Stadtgeschichte im September 1998 gedulden.

In den folgenden Kapiteln führt Vestner seine Leser und Leserinnen zu Gebäuden der Altstadt, erläutert Industrie und Verkehr, zeigt Denkmäler, Brunnen und Plätze sowie Kirchen, Friedhöfe und Grünanlagen, streift dann durch das neue Durlach und stellt abschließend Gesellschaft, Kultur und Vereine vor. Diese Streifzüge versieht Vestner – manchmal mehr, manchmal weniger – mit Hinweisen zur Geschichte von Gebäuden und auf vergangene Ereignisse, so daß sie fast schon Beschreibungen historischer Stadtspaziergänge sind.

Eine in Einzelfällen subjektiv erscheinende Bildauswahl und die irrtümliche Vorverlegung des ersten Altstadtfestes von 1977 auf 1975 tun der Liebeserklärung eines Durlachers an seine Heimatstadt keinen Abbruch. Wer den Band zur Hand nimmt, wird Vestners Zuneigung zu Durlach verstehen, wenn nicht teilen. *Manfred Koch*

Reiner Haehling von Lanzenauer: Düstere Nacht, hellichter Tag. Erinnerungen aus dem 20. Jahrhundert.
Badenia Verlag, Karlsruhe 1996, 165 S., DM 29,80

„Das Verfassen von persönlichen Memoiren ist eine Angelegenheit berühmter oder bekannter Leute." Einspruch Herr Staatsanwalt, möchte man aus der Sicht der Lokal- und Regionalgeschichtsschreibung Haehling von Lanzenauer zurufen. Denn wie die „große" Geschichtsschreibung bedarf auch sie zu einer lebendigen und plastischen Darstellung der Lebenserinnerungen von Menschen, die Geschichte, wenn auch nicht gestaltend, so doch bewußt erlebt haben. Von Lanzenauer gehört der oft zitierten Flakhelfergeneration an, die gegen Ende des Krieges aus der Schule herausgerissen und in die Flugabwehrstellungen kommandiert wurde. Nach dem Krieg gehörte sie zu denen, die nach den Erfahrungen der Diktatur und des Krieges bewußt für eine friedliche, freiheitliche und demokratische Staatsordnung eintraten.

Der Zeitraum, den der Autor behandelt, erstreckt sich, da er auch die bildungsbürgerlichen Wurzeln der Familie vorstellt, vom 19. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Der Schwerpunkt liegt jedoch auf der Zeit der Nazidiktatur und der Nachkriegszeit. Kurz aber prägnant schildert von Lanzenauer die behütete Kindheit in Karlsruhe, das durch Denunziantentum gefährdete Alltagsleben im Dritten Reich, die Indoktrination durch Schule und HJ, der die Eltern gegensteuerten, die Erfahrung des Judenpogroms 1938, die zwangsweise Rekrutierung als 15jähriger zum Flakeinsatz 1943 und die Lazarettgespräche über die Geschehnisse des 20. Juli 1944.

Mit 17 Jahren wurde dem Autor das ganze Ausmaß der Verbrechen des NS-Deutschland und die den kommenden Generationen damit aufgeladene moralische Schuld bewußt. Mit dem Kriegsende, das der Autor in Baden-Baden erlebte, entstand die aus der Besatzungspolitik resultierende Not, aber auch die beginnende Versöhnung mit den Franzosen, die er aktiv gefördert hat. Die Problematik der Entnazifizierung, die Karrieren hochgestellter Nazis in der jungen Demokratie nicht verhinderte, beschäftigt ihn im weiteren Verlauf seiner Erinnerungen ebenso wie die Ermittlungen und Prozesse gegen nationalsozialistische Gewaltverbrecher, in denen er als Staatsanwalt tätig wurde. Aus dem Berufsleben wird zudem mancher spek-takuläre Fall wie der des „Monsieur X" oder des prominenten Baden-Badener Juwelenräubers – hier kritisiert Haehling von Lanzenauer die Höhe des Urteils – erinnert. Viele Begegnungen mit

bekannten Persönlichkeiten aus Kunst und Politik werden skizzenhaft geschildert. In großer Dichte, aber dennoch immer flüssig geschrieben, werden auch die 68er-Bewegung, die Asylpolitik oder die Wiedervereinigung gestreift. Von deutlicher Sprache sind die Feststellungen des ehemaligen Staatsanwalts zur Bildung des Südweststaates: Er spricht vom „Verfassungsunrecht von 1951/52", von einer „in der deutschen Geschichte einmaligen Abstimmungsverschleppung" bis 1970 und von der Bitterkeit, die „Zentralisierung, Fusionszwänge und einseitige Personalpolitik in den Herzen der Badener" zurücklassen.

Breitgefächerte Erinnerungen, sachliche Darstellungen und deutliche Wertungen erlebter Zeitgeschichte machen diesen kleinen Band zu einem lesenswerten Kaleidoskop des Geschehens am Oberrhein in diesem Jahrhundert. *Manfred Koch*

Die elektrisierte Gesellschaft.
Bearbeitet von Gisela Grasmück, Badisches Landesmuseum – Badenwerk, Karlsruhe 1996, 230 S., DM 28,–

Das Thema ist doppeldeutig. Die Elektrizität „elektrisierte" in der Tat die Gesellschaft, machte die Nacht zum Tag, schuf neue Industrien und Berufe und öffnete damit neue Horizonte. Der Band ist zugleich Festschrift für das 75jährige Badenwerk, das den damit verbundenen Ausstellungskatalog großzügig gestaltete. Die Bearbeiterin hat kundige Mitwirkende gefunden, die Technikgeschichte verständlich darstellen können, und das nicht nur im chronologischen Abriß, sondern auch in Spezialthemen wie „Der elektrische Landwirt", „Frauenarbeit unter Strom – Büroarbeit im Wandel vom Kontorbuch zum Computer" oder „Von der Elektrisiermaschine zur Elektrotherapie – Eine kurze Geschichte der Elektromedizin". Der Aspekt „Elektrizität und Kunst" zeigt z. B., daß es sich hier um ein besonderes kulturgeschichtliches Phänomen handelt, das in seinem Variantenreichtum Ausstellung wie Katalog widerspiegeln. Dabei bleibt auch die Politik nicht ausgespart, und zwar nicht nur im Kapitel „Badenwerk in dunkler Zeit", also unter dem NS-Regime; auch zu propagandistischen Effekten diente die Elektrizität, ob zur nationalen Darstellung auf Weltausstellungen oder als Lichtdom bei Nürnberger Reichsparteitagen.

Bei der reichen farbigen Bildausstattung sei besonders auf das Plakat hingewiesen, das für die „Elektrische Ausstellung Karlsruhe" vor ca. 100 Jahren warb (siehe S. 238). Es zeigt, daß auch kleinere Städte sich bemühten, die Fackel des großen Fortschritts in ihr lokales Gewerbe zu tragen. So kann wohl die jeweils als junge Frau symbolisierte Elektrizität auf dem rollenden Rad der Technik gedeutet werden, wobei freilich als Stromquelle kein Kraftwerk, sondern die Sonne dient.

Natürlich wird dem Alltag ein besonderer Platz eingeräumt. Bis vor 150 Jahren kochte man über offenem Feuer oder in schwelender Glut, eine schmutzige, langwierige und zugleich gesundheitsschädliche Arbeit, heute allenfalls in der Freizeitatmosphäre noch romantisch verklärt. Und unser Blick auf malerische Burg- und Schloßküchen erfaßt nicht die harte Arbeit vorwiegend der Frauen, die hier die Nahrung zubereiteten. Nicht zuletzt hat die Elektrifizierung des Haushalts dazu beigetragen, daß Frauen andere Berufe als den der Hausfrau ergreifen konnten, da die Hausarbeit von verschiedenen Mitgliedern mitgetragen werden kann. So verfügen heute in den Haushalten z. B. 98 % über einen Kühlschrank, 97 % über ein Bügeleisen, 92 % über eine Waschmaschine. Die Zusammenarbeit von Industrie und Landesmuseum wirkt sich an diesem Thema sehr fruchtbar

aus und dient nicht nur dem üblichen Sponsoring. Der schier nicht absehbare Verwendungsnutzen der Elektrizität macht Lesern wie Ausstellungsbesuchern bewußt, daß das uns heute Selbstverständliche neu registriert werden muß, im Wirtschaftlichen, Sozialen wie im Kulturellen, und daß die politische Diskussion um Energiegewinnung und -nutzung kein Randproblem ist, sondern in die Mitte von Beruf und Alltag führt. Der preiswerte Band unterscheidet sich insofern von den üblichen Selbstdarstellungen und bietet weit mehr als eine reine Firmengeschichte. *Leonhard Müller*

Erich Lacker: Zielort Karlsruhe. Die Luftangriffe im Zweiten Weltkrieg. Mit einer Photodokumentation zur Zerstörung der Stadt im Zweiten Weltkrieg von Manfred Koch.
Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 18, Badenia Verlag, Karlsruhe 1996, 232 S., DM 49,80

Mit seinem Buch zieht Erich Lacker die Summe einer langjährigen intensiven Bemühung um das Thema; eigenes Erinnern, das Befragen von Zeitzeugen, die Auswertung von Material aus einer Vielzahl von Archiven und das Heranziehen einer beeindruckenden Literaturfülle dienten als Grundlage für die minutiöse Darstellung einer Zeitspanne, in der sich das Gesicht Karlsruhes tiefgreifend veränderte. Fleiß und Gewissenhaftigkeit des Autors spiegeln sich auch im Umfang des Anmerkungsapparats. Charakteristische Merkmale der Darstellung sind die persönliche Betroffenheit des Autors – Karlsruher des Jahrgangs 1930 –, seine naturwissenschaftliche Kompetenz, dank derer meteorologische, geologische, physikalische und technische Aspekte des Phänomens Luftkrieg ihren gebührenden Raum erhalten, sowie nicht zuletzt die christlich geprägte Weltsicht, mit der Lacker dem heillosen Geschehen gegenübertritt, das als Folge der nationalsozialistischen Politik auch und besonders über Karlsruhe hereinbrach.

Ausgehend von der Beobachtung, daß Karlsruhe in der Geschichte des Luftkrieges eine besondere Rolle spielte, zeichnet der Autor diese Geschichte bis in den 2. Weltkrieg hinein nach, um dann die Luftangriffe, denen Karlsruhe ausgesetzt war, detailliert darzustellen. Damit wird ein Zeitraum abgedeckt, der mit dem Abschuß einer französischen Aufklärungsmaschine über Karlsruhe am 8. September 1939 beginnt und mit dem letzten (mißlungenen) Großangriff auf die Stadt am 2. Februar 1945 bzw. mit den fortgesetzten Jabo-Angriffen bis zur Besetzung Karlsruhes am 2. April 1945 endet. Lacker gliedert seine Darstellung nach Jahren und ordnet das Karlsruher Luftkriegsgeschehen ein in die Entwicklung der militärischen Gesamtlage – hier hätte sich stellenweise eine Straffung angeboten – sowie der Waffen-, Navigations- und Flugzeugtechnik. Fragen der Luftkriegsstrategie und -taktik wird gebührender Raum gewidmet. Die Stichworte Luftabwehr, Brandbekämpfung, Schadensbehebung und Hilfsmaßnahmen bringen die Perspektive der von den Angriffen betroffenen Menschen ins Spiel, wobei auch die Rolle der NS-Institutionen zur Sprache kommt; da hätte man sich in diesem Bereich mehr Ausführlichkeit vorstellen können. Jenseits der nüchternen Beschreibung und schieren Statistik erschließen besonders herausgehobene Zeitzeugenberichte sowohl das Leid als auch die ungeheuren Leistungen, die von einzelnen angesichts der unvorstellbaren Not erbracht wurden.

In seiner Schlußbetrachtung widmet sich der Autor der heiklen Frage nach der moralischen Wertung der „Terrorangriffe" gegen Städte und Zivilbevölkerung. Er kommt dabei zu der wichtigen Feststellung, daß hier eine Entwick-

lung auf die Menschen in Deutschland zurückschlug, die von Deutschland ihren Ausgang genommen hatte und von der deutschen Propaganda entsprechend begleitet worden war.

Die Darstellung der Schäden, die der Luftkrieg im Stadtgebiet Karlsruhes verursachte, wird durch eine Reihe sorgfältig und übersichtlich erstellter Kartenbeilagen ergänzt und veranschaulicht. Ein Ortsregister erschließt den Darstellungsteil. Angeschlossen ist ferner eine sehr nützliche „Dokumentation", die in tabellarischer Form alle 135 gezählten Luftangriffe verzeichnet mit Angaben u. a. über jeweilige Dauer von Alarm und Angriff, die Zahl der Flugzeuge, Abschüsse, abgeworfenen Bomben und der Bevölkerungsverluste, die besonders betroffenen Stadtteile.

Manfred Koch hat dem Buch eine „Photodokumentation" von nahezu 95 kommentierten Photos, hauptsächlich aus den Beständen des Stadtarchivs und der Landesbildstelle Baden, beigegeben. Ein Teil dieser Photos, die teilweise unter Umgehung des Verbots, Luftkriegsschäden abzulichten, entstanden sind, werden hier erstmals veröffentlicht. Die Aufnahmen belegen das Ausmaß der Veränderungen im Stadtbild, die der Luftkrieg verursachte und sind ferner beeindruckende Zeugen dafür, wie der Luftkrieg „weitab von der Front, Frauen, Kinder und Greise zu Kriegsteilnehmern machte".

Zusammenfassend: „Zielort Karlsruhe" ist ein Werk, das ein weites Publikum anspricht. Es erlaubt die schnelle Information, es bietet solide Darstellung, es öffnet Wege zu vertiefender Forschung und leistet eindrucksvolle Veranschaulichung. Mit seiner Warnung vor den Folgen politischer Gedankenlosigkeit weist das Buch über den lokalen und regionalen Rahmen hinaus. Es sollte deshalb viele Leser und Besitzer finden.

Rainer Gutjahr

Susanne Asche, Olivia Hochstrasser: Durlach, Staufergründung, Fürstenresidenz, Bürgerstadt.
Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 14, Badenia Verlag, Karlsruhe 1996, 558 S., DM 62,–

Aus Anlaß des Stadtjubiläums Durlach erschien diese repräsentative Stadtgeschichte. Die beiden Verfasserinnen sind ausgewiesene Fachkräfte. Susanne Asche hat bereits eine Geschichte der benachbarten Gemeinde Grötzingen vorgelegt. Es war richtig, die Arbeit zwei nicht in Durlach ansässigen Historikerinnen anzuvertrauen. Sie gingen vorurteilslos an ihre Arbeit heran und hatten keine Scheu, mit Legenden aufzuräumen. Der Ortsname Durlach ist nicht keltischen Ursprungs, und eine früher in das Jahr 1161 datierte Urkunde, in der der Name Durlach erstmals auftaucht, ist nach Ausweis der Namen und der Zeugenreihe, eindeutig erst 100 Jahre später anzusetzen. Offen bleibt allerdings ob nicht schon vor der Ersterwähnung von 1196 eine Siedlung bestand, von der es archäologische Spuren gibt. Dies würde auch erklären, daß für die Neugründung genügend Bewohner da waren und man nicht mit einem kleineren Grundriß der ersten Anlage rechnen muß.

Die Staufergründung Durlach hatte nie die Chance, Reichstadt zu werden, da sie schon 1219 in die Hände der Markgrafen von Baden kam. Lange Zeit blieb Durlach eine Kleinstadt, an der die Hauptstraße aber vorbeizog und nur durch einen kleinen Umweg durch das Basler Tor hinein und nach einem Knick durch das Blumentor wieder hinaus an den Hauptverkehrsweg angebunden war. Die Verlegung der Residenz von Pforzheim nach Durlach (1563) ist weniger der damaligen Größe Durlachs zu verdanken als der Tatsache, daß es viel zentraler im Herrschaftsgebiet der Markgrafen von Baden lag. Die

Entwicklung als aufblühende Residenz wurde 1689 jäh unterbrochen, als französische Truppen die Stadt in Schutt und Asche legten und Markgraf Karl Wilhelm, kaum war der Neubau eines Stadtschlosses begonnen, dem Zug der Zeit folgend, sich eine neue Residenz im nahen Hardtwald baute: Karlsruhe.

Ein Schwerpunkt der Darstellung liegt im 19. und 20. Jahrhundert. Dies ist verständlich, denn die bisher vorliegende, veraltete Geschichte Durlachs von Gustav Fecht aus dem Jahr 1869 spart diese Jahrhunderte ganz aus. Aber gerade jetzt kann die Darstellung in die Breite gehen und das Leben der Bewohner, ihre zahlreichen Vereine und kleinen Vergnügungen einbeziehen. Wer wußte schon, daß Durlach bereits vor dem Ersten Weltkrieg ein Schwimmbad mit vorgewärmten Wasser besaß und in der Weimarer Republik eine politische Gruppierung, der vor allem Frauen angehörten (Kommunale Volkswirtschaftspartei). Das Buch ist reichlich bebildert und durch drei Register erschlossen, die von drei verschiedenen Verfassern stammen, was wahrscheinlich auf Zeitdruck bei der Abfassung zurückzuführen ist. Denn die Register sind nicht gut aufeinander abgestimmt. Daß die Gastwirtschaften im Sachindex und noch ausführlicher im Ortsindex vorkommen, ist bei einer lebenslustigen Weinbaugemeinde noch verständlich; wieso das Gefängnis und die Hardtwald-Orte, die Fabriken und die Leih- und Lesebibliothek aber Sachen sind, bleibt unverständlich. Die Register berücksichtigen offensichtlich auch nicht die Bildunterschriften. Wer sich, angeregt von dem Bild auf Seite 361, für das Schwimmbad interessiert, sucht vergeblich das Stichwort Schwimmbad in den Registern. Erst wer herumblättert, stößt 42 Seiten vorher auf einen kurzen Text, der auch den ursprünglichen Namen „Luft- und Schwimmbad" verrät und daher unter 'L' im Ortsindex steht. Nur, wer sucht schon unter 'L'? Die Anhänge geben Auskunft über die Durlacher Vereine, die Gasthäuser und Bierbrauereien, Straßenumbenennungen, die Schultheißen, Bürgermeister, Stadtamtsleiter und Ortsvorsteher sowie die Bevölkerungsentwicklung. Ein kurzes Glossar erläutert die Fachausdrücke.

Trotz dieser Flüchtigkeiten im Detail ist das Buch ein gelungener Wurf. Die Autorinnen haben es verstanden, ein wissenschaftlich fundiertes Werk so zu schreiben, daß es jeder versteht und mit Gewinn und Genuß lesen kann. Wer in letzter Minute noch auf der Suche nach einem Weihnachtsgeschenk ist, sollte an dem Buch nicht vorbeigehen.

Gerhard Kaller

Elga Roellecke: Wasser und Straßen, Quellen und Wege. Chronik Wolfartsweier.

Hrsg. v. Verein für die Geschichte von Wolfartsweier, Heft 2, Karlsruhe 1996, 219 S., DM 27,–

Mit diesem Heft geht das Projekt Wolfartsweier Ortschronik – nach dem erfolgreichen Verkauf des ersten Buches, dessen Herstellung durch die finanzielle Unterstützung der Stadt Karlsruhe gesichert worden war – in die zweite Runde. Dieser und die folgenden Bände sollen durch den Erlös der jeweils letzterschienenen Teilchronik finanziert werden; ein Konzept, das bislang durch das große Interesse der Wolfartsweierer an ihrer Geschichte tragfähig scheint. Die einzelnen Teile der Ortsgeschichte, jeweils von einem Verfasser/einer Verfasserin verantwortlich bearbeitet, stellen die „politische Entwicklung", „das soziale Leben" und – wie der vorliegende zweite Teil – „das Dorf und seine Umgebung" vor. Nachdem Elga Roellecke bereits den ersten Band zur Munitionsfabrik „Zündhütle" vorgelegt hat, ist sie nun auch für dieses zweite Heft verantwortlich.

Der erste Teil (Kapitel 5 von Band II der Ortschronik), überschrieben mit „Der Wetterbach, das Brunnenwesen, die Wasserversorgung und das Schwimmbad", listet auf mehr als 80 Seiten chronologisch geordnet vieles auf, was zu diesem Thema an Quellen in den verschiedenen Archiven zu finden war. Die interessierten Leserinnen und Leser erfahren von den Problemen, die die Naturgewalten des Wassers im Laufe der Jahrhunderte immer wieder für die Dorfbewohner darstellten. So brachte etwa ein großes Unwetter im Jahr 1837 Wolfartsweier an den Rand des Ruins, und nur mit großem Einsatz der meist armen bäuerlichen Bevölkerung und mit Hilfe von Spenden aus ganz Baden konnten die entstandenen Schäden nach und nach behoben und die zerstörten Häuser wieder aufgebaut werden. Das von der Autorin aufbereitete Material läßt auch die Schwierigkeiten einer gerechten Verteilung der Hilfsgüter und die Konflikte zwischen arm und reich im Dorf erahnen.

Wasser und Wasserwege konnten jedoch auch militärischen Zwecken dienen. Als während des polnischen Erbfolgekrieges Reichstruppen am 10. Juni 1734 durch eine künstliche Überschwemmung eine riesige Fläche zwischen dem Rüppurrer Wald, Ettlingen und den Wiesen in Richtung Gottesaue unter Wasser setzten, um die in der Festung Philippsburg lagernden Franzosen am Vorrücken gegen die Ettlinger Linien zu hindern, sorgte dies auch in Wolfartsweier für Unruhe in der Bevölkerung, die um ihre Ernte fürchten mußte.

Ein weiterer Aspekt, der sich dem aufmerksamen Leser aus der Fülle des aufgeführten Materials erschließt, ist das, was wir heute Umweltprobleme nennen würden. Sauberes Trinkwasser und eine geregelte Abwasserentsorgung beispielsweise wurden auch in Wolfartsweier mit wachsender Einwohnerzahl gegen Ende des letzten Jahrhunderts als wichtige Voraussetzungen für die Gesundheit der Dorfbewohner erkannt. Doch die Frage, wer wieviel dafür zu bezahlen hatte, und in wessen Verantwortung die Bereitstellung der notwendigen Infrastruktur lag, war immer wieder umstritten.

Daß der technische Fortschritt Folgeprobleme mit sich bringt, mußten und müssen die Wolfartsweierer Bürgerinnen und Bürger nicht nur bei den „Wassernöten" zur Kenntnis nehmen. Auch die Straßen, denen sich, unter anderem, das Kapitel 6, „Wege, Straßen und Brücken, Post und Verkehr", auf mehr als 100 Seiten widmet, sind ein Thema, das in Wolfartsweier bis heute nichts an Brisanz verloren hat. Waren es in früheren Jahrhunderten de Auseinandersetzungen zwischen herrschaftlichen, militärischen und den Interessenten der Dorfbewohner, wenn es um die Fragen von Instandhaltung oder von Weggebühren ging, so müssen die Wolfartsweierer heute feststellen, daß die ungebremste Mobilisierung ihren Preis hat, wie die immer noch andauernden Auseinandersetzungen um eine Ortsumgehung für die B3 zeigen.

Dieser zweite Band der Ortsgeschichte Wolfartsweier bietet, was hier nur angedeutet werden konnte, eine Fülle von Details zu den oben genannten Themen, wobei an manchen Stellen eine größere Straffung und der Versuch einer Einordnung in größere regional- und allgemeingeschichtliche Zusammenhänge wünschenswert gewesen wäre.

Ute Grau

Ernst Otto Bräunche/Thomas Schnabel (Hrsg.): Die Badische Verfassung von 1818
Verlag Regionalkultur, 76698 Ubstadt-Weiher, 1996, 80 S., DM 24,–

Das Gebäude an der Ritterstraße neben St. Stephan nannte man „Ständehaus"; das darin tagende badische Parlament hieß „Stände-

versammlung". Aber in der zweiten Kammer dieses Parlaments saßen keine Vertreter verschiedener Stände, sondern Abgeordnete des ganzen Volkes, die nach gleichem Wahlrecht der volljährigen Bürger bestimmt wurden. Dies war einzigartig in allen deutschen Staaten, und insofern stand in der Fächerstadt die Wiege der parlamentarischen Demokratie Deutschlands. Das 1822 im klassizistischen Stil errichtete Ständehaus – ältestes deutsches Parlamentsgebäude – wurde wie fast die gesamte Innenstadt im Bombenkrieg 1944 schwer getroffen und fiel einer späten Trümmerbeseitigung 1961 zum Opfer. 1993 weihte die Stadt auf einem Teil des Geländes das „Neue Ständehaus" ein, welches die Stadtbibliothek und eine Erinnerungsstätte beherbergt. Mit dem Einzug in dieses neue Haus verband sich die 175-Jahr-Feier der badischen Verfassung von 1818. Aus diesem Anlaß fand ein wissenschaftliches Symposium statt, das in vorliegendem Band dokumentiert ist.

Den wichtigsten Inhalt des reich illustrierten Buches bilden drei Vorträge, die ein überaus anschauliches und vielseitiges Bild der badischen Politik und Volksvertretung im 19. Jahrhundert ergeben, eingebettet in die allgemeine historische Entwicklung. Elisabeth Fehrenbach erklärt die Verfassung von 1818 aus der Lage des neu entstandenen Großherzogtums, das seine Bürger gewinnen mußte. Sie analysiert die ersten Wahlen von 1819 und belegt die maßgebliche Mitwirkung weitester Volkskreise. Paul Nolte schildert die badische Verfassungskultur im Vormärz. Er betont die ungeheure Popularität der Verfassung, deren 25jähriges Bestehen 1843 in geradezu kultischen Formen begangen wurde. Daran anknüpfend wagt er den Ausblick auf die Gegenwart mit dem Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe. Auch Hartwig Brandt, der sich mit Baden vor der Gründung des Deutschen Reiches von 1871 befaßt, baut die Brücke zur aktuellen Politik, indem er die Wende von 1866 mit der von 1989 vergleicht. Beide Ereignisse brachten, so sieht er es, den Abschied aus einer abgeschirmten Idylle und den Übergang auf das weite Feld realer Machtpolitik. Aus dem Geflecht politischer und sozialer Kräfte sowie dem Wirken einzelner Persönlichkeiten in Baden vor 1866 macht er verständlich, warum sich hier erstaunlich früh eine rechtsstaatliche Kontrolle der Verwaltung und vor allem ein Ministerium aus der Mitte des Parlamentes entwickeln konnten. Soll man diese Idylle vor der Wende als Glück in der Beschränkung interpretieren oder als Beschränktheit von Krähwinkel?

Das Bändchen zur badischen Verfassung bietet eine lohnende Lektüre, die zum Nachdenken anregt. Es ergänzt die 1993 erschienene unentbehrliche Gesamtdarstellung „175 Jahre badische Verfassung" von Hans Fenske. Zusätzlich enthält das Buch eine Einführung in die Gedenkstätte durch den Leiter des Karlsruher Stadtarchivs Ernst Otto Bräunche und eine Betrachtung zur Lage des deutschen Föderalismus heute aus der Feder des Staatssekretärs im Staatsministeriums von Baden-Württemberg Lothar Menz.

Klaus Oesterle

Rolf-Heiner Behrends (Hrsg.): Faustkeil – Urne – Schwert. Archäologie in der Region Karlsruhe.
Badenia Verlag, Karlsruhe 1996, 208 S., DM 49,–

Die hier anzuzeigende Veröffentlichung schließt eine bisher immer wieder bedauerte Lücke im lokal- bzw. regionalgeschichtlichen Schrifttum. Sie versteht sich als „Handbuch" der Archäologie für die Stadt und den Landkreis Karlsruhe und einige angrenzende Randgebiete; wissenschaftlich exakt erarbeitet, richtet sie sich an eine breitere interessierte

Öffentlichkeit und wird mit Sicherheit zum unverzichtbaren Handwerkszeug all derer gehören, die sich mit der Geschichte dieses Raumes befassen. Es ist das Verdienst des Herausgebers, ein kompetentes Autorenteam für die Bearbeitung der einzelnen Themenbereiche gewonnen zu haben; neben längst ausgewiesenen Wissenschaftlern kommt eine Reihe junger Ur- und Frühgeschichtlicher bzw. Archäologen zu Wort. Der Titel des Buches umreißt die abgedeckte Zeitspanne, die von der Altsteinzeit bis zu den Merowingern reicht. Als bislang ältestes Zeugnis für das Auftreten des Menschen in der Region wird ein mittelsteinzeitlicher Faustkeil aus den Grabungen in der Bruchsaler Flur „Aue" präsentiert – die alemannische bzw. merowingerzeitliche Siedlungstätigkeit hat die Wurzeln eines Großteils der bis heute bestehenden Orte gelegt.

Der Band gliedert sich in zwei Abteilungen. Abteilung I, Die „Vor- und Frühgeschichte in der Region Karlsruhe", lenkt den Blick zunächst auf die erdgeschichtliche Entwicklung des Rheingrabens sowie auf die Tradition der archäologischen Forschung in der Region, um sich dann der Darstellung der archäologischen Entwicklung in der genannten zeitlichen Umgrenzung zu widmen. Hierbei werden die archäologischen Befunde aus der Region in einen größeren Rahmen gestellt, Zusammenhänge aufgezeigt und damit anhand der Funde die Vor- und Frühgeschichte des Karlsruher Raumes dargeboten. Das jeweilige archäologische Fundstück findet dabei stets seine ihm zustehende Würdigung. Zahlreiche Karten, graphische Darstellungen, Tabellen, Zeitleisten, Photographien der Funde und Ausgrabungsplätze sowie Zeugnisse der Luftbildarchäologie unterstützen die Ausführungen und liefern wertvolles Anschauungsmaterial. Auf ein besonderes Interesse in dieser Abteilung dürfte nicht zuletzt die Präsentation der erst in den letzten Jahren erfolgten Ausgrabung der jungsteinzeitlichen Siedlung im Bruchsaler Gewann „Aue" stoßen, die wichtige neue Erkenntnisse zur „Michelsberger Kultur" beisteuerte, deren endgültige Auswertung freilich noch zu leisten sein wird. In einer Zeit, in der die Umweltproblematik stets ein Thema ist, müßten auch die Aussagen der Archäologen beachtet werden, denenzufolge die heutige Oberflächengestalt des Kraichgaus auf die Zerstörung des Waldes in bandkeramischer Zeit zurückgeht, die eine Bodenerosion stärksten Ausmaßes nach sich zog.

Teil II behandelt „Ausgewählte archäologische Funde und Fundstellen" in chronologischer Abfolge. Die Funde werden beschrieben, in ihrer Bedeutung erläutert und eingeordnet; diesen Zwecken dient auch die Beschreibung der Fundstellen. Die Erläuterung der Fundumstände liefert z. T. aufschlußreiche Einblicke in die Alltagsarbeit der Archäologen. Auch hier sind Text und Abbildungen aufeinander bezogen. Ein Ortsregister erleichtert schließlich den Zugriff auf die archäologisch gesicherte Vergangenheit des jeweiligen Ortes. *Rainer Gutjahr*

Rosemarie Stratmann-Döhler, Harald Siebenmorgen: Das Karlsruher Schloß.
G. Braun Verlag, Karlsruhe 1996,72 S., 70 Farb- und s/w-Abbildungen, DM 28,–

An Literatur über Stadt und Schloß fehlt es nicht. Dennoch ist diese Publikation notwendig geworden, weil manche früheren Beiträge veraltet erscheinen und wir heute in der Bildausstattung bessere Qualitäten erwarten.

Die beiden Autoren ergänzen sich gut in ihren Aufsätzen: „Schloßgründung und Baugeschichte" und „Leben am Hof" von Rosemarie Stratmann-Döhler sowie „Schloß und Stadtanlage" und „Das Schloß als Badisches Landesmuseum" von Harald Siebenmorgen.

Endlich geistern nicht mehr die zahlreichen Anekdoten um die Gründung herum, und aus den „Tulpenmädchen" ist kein „Harem" geworden, was sonst andere Autoren trefflich von einander abschrieben. Man erkennt sogleich bei der Verfasserin das genaue Studium der Quellen, die dem Leser aber sehr eingängig nahegebracht werden. Es bleibt nicht bei Daten, Namen und Fakten; R. Stratmann-Döhler erläutert das Prinzipielle einer Residenz im 18. Jh., die Prägung für die Stadt, weist auf sozialgeschichtliche Aspekte hin und erfüllt die Darstellung mit Leben, was man an anderen kunsthistorischen Monographien oft vermißt, wo alles nur zu Stein erstarrt zu sein scheint. Gerade die farbige Beschreibung eines Tagesablaufs im höfischen Alltag hilft uns, die Gedankenwelt vergangener Jahrhunderte zu verstehen, in der politische Entscheidungen heranreiften. Unter dem alternden Großherzog Friedrich I. wurde es stiller im Schloß, und Bälle fanden kaum statt, zumal die Großherzogin Luise einen glaubensstrengen Stil pflegte. Das Verhältnis zum Erbgroßherzog Friedrich war sehr herzlich, wie dessen Briefe an seine Eltern erkennen lassen, so daß das Verbleiben in seinem Palais an der Kriegsstraße nach dem Tod seines Vaters 1907 wohl kaum auf ein Zerwürfnis mit der Mutter schließen läßt. Die Druckfehler bei den Todesjahren von Karoline Luise und Friedrich I. sollten in einer Neuauflage verbessert werden. Harald Siebenmorgen stellt Schloß- und Stadtanlage in den europäischen Kontext und hält sie für den „bedeutendsten Beitrag des 18. Jhs. zur europäischen Stadtbaukunst". Das heutige Badische Landesmuseum wird nur kurz, aber einprägsam skizziert.

Ganz vorzüglich ist die Bebilderung gelungen, die vom Förderverein des Generallandesarchivs Karlsruhe unterstützt wurde, der den Band als Jahresgabe seinen Mitgliedern verteilte. Manfred Schaeffer hat den Bauten und Plastiken einen Zauber verliehen, daß man sich in mediterrane Gefilde versetzt fühlt, von wo aus ja viele Ideen in den Schloßbau einströmten. Aber auch Robert Dreikluft sollte erwähnt werden, der diese lesenswerte Publikation gestaltete und dem der Braun-Verlag schon viele gute Bücher zu verdanken hat, die allein beim Durchblättern einen ästhetischen Reiz ausmachen und selbst im Internet-Zeitalter bestehen bleiben. Doch dies ist nicht nur ein Geschenkbuch; man gewinnt mit ihm einen neuen Kontakt zu Stadt und Schloß, und das ist viel.

Leonhard Müller

100 Jahre Bürgerverein Oststadt. Jubiläumsbuch 1996.
Hrsg. v. Bürgerverein der Oststadt e.V., Karlsruhe 1996, 176 S., DM 10,–

Von der Hirschbrücke zum ZKM. Hundert Jahre Bürgerverein der Südweststadt Karlsruhe.
Hrsg. v. Bürgerverein der Südweststadt e.V., Karlsruhe 1996, 299 S., DM 35,–

Im vergangenen Jahr konnten zwei weitere Bürgervereine der Stadt Karlsruhe nach der Süd- und Weststadt 100jähriges Jubiläum feiern. Diesen Jubiläen verdanken wir umfangreiche und lesenswerte Darstellungen der Geschichte der Oststadt und der Südweststadt. Beide sind von Historikerinnen verfaßt worden und durch zahlreiche historische Fotos sehr anschaulich illustriert.

Ute Grau und Annette Michel erläutern in vielen Facetten die Entwicklung der Oststadt. Sie wurde auf den ehemaligen großherzoglichen Küchengärten und dem Militärareal der Kaserne Gottesaue als Wohn- und Industrieviertel für eine sozial gemischte Einwohnerschaft geplant. In den 1880er Jahren begonnen, umfaßt der Stadtteil heute etwa das

Gebiet zwischen Kapellenstraße, Durlacher Tor, Friedhof, Neues Badenwerk-Gebäude, Bahnlinie und Kriegsstraße Ost.

Die Autorinnen schildern die bauliche Entwicklung im Überblick und geben dann in Einzeldarstellungen weitergehende Informationen z. B. über das sehenswerte Ensemble der Jugendstilhäuser in der Melanchthonstrasse, über die drei Volksschulbauten und die Umwandlung des Viktoriapensionats in die Karlsruher Kinderklinik. Über den Stadtteil hinaus weist die Bedeutung der Bernhardus-kirche, die 1901 zum Symbol der Aussöhnung zwischen badischem Staat und katholischer Kirche nach dem erbittert geführten Kulturkampf wurde.

Spannend und aufschlußreich für die Entwicklung des Stadtteils aber auch der Gesamtstadt sind die Abschnitte über die Industrie und die Infrastruktureinrichtungen, die den Strukturwandel der vergangenen 100 Jahre widerspiegeln. Traditionsreiche Firmen wie Haid & Neu oder Wolff & Sohn, die mit ihren Fabrikbauten zu den Gründern des Stadtteils gehörten, stellten in der Nachkriegszeit ihre Produktion ein, Gaswerk, Milchzentrale (und bald auch der Schlachthof) wurden aufgegeben.

Die Technologiefabrik, der Badische Gemeindeversicherungsverband und das Badenwerk kamen bzw. kommen neu in den Stadtteil. Ein Kapitel über das älteste Bauwerk des Stadtteils, Schloß Gottesaue, informiert über dessen wechselvolle Geschichte bis zur Einrichtung der Musikhochschule, mit der die Oststadt ein kulturelles Zentrum erhielt. Der Bürgerverein, dem ebenfalls ein Kapitel gewidmet ist, hat sich lange und hartnäckig für den Wiederaufbau eingesetzt.

Die Geschichte der Südweststadt erzählt Ute Grau in chronologischer Folge und nicht wie im Oststadt-Buch themenorientiert in einzelnen Kapiteln. Dies macht zum einen die Vermittlung historischer Zusammenhänge leichter, offenbart zum anderen aber auch, wo Lücken in der Überlieferung sind bzw. die ereignislosen Phasen der Entwicklung.

Die Bebauung der Südweststadt, die sich heute zwischen Kriegsstraße, Ettlinger Straße, Hauptbahnhof und Beiertheimer Feld erstreckt, beginnt 1865. Die Verfasserin schildert anschaulich die Entwicklungsprobleme der Südweststadt: Die Notwendigkeit ständigen Geländeerwerbs von Beiertheim, auf dessen Gemarkung der Stadtteil wuchs, das allmählich störende erste Karlsruher Industriegebiet zwischen Beiertheimer Allee und der späteren Karlstraße und die Bahnlinien durch die spätere Mathy- und Jollystraße. Dem Bahnproblem verdankt der Stadtteil mit der 1891 errichteten Hirschbrücke sein Wahrzeichen.

Zu dieser Zeit war das Stadtviertel ein bürgerlich geprägtes Wohnquartier, das im Vergleich mit anderen Stadtteilen eine geringere Vereins- und Gasthausdichte aufzuweisen hatte. Zentrale Einrichtungen für die Stadt wie Stadtgarten und Festplatz werden ebenso behandelt wie etwa das Vincentius-Krankenhaus und der Konsumverein. Wie in der Oststadt stellt Ute Grau auch in der Südweststadt am westlichen Rand nach dem Krieg einen Strukturwandel fest. Im Beiertheimer Feld und auf dem Gelände der IWKA, vor 1945 eine der größten Rüstungsschmieden im deutschen Südwesten, entstanden Verwaltungs-, Schul-, und Krankenhausbauten, die Europahalle und die Günther-Klotz-Anlage. Über das ZKM, das im Herbst in den Hallenbau A einziehen wird, hat dessen Leiter einen an die Südweststädter adressierten Beitrag geschrieben. Angehörige der Hochschule für Gestaltung, die dort ebenfalls residiert, haben dem Buch ein besonderes graphisches Layout gegeben. Marthamaria Drützler-Heilgeist hat für das Buch sehr lesenswerte und informative, in der Regel biographische Erläuterungen zu allen Straßennamen des Stadt-

teils verfaßt. Die „bekennende" Südweststädterin Doris Lott steuerte drei Kurzgeschichten bei. Bürgervereine sind eine „Erfindung" des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die im Dritten Reich verboten und nach 1945 wieder gegründet wurden. In beiden Bänden wird die Geschichte der jeweiligen Vereine und ihr Einsatz für die Belange des Stadtteils gegenüber der Stadtverwaltung in Umrissen dargestellt.

Bei ihren Bemühungen, Quartierbewußtsein zu schaffen, bewegen sich die Bürgervereine auf einem schmalen Grat. Das machen sowohl die Darstellungen der Historikerinnen wie die Geleitworte des Oberbürgermeisters deutlich: Es gelte, Stadtteilegoismen vorzubeugen und den Blick für das Wohl der ganzen Stadt zu wahren. *Manfred Koch*

Gerhard Kabierske: Der Architekt Hermann Billing (1867–1946). Leben und Werk.
G. Braun Verlag, Karlsruhe 1996, 335 S., DM 79,–

Der Architekt Hermann Billing ist den meisten Karlsruhern zumindest durch die nach ihm benannte Straße am Festplatz bekannt. Manch einer kennt noch eines seiner Karlsruher Hauptwerke, die Hofapotheke oder die Baischstraße. Kaum einem ist jedoch bewußt, wie stark Billings Handschrift besonders im Bereich der West- und Südweststadt noch heute das Karlsruher Stadtbild prägt.

Aber kann eine kunstgeschichtliche Dissertation dem Lebenswerk eines der bedeutendsten Karlsruher Architekten gerecht werden? Im Falle Hermann Billings ist dies sicher die beste werkgemäße Perspektive, die denkbar ist. Denn Billing, im Jahrzehnt vor dem 1. Weltkrieg einer der meistbeachteten deutschen Vertreter des Jugendstils, war vor allem Künstler, ein „Fassaden-Künstler" im besten Sinne. Nicht zufällig ging er immer wieder geschäftliche Verbindungen mit anderen Architekten ein, denn die technische Seite des Bauens war weit weniger seine Stärke, als es die Souveränität vermuten ließe, mit der er die Natursteinfassaden seiner Hauptwerke durchformte: Nicht nur in den von ihm allein geplanten Kopfbauten der Baischstraße am Kaiserplatz kritisierten die Bewohner den unvorteilhaften Schnitt der Wohnungen. Hermann Billings Interesse galt vor allem der Form, dem „Design". Gerade deshalb sind auch die Verluste so schwerwiegend, die den meisten seiner Bauten durch die Zerstörungen des 2. Weltkriegs und die meist wenig einfühlende Wiederherstellung der Nachkriegszeit zugefügt wurden. Nur bei den wenigsten wird das schon auf den ersten Blick so deutlich, wie im Falle der „zersägten Jungfrau", des bereits erwähnten Doppelhaustorsos am Kaiserplatz. Wie sehr die auf die Gesamtwirkung zielenden Elemente häufig fehlen, machen die sorgfältig ausgewählten Fotos aus der Entstehungszeit und die knappen Erläuterungen in der Werkübersicht deutlich. Wer sich für Karlsruhers Architektur interessiert, wird hier vorbildlich bedient und wünschte sich höchstens ein fahrradtauglicheres Format für die anstehenden Exkursionen in die städtische Architekturgeschichte. *Alexander Mohr*

Gottfried Leiber: Friedrich Weinbrenners städtebauliches Schaffen für Karlsruhe, Teil 1: Die barocke Planung und die ersten klassizistischen Entwürfe Weinbrenners.
G. Braun Verlag, Karlsruhe 1996, 400 S., 220 s/w Abbildungen, DM 148,–

Ein Gesamtbild der Tätigkeit Friedrich Weinbrenners als Stadtplaner für Karlsruhe – sein Wirken als Baumeister des Klassizismus ist

vielfältig erforscht – ist das Ziel einer auf zwei Teile angelegten Abhandlung. Deren erster, jetzt vorgelegter Teil behandelt die barocke Stadtplanung und -entwicklung von der Stadtgründung bis zu den ersten richtungweisenden Vorstellungen Weinbrenners am Ende des 18. Jahrhunderts. Ganz unabhängig davon, daß damit nur die Voraussetzungen für Weinbrenners Schaffen erläutert werden sollen, bereichert der Autor damit die Stadtgeschichtsschreibung um ein grundlegendes Werk zur Stadtbaugeschichte im 18. Jd.

Auf der Grundlage ausgedehnter und sorgfältiger Studien der Akten und Pläne macht Leiber den Lesern und Leserinnen sowohl die Rahmenbedingungen wie die Einzelinteressen der am Planungsprozeß Beteiligten nachvollziehbar. Zunächst schildert er die Stadtplanung aus der „Totalen" und unterscheidet vier Phasen: Planung und Bau von Schloß und Stadt bis zum Tod des Stadtgründers 1738, die stadtplanerische Stagnation bis 1764, dann die Entwürfe des langsam und schrittweise umgesetzten „Hauptplanes" der Stadtentwicklung von 1764/1768 und abschließend die Überlegungen in den 1790er Jahren zur Stadterweiterung.

Überzeugend legt Leiber die Entstehung des typischen Karlsruher Grundrisses aus einer zunächst nur als Jagdstern gedachten Anlage dar, die sich „als grundlegende Entwurfsfigur in allen Entwicklungsstufen behaupten konnte". So auch in dem „Hauptplan" von 1764/68. Hier sind die Erweiterung nach Süden, die Anlage eines Markt- und des Rondellplatzes sowie der heutigen Markgrafen- und Erbprinzenstraße festgelegt. Zu den Vorgaben und Problemen dieser Entwicklung für Weinbrenners Schaffen zählt Leiber u. a. den neuen Friedhof, der die Entwicklung im Osten hemmte, die Probleme des Geländeerwerbs von Beiertheim zum Bau der Kriegsstraße, die Größe der Baublöcke, die durch die Verlängerung der Radialstraßen entstand, und den Viehtriebweg von Beiertheim, der westlich der Waldstraße abweichend vom Strahlensystem der Straßen angelegt worden war. Aus ihm machte Weinbrenner die Akademiestraße, ein Faktum, das nur wenigen Spezialisten bekannt sein dürfte. Vor allem aber war in der Stadt die „via triumphalis" nur in Ansätzen verwirklicht.

Spannend ist, wie Leiber in manchen Fußnoten stadtgeschichtliche Details zurechtrückt. Wenn er aus vergleichendem Quellenstudium erschließt, daß der festliche Akt der Grundsteinlegung am 17. Juni 1715 so wie bisher überliefert nicht stattgefunden haben kann. Oder wenn er eher en passant den in jüngster Zeit vorgelegten „geomantischen" Interpretationen der Stadtgründung und -gestalt rational überprüfbare Fakten entgegenhält.

Nach dem Blick aufs Ganze geht der Autor dann ins Detail, d. h. er verfolgt Planung und Ausbau von Teilräumen der Stadt. Hier erfährt man viele unbekannte Einzelheiten über die Straßen und Gassen. So auch, daß die Erbprinzenstraße dem Verlauf eines lange existierenden Weges folgte und der Symmetrie halber dazu die heutige Markgrafenstraße geplant wurde. Weiter werden Platzanlagen, darunter ausführlich der Marktplatz und die Ideen behandelt, auf denen Weinbrenner aufbauen konnte. Stadttoren, Gartenanlagen, Begräbnisplätzen, Wasserwegen und Zimmerplätzen sind weitere Kapitel gewidmet. Vier Exkurse u. a. zu den Leitideen und Vorbildern der Karlsruher Stadtgründung und zu „Klein-Karlsruhe" sowie häufig zitierte Dokumente etwa zur Stadterweiterung von 1764/68 ergänzen die Darstellung, deren sach-, personen- und ortsorientierte Erschließung Register erleichtern. Es ist begrüßenswert, daß alle Erörterungen Leibers sich anhand der 201 z. T. bisher unveröffentlichten Pläne oder Planausschnitte gut nachvollziehen lassen. Daß man bei manchen Plänen zur Lektüre die Lupe zu Hilfe nehmen muß, ist unum-

gänglich, daß die Herstellungskosten trotz des hohen Verkaufspreises keine Farbabbildungen zuließen, ist bedauerlich. Gottfried Leiber kennt als langjähriger stellvertretender Chef des Karlsruher Stadtplanungsamtes „das Spannungsfeld zwischen Wünschbarem und Machbarem", in dem sich Stadtplaner zu allen Zeiten bewegen. Aus historischer Erkenntnis und eigener Erfahrung – und die gilt wohl auch für die aktuellen Pläne zum Ausbau der „via triumphalis" – schlußfolgert er: „Die Karlsruher Stadtanlage entspricht weder von vornherein einer rein künstlerischen Idee, noch wird sie allein sonstigen Regeln untergeordnet. Sie ist eine Synthese der Vernunft nach Abwägung aller zum jeweiligen Zeitpunkt wichtigen Entscheidungsbedingungen." *Manfred Koch*

Neues Bauen der 20er Jahre – Gropius, Haesler, Schwitters und die Dammerstock-Siedlung in Karlsruhe 1929.
Hrsg. v. Harald Siebenmorgen, Info Verlag, Karlsruhe 1997, 256 S., DM 48,–

Parallel zur Ausstellung über die Dammerstocksiedlung, die noch bis 7. September im Museum am Markt zu sehen ist, hat das Badische Landesmuseum einen Text- und Katalogband herausgebracht. In 14 Beiträgen wird der Leser ausführlich über die Siedlung und eine Vielzahl zeitgeschichtlicher Zusammenhänge unterrichtet. Einleitend schreibt Brigitte Franzen, der auch die gelungene Ausstellungskonzeption zu danken ist, über den Wettbewerb Dammerstock, den Inhalt des Ausschreibungstextes, die genauen Festlegungen für das „Neue Bauen", nennt die Beteiligten und resümiert die Ergebnisse.

Die Reihe der Einzelthemen eröffnen Ernst Otto Bräunche mit einer durch Zahlen belegten Untersuchung über Wohnungsnot und Wohnungsmarkt in Karlsruhe in der Zeit von 1918 bis 1928 und Michael Ruck, der die öffentliche Wohnungsbauförderung eben jenes Zeitraums untersucht. Harald Ringler legt die bisher nicht bekannten Viten der an der Planung und Realisierung der Dammerstocksiedlung mitwirkenden Karlsruher Politiker, Stadtplaner und Architekten offen, voran die des engagierten Baubürgermeisters Hermann Schneider. Den Wechselwirkungen zwischen Dammerstock und der Karlsruher Architektur geht Andreas Schwarting nach, und Annemarie Jaeggi versucht den Platz der Dammerstocksiedlung im Werk von Walter Gropius zu bestimmen. Die Siedlungsbauten Otto Haeslers sind Gegenstand der Abhandlung von Simone Oelker, die auch eingehend dessen Planungsziele, so entscheidend „kein raum ohne sonne" erörtert. In ihrem zweiten Beitrag diskutiert Brigitte Franzen über das Schaffen des Künstlers und Architekturtheoretikers Kurt Schwitters und seine typographischen Arbeiten für Dammerstock. Der „Typenwohnung" sollen „Typenmöbel" entsprechen: dieser Leitidee für Dammerstock widmet Peter Schmitt u. a. seine Ausführungen zur „Gebrauchtwohnung".

Besonderes Interesse verdienen der Aufsatz von Michael Peterek, ein Vergleich zwischen den Siedlungen Dammerstock und Gartenstadt Rüppurr mit ihren unterschiedlichen städtebaulichen Ansätzen, nicht weniger die Darlegungen zum „Zeilenbau in den 20er Jahren und heute" von Günther Uhlig, Annette Rudolph-Cleff und Rob van Gool. Über die Dammerstocksiedlung als Kulturdenkmal und die an den Bauwerken auftretenden Probleme für Denkmalschutz und Denkmalpflege berichtet Konrad Freyer, ergänzt durch die Schilderung langjähriger Erfahrungen dortiger Bewohner, die Bernhard Schmitt aufgezeichnet hat. Und mit der Beschreibung eines CD-Rom-Projekts der Hochschule für Gestaltung (Andrea Gleiniger) schließt die Reihe der überaus informativen Aufsätze.

Der Anhang: der Katalog der ausgestellten

Pläne, Fotos, Modelle und anderen Stücke sowie ein ausführliches Literaturverzeichnis. Hervorzuheben bleibt das vorgelegte umfangreiche Bildmaterial. Insgesamt: eine wichtige Veröffentlichung zur jüngeren Stadt- und Stadtbaugeschichte Karlsruhe, die als Anreiz dienen könnte, noch weitere Siedlungen der Stadt in ähnlicher Weise zu würdigen.

Gottfried Leiber

Fritz Ehret: Sozial bauen – Gesund wohnen.
192 S., zahlreiche Schwarz-Weiß- und Farbbilder. Für Nichtmitglieder erhältlich beim Mieter- und Bauverein, DM 30,–

Diesen ebenso anspruchsvollen wie angemessenen Titel trägt eine Publikation, die zum 100jährigen Bestehen des Mieter- und Bauvereins, Karlsruhe ältester Baugenossenschaft, erschienen ist. Um dies gleich vorweg zu sagen: Dem Mieter- und Bauverein gelang mit seinem Jubiläumsbuch über die eigene Chronik hinaus eine hochinteressante Darstellung des historischen, stadtplanerischen und gesellschaftspolitischen „Umfelds", der letzten 100 Jahre. Die Einbindung der Genossenschaftsgeschichte in Karlsruhe, ja deutsches Gesamtgeschehen ist demnach ein wichtiges Merkmal dieses Buchs geworden. Somit ist „Sozial bauen – Gesund wohnen" auch ein wertvoller Beitrag zur Stadtgeschichte.

Der Verfasser hat andererseits geradezu minutiös, dabei ungemein spannend, die Entwicklung vom ursprünglich als „Mieter-Schutz-Verein" geplanten Verbund zu einem Großunternehmen geschildert, das heute einen Bestand von über 6 500 Wohnungen vorweisen kann. Dabei sind aus der Sicht der Karlsruher Bürgerschaft zwei Faktoren hoch anzurechnen. Zum einen der städtebauliche Beitrag des Mieter- und Bauvereins zum heutigen Gesicht der Stadt. Wobei, stellvertretend, nur der sogenannte „Meidinger Block" auf dem Gelände des alten Bahnhofs, der sogenannte „Gottesauer Block" mit 429 Wohnungen, das Hochhaus eingeschlossen, die Bebauung des Schmiederplatzes sowie die Rheinstrandsiedlung genannt seien. Der zweite auffällige Aspekt ist die – bis hin zur Mietpreisgestaltung erkennbare – soziale Komponente der Genossenschaft.

Es gibt heute keinen Karlsruher Stadtteil, in dem der Mieter- und Bauverein nicht Zeichen gesetzt hätte, die allerersten in der Südstadt-Ost (Ranke-, Scherr- und Sybelstraße), später in der Südweststadt. Im „Dritten Reich" war der Siedlungsgedanke groß geschrieben. Die Abkehr von Blockbauten führte zu der die frühe Rheinstrandsiedlung prägenden Ein-, Zwei-Familien- sowie Reihenhäusern, eine später nicht wieder praktizierte Großzügigkeit im Umgang mit teurem Bauland. Übrigens sollte diese Siedlung, wie Ehret recherchierte, nach dem Wunsch NS-beflissener Vorstandsmitglieder „Adolf-Hitler-Siedlung" heißen. Gauleiter Robert Wagner jedoch, aus welchen Gründen auch immer, untersagte diese Namensgebung.

Der lesenswerten Chronik entnimmt man, daß Firmen wie Junker & Ruh, Hammer & Helbling und die Brauerei Hoepfner zu den ersten Mitgliedern des Mieter- und Bauvereins gehörten oder daß Großherzog Friedrich I. und seine Gemahlin Luise der Genossenschaft schon bald nach der Gründung ein zinsgünstiges Darlehen von 100 000 Goldmark gaben. Berichtet wird aber auch, daß die Domäne die Genossenschaft verpflichtete, den über 24 qm großen ehemaligen Gottesauer Exerzierplatz – für 13,52 – in toto und mit der Auflage zu übernehmen, den heutigen Gottesauer Platz der Stadt kostenlos zu überlassen. Dies, weil das Domänenamt sich mit der Stadt wegen des Preises „nicht rumbalgen" wollte...

Josef Werner

Manfred Koch (Hrsg.), Auf dem Weg zur Großstadt, Karlsruhe in Plänen, Karten und Bildern, 1834–1915.
Badenia Verlag, Karlsruhe 1997, 80 S., DM 25,–

Carolsruhe – der Name war Programm; der Stadtgründer, Markgraf Karl Wilhelm, wollte zunächst einmal seine Ruhe: Er ging Konflikten mit den Bewohnern des alten Residenzstädtchens Durlach aus dem Wege und suchte Raum für ein großzügiges Schloß. Er dürfte kaum daran gedacht haben, daß die weite Ebene langfristig auch beste Chancen für die Entwicklung einer Großstadt bot. Der Hof reichte aber als Motor für einen raschen Aufschwung nicht aus. Zudem liefen die Verkehrslinien im Osten und Westen vorbei, ohne die kleine Residenz zu berühren.

Die Vergrößerung des Landes zwischen 1771 und 1806 brachte zwar ein Anwachsen der Hauptstadt von etwa 4 000 auf 10 000 Einwohner, aber die Zahl 100 000 und damit den Status einer „Großstadt" erreichte Karlsruhe erst hundert Jahre später. Diese Entwicklung war weniger dem steigenden Personalbedarf von Ämtern und Militär zuzuschreiben als der Industrialisierung. 1838 eröffnete Baden die erste staatliche Eisenbahn Deutschlands. Mit dem Anschluß an die Rheintalschiene im April 1843 konnte für Karlsruhe die Fahrt ins Industriezeitalter beginnen.

Das dadurch angestoßene Wachstum der Stadt dokumentiert der von Manfred Koch vorgelegte Katalog einer Ausstellung, die aus Anlaß des 81. Geodätentags 1997 im Neuen Ständehaus zu sehen war. Den Schwerpunkt bilden verkleinerte Wiedergaben von 31 Stadtplänen, Planausschnitten und Umgebungskarten, denen Bilder markanter Bauprojekte und Stadtansichten beigeben sind. Zu jedem Kartenblatt wird von verschiedenen Autoren eine archivalische Beschreibung geboten, der nützliche Erläuterungen des Karteninhalts folgen. Der Benutzer wird in den Stand gesetzt, sich die Stadtentwicklung Schritt für Schritt vor Augen zu führen. Besonders eindrucksvoll gestaltet sich die Information über die großen Projekte der Jahrhundertwende, den Rheinhafen und die Verlegung des Hauptbahnhofes. Aufschlußreich ist die Momentaufnahme der Landtagswahlergebnisse von 1897. Weitere Karten geben Auskunft über die Verteilung der zahlreichen Gastwirtschaften von 1898, die Kanalisierung 1882 und die Lokalbahnen 1911.

Einen historischen Gesamtüberblick bietet die knappe und klare Einführung des Herausgebers. Ein Aufsatz von Joachim Neumann verhilft zum Verständnis der Kartentechnik und Landvermessung. Arthur Bauer informiert über die Entwicklung der Gemarkungsgrenzen und Probleme der Bodenordnung.

Die frühe Einführung des metrischen Systems 1829 und ein Gesetz gegen die Zersplitterung von Liegenschaften 1854 fügen sich in die Reihe gesetzlicher Regelungen, durch die Baden für Deutschland vorbildlich wurde. Die Entwicklung des Großherzogtums und seiner Hauptstadt erhielt umgekehrt durch den Aufschwung nach der Reichsgründung mächtige Impulse. Karlsruhe erreichte 1903 den Rhein, aber noch nicht den Schwarzwald. Die vorliegende Sammlung von Karten macht es möglich, den Prozeß der Urbanisierung des 19. Jahrhunderts an einem übersichtlichen Beispiel zu studieren. Für den Bewohner der Stadt und ihres Umlandes kommt das lokalhistorische Interesse dazu. Die Landesbildstelle Baden hat einen inhaltsgleichen Folienband erstellt, der zu Kauf und Ausleihe verfügbar ist. Durch die Projektion erreichen die Karten eine Größe, die das Studium von Einzelheiten erleichtert. Als Hilfsmittel für den Schulunterricht ist diese Publikation vorzüglich geeignet. Die Lernenden werden den früheren Zustand des Stadtbildes, viel-

leicht auch ihrer eigenen Wohngegend, ermitteln und Probleme der Stadtentwicklung erkennen. Auch außerhalb der Schulen dürfte die Folienreihe Interesse finden. Ein Blick auf diese Dokumentation kann daher kommunalen Gremien empfohlen werden, denen es obliegt, die aus früheren Tagen überkommene Struktur der Stadt sinnvoll in die Zukunft zu entwickeln. *Klaus Oesterle*

Karlsruhes neues Kulturzentrum
Hrsg. Stadt Karlsruhe, G. Braun Verlag, Karlsruhe 1997, DM 68,–

Bd. 1 Kunstfabrik im Hallenbau A, Redaktion Hermann Winkler, 124 S.

Der erste der beiden Bände bietet einen Überblick zur Geschichte des ZKM, von dem OB Prof. Seiler betont, daß diese „Kunstfabrik eine der größten Herausforderungen in meiner Amtszeit" gewesen sei, sowohl in seinen finanziellen Folgen als auch in seinem Inhalt, zu dem der Initiator, Kulturreferent Michael Heck, einen schlüssigen Bericht von der „Vision bis zur Realität eines Medienzentrums" liefert. Prof. Klotz, als Realisator seit 1989, schildert die weitere Entwicklung, Aufträge und Ziele in seiner Art: unprätentiös und durchsichtig. Über den gewaltigen Bau, in fünf Jahren mit neuem Leben erfüllt, vermittelt Prof. P. Schweger mit seinen Mitarbeitern einen instruktiven Überblick.

Neben dem ZKM darf die Städt. Galerie nicht übersehen werden. „Bilderschätze für Bürger" heißt der Beitrag von M. Heck und Erika Rödiger-Diruf, die als Leiterin seit 1993 die intensive Sammeltätigkeit ihrer Vorgängerin weiterführt. Mit 15000 Kunstgegenständen reicht der Fundus über die Region hinaus und könnte mit einem nun größeren Raum für Wechselausstellungen einen weiteren Anziehungspunkt für größere Besucherzahlen bieten.

Bd. 2 Jenseits der Brauerstraße, Redaktion Josef Werner, 164 S.

„Der Hallenbau A krönt eine neue Stadtlandschaft" heißt der Untertitel, und J. Werner schildert den Weg des Dorfs Beiertheim, das „dem Sog der Stadt erlag" und als Südweststadt mit der Brauerstraße sich vom grauen Industriearreal abgrenzte. Als Journalist und Lokalhistoriker skizziert er farbig, wie jenes Quartier mit dem Wegzug der IWKA einen neuen Entwicklungsschub erhielt. Der Geschichte des Hallenbaus widmet sich Manfred Koch, von der Metallpatronenfabrik des Ingenieurs Wilhelm Lorenz 1872 zum Rüstungskonzern der DWM 1896, mit einem besonderen Augenmerk für die Arbeiter, zunehmend Arbeiterinnen, zwar besser gestellt als andere Werktätige, aber nicht minder deprimiert durch den Niedergang nach 1918. Waffen wurden wieder im Krieg 1939-1945 verlangt, diesmal zusammen mit einer Zwangsarbeiterschaft.

Von der wechselvollen Entwicklung nach 1945 erzählt Horst Zajonk, Amtsleiter für Wirtschaftsförderung, als die IWK den Wiederaufbau und die Demontage erkämpfen mußte. Egon Martin, langjähriger Stadtplanungsleiter, umreißt die Ziele seines Amts seit Kriegsende, und Konrad Freyer würdigt als Denkmalpfleger die Umbaumaßnahmen. Harald Ringler und Michael Hübl beschreiben die „Umnutzung für die Kunst". Hermann Winkler illustriert das neue Profil einer alten Straße, zu der die Anrainer, Walter Röhrig für das Arbeitsamt, Kay Nehm für die Bundesanwaltschaft anschauliche Beiträge liefern. Die Bildausstattung erhöht den Reiz dieser Bände, mit denen eine Stadtteilgeschichte dargestellt wird, mehr als nur das Kulturzentrum. *Leonhard Müller*

Amalie Heck: 200 Jahre Karlsruher Flug- und Luftfahrtgeschichte. Vom Gleit-Flug zum Verkehrs-Flug – vom Exerzierplatz zum Baden-Airport
Badenia Verlag, Karlsruhe 1998, 128 S., 94 Abb., DM 26,80

Die badische Landeshauptstadt konnte aufgrund ihrer Lage in der Rheinebene frühzeitig und leicht an die modernen Verkehrsnetze des Industriezeitalters Anschluß finden. Dies ist bekannt für die Entwicklung der Eisenbahnen, Fernstraßen und Wasserwege, es gilt aber nicht weniger für den Flugverkehr. Wenn andere Regionen, insbesondere der mittlere Neckarraum, ihre ursprünglichen Standortnachteile mit erheblichen technischen Aufwand mehr als ausgleichen konnten, so hat dies ausschließlich politische Ursachen.

Seit den Anfängen des Linienflugverkehrs Mitte der 20er Jahre bestanden, was weitgehend vergessen ist, vom Karlsruher Flugplatz auf dem ehemaligen Exerziergelände nordwestlich der Kernstadt weitreichende Flugverbindungen ins In- und Ausland. Doch die Flügel wurden schnell gestutzt, weil sich die nat.-soz. Reichsregierung im Zuge ihres harten Kurses gegenüber Frankreich derartigen Investitionen im Grenzraum abgeneigt zeigte. Deshalb dominierten bei der Nutzung des Fluggeländes von 1933 an militärische Gesichtspunkte; dabei blieb es auch nach dem II. Weltkrieg unter den Besatzungsmächten. Im Gefolge der Länderneugliederung fehlte es am politischen Druck zur Wiederbelebung des Flughafens. Für die Karlsruher Bürger blieb immerhin das Flughafen-Restaurant und das Tanzlokal eine Zeitlang Anziehungspunkt mit einem Hauch der großen weiten Welt.

Amalie Heck bietet erheblich mehr als eine Belebung solcher Erinnerungen. Sie spannt den Bogen von den ersten Flugversuchen einzelner „Residenzler" gegen Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gründung des Verkehrsflughafens „Baden-Airport" bei Söllingen unweit Rastatt im Mai 1997. Dazwischen entfaltet sie einen bunten Fächer von wissenswerten Informationen, entreißt denkwürdige Ereignisse der Vergessenheit und füllt so eine spürbare Lücke in der lokalen Geschichtsschreibung. Sie schildert die Karriere des Karlsruher Schneiders Werzinger als Ballonfahrer im 19. Jahrhundert, dokumentiert Flugpläne der Zivilluftfahrt im 20. Jahrhundert und berichtet über Aktivitäten der Flugsportvereine, darunter der berühmten „Akaflieg" von Angehörigen der technischen Universität. Mit Recht breiten Raum erhält die Sensation des Zeppelin-Luftschiffs und seiner vielumjubelten Landung auf dem Flugplatz 1930. Geschildert werden auch Bemühungen, in der Rheinebene einen Zeppelin-Flughafen einzurichten. Nicht ausgespart werden die verderbenbringenden Flugbewegungen der Weltkriege, ein Thema, zu dem neuerdings die ausführliche Darstellung von Erich Lacker vorliegt. Auf der Grundlage eigenen intensiven Aktenstudiums schildert Amalie Heck das Tauziehen zwischen der Stadt, staatlichen Stellen und den Amerikanern über die Weitere Nutzung des Flughafengeländes, zunächst noch für zivilen Flugverkehr, dann für Wohnbebauung. Den Abschluß bildet die Vorstellung des zukunftweisenden Projektes eines Verkehrsflughafens für den mittelbadischen Raum auf dem ehemaligen Flugplatz der kanadischen Luftstreitkräfte. Dieses neue, privatwirtschaftlich konzipierte Angebot wird sich zwischen mehreren Großflughäfen um die nötige Nachfrage bemühen müssen.

Das Buch von Amalie Heck dürfte auf lebhaftes Interesse stoßen, zumal die anschauliche Darstellung durch eine Vielzahl von Bildern und Grafiken in vorzüglicher Weise ergänzt wird.

Klaus Oesterle

Revolution im Südwesten. Stätten der Demokratiebewegung 1848/49 in Baden-Württemberg.
Info Verlag, Karlsruhe 1997, DM 39,80

Alfred Georg Frei; Kurt Hochstuhl: Wegbereiter der Demokratie. Die badische Revolution 1848/49. Der Traum von der Freiheit.
G. Braun Verlag, Karlsruhe 1997, DM 20,–

782 Seiten, reich bebildert – wenn auch nur schwarz-weiß –, klar gegliedert, so präsentiert sich ein neuartiger und, um dies gleich vorwegzunehmen, gelungener Versuch, ein wichtiges Kapitel baden-württembergischer und auch deutscher Geschichte darzustellen und vor allem fern jeder akademischen und elitären Form auch zu vermitteln. Dem Stadtarchivar von Karlsruhe und Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft hauptamtlicher Archivare im Städtetag Baden-Württemberg, Ernst Otto Bräunche, ist zuzustimmen, wenn er dieses Buch als notwendige Ergänzung zu all dem „Revolutionstrubel", der das Bundesland in der nächsten Zeit erfüllen wird, ansieht. Inmitten der sich immer mehr in Deutschland zu jeder passenden und unpassenden Gelegenheit ausbreitenden „Jubiläumspest" tut es gut, ein seriöses Handbuch als Lektüre oder präzises Nachschlagewerk zur Verfügung zu haben, auch und gerade, wenn es sich um einen auch heute noch durchaus kontrovers diskutierten Zeitabschnitt unserer Geschichte handelt. Denn die Frage nach dem Scheitern oder Erfolg der Revolution 1848 muß unbeantwortet bleiben.

Die knappe, aber dennoch ausführliche Einführung von Ernst Otto Bräunche und Ute Grau beschreibt Ausgangspunkt und Ziel der hauptsächlich von kommunalen Archivaren des Landes geleisteten Arbeit. Sie gibt überdies eine klare Übersicht über Vorgeschichte, Entwicklung und letztendlich Scheitern der Revolution. Nach der Zeittafel beginnt mit dem Kapitel Aalen die lange Kette von Orten, die direkt oder indirekt mit der Revolution zu tun hatten. Schon in dieser Aufeinanderfolge, illustriert durch zwei Karten in den Deckblättern, wird die flächendeckende Unruhe dieser Jahre verdeutlicht.

Die Einzelkapitel sind alle nach dem gleichen Muster gestaltet. Die lokalen Ereignisse dieser Jahre werden geschildert, es folgt ein Abschnitt „Spuren" mit der Darstellung noch vorhandener Örtlichkeiten. Zusammen mit Kurzbiographien und Literaturhinweisen ergeben die Einzelkapitel ungeachtet verschiedener Bearbeiter ein geschlossenes Bild der Revolution. Es wäre ungerecht, nur auf die großen Städte und Stätten der Demokratiebewegung hinzuweisen. Gerade die Vielfalt und die Hereinnahme von kleinen Orten in das Handbuch lassen es zu einem für die Zukunft unverzichtbaren Arbeitsmittel für Heimatforscher und Landeshistoriker werden.

Als Pendant zu diesem Kompendium sei auf eine andere Publikation zu dem Thema hingewiesen, die in recht unorthodoxer Weise sich mit dem Thema „Badische Revolution" nähert. Das Buch „erzählt allgemein verständlich, knapp und historisch fundiert die Geschichte der badischen Revolution mit ihren Hauptereignissen und Hauptpersonen", wie der Werbetext verspricht. Allerdings tut es dies in einer wenig übersichtlichen Art, und den Verfassern kann nur zugestimmt werden, wenn sie im Nachwort schreiben, „daß dieses Buch Appetit darauf machen soll, sich vertieft mit der Badischen Revolution zu beschäftigen".

Als Appetithappen erscheint es dem Rezensenten wiederum zu wenig verdaulich, und er greift dann lieber schon zu dem eingangs vorgestellten Handbuch.

Michael Martin

Martin Einsele; Andrea Kilian (Hrsg.): Stadtbausteine Karlsruhe. Elemente der Stadtlandschaft.
Lehrstuhl für Städtebau und Entwerfen, Universität Karlsruhe, Karlsruhe 1997, 162 S., DM 28,–

Sich einer Stadt und ihrer Baugeschichte über Literatur anzunähern, kann auf unterschiedliche Weise und mit unterschiedlichem Tiefgang geschehen. Von Stadtführern, Bildbänden, Chroniken, Monographien, Ausstellungskatalogen, Architekturführern bis zur (meist selten vorhandenen) Stadtbaugeschichte. Die vorliegende Veröffentlichung läßt sich keiner dieser Gattungen zuordnen. Die bauliche Entwicklung auf dem heutigen Stadtgebiet wird mit Hilfe von „Stadtbausteinen" skizziert. Dazu zählen ausgewählte Baugebiete bzw. Siedlungen, chronologisch geordnet und nach Bauformen differenziert.

Ausgehend von historischen Stadt- und Dorfkernen wie Durlach, Mühlburg, Bulach und Hohenwettersbach über die eigentliche Gründungsstadt mit ihren späteren Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts bis zu den wichtigsten Siedlungsprojekten wie Gartenstadt, Dammerstock, Waldstadt etc. Weitere Stadtbausteine betreffen „Freiflächen im Siedlungskontext" wie das Albgrün, die Hildapromenade, Schloßplatz und -garten, Festplatz und Stadtgarten. Als Elemente der Stadtlandschaft werden auch einige ältere und neuere Gewerbegebiete, der Hauptbahnhof mit Vorplatz und Sonderbauflächen wie das ehemalige IWKA-Gelände mit seinen neuen Nutzungen vorgestellt, Jedem „Baustein" ist eine Doppelseite mit Planausschnitten, Fotos und einer Kurzbeschreibung gewidmet. Diesem Hauptteil vorangestellt sind die zwei wichtigen einleitenden Kapitel über die naturräumlich-ökologischen Gegebenheiten und über Siedlungsflächenentwicklung bis heute.

Die Publikation eignet sich hervorragend als Pflichtlektüre und „Orientierungshilfe" für alle mit Architektur und Stadtplanung befaßten Studierenden der Karlsruher Hochschulen. Die an ihrer Stadt interessierten Bewohner finden hier einen guten Überblick und Anregungen für Stadterkundungen.

Harald Ringler

Dieter Langewiesche (Hrsg.): Demokratiebewegung und Revolution 1847–1849 – Internationale Aspekte und europäische Verbindungen.
G. Braun Verlag, Karlsruhe 1998, 232 S., gebunden, DM 36,–

Wenn das Kulturamt Offenburg hier Beiträge eines wissenschaftlichen Kolloquiums vom September 1997 veröffentlicht und sein Leiter in einem pointierten Aufsatz den „Versuch einer lokalen Aufarbeitung des Erinnerns an die Demokratiebewegung 1847 bis 1849" mit seinen Höhen und Tiefen beschreibt, dann handelt es sich nicht allein um Lokalgeschichte. Der Herausgeber, Dieter Langewiesche, hält zwar die von der deutschen Geschichtswissenschaft vernachlässigte Regionalgeschichte für eine neue vergleichende Sicht der Revolution im europäischen Kontext für sehr wesentlich, weil sie differenzieren hilft. Die von profilierten Historikern verfaßten Studien gehen aber weit über die badische Revolution hinaus, und im Vergleich mit verschiedenen Schaubühnen werden Aspekte deutlich, die in der herkömmlichen Literatur weniger prägnant beschrieben werden.

Helge Berger und Mark Spoerer bezweifeln den allgemeinen Ansatz der politikhistorisch orientierten deutschen Historiographie, wonach die ökonomische Krise seit 1845 „ein Faktor von vielen" gewesen sei; vielmehr möchten sie mit der Analyse der „Wirtschaft-

lichen Entwicklung im Vormärz und Revolution 1848 in Deutschland und Europa" unter der Fragestellung „nicht Ideen, sondern Hunger?" den Funken beschreiben, „der die Mine zündete", wobei sie mit ausführlichen Statistiken und Diagrammen ihre These zu belegen suchen. Wie in diesem Tableau betont auch Rudolf Jaworski im Beitrag „Völkerfrühling 1848" die unterschiedlichen Verhältnisse der revolutionären Gruppen. Während die Liberalen eher national agierten, fühlten sich die Radikalen eher europäisch gesonnen.

Nicht internationalistisch, aber in feudaler Unterstützung sieht Johannes Paulmann die „Europäischen Monarchien". Der persönliche Briefwechsel unter den Fürsten nahm zwar außerordentlich zu, um sich zu informieren und assistieren, doch eine „erste wahrhafte Internationale" der „Reaktion" – ein Begriff, den der Adel streng vermied – gab es trotz der „Heiligen Allianz" nicht, weil ein zentrales Organ fehlte.

Bei Manfred Botzenharts Beitrag „die Außen- und Innenpolitik der provisorischen Zentralgewalt zwischen Anspruch und Wirklichkeit" wird lediglich skizziert, daß die Einrichtung eines deutschen Nationalstaats in der Mitte Europas für die Großmächte „ein schweres Problem bedeutete" und man deshalb „eine abwartende Haltung einnahm". Hier hätte man die häufig vertretene These, ob es 1848 zu einem Krieg gekommen wäre, gern diskutiert gesehen, die lange Zeit in der deutschen Geschichtsschreibung dominierte, und welche zwiespältige Rolle insbesonders Großbritannien eingenommen hat, das ja im preußisch-dänischen Waffengang am „Bosporus des Norden" eher den Dänen zuneigte. Aufschlußreich Wolfram Siemanns Begriffsklärung von „Asyl, Exil und Emigration" in bei ihm gewohnter Treffsicherheit und solider Interpretation der breiten Literatur. Der Herausgeber selbst überzeugt mit der Unter-suchung „Kommunikationsraum Europa", wie um die Mitte des 19. Jahrhunderts Information und Reaktionen möglich waren und wie unterschiedlich man darauf reagierte. Vor allem sei hervorgehoben, daß sich Langewiesche gegen die „grobmaschige Form des Deutungsmusters 'deutscher Sonderweg'" wendet, „weil mit ihm im Grunde zwei Fiktionen verglichen wurden: die Fiktion, die Grundzüge der modernen deutschen Geschichte ließen sich auf die Besonderheit eines Sonderweges in Europa reduzieren, und die Fiktion eines klaren, einheitlichen westlichen Gegenmodells." (S. 187)

Im Unterschied zu vielen Publikationen wirkt das Regionale und Lokale in der vergleichenden europäischen Sicht nuancenreicher und erhält spezifische Akzente, womit das Ergebnis dieser Offenburger Tagung aus der manchmal etwas oberflächlichen Bücherflut zu 1848/49 sichtbar herausragt. Die sehr umfangreichen Anmerkungen weisen zudem auf neueste Forschungen hin, so daß man nach angeregter Lektüre auch auf Fundgruben für weitere Informationen stößt.

Leonhard Müller

1848/49 Revolution der deutschen Demokraten in Baden.
Hrsg. v. Badischen Landesmuseum, Baden-Baden 1998, 538 S., DM 39,–

Der Katalog, der später im Buchhandel für 68,– DM zu erhalten sein wird, ist weit über diese Landesausstellung interessant, denn es wird ein breiter Bogen von der Französischen Revolution bis in unsere Tage geschlagen und damit ein Durchgang durch deutsche Geschichte vollzogen. Zwischen den präzisen Beschreibungen von 728 Exponaten sind kurze Artikel über fast alle notwendigen Teilbereiche eingefügt, z. B. Staatsgründung und Konsolidierung Badens, die dörfliche

Lebenswelt im Vormärz, der badische Adel, Handwerk, Bürgertum, Militär, Kirchen, die Arbeiter, die Frauen, der geistige Umbruch an den Universitäten und vieles mehr. Der Ablauf dieses „Tollen Jahres" wird auch für denjenigen anschaulich, der nicht die Ausstellung besucht hat, zumal die Abbildungen eine einmalige Zusammenschau vermitteln. Eine große Zahl von Mitarbeitern hat unter der Gesamtleitung von Harald Siebenmorgen in mehrjähriger Arbeit Fakten erkundet und zusammengetragen, wobei hier nur die Katalogredakteure genannt werden können: Jutta Dresch, Jan Ballweg, Alfred Georg Frei und Volker Steck, ohne das andere wichtige Gebiete wie Ausstellungskonzeption, Fotografie, Fotoredaktion u. a. unberücksichtigt bleiben sollten.

Die Texte sind, bei aller Sympathie für die revolutionäre Sache, sachlich und für jeden anschaulich formuliert. Erstaunliches findet man dagegen im Ausklang „Was bleibt". Da wird die DDR als „brav und bieder" (S. 483) bezeichnet, deren NVA 1968 die freiheitliche Bewegung in der CSSR niederwerfen half wie 1849 die Preußen die revolutionären Badener, von den Toten an der Mauer ganz zu schweigen. Und Hermann Glaser beschwört im Nachwort wieder einmal die These vom „deutschen Sonderweg", daß also „die erforderliche Demokratie" nicht vorangetrieben worden sei, traditionelle Eliten sich behaupteten und man angesichts innerer Spannungen nur im Krieg einen Ausweg sah, so der Diskussionsstand 1990. Von dieser „grobmaschigen Form" der Deutungsmuster verabschiedet sich Dieter Langewiesche, Mitautor an diesem Katalog, weil hier nur zwei Fiktionen verglichen werden: „die Fiktion, die Grundsätze der modernen deutsche Geschichte ließen sich auf die Besonderheiten eines Sonderweges in Europa reduzieren, und die Fiktion eines klaren, einheitlich westlichen Gegenmodells", wobei er fragt, warum unsere Geschichte „fast durchweg nur mit dem Westen" verglichen wird? (Demokratiebewegung und Revolution 1847 bis 1849, Braun Verlag Karlsruhe 1998). Insofern ist Glasers Beitrag ein Nachklapp auf eine Diskussion, die zwar anregend war, jedoch überholt ist.

Solche Einseitigkeiten mindern aber nicht den Wert des – hochsubventionierten – Bandes, dessen Erwerb man deshalb nicht versäumen sollte, denn er wird später eine Rarität darstellen. *Leonhard Müller*

Barbara Guttmann: „Zwischen Trümmern und Träumen". Karlsruherinnen in Politik und Gesellschaft der Nachkriegszeit. Portraits.
Karlsruhe 1997, 124 S., Schutzgebühr DM 5,– (erhältlich im Stadtarchiv und im Büro der Frauenbeauftragten).

„Sind Frauen fähig, den gleichen Anteil am öffentlichen Leben zu nehmen wie die Männer, oder nicht?" Diese Frage eines öffentlichen Forums des Stuttgarter Radio-Senders im November 1947 im Karlsruher Konzerthaus wurde unterschiedlich beantwortet. Die Männer wollten Frauen auf eine Betätigung in den sozialen Belangen beschränken. Die Frauen forderten hingegen ihre gleichberechtigte Mitarbeit in der Politik. Angesichts der in den Trümmern des Zweiten Weltkrieges bewiesenen Arbeitskraft und Fähigkeit zur Neuorganisation des Lebens ein berechtigtes Verlangen. Was daraus in Karlsruhe geworden ist, wird derzeit von B. Guttmann erforscht und soll 1999 veröffentlicht werden.

Die hier vorab publizierten 13 Portraits von Frauen, die sich nach 1945 im weiteren Sinn politisch engagiert haben, stehen stellvertretend für die über 150 erfaßten Frauen, denen eine weit größere Zahl an der Basis aktiver

Frauen entspricht. Vorgestellt werden Stadträtinnen des ersten Nachkriegsjahrzehnts (Kunigunde Fischer, Hanne Landgraf, Anna Walch, Luise Naumann und Toni Menzinger), in Parteien aktive Politikerinnen (Ruth Grimm, Elisabeth Großwendt, Luise Riegger), in kirchlichen bzw. überparteilichen Organisationen engagierte Frauen (Gertrud Hammann, Hertha Nachmann, Gisela Walter, Kathinka Himmelheber und Erna Scheffler). Dabei sind die Grenzen oftmals fließend, da die Tätigkeit in mehreren politischen oder karitativen Organisationen häufig vorkam. Viele der Frauen fanden sich zudem in der 1947 gegründeten überparteilichen Karlsruher Frauengruppe in dem Bestreben zusammen, die Spaltung der Frauenbewegung in unterschiedliche politische Flügel zu überwinden.

Die jeweils kurz gefaßten Biographien informieren dennoch präzise über den Lebenslauf, die Motive zum politischen Handeln und die einzelnen Arbeitsschwerpunkte der Frauen. So gewinnen Leserinnen und Leser auch Einblicke in persönliche Schicksale im „Dritten Reich" wie berufliche Zurückstufung, Emigration, Internierung in Gurs, Widerstand und Verfolgung, Kriegsverletzungen. Sichtbar werden zudem Probleme der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft, nationalsozialistisches Unrecht wenigstens materiell wiedergutzumachen, und die Ausgrenzung jener Frauen, die sich auf seiten der politischen Linken gegen Wiederbewaffnung und atomare Rüstung einsetzten. Die Autorin benennt auch die Motive und Ziele des politischen Engagements und verdeutlicht deren Spannweite. Einerseits das Festhalten an dem Geschlechtermodell der Kaiserzeit und der Beschränkung auf den Bereich des Sozialen, wie es Kunigunde Fischer praktizierte. Andererseits die Forderung nach einer Neudefinition der Geschlechterrollen und dem Streben nach der Verwirklichung der im Grundgesetz garantierten völligen Gleichberechtigung durch die erste Bundesverfassungsrichterin Erna Scheffler. Das schmale Bändchen gibt einen facettenreichen Einblick in die politische Partizipation von Frauen in der Karlsruher Nachkriegszeit und weckt Erwartungen wie Neugier auf die für 1999 versprochene ausführliche Darstellung. *Manfred Koch*

Institut für Baugestaltung, Baukonstruktion und Entwerfen I der Universität Karlsruhe, Arno Lederer (Hrsg.): Architektur in Karlsruhe 1971 bis 1996.
Eigenverlag, Karlsruhe 1997, 184 S., Abb., Lit., DM 38,–

Die erste sich als Architekturführer für Karlsruhe bezeichnende Publikation erschien 1971. Joachim Göricke stellte über 200 Bauwerke anhand von Zeichnungen und Fotografien ohne weitere Erläuterungen vor. Das Architektenregister mit kurzen biografischen Hinweisen und ein Stadtplan mit den Standorten der Objekte ergänzen dieses erste Verzeichnis über „Bauten in Karlsruhe". Es beginnt mit dem Durlacher Schloß und schließt mit bis 1970 fertiggestellten oder projektierten Wohnungsbauten, Kirchen, Institutsgebäuden und Verkehrsbauwerken.

Die neue Broschüre, ein Ergebnis eines Studienprojektes, setzt diesen Weg fort. Studienanfänger an der Architekturfakultät befaßten sich mit beinahe 160 ihnen vorgegebenen Hochbauten bzw. Innenraumgestaltungen in Karlsruhe. Sie erstellten vereinfachte Grundrisse, fotografische Ansichten und kurze Texte, was gegenüber dem Vorgängerwerk ein Fortschritt ist. Das qualitativ bemerkenswertere Architekturgeschehen in Karlsruhe seit den 70er Jahren liegt nun stadtbereichsweise, aber ohne chronologische Abfolge vor. Die grafische Ge-

staltung einschließlich der Fotografien ist von bemerkenswert guter Qualität. „Die Auswahl der Projekte erfolgte nach dem subjektiven Qualitätsempfinden des Lehrstuhls". Objekte, die ab Mitte der 80er Jahre fertiggestellt worden sind, bilden das Übergewicht. Die 70er Jahre sind mit über 30 Beispielen zurückhaltend vertreten. Hier mag die heute vorhandene Distanz zur damaligen Architekturauffassung eine Rolle gespielt haben. So sind derartige Verzeichnisse immer auch Dokumente des Zeitgeistes und nicht Spiegel der baulichen Entwicklung einer Stadt im Sinne einer Stadtbaugeschichte. Architektur bezieht sich immer auf einen Ort. Ob und wie auf die unmittelbare Stadt reagierend gebaut wird, bestimmt neben anderen Kriterien die Qualität von Architektur. Was auch diese verdienstvolle Sammlung nicht zum Architekturführer einer Stadt werden läßt – wohl nicht beabsichtigt –, ist das Aufzeigen der Lage der Objekte im städtischen bzw. landschaftlichen Zusammenhang.

Harald Ringler

Badische Synagogen aus der Zeit von Großherzog Friedrich in zeitgemäßen Photographien.
Hrsg. v. F. J. Ziwes, G. Braun Verlag, Karlsruhe 1997, 96 S., DM 49,–

Unter den Archivalien, die das Generallandesarchiv Karlsruhe 1995 aus dem markgräflichen Besitz erwerben konnte, sind diese 13 Photographien badischer Synagogen in mehrfacher Hinsicht von großer Bedeutung. Zum einen sind es, für die Zeit um die Jahrhundertwende, technisch hervorragend gelungene Aufnahmen, die die architektonische Wirkung dieser Bauten, in Karlsruhe z. B. das von Josef Durm erbaute Gotteshaus in der Kronenstraße, sehr anschaulich festhalten. Zum anderen zeigen sie, welche Bedeutung den Juden im Großherzogtum eingeräumt wurde, so daß – besonders im präzisen Beitrag von Lore Schwarzmaier – die Distanz Friedrichs I. zum aufkommenden Antisemitismus deutlich wird. Mitarbeiter des Generallandesarchivs haben in weiteren Beiträgen diese wertvolle Jubiläumsausgabe zum 70. Geburtstag des Großherzogs kommentiert: H. J. Ziwes als sorgfältiger Herausgeber der auch drucktechnisch sehr gefälligen Publikation, H. Schwarzmaier in der Charakterisierung des jüdischen Oberrats als Initiator und Überbringer der Festgabe, W. Rößling in seinem Beitrag zur Architektur und zum Baustil sowie M. Preuß zum Synagogenritus und seine Veränderungen im 19. Jahrhundert. Neben ihnen haben zahlreiche andere Archivare die einzelnen Standorte beschrieben, und dies ist besonders wichtig, da viele Bauten der Zerstörungswut des NS-Regimes zum Opfer gefallen sind. Das inhaltsreiche und repräsentative Verlagswerk des Braun-Verlags wird nicht nur Leser, sondern auch Sponsoren zufrieden stellen.

Leonhard Müller

Personenregister

Bearbeitet von Katja Linder

Abt, Komponist 60
Adorno, Theodor W. 183
Agricola, Carl 119
Albers, Hans 187
Albiker, Karl 37, 39
Albrecht, Herta 206
Alker, Hermann Reinhard 28, 45, 46
Allgeyer, Julius 275, 276
Andersch, Alfred 183, 185
Andreae, Jakob 212
Angermeyer-Deubner, Marlene 329
Anneke, Mathilde Franziska 97
Antes, Horst 158, 181, 182
Apostel, Hans Erich 286
Arnim, Bettina von, geb. Brentano 265
Arnold, Heinrich 304
Arrhenius 267
Asche, Susanne 330, 353
Aster, Niclaus 202, 205
Auer, Leopold 172
Augstein, Rudolf 240

Babberger, August 178
Babo, Lambert von 101
Bach, Johann Sebastian 166, 172
Back, Willi 62
Backhaus, Hermann 32
Baden, von
- Bernhard, Markgraf 314
- Friedrich I., Großherzog 47, 52, 84, 86, 104, 109-112, 116, 120, 123, 157, 158, 169, 174, 175, 226, 241-244, 247, 249, 253, 269, 271, 274, 276, 277, 284, 288, 307, 311, 312, 333, 338, 350, 358,363, 372
- Friedrich II., Großherzog 110, 116, 117, 222, 271, 272, 289, 338, 359
- Hilda, Großherzogin 110
- Jakob III., Markgraf 209, 211, 212
- Karl, Großherzog 116
- Karl Friedrich, Markgraf 35, 116, 134, 138, 140, 146, 223, 277, 287, 307
- Karoline Luise, Markgräfin 116, 122, 288, 358
- Leopold, Großherzog 36, 56, 83, 85, 118, 123, 157, 276, 318
- Ludwig, Großherzog 22, 110, 157, 313
- Ludwig II., Erbprinz 119
- Ludwig Wilhelm 174
- Luise , Großherzogin 49, 104, 110, 120, 123, 276, 289, 358, 363
- Max, Prinz von 61, 64, 122, 165, 276
- Maximilian, Margraf 118
- Rudolf I., Markgraf 113
- Rudolf II., Markgraf 113
- Stephanie, Großherzogin 119, 257, 289
- Sophie, Großherzogin 118, 289
- Wilhelm, Markgraf 249, 251
- Wilhelm, Prinz 84, 85, 97, 288

Baden-Baden, von
- August Georg, Markgraf 135

Baden-Durlach, von
- Augusta Maria, Markgräfin 249, 250
- Christoph I., Markgraf 249
- Ernst Friedrich, Markgraf 132, 209, 210, 345
- Friedrich VI., Markgraf 333
- Friedrich Magnus, Markgraf 249, 250
- Georg Friedrich, Markgraf 209, 211
- Karl Wilhelm 22, 34, 51, 122, 134, 142, 143, 145, 177, 209, 354, 364
- Karl II. 124, 132, 209, 210, 249

Ballweg, Jan 370
Barlow, James 228
Barthlott, Friedrich 82
Bassermann, Friedrich 347
Bauer, Arthur 364
Bauer, Erich 339
Bauer, Oberforstrat 46
Baumann, Georg Ernst 205

Baumeister, Reinhard 1, 294
Bäumer, Gertrud 278
Baumgarten, Hermann 84
Baumgärtner, Geheimer Rat 129
Bauser, Heinrich 302
Bayer, August von 120
Bayern, von
- Jakobe, Herzogin 108
- Ludwig I., König 162
- Maximilian II. Joseph, König 162
Bebel, August 85
Becker, Oberst 93, 94
Becker, Ralph W. 33
Beethoven, Ludwig van 172, 275, 276
Behrends, Rolf-Heiner 356
Behringer, Peter 330
Bekk, Johann Baptist 91
Bensemann, Walter 61-63
Benstz, Gerhard 63, 64
Bentmann, Friedrich 183
Bercken, Elsa von 167
Berckmüller, Karl Joseph 309, 310
Berger, Helge 368
Bergmann, Julius 175
Berlioz, Hector von 170, 172
Bernard, Emile 158
Bernstein, Eduard 87
Berthelot 267
Billing, Hermann 2, 3, 24, 283, 284, 312, 316, 317, 319, 360
Bingler, Architekt 11
Binz, Hermann 24, 296
Bischoff, Eugen 309
Bismarck, Otto von 240-244, 246, 301, 302, 319, 333
Bizet 170
Black, Mr. 144
Blanchard 155
Blenker, Elise 97
Blind, Karl 67
Blos, Eduard 87
Blum, W. 65
Böcklin, Arnold 166
Boeckh, von, Advokat 100
Boeckmann, Johann Lorenz 136-142
Böhning, Georg 97
Bonatz, Paul 326
Bora, Catharina von 212
Bornhäuser, Prälat 209
Borns, Stephan 76
Botzenhart, Manfred 369
Bouginé, Carl Friedrich 288
Bouginé, Carl Joseph 288
Bouginé, Ernestine 288
Brahms, Johannes 165-168, 172, 275, 276, 346
Brandt, Hartwig 356
Braque, Georges 158
Braudel, Fernand 330
Brauer, Arthur v. 338
Brauer, J.F.N. 288
Braun, Albert 335
Braun, Max 267
Bräunche, Ernst Otto 333, 342, 343, 355, 356, 362, 367
Braunfels, Walter 168
Brecht, Bertolt 188
Bredig, Georg 267, 268
Brentano, Clemens 265, 266
Brentano, Gunda 265
Brentano, Lorenz 91, 93, 94, 97, 285
Broadwell, Louis Welles 39
Brömme, Paul 304
Brosinsky, Harro 32
Broszniewski, Kavallerie-Offizier 93
Bruckner, Anton 168, 172
Brunn, Friedrich Leopold 51, 54
Büchner, Georg 88
Bühler, Fritz 308
Bürklin, Albert 56
Bürklin, Kirchenrat 134
Busoni, Ferruccio 172
Buß, Franz Josef 76
Bussmann, Georg 158
Buzengeiger, 196

Calderon 276
Calvin 212

Campe, Joachim Heinrich 155
Carossa, Hans 184
Chabrier, Emanuel 170
Chappe, Claude 136, 137
Chappe, Abbé 136
Cherubini 275
Chevalley, Marguerite 281
Coelestin III., Papst 330
Creuzer, Friedrich 265
Cuno, Wilhelm 87
Curjel, Robert 37

Daffinger, Moritz Michael 119
Dahlberg, Erik Jönsson 104
Dahlmann 276
Daler, Ludwig 70, 79
Danou 136
Dänzer, Karl 70, 74
Dauber, Roland 61, 145
Daum, Gebrüder 116
De Ruyter, Marinus 322
Degenfeld, Gräfin 282
Deimling, Hofdiakon 129
Delors, Jacques 159
Dessoff, Otto 168
Dethleffs, Arist 274
Dethleffs-Edelmann, Ursula 274
Dethleffs-Edelmann, Fridel 273, 274
Devrient, Eduard 168, 169, 274-276
Dietrich, Karl 296
Döblin, Alfred 185
Douglas, Christoph Graf 105, 114
Dreikluft, Robert 331, 336, 358
Dresch, Jutta 329, 370
Drützler-Heilgeist, Marthamaria 359
Dullenkopf, Otto 159, 233, 258
Dürer, Albrecht 118
Durm, Josef 192, 372
Dürr, Wilhelm 123
Dürr, Karl 75
Dürr, Johann Konrad 75
Duse, Eleonora 169
Dziekonski, Bogdan 94
d'Albert, Eugen 172

d'Andrade, Francesco 169

Ebeling, Hermann 348
Eberle, Friedrich 302
Eberstein, Kunigunde von 113
Ebert, Friedrich 87
Eckart, Architekt 29
Edelini , Abt 249
Egler, Ludwig 183
Ehret, Fritz 363
Ehrismann, Renate 338, 339
Ehrle, Peter 105, 107
Eichler, Roland 337
Eiermann, Egon 3
Einsele, Martin 368
Eisendecher, v. 245, 247
Eisenlohr, August 245
Ellstätter, Moritz 244
Engler, Minister 159
Erbacher, Hermann 216
Ervig, Lola 183
Erzberger, Matthias 87, 290
Esenbeck, Lisette Nees von 265, 266
Ettlinger, Anna 276
Ettlinger, Veit 275

Fahnenberg, Freiherr von 129
Faßbender, Zdenka 173
Fecht, Karl Gustav 146, 307, 354
Fehrenbach, Elisabeth 356
Feigle, Hanns Georg 201, 202
Fenske, Hans 356
Fernel, Jean 209
Feuerstein, Ernst 183
Fickler, Joseph 91
Fikentscher, Otto 251, 252
Fink, Ernst Friedrich 213-216
Fischer, Theodor 1, 2, 164
Fischer, Kunigunde 371
Flemming, Graf von 245
Fontane, Theodor 241
Förderer, Walter 5
Frank, Reinhold 198, 333
Frank, Heinrich 108

Franzen, Brigitte 362
Frei, Alfred Georg 367, 370
Freisler, Roland 267
Freydorf, Rudolf v. 245
Freyer, Konrad 362, 365
Freyheit, Otto 123
Fribolin, Hermann 45
Friedrich August I., Kurfürst von Sachsen 142, 144
Friedrich (der Gesegnete) 307
Fritz, Walter Helmut 186, 188, 189
Froittzheim, Eva-Maria 329
Fromholzer, Joseph 148-151
Frommel, Carl Ludwig 120, 123
Fuchs, Walther Peter 277
Fugmann, Johannes 204, 205
Fürstenberg , Karl Egon III. von 302
Füeßlin, Christian Karl 59
Fux, Baumeister 80

Gaertner 30
Gagern, General von 318
Gajewski, Artillerie-Offizier 93
Gall, Lothar 241, 338
Gallé, Emile 116
Gallwitz, Klaus 158, 181, 182
Gärtner, Alfred 33
Gauguin, Paul 158
Gehres, Fabrikant 250
Gehri, Hermann 273
Gelzer, Heinrich 242, 271
Genschow, Gustav 341
Geppert, Karl 61, 62, 65
Géraldy, Flora 118
Gerbert, Martin 103
Gervinus , Georg Gottfried 84
Gerwig, Robert 225, 226, 333
Giavina, Erhard 150
Gillen, Otto 183
Gitzinger, Oskar 184
Glaenz, August 123
Glaser, Hermann 370
Gleiniger, Andrea 362
Gluck, Christoph Willibald 275
Gmelin, Carl Christian 288, 310
Goebbels, Joseph 45, 47, 266
Goegg, Amand 97
Gogh, Vincent van 158
Goertz, Christa 316
Goertz , Jürgen 315, 316
Goethe, Johann Wolfgang v. 124, 169, 253, 265
Gool, Rob van 362
Göricke, Joachim 371
Göring, Hermann 266, 300
Götz, Hermann 302, 308, 309, 334
Grasmück, Gisela 351
Grau, Ute 358, 359, 367
Grethe, Carlos 175
Griesbach, Handelsmann 129
Grieshaber, Albert 48
Grimm, Ruth 371
Grimm, Ulrike 333
Grod, C.M. 4
Groos, Emil 100
Gropius, Walter 4, 27, 364
Groß, Landrat 252
Gross, Uwe 345
Große, Martin 145
Großmann, Hans 2, 25
Großwendt, Elisabeth 281, 371
Grothues, Bernhard 123
Guise, C. 108
Günderrode, Karoline von 265
Günderrode, Hector von 265
Günther, Tobias 298
Gustav Adolf von Schweden 109
Guttmann, Barbara 370

Haas, Frithjof 346, 347
Haber, Fritz 267
Haehling von Lanzenauer, Reiner 206, 350
Haesler, Otto 4, 362
Haley, Bill 188
Hammann, Gertrud 371
Hämmerle, Gerlinde 116
Händel, Georg Friedrich 166
Hang, Oberstadtschulrat 260

Harris, Luftmarschall 191
Haus, Alexia 240
Hausenstein, Wilhelm 336
Hauser 107
Häusser, Ludwig 94, 276
Haydn, Franz Joseph 172
Hebel, Johann Peter 105, 123, 288, 333
Hebenstreit, Johann Ernst 142-146
Heck, Amalie 366
Heck, Brigitte 349
Heck, Michael 365
Heckel, Erich 158
Hecker, Friedrich 66, 68, 69, 98, 318, 319, 347
Hein, Dieter 329
Heinemann, Gustav 89
Heinemann, Johann Nepomuk 105, 108
Heinkel, Gustav 177, 178, 179
Heinrich V., König 345
Helbling, Adolf 310
Heller, Gerhard 282
Helmle, K. 151
Heltmann, poln. Demokrat 94
Hengst, Christian 81, 307, 332
Herbach-Schmitt, Brigitte 345, 349
Herrmann, Max 281
Heuß, Theodor 88
Heyse, Paul 276
Himmelein, Volker 334
Himmelheber, Bernhard 281
Himmelheber, Kathinka 280, 281, 371
Hirsau, Wilhelm von 345
Hirsch, Fritz 324
Hirschen, Bildhauer 306
Hirt, Aloys 161
Hirtler, Eva 330
Hitler, Adolf 189, 198, 266, 267, 333
Hocheder, C. 1
Hochstrasser, Olivia 353
Hochstuhl, Kurt 345, 367
Hofer, Andreas 348
Hoffmeister, Louis 97
Hohenlohe-Langenburg, Fürst 247
Hölderlin 265, 266
Holtzmann, Georg 100
Homburger 312
Honsell, Max 52
Hottenroth, Erhard 330
Howard, John 128
Hubbuch, Karl 158, 329
Huber, Gerhard 296
Hübl, Michael 365
Hübsch, Heinrich 160, 161-164, 169, 192
Hübscher, Johann Georg 203, 205
Hüffel, Prälat 129

Jaeggi, Annemarie 362
Jakubeit, J. 6
Jawlensky, Alexej von 158
Jaworski, Rudolf 369
Jeanneret, Charles-Edouard 316
Jeffries 155
Jolly, Julius 242, 245, 269, 338
Jordan, Reichart 251
Jund, Edourd 263
Jung, Hans W. 33

Kabierske, Gerhard 360
Kachel, Ludwig 100
Kaercher, Amalie 120
Kaiser, Wilhelm 276
Kaiser, Friedrich 97
Kalckreuth, Leopold Graf von 174-177
Kalckreuth, Stanislaus von 120
Kalliwoda, Wenzel 302
Kalliwoda, Wilhelm 172, 274
Kallmorgen, Friedrich 174, 175
Kammerer, Ottilie 220
Kandinsky, Wassily 158
Kanoldt, Alexander 158
Kaufmann, Johann Ernst 205
Keller, Ferdinand 174, 175, 329
Keßlau, Friedrich von 35
Keßler, Emil 101, 102
Kilian, Andrea 368
Kirchner, Ernst Ludwig 158
Kirner, Johann Baptist 97, 123
Kleber, General 137

Kleist, Heinrich von 266
Klotz, Maria 267
Klotz, Helmuth 266, 267
Klotz, Adolf 266
Klotz, Heinrich 367
Klotz, Günther 5, 12, 13, 41, 30, 33, 34, 62, 359
Klotz, Franz 62
Knobloch, Ursula 206
Kobe, Eduard 148
Koch, Konrad 60
Koch, Manfred 342, 353, 354, 366
Koch, Michael 329
Koch, Robert 125
Kodaly, Zoltan 58
Koffka, Wilhelm 60
Kohler, Karl 25
Kohts, Adolf 62
Kohts, Leoni 62
König, Franz 82
König, Ludwig 178
Kraft, Eduard 83, 332
Kramer, Gernot 5
Krawehl, Ernst 282, 283
Kreglinger, Johann Sebald 201
Kreutzer, Komponist 60
Krumm, Margot 187
Kücken, Komponist 60
Kuhhirt 202
Kühl, Uwe 240
Kusel, Rudolf 77, 100

Lachner, Vincenz 274, 346
Lacker, Erich 352,366
Lacroix, Emil 145
Landgraf, Hanne 371
Lang, Heinrich 306
Lange, Helene 278
Langewiesche, Dieter 90, 368-370
Langhein, Carl 175, 176
Lanzano, Franz Joseph 70, 93, 284, 285
Lauer, Hans 32
Läuger, Max 25
Lausch, Willi 332
Lederer, Arno 371
Leiber, Gottfried 360, 361
Lenbach, Franz von 319
Lenzinger, Konrad 331
Leonhardt, Fritz 326
Leußler, Karl 319
Levi, Hermann 168, 170, 274-276, 346, 347
Lichtwark, Alfred 174, 176
Lilienthal, Otto 152, 156
Lindner, A. 166
Liszt, Franz 168, 170
Lörcher, Alfred 296
Lorenz, Wilhelm 365
Lott, Doris 360
Louis Philipp, König 243
Löw, Hanns 304
Ludwig, Christian Gottlieb 142, 145
Lüpertz, Markus 323
Luther, Martin 211-213

Mahler 167
Maier, Franz 345
Maisch, Damian 293
Maisch, Herbert 335
Maisch, Qualibert 293
Malaparte, Curzio 283
Malsch, Jakob 77, 100
Manby 228
Männing, Karl 100
Marc, Franz 158
Margendorff, W. 184
Marschner, Heinrich August 60
Martin, Egon 365
Martin, Kurt 182
Martinssohn, Gunnar 5
Marum, Ludwig 347
Mathy, Karl 99, 102, 338
Maul, Johann Wilhelm 217, 218, 220, 222
Maul, Frieda 221
Maul, Alfred 217, 219, 222
May, Amtmann 301
May, Ernst 3
Meerwein, Carl Friedrich 151-156
Meffer, M. 33

Mehldau, Jochen Karl 333
Mehring, Franz 87
Mehrtens, H. 4
Melanchthon, Philipp 103, 209, 211, 212
Mendelssohn, Arnold Ludwig 275
Menz, Lothar 356
Menzinger, Toni 371
Merian, Matthäus 103, 306
Merkel, Ursula 329
Mertens, Dieter 105
Metternich, Fürst von 58
Metternich, Germain 97
Meyerbeer, Giacomo 275
Michel, Annette 358
Michels, Ulrich 345
Mieroslawski, Adam 94
Mieroslawski, Ludwig 92, 93, 94
Miller, Kriegskommissar 93
Mittermaier, Karl Joseph Anton 128, 129
Moest, Friedrich 246
Moh, Heinz 164
Mohr, Alexander 331, 332, 336
Möhrle, Karl 231
Moldenhauer, R. 102
Mone, Franz 76
Montgolfier 153
Moser, Kolman 257
Moser, Karl 37
Mottl, Felix 168-170, 172, 173, 346
Mozart, Wolfgang Amadeus 170, 172, 275
Müller, Carl 288
Müller, Christian Andreas 287
Müller, Christian Friedrich 287, 288
Müller, Christina 343
Müller, Martin 202, 205
Müller, Wilhelm 100, 288
Müller, Wilhelmine 288
Müller, Willi 62
Müller, Wilhelm Jeremias 192, 297, 305
Munz, Theodor sen. 285, 286
Munz, Theodor jun. 287
Munz, Jakob 286
Munz, Ida, geb. Issleiber 286
Nachmann, Hertha 371
Nagel, Dieter 336
Nägeli, Hans Georg 58
Napoleon Bonaparte 135, 313, 347
Naumann, Luise 371
Neff geb. Meub, Magdalena 270, 271
Nehm, Kay 365
Nett, Adolf 271
Netzer, Hubert 296
Neumann, Angelo 170
Neumann, Joachim 364
Neumeister, Albert 2
Niddanus, Catharina 211
Niddanus Pistorius d.J., Johannes 209-213
Niddanus Pistorius d. Ä. 211
Niesyto, Annette 330, 333
Nohe, Friedrich Wilhelm 63
Nokk, Wilhelm 269, 270, 338
Nolte, Paul 356
Norden, Albert 89
Norden, v., Architekt 33

Oelker, Simone 362
Olm, Jürgen 323
Oncken, Hermann 87
Orbin, Erzbischof 269
Ordenstein, Heinrich 286
Ostendorf, Friedrich 25, 284
Ostwald, Wilhelm 267
Otto, Julius 60

Panzer, Friedrich 184
Paulmann, Johannes 369
Paumgartner, Hans 168
Paur, Max 172
Pecht, August 122, 124
Pestalozzi, Johann Heinrich 58, 128
Peter, Johann Hebel 104
Peterek, Michael 362
Petrasch, Ernst 255, 334
Pettenkofer, Max von 125
Pfeifer, Architekt 25
Pflästerer, Karl 3
Philipp, Franz 166

Philipp (der Großmütige), Landgraf 213
Picasso, Pablo 158, 323
Pieck, Wilhelm 88
Pierot, Joseph 201, 205
Platz, Fritz 29
Poetzelberger, Robert 175
Possart, Ernst von 275
Presley, Elvis 188
Pretsch, Peter 329, 330, 347, 348
Preuß, Hugo 87
Preuß, Monika 372
Preußen, Friedrich Wilhelm IV., König 98, 314
Printz, Eduard 150, 151
Putlitz, Edler zu 169

Raab, Friedrich 10
Raeder, G. 148
Rathenau, Walther 87
Ratzel, Friedrich 294, 302
Reger, Max 165-167
Reich, Lucian 105, 108
Reichwein, Wilibald 206-209
Reichwein, Herta 206
Reinhard, Johann 293
Reinle, Heinrich 196, 198
Reiss, L. 319
Reuchlin, Johannes 103
Reutlinger, Elkan 250
Reutlinger, Moritz 147
Richter, Hans Werner 183, 282
Riegger, Luise 277, 278, 279, 281, 371
Ringler, Harald 364, 367
Riphan, W. 4
Ritter, Caspar 175
Rödiger-Diruf, Erika 323, 367
Roellecke, Elga 341, 356
Roggenbach, Franz von 339
Rohe, Mies van der 3
Röhl, Johan C. G. 248
Röhrig, Walter 367
Roller, Christian F. W. 214
Roller, Otto Konrad 146
Rombach, Rüdiger 271
Rosenberg, Alfred 266
Rosenberg, Hans 243
Rösiger, Hans Detlev 28
Rösiger, Detlef 4
Roßkotten, Architekt 4
Rößler, Fritz 2
Rößling, Wilfried 329, 345, 372
Rossmann, Erich 8, 33
Rotermund, H. 8
Rothärmel, Josepha 148
Rott, Hans 334
Roux, Karl 124
Ruck, Michael 364
Rückert, Leopold 290
Rückert, Peter 346
Rüdiger, Kurt 185, 186, 187
Rudolph II., Kaiser 213
Rudolph-Cleff, Annette 364
Rupprecht, Rainer 39
Russel, engl. Außenminister 271
Rutschmann, Finanzrat 129

Sachs, Johann Christian 210
Sachsen-Teschen, Albert, Herzog von 141
Salaba, Marie 346
Sauckel, Fritz 193
Savigny, Carl von 265
Schaefer, Oda 183, 188
Schaeffer, Manfred 360
Schaffner, Martin 113, 114, 118
Scharbach, Johann Friderich 201, 205
Scheffel, Joseph Victor von 73, 184, 333
Scheffler, Erna 371
Schelling, Erich 12, 311
Schiff, Hugo 285
Schiller, Friedrich von 122, 124, 169, 265
Schirmer, Johann Wilhelm 120
Schlechter 107
Schlesiger, Horst 330, 336, 340
Schlettwein 155
Schloms, Oskar 32
Schlosser 276
Schmidt, Arno 283
Schmidt, Hans 2

Schmidt, Hans-Werner 329
Schmidt-Rottluff, Karl 158
Schmitt, Bernhard 362
Schmitt, Peter 362
Schmitthenner, Paul 3, 327
Schnabel, Franz 88
Schnabel, Thomas 355
Schnarrenberger, Wilhelm 158
Schneeberger, Gottfried Abraham 143, 146
Schneider, Arthur v. 334
Schneider, Hermann 2, 27, 70, 362
Schneider, W. 216
Schnellbach, Rudolf 255, 334
Schnetzler, Karl 37, 232, 280
Scholl, Karl Benjamin Friedrich 55, 58, 59
Scholtz, Julius 157
Scholtz-Klink, Gertrud 278
Scholz, Georg 158
Schönberg, Arnold 166, 167
Schönleber, Gustav 37, 174, 175
Schöpflin, Johann Daniel 103, 210
Schöpflin, Hans 273
Schrag, Otto 183
Schreiner, Ernst 341
Schricker, Ivo 62
Schubert, Franz Peter 60, 167, 172
Schuberth, Christian Friedrich 142, 145
Schuhladen-Krämer, Jürgen 102, 321, 322
Schultz-Hector, Marianne 330
Schultze-Naumburg, Paul 4
Schumacher, Johannes 204
Schumacher, Augusta, geb. Vortisch 204, 205
Schumann, Clara 275, 276, 346
Schumann, Ludwig 275
Schumann, Robert 275
Schurth, Carl 175
Schwarting, Andreas 362
Schwarz, Benedikt 56
Schwarz, Michael 158
Schwarzmaier, Hansmartin 105, 335, 346, 372
Schwarzmaier, Lore 372
Schwedhelm, Karl 184
Schweger, Peter P. 365
Schweizer, Herbert 252
Schweizer, Otto Ernst 10, 11, 33
Schweykert, Friedrich 35
Schwind, Moritz von 164
Schwirkmann, Klaus 345
Schwitters, Kurt 362
Sedlmayr, Walter 187
Seemann, Oskar 2
Seghers, Anna 266
Seidl, Anton 170
Seidlitz, Woldemar von 176
Seiler, Gerhard 323, 365
Seippel, Friedrich 11
Selg, Karl 5, 34
Seurat, Georges 158
Shaw, Bernard 170
Shaw, Thomas 142
Sicheneder, Godehard 345
Siebenmorgen,Harald 333, 348, 357, 362, 370
Siegrist, Geschäftsführer 184
Siegrist, Karl 222
Siemann, Wolfram 369
Sieverts, Thomas 6, 7
Sigel, Franz 90, 91, 93, 94
Signac, Paul 158
Smetana, Bedrich 172
Söllner, Gerhard 342
Solter, Fany 345
Sophie von Schweden 276
Späth, Lothar 159
Specht, Stadtpfarrer 301
Spieß, Adolf 218
Splinter, Dieter 305
Spoerer, Mark 368
Spuler, Erwin 178, 329
Stahlberg, Inge 282, 283
Stamm 90, 91
Standhartner, Henriette 172
Stargard, Johann Michael 205
Staroste, Offizier 331
Steck, Volker 370
Steinhäuser, Carl 311

Steinhäuser, Christoph Ernst 80
Steinmetz, Karl 67, 332
Stellwag, Emil 207
Stetten, Leo von 100
Steyrer, Philipp Jakob 108
Stier, Bernhard 240
Stimmer, Tobias 118
Stockhausen, Julius 276
Stockhorn, F. von 123
Stösser, Ludwig v. 244
Stratmann-Döhler, Rosemarie 348, 357
Straub, H. 208
Straube, Karl 167
Strauss, Richard 172
Strauß, Emil 184
Strauß, Joseph 167, 168, 274
Streicher, Julius 266
Streidel, C.W. 64
Streidel, A. 64
Strigel, Bernhard 113, 115, 117, 118
Struve, Gustav 66-68, 70, 285
Stüber, Jakob 100
Stürmer, Michael 240
Sutor, Emil 178, 296
Sutter, Friedrich 82
Sybel, Heinrich von 85
Sznayde, General 94

Taut, Bruno 316
Taut, Max 316
Teschauer, Otto 345
Tetsch, Johann 48
Theilmann, Rudolf 119
Thiebauth, Philipp Adam 70
Thoma, Hans 104, 157, 158, 273
Thomé, Oberst 94
Thran, August Theodor 146
Thran, Christian 142-146
Thran, Johann Christian 146
Thran, Rosina, geb. Kummer 146
Tiedemann, Gustav Nikolaus 92
Tobian, Oberleutnant 94
Todt, Fritz 4, 326
Treitschke, Heinrich von 85
Treutlein, Peter 279, 280
Troeltsch, Ernst 87
Trübner, Wilhelm 273
Tunis, Bey von 144
Turban, Ludwig 244, 338
Tyrahn, Georg 175
t'Hoff, van 267

Uhland, Ludwig 123
Uhlig, Günther 362
Unger-Soyka, Brigitte 330

Valdenaire, Arthur 296
Valentin, Veit 87, 89
Varnbühler, Amtmann 212
Veit, Hermann 88
Verdi, Giuseppe 170
Vesalius, Andreas 209
Vestner, Dieter 349
Viardot-Garcia, Pauline 275
Victoria, Königin von Schweden 109, 289
Vittali, Wilhelm 2
Vogel, Johann Georg 100
Volke, Friedrich Wilhelm 306
Volkmann, Hans von 175
Volz, Hermann 112, 116, 349

Wach, Architekt 4
Wagner, Ernst 271, 333
Wagner, Cosima 170
Wagner, Richard 168, 169, 170, 172, 272, 275, 276, 346, 347
Wagner, Robert 45, 363
Wagner, Siegfried 170, 172
Wahl, Karl 295, 296
Wahrer, Karl 81, 82
Walch, Anna 371
Wäldele, Walther 260
Walder, Hermann 48
Wallenstein 157
Walter, Gisela 371
Walter, Hermann 11, 29
Walter, Martin 336
Walter, Wilhelm 311

Weber, Carl Maria von 60
Weech, Friedrich von 210
Wehler, Hans-Ulrich 242
Weigel, Ilse 330
Weinbrenner, Friedrich 14-16, 22, 23, 37, 123, 146, 161, 162, 192, 224, 288, 305, 340, 360, 361
Weinbrenner, Johann Ludwig 203
Wendt, Gustav 61, 279, 280
Wenger, Arzt 93
Werder, August von 307
Werner, Josef 330, 331, 335, 336, 339, 365
Werner, Maximilian 90
Werzinger 366
Westenfeld, Karl 39
Westermann, General 137
Wetzlar 129
Wichern, Johann Heinrich 213, 214
Wied und Neuwied, Maximilian Prinz zu 104, 107
Wiese, Wolfgang 345
Wilderer, Emma 339
Wilhelm (der Siegreiche) 307
Wilhelm I., deutscher Kaiser 86, 110, 276, 289, 313, 314
Wilhelm II., deutscher Kaiser 86, 247, 248, 276, 312
Will, Konzertmeisters 275
Willett, Alexander 11, 29
Willms, Johannes 241
Windhorst, Ludwig 333
Winkler, Hermann 365
Wirth, Helmuth 165
Wißmar, Sophie 271
Wolf, Christa 265
Wolfensberger, W. 216
Wolff, Friedrich 47, 48
Wolff, Gottlob Friedrich 47
Wolff, Vera 47
Wucherer, Hofrat 141
Wuesthoff, Freda 281
Würtenberger, Ernst 273
Würthle, Friedrich 104, 105

Ysaye, Eugène 172

Zabotin, Wladimir 295, 296
Zajonk, Horst 365
Zehender, Gerhard 116
Zeipert-Haßinger, G. 330
Zelt, Hermann 305
Zelter, Carl Friedrich 58
Zeppelin, Ferdinand Graf von 15
Ziegler, Julius 129
Ziegler, Karl 70
Zimmer, Hermann 100
Zippelius, Hans 28
Zittel, Emil 276
Ziwes, Franz-Josef 372
Zumkeller, Verena 365
Zumpe, Hermann 172
Zurkowski, Alexander 93
Zuschlag, Christoph 329
Zweibrücken-Veldenz, Anna von 249
Zwickel, Caspar 203, 205
Zwingli, Ulrich 212

Bildnachweis

S. 3 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 7 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 10 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 11 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 12 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 15 StadtAK 7/Nl Pflästerer
S. 16 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 17 Harald Ringler
S. 19 Harald Ringler
S. 22 Hirsch, F.: 100 Jahre Bauen und Schauen
S. 23 StadtAK 8/PBS oXIIIb 259
S. 26 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 27 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 28 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 31 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 32 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 33 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 35 StadtAK 8/PBS oXIVa 1968
S. 38 Curjel&Moser, Städtebauliche Akzente um 1900 in K'he, S. 108
S. 40 StadtAK 8/PBS oXIVg 23
S. 43 StadtAK 8/Diaslg. XIVg 77
S. 46 StadtAK 1/TBA 408
S. 49 StadtAK 8/Diaslg. XIVf 95
S. 52 StadtAK 8/Diaslg. XIVa 866
S. 57 StadtAK 8/PBS X 3435
S. 59 Schwarz: Chronik der Gesellschaft Eintracht
S. 62 Festschrift: 90 Jahre Karlsruher Fußballverein, S. 48
S. 69 StadtAK 8/PBS XIVe 154
S. 73 StadtAK 8/PBS III 1284
S. 75 StadtAK 8/PBS III 284
S. 77 StadtAK 8/PBS III 843
S. 79 StadtAK 8/Diaslg. V 16
S. 81 StadtAK 8/PBS oXIVa 1409
S. 92 StadtAK 8/PBS V 343
S. 96 Badisches Landesmuseum Karlsruhe
S. 101 StadtAK 8/PBS III 785
S. 104 Badische Landesbibliothek Karlsruhe
S. 105 Badische Landesbibliothek Karlsruhe
S. 106 Badische Landesbibliothek Karlsruhe
S. 107 Badische Landesbibliothek Karlsruhe
S. 109 Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 110 Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 112 Badisches Landesmuseum Karlsruhe
S. 113 Badisches Landesmuseum Karlsruhe
S. 118 Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
S. 119 Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
S. 120 Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
S. 122 Sotheby's, Band V Gemälde & Druckgraphik Nr. 3393
S. 127 Kuhn, K.: Die Gewerbeschule Karlsruhe, 1927, S. 107
S. 129 StadtAK 8/Diaslg. CD 0742 Nr. 33
S. 133 Landesbildstelle Baden
S. 137 Heinz Straub
S. 139 Heinz Straub
S. 143 StadtAK 8/StS 18 B 36
S. 147 StadtAK 8/PBS XIVa 600
S. 148 privat
S. 152 Heinz Straub
S. 153 Heinz Straub
S. 157 Badischer Kunstverein
S. 159 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 161 StadtAK 8/PBS oIII 322
S. 163 StadtAK 8/PBS oXIVa 686
S. 164 StadtAK 8/PBS XIVc 88
S. 166 Max-Reger-Institut Karlsruhe
S. 169 StadtAK 8/PBS oIII 541
S. 171 privat
S. 174 Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
S. 175 Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
S. 179 Landesdenkmalamt Karlsruhe
S. 181 StadtAK 8/PBS oXIIIc 397
S. 182 StadtAK 8/PBS oXIIIc 396
S. 190 Landesbildstelle Baden
S. 195 Jürgen Schuhladen-Krämer
S. 199 „Der Führer", 4. März 1934
S. 207 StadtAK 7/Nl Reichwein 74
S. 208 StadtAK 8/PBS oXIVc 196

S. 210 StadtAK 8/PBS oXIIIa 307
S. 211 Hans-Jürgen Günther
S. 214 Landeskirchliches Archiv Karlsruhe
S. 217 StadtAK 8/PBS III 1014
S. 221 StadtAK 8/PBS XI 1343
S. 224 Stadtwerke Karlsruhe GmbH
S. 225 Stadtwerke Karlsruhe GmbH
S. 226 Stadtwerke Karlsruhe GmbH
S. 229 Stadtwerke Karlsruhe GmbH
S. 230 Stadtwerke Karlsruhe GmbH
S. 231 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 233 Stadtwerke Karlsruhe GmbH
S. 234 Stadtwerke Karlsruhe GmbH
S. 235 Stadtwerke Karlsruhe GmbH
S. 238 Hamburg, electrum - Das Museum der Elektrizität
S. 246 StadtAK 8/PBS oXIVb 24
S. 249 StadtAK 8/PBS I 558
S. 251 Herbert Schweizer
S. 253 „Badische Landeszeitung", 24. Dezember 1898
S. 255 privat
S. 258 privat
S. 260 StadtAK 8/PBS oIII 1279a
S. 265 StadtAK 8/PBS III 519
S. 267 privat
S. 268 Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 269 StadtAK 8/PBS III 1102
S. 270 Deutsche Apotheker-Zeitung 121. Jhrg. 1981, Nr. 7, 12.2.1981, S. 345
S. 272 Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 273 Sammlung Dethleffs, Isny
S. 274 StadtAK 8/PBS oIII 464
S. 277 StadtAK 8/PBS oI 31
S. 278 BNN-Archiv
S. 279 Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 280 StadtAK 8/PBS oIII 1728
S. 282 Heima Hasters
S. 283 Südwestdeutsches Archiv für Architektur
S. 285 StadtAK 8/PBS oV 11
S. 286 StadtAK 8/PBS oIII 1761
S. 287 privat
S. 288 StadtAK 8/PBS I 422
S. 290 Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 293 Weech, F.v.: Geschichte der Stadt Karlsruhe Bd. 1, S. 448
S. 295 StadtAK 8/PBS XIVb 218
S. 297 StadtAK 8/PBS oXIVa 1646
S. 299 Manfred Koch
S. 301 StadtAK 1/HBA 38
S 303 Gerhard Kabierske
S. 304 Gerhard Kabierske
S. 305 StadtAK 8/PBS oXIVc 59
S. 306 StadtAK 1/HBA 40
S. 308 StadtAK 8/PBS oXIVb 594
S. 310 StadtAK 8/PBS oXIIIb 58
S. 312 StadtAK 8/PBS oXIVa 353
S. 314 Generallandesarchiv Karlsruhe
S. 315 Walter Dukek
S. 317 Südwestdeutsches Archiv für Architektur
S. 318 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 320 Landesdenkmalamt Karlsruhe
S. 321 StadtAK 8/PBS oXIVb 908
S. 323 Bildstelle der Stadt Karlsruhe
S. 326 Landesdenkmalamt Karlsruhe

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Dr. Susanne Asche,
Stadtarchiv Karlsruhe
Dr. Brigitte Baumstark,
Städt. Kunstsammlungen Karlsruhe
Prof. Dr. Erich Beyer,
Universität Karlsruhe
Dr. Ernst Otto Bräunche,
Leiter des Stadtarchivs Karlsruhe
Dr. Jutta Dresch,
Kunsthistorikerin
Dr. Peter Michael Ehrle,
Leiter der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe
Ute Grau M.A.,
Historikerin
Hans-Jürgen Günther,
Oberstudienrat
Rainer Gutjahr,
Oberstudienrat
Dr. Barbara Guttmann,
Historikerin
Prof. Frithjof Haas
Reiner Haehling von Lanzenauer,
Jurist und Historiker
Heima Hasters,
Verlegerin
Amalie Heck,
Rektorin a.D.
Dr. Michael Heck,
Kulturreferent der Stadt Karlsruhe
Dr. Kurt Hochstuhl,
Staatsarchiv Stuttgart
Priv. Doz. Dr. Klaus-Peter Hoepke,
Universität Karlsruhe
Dr. Siegmar Holsten,
Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
Dr. Gerhard Kabierske,
Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau an der Universität Karlsruhe
Dr. Gerhard Kaller,
Archivdirektor a.D.
Ulrich Kinzler,
Staatl. Forstamt Karlsruhe
Prof. Dr. Jan Knopf,
Universität Karlsruhe
Dr. Manfred Koch,
Stadtarchiv Karlsruhe
Dr. Margarete Kraft,
Oberstudiendirektorin
Hans-Jürgen Kremer M.A.
Historiker
Erich Lacker,
Oberstudienrat a.D.
Dr. Gottfried Leiber,
Ltd. Baudirektor a.D.
Dr. Herbert Linder,
Historiker
Dipl.-Ing. Dieter Ludwig,
Leiter der Verkehrsbetriebe
Dr. Michael Martin,
Leiter des Stadtarchivs Landau
Dr. Ursula Merkel,
Städt. Kunstsammlungen Karlsruhe
Alexander Mohr M.A.,
Historiker
Dr. Leonhard Müller,
Forum für Stadtgeschichte und Kultur
Dr. Christof Müller-Wirth
Albrecht Münch,
Präsident des Bad. Sängerbundes
Dr. Klaus Oesterle,
Direktor des Markgrafengymnasiums
Wolfgang Paech,
Direktor der Heinrich-Meidinger-Schule
Dr. Ulrike Plate,
Landesdenkmalamt Karlsruhe
Dr. Peter Pretsch,
Leiter der Stadtgeschichtlichen Sammlungen Karlsruhe

Dr. Frank Raberg
Kommission für geschichtliche Landeskunde Baden-Württemberg
Dr. Clemens Rehm,
Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe
Dr. Harald Ringler,
stellv. Leiter des Stadtplanungsamtes Karlsruhe
Dr. Wilfried Rößling,
Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe
Dr. Hermann Rückleben,
Leiter des Landeskirchlichen Archives Karlsruhe
Angelika Sauer,
Stadtarchiv Karlsruhe
Prof. Dr. Harald Siebenmorgen,
Leiter des Badischen Landesmuseums Karlsruhe
Dr. Christof Schiller,
Rechtsanwalt
Armin Schlechter,
Badische Landesbibliothek Karlsruhe
Dr. Heinz Schmitt,
Amtsleiter Stadtbibliothek, Archiv, Sammlungen der Stadt Karlsruhe
Dorothea Schmitt-Hollstein,
Journalistin
Markus Schneider,
Stadtwerke
Prof. Andreas Schröder,
Musikhochschule Karlsruhe
Jürgen Schuhladen-Krämer,
Historiker
Prof. Dr. Hansmartin Schwarzmaier,
Leiter des Badischen Generallandesarchivs Karlsruhe a.D.
Diana Stöcker,
Badenwerk Karlsruhe
Dipl.-Ing. Heinz Straub
Prof. Dipl.-Ing. Jürgen Ulmer,
Leiter der Stadtwerke
Paul Wehrle,
Gymn. Prof. a.D.
Josef Werner,
Journalist
Gerda Willig,
Stadtwerke

ISBN 3–7617–0091–1